Ausgewählte Briefe

PROPERTY OF
University of
Michigan
Libraries

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Ausgewählte Briefe

von

David Friedrich Strauß.

Herausgegeben und erläutert

von

Eduard Zeller.

Mit einem Porträt in Lichtdruck.

Bonn.
Verlag von Emil Strauß.
1895.

Digitized by Google

Pf-Stacks
Leutsche
2-23-51
73399

Vorwort.

Briefe sind ihrer Natur nach nicht für die Oeffentlichkeit, sondern nur für diejenigen bestimmt, an die sie gerichtet sind: Schriftstücke, die mit der Absicht ihrer späteren oder sofortigen Veröffentlichung verfaßt werden, sind auch dann, wenn sie die Form von Briefen haben, doch der Sache nach keine; wirkliche Briefe sind nur diejenigen, deren Abzweckung in der Mittheilung der Verfasser an die Empfänger aufgeht. Werden daher solche nach dem Tode, oder ausnahmsweise auch noch bei Lebzeiten ihrer Verfasser der Oeffentlichkeit übergeben, so ist dieß immer eine Ueberschreitung der Absicht, aus der sie hervorgegangen sind; und diese Ueberschreitung ist nur dann berechtigt, wenn es besondere Gründe als wünschenswerth erscheinen lassen, das, was nur Einem oder Wenigen vor Augen kommen sollte, zum Gemeingut für weitere Kreise zu machen. Wenn einem Briefe das Bedeutende seines Inhalts oder die Schönheit und Anmuth seiner Form einen selbständigen litterarischen Werth verleiht; wenn er uns über den Lebensgang, die geistige Entwicklung, die Denk- und Empfindungsweise einer merkwürdigen, vielleicht hervorragenden Persönlichkeit Aufschluß gibt; wenn er unsere Kenntniß der Zeit, in der er entstanden ist, berichtigt oder vervollständigt; wenn er mit einem Wort ein allgemeineres, über die persönlichen Beziehungen, aus denen er zunächst hervorgegangen ist, hinausgehendes Interesse hat, so verdient er auch jedem zugänglich gemacht zu werden, welcher sich an ihm zu erfreuen oder durch ihn belehren zu lassen geneigt ist.

Alle diese Vorzüge in D. F. Strauß' Briefen vereinigt zu finden, mußte jeder zum voraus erwarten, der ihn in seinen Schriften

Digitized by Google

als den geiſtvollen, vielſeitig gebildeten, ebenſo feinfühligen als ſcharf denkenden Mann, als den kühnen, epochemachenden Kritiker, als den Meiſter in der Kunſt anziehender und lichtvoller Darſtellung bewundern gelernt hatte. Die eigene Kenntniß derſelben ſtellte für uns vollends ihre Druckwürdigkeit außer Zweifel. Schwieriger war es, ſich darüber zu entſcheiden, was und wie viel von ihnen veröffentlicht werden ſolle. Die Briefe und Briefauszüge, welche in dem vorliegenden Bande zuſammengefaßt ſind, ſtellen nicht den vierten Theil des Materials dar, welches uns zu Gebote ſtand, und welches ſich theils aus ungedruckten Quellen, theils auch aus einzelnen Publikationen, die ohne Vorwiſſen der Straußiſchen Erben erfolgt waren, noch erheblich hätte vermehren laſſen. War nun ein Abdruck dieſer ganzen Schriftenmaſſe ſchon durch ihren Umfang ausgeſchloſſen, ſo konnten für die hiernach vorzunehmende Auswahl einzelner Stücke nur die gleichen Geſichtspunkte maßgebend ſein, wie für die Frage, ob die gegenwärtige Veröffentlichung überhaupt ſtattfinden ſolle. Das Intereſſe einer Briefſammlung, wie die vorliegende, iſt zunächſt ein biographiſches: ſie gibt uns das unmittelbarſte, und wenn die Briefe von einem ſo wahrheitsliebenden und über ſich ſelbſt ſo klaren Manne, wie Strauß, herrühren, das treueſte Bild von dem Leben ihres Verfaſſers, und ſie leiſtet dieß in unſerem Fall mehr noch für den innern als für den äußern Verlauf dieſes Lebens. Unſere Sammlung erfreut uns ferner durch einen Reichthum von Gedanken und Bemerkungen, welche bald den Schriften des Briefſtellers zur Erläuterung und Ergänzung dienen, bald auf weitere, in dieſen nicht beſprochene Gegenſtände ſich beziehen. Sie erfreut uns aber auch durch die ungemeine Leichtigkeit, Ungezwungenheit und Anmuth, mit der Strauß, als geborener Stiliſt, die Form der brieflichen Darſtellung handhabt, und uns in jeder raſch hingeworfenen Zeile die Hand des Meiſters erkennen läßt; und nicht minder durch jenes liebevolle und ſinnige Eingehen in das ſcheinbar Kleine, worin der Dichter in ihm ſich nicht weniger bethätigt als in den Gedichten, die er auch in ſeine Briefe nicht ſelten eingeſtreut hat. Ein eigenthümliches Intereſſe gewinnen endlich dieſe Briefe dadurch, daß ſie während des ganzen Zeitraums, über den ſie ſich erſtrecken, die litterariſchen, künſtleriſchen, politiſchen Erſcheinungen, welche die Aufmerkſamkeit ihres Verfaſſers auf ſich ziehen, bald in größerem, bald in ge-

Digitized by Google

ringerem Umfang mit Bemerkungen und Urtheilen begleiten, von denen es sich auch heute noch verlohnt Kenntniß zu nehmen. Je erheblicher der Beitrag erschien, den uns ein Brief oder eine Briefstelle nach der einen oder der anderen Seite hin für die Ausführung des Gesammtbildes versprach, auf das es bei einer Sammlung wie die unsrige, abgesehen sein muß, um so mehr mußten sie sich uns zur Aufnahme empfehlen.

Eine Schranke war hiebei freilich nicht unbeachtet zu lassen. Es wäre nicht im Sinn unseres Freundes gewesen, wenn wir in seinen Briefen die Spuren der inneren Kämpfe, unter denen die Entwicklung seines Geistes und Charakters sich vollzog, hätten verwischen, wenn wir alle Annahmen, welche sich nicht bestätigt haben, alle Aeußerungen, welche Anstoß geben, alle Urtheile, welche verletzen könnten, hätten unterdrücken wollen. Er hat sich immer zu dem Wahlspruch seines Lieblingsdichters bekannt: „Sagt, ich sei ein Mensch gewesen, und das heißt ein Kämpfer sein." Er hat auch für sich selbst jede Schönfärberei abgelehnt, und was er in Betreff seiner Gedichte verordnet, das wird auch für seine Briefe gelten: „Aber meine Menschenschwächen — Suchet ja nicht zu verstecken: — Auch im Grabe noch will euer — Alter Freund kein Heuchler sein." Zu dem Lebensbilde, das sich in unseren Briefen entrollt, gehören mit den äußeren Kämpfen auch die inneren Hemmungen, Störungen und Schwankungen, durch welche dieses Leben sich hindurcharbeiten mußte; zu dem Bilde der Zeit, welche sich in den Aeußerungen des Briefstellers unter individueller Beleuchtung abspiegelt, gehören auch die Stimmungen, die Erwartungen, die Befürchtungen, und die Hoffnungen, die er ausspricht oder über die er berichtet; zur Geschichte einer wissenschaftlichen oder künstlerischen Erscheinung gehört auch der Eindruck, den sie auf bedeutende und urtheilsfähige Zeitgenossen gemacht hat. Nichts, was in einer von diesen Beziehungen unsere Kenntniß des geschichtlichen Thatbestandes zu bereichern geeignet ist, soll der Oeffentlichkeit vorenthalten bleiben. Aber wenn es sich um Menschen und um die Erlebnisse von Menschen handelt, die erst theilweise der Vergangenheit angehören, die nicht blos in ihren Werken und Leistungen, sondern bis zu einem gewissen Grade noch persönlich, in ihren Freunden und Angehörigen fortleben, so ist man ihnen auch noch einen Theil der Rücksicht schuldig, welche man sich den Lebenden gegenüber zur

Digitized by Google

Pflicht machen würde. Nicht alles, was Jemand einem Freunde über sich selbst mittheilt oder über Andere gegen ihn äußert, ist für die Oeffentlichkeit geeignet, so lange noch Leute da sind, die dem einen oder dem andern persönlich nahe standen. Mit seiner öffentlichen Thätigkeit und mit den Werken, welche er selbst der Oeffentlichkeit übergeben hat, stellt sich Jeder schon bei seinen Lebzeiten der Kritik zur freien Erörterung; was sich dagegen während seines Lebens der öffentlichen Besprechung entzieht, gehört ihr auch nach seinem Tode erst dann unbedingt an, wenn er dem Kreise der Lebenden vollständig entrückt und in das Schattenreich der Geschichte eingegangen ist. Wer daher die Briefe eines Verstorbenen herausgibt, der wird sich immer die Frage vorlegen müssen, ob das, was er veröffentlicht, wenn es auch an sich hiefür geeignet sein mag, dieß auch in dem gegebenen Zeitpunkt und unter den gegebenen Verhältnissen sei, und es wird dadurch denen, welche aus einer Masse von Briefen eine Auswahl für den Druck veranstalten sollen, ihre Aufgabe noch erheblich erschwert. Wir haben uns bemüht, derselben nach Kräften gerecht zu werden; über das Einzelne wird man freilich immer verschiedener Meinung sein können, und es wird sich nicht vermeiden lassen, daß vielleicht einmal dasselbe dem Einen zu viel ist und dem Andern zu wenig.

Eines aber möchten wir bei dieser Gelegenheit der Beachtung unserer Leser empfehlen. Vertrauliche Briefe, wie die hier mitgetheilten, sind ebenso, wie das persönliche Gespräch, dessen Stelle sie vertreten, ein Ausdruck derjenigen Gedanken, Empfindungen, Pläne, Hoffnungen und Befürchtungen, welche den Schreibenden zur Zeit des Schreibens, unter dem Einfluß bestimmter Verhältnisse, Erfahrungen und Stimmungen bewegen: Augenblicksbilder, bei denen immer erst untersucht werden muß, was an ihnen die bleibenden Grundzüge des Originals wiedergibt, was nur dem jeweiligen Moment angehört. Dieß darf man nie vergessen, wenn man briefliche Aeußerungen, mögen sie nun den Schreibenden selbst oder Andere angehen, richtig auffassen und würdigen will. Den klaren und scharf ausgeprägten Gedanken gehen in der Regel als ihre Keime unfertige Versuche voran, den klaren und dauernden Gefühlen unbestimmte, der Läuterung und Fixirung bedürftige Empfindungen, den festen Entschlüssen schwankende und wechselnde Pläne; und je länger diese inneren Vorgänge dauern, um so leichter werden

Digitized by Google

sie auch in der brieflichen Zwiesprache mit Freunden zum Ausdruck kommen. Es hat einen eigenthümlichen Reiz, das innere Leben bedeutender Menschen und die einzelnen Phasen desselben an der Hand solcher Selbstzeugnisse zu beobachten, das, was uns in ihrem Wirken und ihren Werken als reife Frucht vorliegt, durch sein Werden und Wachsen zu verfolgen. Nur darf man das eine nicht mit dem andern verwechseln und nicht erwarten, das, was sich erst im Laufe der Zeit und durch anhaltende innere Arbeit herausbilden konnte, von Anfang an fertig zu finden.

Die Briefe, welche für die vorliegende Sammlung benützt wurden, befanden sich theils schon seit längerer Zeit im Besitze von D. F. Strauß' Sohn, theils wurden sie uns von ihren Besitzern mit einer Bereitwilligkeit zur Verfügung gestellt, für die wir denselben unsern lebhaftesten Dank öffentlich auszusprechen uns gedrungen fühlen. Als ich es auf den Wunsch von Strauß' Tochter und Sohn übernahm, einen Theil dieses Materials herauszugeben, konnte ich dieß nur im Vertrauen auf die Unterstützung thun, die mir der letztere hiefür in Aussicht stellte; und so hat er mir denn auch wirklich bei der Sichtung der Briefe, der Sammlung der Notizen, deren ich für die Anmerkungen bedurfte, bei der Correctur, und durch die Anfertigung des Personenverzeichnisses am Schlusse des Bandes eine so werthvolle Hülfe geleistet, daß die Arbeit der Herausgabe fast zu gleichen Theilen von uns beiden getragen wurde. Die Einleitungen, durch welche die Briefe in den Lebensgang ihres Verfassers eingereiht werden, und die Anmerkungen, die ihrem Texte beigefügt sind, rühren von mir her. Mit beiden glaubte ich mich auf das nöthigste beschränken zu sollen; zu diesem rechnete ich aber, die Anmerkungen betreffend, — in der Hoffnung, daß diese Briefe nicht blos Leser sondern auch Leserinnen finden werden — unter anderem die Uebersetzung der lateinischen und griechischen Reminiscenzen, die Strauß in Briefen an klassisch gebildete Freunde anzubringen liebte. Die Nachweisungen über die in den Briefen erwähnten, nicht allgemein bekannten Personen, Journalartikel und Schriften hätte ich theils zur Erläuterung des Textes, theils den Lesern zu liebe, die sich für solche Dinge interessiren, gerne noch vollständiger gegeben; ich war aber dazu leider nicht immer im Stande, meine Erkundigungen bei Andern führten nur theilweise zum Ziele,

und allzulange durften ſie ſich auch nicht hinziehen, um den Druck nicht aufzuhalten. Notizen, welche den von mir beigebrachten zur Ergänzung oder zur Berichtigung dienen, würde ich dankbar in Empfang nehmen.

Stuttgart, 2. November 1895.

E. Zeller.

Verzeichniß der Personen,

an welche die in dieser Sammlung enthaltenen Briefe gerichtet sind.

Baur, Ferdinand Christian, 1792—1860; 1817 Professor an dem evangelischen Seminar in Blaubeuren, seit 1826 Professor der Theologie in Tübingen, und in beiden Stellungen derjenige von Strauß' Lehrern, welcher auf seine wissenschaftliche Entwicklung den größten Einfluß hatte. (Vgl. Strauß Märklin, Ges. Schr. X, 189 ff. 208. 211 ff.) Brief 9.

Fischer, Kuno; geb. 1824; 1850 Privatdocent der Philosophie in Heidelberg; 1853 in Folge theologischer Denunciation removirt; 1856 Professor in Jena; 1872 Professor in Heidelberg. (Vgl. Strauß Ges. Schr. I, 32 und Brief 317. 339.) Brief 332. 341. 353. 359. 371. 382. 385. 390. 392. 400. 401. 409. 424. 426. 435. 442. 463. 481. 488. 525. 531. 555. 559. 566. 580. 595. 605.

Gervinus, Georg, 1805—1871; seit 1830 Privatdocent der Geschichte in Heidelberg; 1836 Professor in Göttingen; 1837 als einer der Göttinger Sieben abgesetzt; seit 1840 wieder in Heidelberg, wo er 1844 Honorarprofessor wurde, aber nur bis 1848 gelesen hat. (Ueber sein Verhältniß zu Strauß vgl. auch Strauß Ges. Schr. I, 32 f.) Brief 393. 415. 419. 436. 439.

Häckel, Ernst, geb. 1834, Professor in Jena seit 1862. Brief 577.

Käferle, Christian, 1805 in Ludwigsburg geboren, 1835 Pfarrer in Perouse, 1844 in Dobel, 1864 in Mössingen, 1875 pensionirt, 1885 gestorben, war mit Strauß schon von der Schule und der Universität her befreundet. (Näheres über ihn Brief 102. 285.) Brief 6. 127. 141. 202. 222. 230. 244. 266. 285. 325. 329. 363. 411. 433. 444. 465. 472. 503. 509. 545. 554. 560.

Kauffmann, E. F., 1803 in Ludwigsburg geboren, wurde 1827 in seiner Vaterstadt, 1842 in Heilbronn als Reallehrer angestellt, 1852 Gymnasialprofessor in Stuttgart. Er starb 1856. (Ueber ihn und sein Verhältniß zu Strauß handelt Brief 328.) Brief 59. 72. 99. 235. 242. 249. 254. 263. 267. 272. 297. 299. 300. 316.

Märklin, Christian, 1807 geboren, lebte mit Strauß 1821—1825 in dem Seminar in Blaubeuren, 1825—1830 im Stift in Tübingen zusammen, war hier 1833 f. sein College als Repetent, wurde 1834 Diakonus in Calw, 1840 Professor am Gymnasium in Heilbronn, und starb 1849. (Vgl.

Strauß, Christian Märklin Ges. Schr. X, 175—359.) Brief 1. 2. 3. 4. 5. 44. 46. 50. 62. 66. 69. 96. 103. 110. 117. 171. 173. 208. 210. 214. 215. 217. 219. 220. 221. 223. 229.

Meyer, Julius, 1830 in Aachen geboren, lebte einige Jahre mit Strauß in Heidelberg, gieng 1858 nach München, wo ihn die Redaktion des Künstlerlexikons und andere kunstgeschichtliche Arbeiten beschäftigten, war 1873 bis 1890 Direktor der Gemäldegallerie des Berliner Museums, und starb 1893 in München. Brief 397. 407. 413. 417. 427. 432. 440. 441. 446. 450. 451. 455. 469. 477. 482. 502. 534. 535. 537. 571. 574. 607.

Rapp, Ernst, geb. 1806, studirte in Tübingen als Zögling des theologischen Seminars 1824—1829, wurde 1835 Pfarrer in Enslingen, 1853 in Untermünkheim (beide Dekanats Hall), 1860 in Schömberg, Dek. Freudenstadt; seit 1867 als Pensionär in Stuttgart starb er hier 1879. (Weiteres Brief 326.) Brief 8. 10. 14. 15. 17. 18. 20. 22. 24. 25. 26. 27. 28. 30. 32. 34. 35. 36. 38. 41. 43. 45. 47. 55. 58. 65. 67. 68. 70. 71. 73. 74. 75 76. 81. 82. 83. 84. 87. 90. 91. 92. 93. 95. 100. 102. 106. 108. 111. 112. 115. 116. 119. 122. 125. 126. 128. 130. 133. 135. 137. 138. 140. 142. 143. 144. 146. 149. 150. 153. 156. 163. 181. 187. 188. 191. 193. 196. 197. 200. 206. 209. 210. 212. 216. 218. 225. 228. 233. 234. 236. 240. 252. 257. 281. 284. 286. 287. 290. 291. 293. 294. 296. 298. 301. 303. 304. 309. 311. 314. 318. 321. 322. 324. 326. 327. 328. 330. 331. 333. 334. 336. 337. 338. 339. 342. 345. 347. 348. 350. 352. 354. 356. 361. 364. 368. 369. 370. 372. 373. 375. 376. 379. 381. 386. 387. 388. 389. 391. 396. 399. 402. 403. 406. 408. 410. 421. 422. 423. 425. 428. 429. 431. 434. 437. 447. 462. 466. 468. 480. 484. 485. 490. 491. 495. 496. 498. 499. 500. 501. 504. 505. 506. 508. 510. 512. 513. 514. 515. 517. 520. 521. 522. 523. 524. 526. 527. 532. 540. 544. 546. 548. 550. 551. 552. 557. 558. 561. 562. 563. 564. 565. 567. 568. 569. 570. 572. 573. 575. 576. 578. 579. 582. 583. 584. 586. 587. 588. 589. 590. 591. 593. 594. 596. 597. 598. 599. 600. 602. 603. 604. 606. 608.

Schöll, Adolf, württembergischen Eltern 1805 in Brünn geboren, begann seine Studien 1823—1826 in Tübingen, habilitirte sich 1833 in Berlin für Philologie und Archäologie, wurde 1842 a. o. Professor in Halle, 1843 Direktor der Kunstsammlungen in Weimar, 1861 ebendaselbst Bibliothekar und starb 1882. Brief 213. 245. 246. 250. 367. 448. 453.

Sigel, Emilie, geb. 1808 in Freudenstadt, lebte in der Folge in Stuttgart, wo sie 1861 gestorben ist. Sie ist die Freundin, deren Erinnerungen an Möhler Strauß seinen Kleinen Schriften (Ges. Schr. II, 219 ff.) einverleibt hat. Brief 205. 258. 260. 261. 262. 269. 277. 279.

Strauß, Amalie, geb. Herber, geb. 1819 in Langenschwalbach, Gattin von Wilhelm Strauß. Brief 445. 585. 592.

Strauß, Wilhelm, geb. 1810 in Ludwigsburg, einziger Bruder von David Friedr. Strauß, lebte als Fabrikant in Köln, zog im Jahre 1857 nach Frankfurt, von da im Jahre 1860 nach Darmstadt, wo er 1863 starb.

Brief 49. 64. 78. 85. 89. 94. 98. 107. 118. 120. 121. 123. 131. 145. 154. 166. 168. 190. 199. 203. 204. 207. 211. 271. 274 307. 344. 394. 404. 418.

Vischer, Friedrich, 1807 in Ludwigsburg geboren, dann nach Stuttgart verpflanzt, war mit Strauß 1821—1830 Zögling der theol. Seminarien in Blaubeuren und Tübingen, kehrte in das letztere 1833, ein Jahr nach Strauß, als Repetent zurück, habilitirte sich 1836 in Tübingen für Aesthetik, besuchte 1839 f. Italien und Griechenland, wurde 1837 außerordentlicher, 1844 ordentlicher Professor. 1845 für zwei Jahre suspendirt (vgl. Br. 157 ff.), 1848 in die Paulskirche gewählt, gieng er 1855 an das Polytechnikum in Zürich, kehrte 1866 nach Tübingen zurück, vertauschte seine dortige Lehrstelle 1869 mit einer solchen am Stuttgarter Polytechnikum, und starb 1887. Brief 12. 16. 19. 21. 23. 31. 37. 39. 40. 42. 48. 51. 52. 53. 54. 57. 60. 61. 63. 77. 79. 80. 86. 97. 101. 104. 105. 109. 113. 114. 129. 136. 139. 151. 152. 155. 157. 158. 159. 160. 161. 164. 167. 169. 170. 172. 174. 177. 178. 179. 180. 182. 184. 185. 186. 189. 192. 194. 195. 198. 201. 224. 226. 231. 237. 238. 239. 241. 243. 247. 248. 251. 253. 255. 259. 264. 265. 268. 270. 273. 275. 276. 278. 280. 282. 292. 306. 308. 312. 315. 319. 320. 335. 343. 346. 349. 355. 358. 360. 362. 366. 374. 378. 380. 398. 414. 416. 452. 454. 456. 464. 470. 476. 479. 483. 486. 489. 493. 494. 507. 511. 516. 518. 519. 528. 530. 533. 536. 549.

Zeller, Eduard, geb. 1814, lernte Strauß noch als Studenten kennen, hatte ihn 1831 in Maulbronn (vgl. S. 1) zum Lehrer, und hatte sich 1832—35 in Tübingen seines Unterrichts und Umgangs zu erfreuen. 1839 wurde Z. Repetent, 1840 Privatdozent in Tübingen, 1847 Professor der Theologie in Bern, 1849 Professor der Philosophie in Marburg, 1862 in Heidelberg, 1872 in Berlin. Brief 7. 11. 13. 29. 33. 56. 88. 124. 132. 134. 147. 148. 162. 165. 175. 176. 183. 227. 232. 256. 283. 288. 289. 295. 302. 305. 310. 313. 317. 323. 340. 351. 357. 365. 377. 383. 384. 395. 405. 412. 420. 430. 438. 443. 449. 457. 458. 459. 460. 461. 467. 471. 473. 474. 475. 478. 487. 492. 497. 529. 538. 539. 541. 542. 543. 547. 553. 556. 581. 601.

Inhalts-Verzeichniß.

		Seite
Erſte Abtheilung.	1830—1842 (Brief 1—114) . . .	1—129
Zweite Abtheilung.	1842—1848 (Brief 115—222) . . .	129—234
Dritte Abtheilung.	1849—1854 (Brief 223—308) . . .	234—332
Vierte Abtheilung.	1854—1860 (Brief 309—408) . . .	333—420
Fünfte Abtheilung.	1860—1865 (Brief 409—469) . . .	420—475
Sechſte Abtheilung.	1865—1872 (Brief 470—554) . . .	475—539
Siebente Abtheilung.	1872—1874 (Brief 555—608) . . .	539—576

Digitized by Google

Erste Abtheilung.

1830—1842.

Am 27. Januar 1808 in Ludwigsburg geboren, hatte Strauß im Oktober 1821 sein elterliches Haus verlassen, um in dem Seminar Blaubeuren durch den herkömmlichen Gymnasialunterricht auf das Universitätsstudium vorbereitet zu werden. Im Herbst 1825 hatte er als Zögling des evangelisch-theologischen Seminars (des sog. „Stifts") die Universität Tübingen bezogen und sich auf dieser während fünf Jahren dem Studium der Philosophie und Theologie gewidmet. Nachdem er dieses im Herbst 1830 mit einer glänzenden Prüfung beschlossen hatte, wurde er dem Pfarrer Zahn in Klein-Ingersheim, einem nur zwei Stunden von seiner Vaterstadt entfernten Dorfe, als Hülfsprediger (Vikar) zugetheilt. Um die Mitte des folgenden Jahres wurde ihm für ein Vierteljahr die Vertretung einer erledigten Professur an dem evangelischen Seminar in Maulbronn übertragen. Den Sommer des Jahres 1832 hatte er mit Christian Märklin und einem oder zwei anderen Freunden in Berlin zuzubringen gedacht, wohin ihn mehr als alles andere der Wunsch zog, sich von Hegel, dessen Schriften er in seinen letzten Tübinger Semestern mit begeisterter Zustimmung studirt hatte, persönlich in sein System einführen zu lassen. Er entschloß sich jedoch aus den Gründen, die er selbst in unserem 3. Brief angibt, die Reise schon im Herbst 1831, wenn auch allein, anzutreten. (Vergl. Strauß, Märklin, Ges. Schr. X, 240). Den Winter 1831/32 brachte er in Berlin zu und kehrte erst im Frühjahr in die Heimath zurück.

Seit seinem Abgang von der Universität stand er nun in lebhaftem brieflichem Verkehr mit demjenigen von seinen Jugendfreunden, welcher in jenem Zeitpunkt am innigsten mit ihm verbunden war, dem schon erwähnten Märklin; demselben, welchem er später ein so schönes Freundschaftsdenkmal gesetzt hat. Aus der Reihe der an ihn gerichteten Schreiben sollen hier die fünf nachstehenden ganz oder theilweise mitgetheilt werden. Einen eingehenden Bericht über die theologischen Verhandlungen zwischen den beiden Freunden, von denen ein Theil in Br. 2 enthalten ist, gibt Strauß in „Chr. Märklin" Ges. Schr. X, 229 ff.

1. An Märklin.

Klein-Ingersheim, den 12./22. November 1830.

Liebster Märklin!

Der Paradebrief ist richtig anmarschirt; brave Burschе die Buchstaben, wie sie im stolzen Bewußtsein ihrer nagelneuen Trefflichkeit daherzogen, und sich doch nichts merken ließen, warum sie eigentlich kämen. Gemerkt aber habe ichs doch und — schöner Zufall! zu gleicher Zeit bekam ich einen Brief von Neuffer [1]) aus Tübingen, in welchem steht: „Märklin hat einen ganz stereotypen Brief hierhergeschickt." Gewiß ist die Haltung des Körpers bei Deinen neuen Truppen ohne Tadel, aber in Beziehung auf das Gewehr, ich meine die Feder, — habe ich sie doch ein wenig angeschrieen. Zu weich! commandirte ich, Spalt länger! Feder dicker gelassen! — In der That, daran könnte die ganze Wiedergeburt, so auffallend gelungen sie auch ist, wieder scheitern!

Unsere erste Predigt haben wir mit einander am gleichen Tage gehalten. Ich sitze nun also auch hier und zwar bis jetzt recht gern. Meine Pfarrleute sind gebildet, und beweisen mir alle Achtung und Freundlichkeit; der Schulmeister ist gut, und die liebe Jugend geht auch nicht mehr auf allen Vieren; die Gemeinde endlich ist leicht zu behandeln, da sie keine Pietisten noch Secten hat. Zeit zum Privatstudium habe ich, trotzdem, daß ich alles Kirchliche und auch den Religionsunterricht in der Schule besorge, genug, und arbeite schon frisch in der Hegel'schen Logik, verwandle als flinker Alchymist Nichts in Sein und dieses wiederum in Nichts, und denke ordentlich damit fortzukommen. Neben und zwischen diese trockene Kost genieße ich dann zur Anfeuchtung etwas Kirchenhistorie nach Gieseler. In der Vakanz habe Rosenkranz über Spinoza mir übersetzt und Hegels „Religion" [2]) ausgezogen, wovon ich Dir einen 2. Auszug, der sich etwas freier hält, zusende, und um Dein Urtheil über diese Sache, besonders in Hinsicht auf die so verschiedene Schleiermacher'sche Eintheilung der Religionen bitte. Bei beiden kommt das Judenthum zu kurz, bei Schleiermacher ist es nur auf empirische Weise, nicht durch einen Begriff, vom Christenthum unterschieden, oder nur auf einzelne, nicht auf allgemeine Weise: bei Hegel fällt es ganz an den Anfang unter die Religion des

1) Ein Universitätsfreund der beiden. — 2) Phänomenologie S. 509 ff.

Lichtwesens, da es doch gewiß nicht vor, sondern wesentlich nach und gegen die (ägyptische) Thierreligion steht. Aber vortrefflich gewiß ist das im Abschnitt von der Kunstreligion über das geistige Kunstwerk, als Epos, Tragödie und Komödie Gesagte.

Schon die Dinte verräth mich, daß der Brief längere Zeit liegen geblieben ist, und ich dieses erst am 22. November dazu schreibe. Theils hatte ich damals den Auszug noch nicht ganz vollendet, theils kam Anderes dazwischen. Bemerkenswerth ist auch in dem Abschnitt von der offenbaren Religion, daß demnach Hegel seine Dogmatik nicht ganz so getheilt hätte, wie Marheineke, und wirklich scheint mir Hegels Anordnung klarer zu sein. — —

— — — In meine Praxis komme ich immer mehr hinein und glaube, daß sie mir so geschwind nicht entleiden wird. Die Abwechslung zwischen diesen Geschäften und dem Studium hat etwas Angenehmes. — —

— — Wenn man an einem Brief so lange Zeit schreibt, und öfters absetzt, so ist kein Segen darin, daher ich hier schließe, und Dich um baldige Antwort bitte, die besser sey als mein Brief.

Ich bin wie immer

Dein

D. F. Strauß.

2. An Märklin.

Klein-Ingersheim, den 26. Dezember 1830.

— — Du bist ziemlich gerne an Deiner Stelle, das freut mich; nur hast Du Gewissensscrupel, das sieht Dir gleich. Du kommst in ein Mißverhältnis zwischen der philosophischen Überzeugung und Deinem geistlichen Vortrag. Du scheinst den eigentlichen Stein des Anstoßes darein zu setzen, daß Du, während Du selbst nur das Allgemeinste von einer religiösen Vorstellung annehmest, der Gemeinde alles Einzelnste als wesentlich vortragen solltest. Allein die Form der Vorstellung und des Begriffes stehen nicht bloß in dem Verhältnis des Einzelnen und Allgemeinen: sondern, wie die Vorstellung wesentlich einzelne Momente hat, so ist auch der Begriff nicht bloß ein abstract Allgemeines, sondern begreift auch seine relativ-einzelnen, d. h. besonderen Momente unter sich, welche den einzelnen Momenten der Vorstellung entsprechen, welche letzteren somit nicht unwesentlich sind.

Bloß das Allgemeinste der Vorstellung geben, hieße gewiß auch den Begriff verkürzen, entweder extensiv, indem in den weggelassenen

Theilen der Vorſtellung noch Momente des Begriffs ſtecken könnten, — oder doch intenſiv, indem die Ausführung ins Einzelne die Lebendigkeit der Vorſtellung erhöht, welche Lebendigkeit und Concretheit allein die Klarheit des Begriffes erſetzen kann. Sagſt Du aber: eben dieſes ganze Spiel mit Vorſtellung ſtatt Begriff ꝛc. iſt unehrlich, in ſich widerſprechend und muß zu Grunde gehen, — ſo magſt Du da nicht Unrecht haben, nur möchte ich Dir mit Hegel zurufen, daß Du damit Prädicate ausgeſprochen, die nicht beſonders brandmarkende, ſondern allgemeine aller Dinge ſind. Offenbar iſt es eine hiſtoriſche Nothwendigkeit, daß wir in dieſem Zwieſpalte ſind, das iſt nicht zu leugnen. Du ſagſt: allerdings, daß wir im Allgemeinen, d. h. unſere Zeit, darein gekommen iſt, das war nothwendig, aber wer kann den Einzelnen zwingen, darin zu bleiben? Sich aus dieſem Widerſpruch zu ziehen, gibt es, ſo viel ich ſehe, drei Wege. Erſtlich: ſich zurück zum Glauben zwingen, — das iſt unmöglich; zweitens: den Glauben in ſeiner Mittheilung an's Volk rationaliſtiſch beſchneiden, — das wäre ſchädlich und pflichtwidrig, oder, wenn eine Annäherung an den Begriff gemeint wäre, gleichfalls unmöglich; drittens: aus dem Klerus treten, — das wäre feuerreiteriſch [1]). Es wäre, wie wenn ein Gutsherr oder König die Regierung ſeines Landes nicht antreten wollte, weil noch Leibeigenſchaft darin ſey, die er nicht für rechtmäßig hielte, aber doch auch nicht abſchaffen könnte. Kurz es wäre das ideale Verlangen, auf einem reinen Standpunkte zu ſtehen, nicht auf einem empiriſchen und geſchichtlichen; hier, ſtatt eines geltenden Staatsrechts, das in manchen Punkten drückt, das Naturrecht, dort ſtatt einer Religion der Vorſtellung die Religion des Begriffes haben zu wollen. Die Geſchichte hat uns jenen Zwieſpalt hingeworfen: zu ſeiner Löſung bietet ſich uns nichts als eben das, uns der Einheit in dieſem Zwieſpalte, der Identität von Begriff und Vorſtellung, ſo weit es angeht, bewußt zu bleiben. Jeder andere Ausweg, nach dem wir greifen würden, Reformiren der Vorſtellung, oder gar daß wir uns der Kirche entzögen, wäre ein ſubjectiv ausgeheckter, nicht von der Natur der Sache, dem Gang der Dinge, dem Geiſt der Zeit uns an die Hand gegebener Schritt. Du ſagſt, daß Du die Stufe der

1) „Feuerreiter" nannte man in Tübingen um jene Zeit und früher die radikale Fraktion der Burſchenſchaft.

Religion (obwohl gleichsam nur mit Einem Auge, während Du das andere zuhältst) phänomenologisch betrachtest: Ei, so geh doch noch den Schritt weiter, und betrachte auch Dich selber mit Deinem phänomenologischen und Deinem religiösen Auge, mit Deinem philosophischen Denken und religiösen Sprechen phänomenologisch. Unter die Gestalten der Religion gehören ja nicht bloß Judenthum, Heidenthum und Christenthum, sondern auch im Christenthum selbst wieder alle seine verschiedenen Entwicklungsstufen von der Vorstellung bis zum Begriff, wovon nun eben wir gerade auf diejenige zu stehen gekommen sind, wo wir, wie wer über ein Wasser geht, über welches 2 Balken gelegt sind, halb auf dem Balken der Vorstellung, halb auf dem des Begriffs laufen müssen. — Ein philosophischer Richter ist sich des Naturrechts bewußt; jeder Urtheilsspruch aber, den er gibt, ist nach dem positiven Rechte; jeder also jenem, und somit des Richters Ueberzeugung unangemessen; jeder gegen die Ueberzeugung gethane Spruch aber wäre gewiß dem Richter Sünde. Aber der Richter ist sich auch bewußt, daß das Naturrecht historisch nur in der sich fortbildenden Reihe des positiven zur Erscheinung kommt, und insofern ist er nicht allein von der Gültigkeit des Naturrechts, sondern auch von der relativen Gültigkeit des positiven überzeugt, nur so, daß dieses nach jenem sich fortbilden müsse. Aber diese Fortbildung darf nicht durch die Willkür des einzelnen Rechtsdieners geschehen, sondern er muß dazu eine Bewegung der Gesammtheit, in welcher er das Recht verwaltet, erwarten, und indessen muß er nach dem positiven Rechte sprechen, — gerade wie der einzelne Kirchendiener die Fortbildung der Vorstellungsform in der Religion zum Begriffe nicht eigenwillig vornehmen, sondern von der Kirche erwarten soll und indessen nach der Form ihrer Vorstellung lehren. Freilich wird aber eine solche, unmittelbar von der Kirche ausgehende Reinigung des Glaubens mittelbar wieder von den Geistlichen herrühren, welche sich also zu bemühen haben, den Begriff durch die Vorstellung möglichst durchleuchten zu lassen. Wie nun dies anzugreifen sei, dies muß durch die Ansicht über den Punkt entschieden werden, ob die Form des Begriffs je Eigenthum der Gemeinde werden könne? Glaubte einer dies, so müßte er allerdings einzelne Theile der Vorstellung ganz abbrechen und statt dieser die Begriffs-Momente setzen, und dieses Geschäft immer weiter ausdehnen. Bei denen aber, welche, wie glaub' ich wir zwei, dieser Mei-

nung nicht ſind, käme es nur darauf an, ob es wirklich in unſeren chriſtlichen Religionsvorſtellungen Momente gibt, die nichts vom Begriff enthalten, — dieſe wären dann wegzulaſſen; ferner noch, ob es nicht Momente dieſer Vorſtellungen gibt, welche nicht die dem Begriffe nächſten ſind, ſondern ſich durch gleichſam feinere und durchſichtigere erſetzen laſſen, wo dann natürlich dieſe zu wählen wären, wie z. B. ſtatt der Vorſtellung des Teufels die des Böſen. — Kurz, mein Freund, wenn wir glauben, das Volk iſt des Begriffs in der Religion nicht fähig: ſo müſſen wir entweder in der Vorſtellung mit ihm reden, oder die religiöſe Gemeinſchaft mit ihm aufgeben — und ſo zeigt ſich jener, von einer Seite als ein Act der Selbſtverleugnung erſcheinende Rücktritt von dem geiſtlichen Amte aus ſolchen Scrupeln — als ſtolzer Act der Excommunication. Wie auch der ſelige Käferle [1]) ſpricht: „Die beiden Gebiete (Religion und Philoſophie) freſſen ſich nicht.“ — Dieſer hat mir nämlich geſchrieben — er muß ſich ſelber kochen in Sulzbach, und tröſtete ſich, als ich ihm von meiner menſchlicheren Lage ſchrieb, durch Leſung des 23. Pſalms! Aber eine treffliche Stelle aus ſeinem Briefe will ich Dir nicht vorenthalten; ſondern noch auf ein beſonderes Blatt ſchreiben, wie ſie's verdient [2]).

Ich habe dem Käferle nur das noch hinzugeſetzt, daß eine Ahnung des Zweifels an den Vorſtellungen des geſunden Menſchenverſtandes auch in dem Gebiete der ſinnlichen Gewißheit und der Natur überhaupt — für den Gläubigen in dem Begriff des Wunders vorhanden ſei.

---

1) Ueber den unſer Brief-Regiſter (ſ. vorn) zu vergleichen iſt.

2) „Iſt die Religion ein Denken, ſo iſt es dieſes nicht in der Form des geſunden Menſchenverſtandes, darüber ſind wir einig, ſondern ſie iſt eben jenes Denken, dem die Verzweiflung des geſunden Menſchenverſtandes vorangehen muß, das darum dieſem Narrheit und Thorheit iſt. Dieſe Umſtellung des geſunden Menſchenverſtandes finden wir bei allen religiöſen Menſchen, aber — nur in Beziehung auf ihr religiöſes Leben, nicht ebenſo z. B. in Bezug auf die ſinnliche Gewißheit. Der Weißgerber Weigle (Weigle iſt einer der Pietiſten-Obern in Ludwigsburg) weiß, daß wenn er ſchwach iſt, ſo iſt er nicht ſchwach, ſondern mächtig, und dies ſo gewiß als Hegel „Izt iſt Tag, Izt iſt nicht Tag ſondern Nacht“, an dies letzte hat Weigle nie gedacht, in dieſem Feld hat er nie gezweifelt, woher alſo kommt dem Weigle ſein Wiſſen? Nicht von der Wiſſenſchaft, ſondern vom Glauben, der ſich in der Erfahrung bewährt hat. Genug davon. Käferle.“

Noch einmal, in Beziehung auf Deinen Scrupel. Denke nur: ist's von mir, daß ich in diesen Zwiespalt gerathen bin? — Nein, der Lauf der menschlichen Dinge führte mich nothwendig hinein. — Ferner: welch einen Ausweg bietet mir die Natur der Sache dar, um des Zwiespalts los zu werden? Antwort: Daß Du Dir der Einheit in diesem Gegensatz recht bewußt bleibest. — Frage: Gibts denn keinen anderen Ausweg? Dieser scheint mir nicht genügend. — Antwort: Alle anderen sind halsbrechend; glatt ist zwar auch dieser nicht. Vorderhand mußt Du warten, bis der Geist der Menschheit einen besseren öffnet.

Hier hast Du einen kleinen Katechismus. — —

3. **An Märklin.** Ludwigsburg, den 31. Mai 1831.

Soeben erfahre ich von Klett, der in Berlin 1 Jahr lang war, folgende verfluchte aber unbezweifelbare Notizen: Wer nach Berlin geht, sagt er, soll's nur nicht im Sommer thun, erstlich in Rücksicht auf die Gesundheit, denn von dem Staub bekomme man böse Augen, die Tage seien in dem sandigen Lande glühend heiß, die Nächte empfindlich kalt. Zweitens in wissenschaftlicher Hinsicht, denn wegen der Kürze des Sommerhalbjahrs verlegen die Professoren und namentlich Hegel ihre Hauptvorlesungen auf den Winter und lesen im Sommer nur Nebensachen. Drittens in gesellschaftlicher Hinsicht sei bloß im Winter in Berlin etwas zu profitiren, vom Theater und in Privatcirkeln. — Ich gestehe, daß mir diese Gründe, besonders der erste und zweite völlig einleuchten, und ich deswegen daran denke, ob wir nicht nächsten Winter schon nach Berlin sollten. Denn von diesem Winter über ein Jahr ists zu spät, nicht bloß in Rücksicht auf Tübingen, sondern für unser Leben, Freund! von welchem nicht noch $1^1/_2$ Jahre vergehen dürfen, ohne daß wir in die Mysterien der Wissenschaft eingeweiht werden. Kommen wir an Ostern zurück, so stehts vielleicht noch $^1/_2$ Jahr an bis Tübingen, allein da privatisire ich gerne — Du vielleicht auch — oder behältst Du Dir den Rücktritt zum Dekan vor, bei welchem über den Winter der Präzeptor die Stelle versehen kann. — — —

4 **An Märklin.** Berlin, den 15. November 1831.

An wen, geliebtester Freund! soll ich es schreiben, daß Hegel todt ist, als an Dich, dessen ich auch am meisten gedachte, so lange ich den

Lebenden hören und ſehen konnte? Zwar die Zeitungen melden es Dir wohl, ehe Dich mein Brief erreicht; aber auch von mir ſollſt und mußt Du es hören. Ich hoffte, Dir Erfreulicheres von Berlin aus ſchreiben zu können! Denke Dir, wie ich es erfuhr. Ich hatte Schleiermachern nicht treffen können, bis dieſen Morgen. Da fragte er natürlich, ob mich die Cholera nicht abgeſchreckt habe, zu kommen, worauf ich erwiderte, daß ja die Nachrichten immer beruhigender geworden, und ſie jetzt wirklich auch faſt zu Ende ſey. Ja, ſagte er, aber ſie hat noch ein großes Opfer gefordert — Profeſſor Hegel iſt geſtern Abend an der Cholera geſtorben. Denke Dir dieſen Eindruck! Der große Schleiermacher, er war mir in dieſem Augenblick unbedeutend, wenn ich ihn an dieſem Verluſte maß. Unſere Unterhaltung war zu Ende, und ich entfernte mich eilig[1]). Mein erſter Gedanke war: nun reiſeſt du ab, was thuſt du ohne Hegel in Berlin? Bald aber beſann ich mich und bleibe nun. Hergereiſt bin ich einmal, — auf eine weitere Reiſe komme ich nicht mehr, und hier iſt Hegel zwar geſtorben, aber nicht ausgeſtorben. Ich freue mich, daß ich den großen Meiſter noch gehört und geſehen habe vor ſeinem Ende. Ich hörte beide Vorleſungen bei ihm: über Geſchichte der Philoſophie und Rechtsphiloſophie. Sein Vortrag gab, wenn man von allen Äußerlichkeiten abſieht, den Eindruck des reinen Fürſichſeyns, das ſich des Seyns für Andere nicht bewußt war, d. h. er war weit mehr ein lautes Sinnen, als eine an Zuhörer gerichtete Rede. Daher die nur halblaute Stimme, die unvollendeten Sätze, wie ſie ſo augenblicklich in Gedanken aufſteigen mögen. Zugleich aber war es ein Nachdenken, wie man wohl an einem nicht ganz ungeſtörten Orte dazu kommen mag, es bewegte ſich in den bequemſten, concreteſten Formen und Beiſpielen, die nur durch die Verbindung und den Zuſammenhang, in welchem ſie ſtanden, höhere Bedeutung erhielten. Am Freitag hatte er beide Vorleſungen noch gehalten; Samſtag und Sonntag fielen ſie ohnehin weg; am Montag war angeſchlagen, daß Hegel wegen plötzlicher Krankheit ſeine Vorleſungen ausſetzen müſſe, aber am Donnerstag ihre Fortſetzung anzeigen zu können hoffe, aber noch an eben dem Montag war ihm das Ziel

1) Noch etwas draſtiſcher wurde dieſe Scene unter Strauß' Freunden erzählt; vgl. Zeller, D. F. Strauß S. 26. Die obige Darſtellung wird aber die genauere ſein.

geſetzt. Vorigen Donnerstag beſuchte ich ihn. Wie ich ihm Namen und Geburtsort nannte, ſagte er gleich: ah, ein Württemberger! und bezeugte eine herzliche Freude. Er fragte mich nach allerlei Württembergiſchen Verhältniſſen, in welchen er noch mit ehrlicher Anhänglichkeit lebte, z. B. nach Klöſtern, nach dem Verhältniß von Alt- und Neu-Württembergern und dergl. Über Tübingen ſagte er, er höre, daß daſelbſt üble und zum Theil gehäſſige Vorſtellungen über ſeine Philoſophie herrſchen; es treffe auch hier zu, ſagte er lächelnd, daß ein Prophet nichts gilt in ſeinem Vaterlande. Von dem wiſſenſchaftlichen Geiſte in Tübingen hatte er die eigene Vorſtellung, es werde da zuſammengetragen, was dieſer und was jener von einer Sache halte, da habe der das darüber geſagt, ein anderer jenes, auch laſſe ſich das noch ſagen u. ſ. f. Es iſt dies wohl für unſere Zeit nicht mehr ganz richtig über Tübingen — der geſunde Menſchenverſtand und das orthodoxe Syſtem ſind poſitivere Mittelpunkte ſeiner Theologie und Philoſophie. Nach Deinem Vater erkundigte ſich Hegel mit vieler Theilnahme, die Erwähnung Maulbronns brachte ihn darauf, er ſagte, daß er mit ihm durch's Gymnaſium und die Univerſität gegangen. Er wußte ihn noch in Neuenſtadt; als ich ſagte, daß er nun Prälat in Heilbronn ſei, ſagte der alte Württemberger: ſo, jetzt iſt auch in Heilbronn ein Prälat? Wenn man Hegeln auf dem Katheder ſah und hörte, ſo gab er ſich ſo unendlich alt, gebückt, huſtend u. ſ. w., daß ich ihn 10 Jahre jünger fand, als ich auf's Zimmer zu ihm kam. Graue Haare allerdings, bedeckt von jener Mütze, wie ſie das Bild bei Binder zeigte, bleiches aber nicht verfallenes Geſicht, helle blaue Augen und beſonders zeigten ſich beim Lächeln noch die ſchönſten weißen Zähne, was einen ſehr angenehmen Eindruck machte. Er gab ſich ganz als einen guten alten Herrn, wie ich bei ihm war, und ſagte am Ende, ich ſolle öfters bei ihm einſprechen, er wolle mich dann auch mit ſeiner Frau bekannt machen. — Nun Morgen Mittag um 3 Uhr wird er begraben. Die Beſtürzung iſt ungemein auf der Univerſität; Henning, Marheineke, ſelbſt Ritter leſen gar nicht, Michelet kam faſt weinend auf den Katheder. Mein Stundenplan iſt nun ganz zerriſſen; ich weiß nicht, ob nicht vielleicht jemand die Hefte der zwei angefangenen Collegien abzuleſen unternehmen wird. Sonſt höre ich bei Schleiermacher die Encyklopädie, bei Marheineke den Einfluß der neueren Philoſophie auf die Theologie, und jetzt, da Hegels Vorleſung wegfällt, kann ich auch noch die

Geſchichte des kirchlichen Dogma bei ihm hören, welche er zu gleicher Stunde mit Hegel las. Bei Henning höre ich Logik, bei Michelet Encyklopädie der philoſophiſchen Wiſſenſchaften. Schleiermacher iſt, weil er extemporirt, nicht leicht nachzuſchreiben — er hat mich überhaupt bis jetzt — auch das Predigen miteingeſchloſſen, noch nicht beſonders angezogen, — ich muß ihn zuvor mehr perſönlich kennen lernen. Marheineke's Vortrag ſtellt man falſch dar, wenn man ihn ſtolz und affektirt nennt, er iſt ſehr würdig und mit unverkennbaren Spuren von Gefühl. Auch beim Beſuch hat er mich ganz befriedigt, und ich denke wohl in nähere Verbindung mit ihm zu kommen. Henning iſt der aufgelegte Taffel-Taffel[1]), er ſpricht ebenſo haſtig und hat auch äußerlich dieſelbe überſpannte kahle Stirne. Doch verſteht er ſeine „Logik", und iſt mir beſonders auch durch ein Converſatorium ſchätzenswerth. Michelet ſpricht äußerſt pathetiſch und gefühlvoll bis zur Fiſtel hinauf, iſt aber, bis auf ein gewiſſes poetiſches Beſtreben, das wir ihm gerne ſchenkten, recht wacker. Ich habe auch nicht verfehlt, bei Ritter ein einſtündiges Colleg zu hören, über Geographie des alten Paläſtina. Sein Vortrag iſt, ſo lang er im Allgemeinen verſirt, aus Mangel an Begriffsvermögen etwas verworren; er kann ſein Syſtem nicht weiter treiben, als zu dem Satz, daß die äußere Natur unter göttlicher Leitung auf den Menſchen wirke. Bei Neander habe ich auch ſchon hoſpitirt und ſeiner Darſtellung vollen Beifall ſchenken müſſen. Dieſe liebliche concrete Fülle und doch dabei die logiſche Ordnung und kritiſche Auffaſſung ſind eine herrliche Miſchung. Wie ich ihn aber (vielleicht mit einem Urias-Brief vom Oheim[2])) beſuchte, war er wie ein Stock. Der freundlichſte Mann hier iſt aber Hitzig[3]), der mir ſchon unzählige Gefälligkeiten erwieſen hat. Geſtern führte er mich in eine Geſellſchaft ein, in welcher namentlich Chamiſſo zu treffen war. Man lieſt Fichte's Leben vor. Chamiſſo, ein ältlicher, langer, hagerer Mann, mit einem grauen altdeutſchen Haar, aber kohlſchwarzen

1) Die ſtudentiſche Bezeichnung des Tübinger Philologen L. Tafel, die durch ſeine haſtige Sprechweiſe veranlaßt war.

2) Märklins Oheim, der Tübinger Theolog Dr. Steudel; über ihn: Strauß, Märklin Geſ. Schr. X, 209, und den Verdacht eines Uriasbriefs betreffend ebd. S. 247.

3) Der bekannte, in den Berliner literariſchen Kreiſen hochangeſehene Criminaldirektor.

Augenbrauen. Im Gespräch ist er nicht viel, zerstreut, das Gesicht greulich verziehend, aber freundlich und zuvorkommend. So hätte ich also Alles, — nur Dich, mein Bester, nicht und keinen der mir Dich irgend ersetzen könnte. Warum bist Du so eigensinnig fortgerannt, ohne auf uns zu warten? wirst Du sagen. Um Hegel noch zu sehen und ihm mit der Leiche zu gehen, antworte ich. Sende diesen Brief Bührern, damit er meinen Eltern sagt — worauf sie begierig sein werden, —, was ich jetzt nach Hegel's Tode zu thun gedenke. Oder kürzer kannst Du ihn an meinen Vater und durch den an Bührer senden, der ihn in jedem Fall bekommen soll und bald einen eigenen. Leb wohl! Schreibe bald Deinem treuen Freund D. F. Strauß.

P. S. Hegel hat die zweite Auflage seiner objectiven Logik noch vollendet, und diese ist in Kurzem vollends gedruckt. Von der subjectiven ist die erste Ausgabe noch nicht vergriffen.

Den 17. Gestern haben wir ihn begraben. Um 3 Uhr hielt Marheineke als Rektor im Universitäts-Saale eine Rede, einfach und innig, mich ganz befriedigend. Er stellte ihn nicht nur als König im Reich des Gedankens, sondern auch als ächten Jünger Christi im Leben dar. Er sagte auch, was er bei einer kirchlichen Feier nicht würde gesagt haben, daß er wie Jesus Christus durch den leiblichen Tod zur Auferstehung im Geiste, den er den Seinigen gelassen, hindurchgedrungen sei. Hierauf ging der ziemlich tumultarische Zug vor's Trauerhaus und von da zum Gottesacker. Dieser war mit Schnee bedeckt, rechts stand die Abendröthe, links der aufgehende Mond. Neben Fichte, wie er gewünscht hatte, wurde Hegel beigesetzt. Ein Hofrath Fr. Förster, ein Poet und Anhänger Hegel's, hielt eine Rede voll leerer Phrasen, wie das Gewitter, das lange über unseren Häuptern gestanden, und sich schon verziehen zu wollen schien, noch mit einem zündenden Strahl und harten Donnerschlag ein hohes Haupt getroffen; und dies mit einem Ton, wie wenn man dem Kerl einen Sechser gegeben hätte, um das Ding geschwind abzulesen. Nachdem dies beendigt war, trat man näher zum Grab und eine von Thränen gedämpfte aber hochfeierliche Stimme sprach: Der Herr segne Dich ꝛc. Es war Marheineke. Dieser Eindruck befriedigte mich wieder ganz. Beim Austritt aus dem Gottesacker sah ich einen jungen Mann weinen und hörte ihn von Hegel sprechen. Ich schloß mich an ihn an; es war ein Jurist, vieljähriger Schüler Hegel's. Damit Gott befohlen!

5. **An Märklin.** Berlin, den 6. Februar 1832.

— — Was nun meine eigentlich wiſſenſchaftliche Thätigkeit betrifft, ſo höre ich wohl nur zu viele Collegien, bald mit mehr, bald mit weniger Befriedigung; daneben habe ich von mehreren Hegel'ſchen Vorleſungen als von Logik, Geſchichte der Philoſophie, Philoſophie der Weltgeſchichte und Religionsphiloſophie, gute Hefte durchgearbeitet und ausgezogen, da ſie doch nicht ſo plötzlich im Druck erſcheinen werden und endlich beſchäftigen mich auch Pläne zu eigenen künftigen Vorleſungen — —

— — Am allerlebhafteſten beſchäftigt mich (Alles das einſtweilen nur innerlich, zur Ausarbeitung habe ich hier keine Zeit) der Plan zu einer Vorleſung über das Leben Jeſu. Du wunderſt Dich vielleicht über dieſe Wahl, aber Du wirſt einſehen, daß dies eigentlich die beſte Vorarbeit iſt, zu dem größeren dogmatiſchen Plane, welcher mir einſtweilen dadurch ganz in den Hintergrund gekommen iſt. Der Entwurf jener Vorleſung über das Leben Jeſu liegt ſchon ziemlich beſtimmt vor mir. Eine Einleitung müßte in religionsphiloſophiſcher Weiſe unterſuchen, was es für eine Bedeutung habe, wenn in einer Religion die Anſchauung des Göttlichen als eines Lebensverlaufs eintrete; dann müßten Lebensverläufe wie der eines Adonis, Oſiris, Herakles mit dem chriſtlichen nach ihrer weſentlichen Differenz verglichen werden. Die Abhandlung ſelbſt zerfiele, wie billig, in 3 Theile, in einen traditionellen, kritiſchen und dogmatiſchen, oder in einen unmittelbar poſitiven, in einen negativen, und einen ſolchen, der das Poſitive wahrhaft wiederherſtellte. Der traditionelle Theil enthielte das Leben Jeſu, wie es im Bewußtſein der Kirche herkömmlich lebt und ſich fortſetzt, erſtlich in objectiver Geſtalt, in den Evangelien, aus welchen ein kurzer Auszug mit Hervorhebung alles Wunderbaren ꝛc. zu geben wäre; zweitens das Leben Jeſu, wie es ſubjectiv in den Einzelnen lebt, wo nach Stimmung und Umſtänden der Eine dies, der Andere jenes mehr hervorhebt, — hieher gehörten nun Mittheilungen aus den Schriften frommer Chriſten, eines Luther, Arndt ꝛc. Drittens wäre die Identität zu betrachten, welche die Kirche zwiſchen der objectiven Darſtellung der Evangelien und dem ſubjectiven Bewußtſein hervorbringt, indem ſie die für das ſubjective Bewußtſein weſentlichen Züge der objectiven Darſtellung hervorhebt im 2. Artikel des apoſtoliſchen Symbolums. — Nun ginge aber erſt der Tanz los im zweiten,

kritiſchen Theile. Da wäre zuvörderſt in einem allgemeinen Artikel über die Evangelien das auszumachen, daß die äußeren Zeugniſſe nicht bis zur Verſicherung der Abfaſſung von Augenzeugen hinaufreichen, daß ſich alſo ihr hiſtoriſcher Werth aus der Würdigung ihrer Berichte ergeben müßte. Nun würden dieſe vorgenommen. In der Geſchichte Jeſu vor ſeinem öffentlichen Auftritt, in den Erzählungen von Verkündigung, Empfängniß würde das Mythiſche erwieſen. In der Geſchichte ſeines öffentlichen Lebens würde zuerſt die Lehre betrachtet, dann die Wunder, und hier in manchen das Widerſprechende, ſowie auch Spuren von der Art, wie ſich auf traditionellem Wege ohne geſchichtliche Grundlage ſolche Erzählungen bilden konnten, aufgezeigt; endlich würden die Weisſagungen Chriſti beleuchtet und beſonders gezeigt, daß er ſeine Auferſtehung nicht vorhergeſagt. Was den dritten Theil, die Geſchichte des Todes und der Auferſtehung betrifft, ſo würde von den 2 Möglichkeiten, daß Chriſtus entweder nicht geſtorben oder nicht leiblich auferſtanden ſei, die letztere wahrſcheinlicher gemacht, da er wohl auch den übrigen nur ſo erſchien, wie dem Paulus, und dieſem doch gewiß nur innerlich, und weil die Erzählungen von der Erſcheinung des Auferſtandenen ganz widerſprechend ſind: er hat *σάρκα καὶ ὀστᾶ*[1]) ſich betaſten laſſen, alſo einen materiellen Körper, der die Eigenſchaft aller Materie, die Repulſion, die Undurchdringlichkeit hat — dann geht er wieder durch verſchloſſene Thüren, verhält ſich alſo durchdringlich. — Auf dieſe Weiſe würde ich den unendlichen Inhalt, welchen der Glaube an dieſem Leben hat, theils vernichten, theils wankend machen, — freilich nur um ihn in höherer Weiſe wieder herzuſtellen.

Ich könnte deswegen auch ſogleich im Einzelnen, ſo wie etwas kritiſch vernichtet iſt, es dogmatiſch wieder herſtellen, wodurch die Sache viel von ihrer Härte und Anſtößigkeit verlöre; allein ich will das nicht, ſondern die Gegenſätze in aller Schärfe und Reinheit hinſtellen. So entſtände alſo am Schluſſe dieſes zweiten Theiles der nothwendige Schmerz über den Verluſt dieſes Reichthums, ja der Unwille über die Verwüſtung des Heiligthums. Daraus entſtünde das Beſtreben, das Vermißte wieder herzuſtellen, und dieß wäre der Uebergang in den dritten dogmatiſchen Theil. Dieſe Wiederherſtellung iſt eine dreifache,

1) „Fleiſch und Knochen".

erſtlich die rohe des Supernaturalismus, zweitens die leere des Rationalismus und drittens die wahre der Wiſſenſchaft. Nämlich der Supernaturalismus in ſeiner groben Form ſtellt jener negativen Arbeit der Kritik die nackte Behauptung entgegen: ihr mögt reden wie ihr wollt, es iſt doch ſo geweſen, wie es in den Evangelien ſteht und da darf kein Jota fallen. Dieſer grobe Supernaturalismus aber wird bald zu dem feineren Schleiermachers, welcher die Kritik in ſich zuläßt, ihr vieles Einzelne preis gibt, aber Einen heiligen Kreis ſich in der Vollmacht des Glaubens abſteckt, über welchen ſie keine Gewalt haben ſoll, nämlich, daß dieſes hiſtoriſche Individuum das abſolut vollkommene geweſen. Gegen dieſen gedoppelten Supernaturalismus tritt nun zweitens der Rationalismus, ebenſo in ſich gedoppelt, auf. Der gemeine Paulus'ſche nämlich behauptet, wenn auch alle jene Facta als wunderbare, göttliche negirt werden, ſo bleibe doch noch genug poſitiver Gehalt in dem moraliſchen Werthe Jeſu. Zwiſchen dieſen groben Rationalismus und jenen groben Supernaturalismus fällt nun die Disceptation mit gleicher Berechtigung beider Streitenden, da der Rationalismus in der (kritiſchen) Form, der Supernaturalismus in dem (dogmatiſchen) Inhalte, welchen er feſthält, Recht hat. Aus dieſem groben Rationalismus aber entwickelt ſich nun der feine de Wette'ſche, der das Factum, und alles Factum, ſchwinden zu laſſen bereit iſt, es aber als Symbol einer dogmatiſchen Idee faßt. Sein Mangel iſt nur eben dieſer laxe Begriff des Symbols; der Tod Jeſu — Symbol der Reſignation, ja das iſt eine elende, arme Auslegung; er kann aber keine beſſere geben, weil er, wie aller Rationalismus, den Begriff des Geiſtes nicht hat, der erſt der Wiſſenſchaft eigen iſt. Dieſe nun, und dieß iſt der 3. Punkt dieſes 3. Theils, ſieht im Leben Jeſu das Bewußtſein der Kirche von dem menſchlichen Geiſt als göttlichem objectivirt, in der Lebensgeſchichte Jeſu bis zur Leidensgeſchichte iſt dies in einzelnen Zügen auseinandergeworfen in Wundern, deren Bedeutung anzugeben iſt; in der Geſchichte vom Tod und der Auferſtehung aber faßt ſich jene Idee in ihrem ganzen Prozeß gleichſam ſyſtematiſch zuſammen und zeigt, daß der Geiſt nur durch die Negation ſeiner Negation, welche die Natürlichkeit iſt, zur wahren Poſitivität, zum göttlichen Leben, ja zum Sitzen zur rechten Hand Gottes gelangt[1]).

1) Zu dem obigen vergleiche man Strauß' Darſtellung Streitſchriften III, 57 ff.

Ich denke, lieber Freund, Du ſollteſt mit den Hauptpunkten dieſer Darſtellung einverſtanden ſein; der erſte Theil könnte, als nur Bekanntes wiederholend, überflüſſig ſcheinen, allein man kann doch nicht vom Negativen anfangen, er iſt die ſchlechthin nothwendige Grundlage. Der zweite Theil iſt der ſchwierigſte, aber bietet auch die meiſten Hilfsmittel, vom alten Celſus an durch die engliſchen und franzöſiſchen Schriften (nach welchen ich eine wahre Sehnſucht empfinde, wie man gern mit einem wilden Thier ſpielt, von dem man weiß, daß es einem nichts thun kann) bis zu Dr. Paulus herab. Der letzte Theil bietet am wenigſten Hilfsmittel, iſt aber mir der leichteſte. Aber ſagſt Du, dieß willſt Du in Tübingen leſen? und Du glaubſt nicht, daß Dir der Hörſaal geſchloſſen wird? Ja, es iſt wohl ſo etwas möglich, und ich bin oft recht traurig, daß Alles, was ich in der Theologie thun möchte, nur ſolche halsbrechende Arbeit iſt. Aber ich kann es nicht ändern; auf irgend eine Weiſe muß dieſer Stoff aus mir herausgeſtaltet werden und ich will vorher leſen und dann erſt ſchreiben. Wir wollen es einſtweilen Gott befehlen, der uns doch irgendwie eine Thür für ſo etwas öffnen wird. Marheineke ſcheint in Beziehung auf ſolches Hiſtoriſche ſich nicht klar zu ſein, oder nicht recht mit der Sprache heraus zu wollen. Gewiß iſt, daß er es mehr als billig iſt, feſthält.

Nach Strauß' Zurückkunft aus Berlin zeigt ſeine uns vorliegende Correſpondenz eine Lücke, welche ſich über einen Zeitraum von $3^1/_2$ Jahren erſtreckt, und welche auch durch einen Brief an Vatke vom 18. Auguſt 1832, der bei Benecke „W. Vatke" S. 77—80 abgedruckt iſt — einen anziehenden Bericht über ſeine Rückreiſe von Berlin und die Gelehrten, die er auf derſelben kennen lernte — nur um weniges verringert wird. Es erklärt ſich dies daraus, daß Strauß während dieſer Zeit in Tübingen, wo er im Mai 1832 als Repetent im evangeliſchen Seminar eingetreten war, mit ſeinen liebſten Univerſitätsfreunden, und ſo namentlich auch mit Märklin und Viſcher, wieder vereinigt war; während andererſeits erſt ſeine Vorleſungen und dann ſein Leben Jeſu ſeine Zeit vollauf in Anſpruch nahmen. Als er aber im Sommer 1835, wegen dieſer Schrift, ſeiner Repetentenſtelle enthoben und als Profeſſoratsverweſer in ſeine Vaterſtadt Ludwigsburg verſetzt worden war, fühlte er ſofort auch das Bedürfniß,

für das persönliche Zusammenleben mit seinen Freunden durch schriftliche Mittheilung einen Ersatz zu suchen. Von den Briefen, die er von Ludwigsburg aus an sie geschrieben hat, folgen einige unter Nr. 6—12. Zwei weitere, d. 17. Jan. u. 19. Sept. 1836 an Vatke gerichtete, hat Benecke a. a. O. S. 182—186. 260—263 mitgetheilt. Der erste derselben spricht über Vatke's „Religion des A. Test." mit hoher Anerkennung, und über Bruno Bauer's damalige speculative Orthodoxie mit tiefer Geringschätzung. Die Aufforderung, an einer von Bauer herausgegebenen Zeitschrift theilzunehmen, weist Strauß mit der Erklärung ab: der Himmel solle ihn vor dem Frevel bewahren, zu dem babylonischen Thurm, den diese Herren durch die sinnloseste Verwirrung von Philosophie und Orthodoxie aufzuführen gedenken, auch nur Einen Stein herbeizutragen; lieber wolle er an Hengstenberg's Kirchenzeitung oder in Nöhr's kritische Bibliothek Aufsätze liefern, denn diese Männer begehen doch die Sünde nicht, den Namen des freien, speculativen Denkens vergebens zu führen. Der Brief vom 19. Sept. erwähnt unter anderem des schon damals von den Züricher Professoren Hitzig und Orelli betriebenen, aber zunächst mißlungenen Planes, Strauß einen Ruf an ihre Universität zu verschaffen. Auf denselben Gegenstand beziehen sich vier Briefe von Strauß an Hitzig vom 13. April und 10. Oktober 1836, 6. u. 31. Januar 1837, welche Hausrath D. F. Strauß I, Beil. S. 15—17 zum Abdruck gebracht hat. Weiteres über diese Angelegenheit bei Hausrath I, 341—364.

6. An Käferle.

Ludwigsburg, den 27. Januar 1836.

Wie ich letzthin in die Schule kam, fand ich einen Brief von Dir auf dem Katheder liegen. Wenn Biber, der vor mir da war, die Ueberschrift gelesen hat, so wird es ihn nicht erbaut haben, daß Du mich Rektoratsverweser nennst; denn das ist er. — Du hast eine besondere Gabe, einen dann mit einem Brief zu erfreuen, wenn man am wenigsten einen erwartet. Wie konnte ich hoffen, daß Du als junger Pfarrer und Ehemann Dich zu einem Brief an mich aufgefordert finden werdest, und wie konnte ich wissen, ob nicht meine Schrift auch Dich, wie so manchen andern meiner Freunde, von mir abgewendet habe? Um so größer war nun aber meine Freude über Deinen Brief. Daß es Dir in Deinen neuen häuslichen Verhältnissen wohl gehen werde,

habe ich nie bezweifelt und kann mich in das, was Du hierüber schreibst, vollkommen finden.

Was Deine Bemerkungen über mein Buch betrifft, so kann ich auf Dich anwenden, was ein Größerer als ich von einem seiner Freunde sagt[1]), daß er von ihm am liebsten sowohl gelobt als getadelt werde unter allen, die sich mit seinen Schriften beschäftigen. Zwar sind unsere Gaben und Richtungen in wissenschaftlicher Beziehung sehr verschieden: die Deinige geht mehr auf den concentrirten Kern des Inhalts, die meinige mehr auf die Mannigfaltigkeit der explicirten Form; doch weil sich keiner von uns beiden in seiner Richtung einseitig abschließt, so kann zwischen uns eine Gemeinschaft bestehen, welche um so lebendiger wirkt, weil sie Ergänzung ist. — Den tiefsten Grund Deiner Bedenklichkeiten gegen meine Arbeit sehe ich in der Bemerkung, „die Frage sei Dir noch nicht entschieden, ob es der ächte Geist der Wissenschaft gestattet, sich diese Aufgabe (Erforschung des Ursprungs der schriftlichen Nachrichten über das Leben Jesu — kurz die negativ kritische Aufgabe) zu stellen, ohne zugleich darüber hinaus (zur Erforschung des göttlichen Ursprungs jener Nachrichten — was die positiv-dogmatische oder philosophische Aufgabe wäre) zu gehen?" Ich erwidere: 1) Vorausgesetzt auch, ich wäre zu diesem letzteren nicht fortgegangen, so wüßte ich dennoch meine Arbeit vor dem Richterstuhl der ächten Wissenschaft zu rechtfertigen. Jedes wissenschaftliche Werk muß in die Zeit einzugreifen suchen. Nun ist aber in unserer Zeit auf den verschiedensten Seiten (bei pietistischen, speculativen und Gefühlstheologen) die Ueberzeugung von dem göttlichen Ursprung des Christenthums so stark, daß ein Werk wie das meine, sie nicht umstoßen, sondern nur läutern kann. Oder besser so: Ich sehe den ganzen Prozeß, den das theologische Wissen zu durchlaufen hat, logisch als eine doppelte Negation an, welche, wie wir Ludwigsburger noch vom seligen Rector her wissen (duplex negatio affirmat [2]) ein positives Resultat hat. Die erste Position ist mir das gegebene Christenthum als Neutestamentliche Geschichte und kirchliche Lehre. Gegen diese Bejahung als unmittelbare kehrt sich die Negation als Kritik und

1) Schleiermacher in seinem ersten Sendschreiben (Werke, zur Theologie II, 602) von Nitzsch.

2) „Eine doppelte Verneinung ist Bejahung".

hebt ſie in ihrer Wahrheit und Wirklichkeit auf. Bei dieſer erſten Negation blieb der Naturalismus und zum Theil auch der Rationalismus am Ende des letzten Jahrhunderts ſtehen. In jener Zeit eine Schrift zu ſchreiben wie die meinige, wäre Theilnahme an der allgemeinen Schuld jener Zeit geweſen. Aber eine Schrift zu ſchreiben, welche über die erſte Negation hinaus zur zweiten als zur Bejahung führte, das wäre damals ein Verdienſt geweſen, weil eben das jener Zeit fehlte. Jetzt hingegen ſind die Verhältniſſe ganz andere. Unſere Zeit iſt durch die Speculation über die negative Stellung des Naturalismus hinaus zur poſitiven Einheit mit dem Glauben geführt. Nun aber hat ſie vergeſſen, daß dieſes poſitive Verhalten Reſultat einer doppelten Verneinung iſt. Man meint, weil es mit der Dogmatik des Rationalismus nichts iſt, ſei es auch mit ſeiner kritiſchen Seite nichts, und weil der Inhalt des Kirchenglaubens von der Philoſophie beſtätigt werde, ſo ſei dies auch mit ſeiner Form der Fall. Man iſt von einer wiſſenſchaftlich vermittelten zu einer unmittelbaren und darum unwiſſenſchaftlichen Einheit mit dem Glauben zurückgeſunken. Unter dieſen umgekehrten Verhältniſſen iſt nun auch das Umgekehrte von dem verdienſtlich geworden, was zu Ende des vorigen Jahrhunderts und zu Anfang des jetzigen ein Verdienſt geweſen wäre. Ein Nachweis der poſitiven Einheit von Wiſſenſchaft und Glauben iſt jetzt nicht nur überflüſſig, ſondern müßte, wenn er mit Zurückſetzung des negativen Moments das Poſitive hervorhebt, ein Beitrag zur Selbſtverblendung der Zeit genannt werden. Jetzt kommt alles darauf an, daß daran erinnert werde, wie die Einheit mit dem alten Glauben, deren ſich unſere Zeit erfreut, durch eine Negation deſſelben vermittelt iſt, daß es eine große Kluft, ein tiefer Graben mit allen Drachen und Ungeheuern des Zweifels und Unglaubens geweſen iſt, über welchen ſie hat ſetzen müſſen, ehe ſie dahin gelangt iſt, wo ſie ſteht. Daß über dem wieder in Erinnerung gebrachten Negativen das Poſitive nicht vergeſſen werden werde, dafür bürgt der ganze Geiſt der Zeit — die Negation wird (wie das Schickſal meiner Schrift bereits zeigt) entweder gar nicht zugelaſſen, oder nur zur Läuterung des wahren Glaubens verwendet. Mit Rückſicht hierauf alſo glaube ich meine Schrift als aus dem ächten wiſſenſchaftlichen Intereſſe hervorgegangen vertheidigen zu können, auch wenn ſie rein negativ wäre. Aber das iſt ſie nicht. Sie iſt 2) ſelbſt in ihrem negativen Theil an

ſich durchaus poſitiv. Nämlich der ungetrübte Glaubenshintergrund leuchtet aus der ganzen Haltung und dem Ton der Kritik hervor. So lautet nicht die Kritik eines ſolchen, dem mit der Geſchichte das Dogma, mit der empiriſchen Gewißheit die abſolute Wahrheit zu Grunde geht. Der objektive Geiſt der Gemeinde, dem ich durchaus die Geſtaltung der Erzählungen zuſchreibe, deutet ſchon auf den abſoluten hin, deſſen Träger er iſt: Der Rationalismus wenigſtens, wie er den abſoluten Werth jener Geſchichten aufhob, ſo ließ er ſie auch durchaus vom ſubjektiven Geiſte, vom Wahn Einzelner, welche Wunder zu ſehen glaubten u. ſ. f. gebildet werden. Aber nicht bloß an ſich, ſondern 3) auch wirklich und ausdrücklich habe ich noch auf die Negation der negativen Kritik, auf das poſitive Reſultat hingewieſen. Ich hoffe nun zwar keineswegs, daß Du mit dem Endreſultat meiner Schlußabhandlung im 2. Theil einverſtanden ſein wirſt, denn im Ausſprechen letzter Reſultate offenbart ſich die Verſchiedenheit unſerer Anſchauungsweiſe — eine Verſchiedenheit, welche, als der natürlichen Seite von uns beiden angehörig, nicht zu überwinden iſt —, aber für die Methode und den Gang, den ich genommen, wage ich doch, mir Deinen Beifall zu verſprechen. Recht begierig bin ich deshalb, bis Du auch den 2. Theil geleſen haben und mir auch über ihn und das Reſultat Dein Urtheil mittheilen wirſt. Wie geſagt aber, ſowohl Tadel als Lob von Dir iſt mir willkommen, weil mir bei jenem Belehrung wie bei dieſem Genuß gewiß iſt. — —

7. An Zeller[1]).

Ludwigsburg, den 22. Februar 1836.

Laß Dich gleich Eingangs dieſes als meinen vernünftigſten, gebildetſten und zartfühlendſten Correſpondenten begrüßen, rückſichtlich der Briefüberſchriften nämlich, in welchen die andern alle mich mit Titeln, die mir nicht gebühren — wie Rectoratsverweſer — und neulich gar einer: Rector —, vexiren, oder mir doch den, der mir eigentlich gehört, Profeſſoratsverweſer, nicht ſchenken, d. h. erlaſſen, und nur Du allein Dich mit dem bloßen Doctor, den ich allein leiden mag, begnügſt. Auch rückſichtlich des Weiteren, was die Adreſſe betrifft, hat ſich bei mir jetzt erſt das Gefühl ſo weit verfeinert, daß ich empfinde, wie jede nähere Bezeichnung des Wohnhauſes „bei dem und dem“,

1) Damals noch Tübinger Student im letzten Semeſter.

wenn es einen nicht ganz unbekannten Menſchen und in einer nicht gar zu großen Stadt betrifft, eigentlich eine Grobheit enthält, und vollends, wenn Adressatus bei ſeinen Eltern wohnt, die noch empfindlichere Erregung des Scheins von unſelbſtändiger Exiſtenz. Doch das Alles ſollte ich eigentlich andern ſagen, nicht Dir, der Du Dich über alle dergleichen Verirrungen — wenn mir recht iſt, gleich von Anfang an — erhaben gezeigt haſt. Et hoc quidem sub rosa[1]).

Rückſichtlich des Verſtändniſſes von Hegel wird es Dir ohne Zweifel von Intereſſe ſein, zu vernehmen, daß jener Abgeordnete Gleich von Aalen, deſſen „concrete Vernünftigkeit enthaltende" Reden Hegel in ſeiner Kritik des Landtags von 1815 und 16[2]) ſo lobt, gegenwärtig Cameralverwalter in Kapfenburg iſt, und damals Wöllwarth'ſcher Rentamtmann in Rothenau (?) bei Aalen war. Dieſe Notiz, nach welcher ich ſchon mehrere Jahre getrachtet habe, verdanke ich der Betriebſamkeit meines Freundes, des Rechtskonſulenten Sautter hier[3]), mit welchem und Kauffmann ich gegenwärtig genannte Kritik gemeinſchaftlich leſe, und lege ſie nun bei Dir in einen hoffentlich fruchtbaren Boden zum Genuß für Viele nieder. — —

— — Für Deine Nachrichten über das mein Buch Betreffende (habent sua fata libelli[4]) herzlichen Dank! Indeſſen haben ſich ja die Katholiken dahinter gemacht. Die Pflanz'ſche Zeitſchrift[5]) habe ich mir zu verſchaffen gewußt und in dem Recenſenten einen Mann gefunden, der 1) zur Auffaſſung der Sache ziemlich viele Empfänglichkeit, 2) zur Reaktion dagegen den beſten Willen, aber nicht ebenſo viele Kräfte — wenigſtens dermalen — beſitzt. Dieſe Kräfte ſollen nun, nach der Anſicht des Redacteurs, wenigſtens in Bezug auf einen von mir angezweifelten Punkt, bei dem Pfarrer Gehringer[6]) zu finden ſein, deſſen ſchwachen Aufſatz ich nicht ſowohl mit Bedauern mit dieſem Pfarrer, für den er ſchon recht ſein mag, als vielmehr mit Pflanz geleſen habe, von deſſen Einſichten in der Theologie jenes Urtheil mir einen äußerſt

---

1) „So viel unter uns".

2) Vermiſchte Schriften I, 311 ff., vgl. 273. 296. 302. 305.

3) Später Oberregierungsrath u. Direktor in Stuttgart.

4) „Ein Buch hat ſein eigenes Schickſal."

5) „Freimüthige Blätter über Theologie und Kirchenthum" (Stuttg. P. Neff). Die fraglichen Aufſätze ſtehen Bd. VI, 306. VIII, 77.

6) Später Profeſſor in der katholiſch-theologiſchen Facultät in Tübingen.

ſchlechten Begriff beibringen mußte. Die Gießener Zeitſchrift iſt mir noch nicht zu Geſicht gekommen. — —

8. **An Rapp.**

Ludwigsburg, den 23. Mai 1836.

Ich bin froh, daß ich bei Dir der Entſchuldigungen wegen langen Nichtſchreibens überhoben bin; Du weißt, wie namentlich Dein vortreffliches Vorletztes zeigt, daß, wenn ich nicht ſchreibe, dies nicht aus meiner Freiheit, ſondern Unfreiheit hervorgeht und daß mein Schreiben oder Nichtſchreiben an Dich das Barometer meines Humors iſt; denn wie könnte ich in trüber und trockener Stimmung es wagen, Deine an Heiterkeit und Laune ſo reichen Briefe zu beantworten? Daß ich aber in letzter Zeit manche Veranlaſſung zur Verſtimmung hatte, begreifſt Du wohl und ich laſſe es Dir nicht gelten, wenn Du Alles auf Rechnung ungemäßigten Strebens ſchreiben willſt. Wer A ſagt, muß auch B ſagen und wer ein Buch geſchrieben hat, ſich um deſſen Aufnahme bekümmern, wie, wer ein Hühnerauge hat, nicht gleichgültig dagegen ſein kann, wenn ihm darauf getreten wird. Ich erkenne Deine Ueberlegenheit in der Lebensphiloſophie willig an, und beneide Dich oft genug um die Harmonie Deines Innern, aber ich fühle mich außer Stand ſie mir anzueignen. Heute habe ich die erſten Bogen für die zweite Auflage meines Buchs nach Tübingen abgeſchickt, weil in dieſer Woche der Druck beginnen ſoll. Ich werde in der Hauptſache nichts ändern, im Einzelnen Manches auch mit Rückſicht auf die Gegenſchriften, gegen welche ich mir jedoch verboten habe, irgendwie direkt aufzutreten, was Du billigen wirſt. Ueberhaupt werde ich moderiren (formell), wo ich kann. Mit der Schweiz iſt's ſo, daß ich durch die ſehr nachdrückliche Verwendung des Züricher Profeſſors Hitzig (Verfaſſer eines Commentars zum Jeſaia u. a. Schriften), eines ſehr aufopfernden Freundes meiner Richtung, und Einiger Andern, mit Fritzſche und Niedner vorgeſchlagen bin, worüber nun die Entſcheidung des Züricher Erziehungsrathes zu erwarten iſt. Die hieſigen Verhältniſſe gefallen mir immer weniger. Bei vielem Gemüthlichen und Anſprechenden, das in dem Verhältniß zu meiner Familie und etlichen Freunden, namentlich Kauffmann liegt, ſind ſie doch geiſtig tödtend und deswegen kann auch mein Gemüth nicht aufleben. Doch ich glaube in der That, es ſolle nicht zu lange mehr dauern. Vom 1. Juni an haben wir hier Vakanz und da gedenke ich Deiner freundlichen Ein-

ladung zu folgen und zu Dir zu kommen. — Das Beste wird Dein und Deiner lieben Frau lange vermißter Umgang thun.

9. **An Baur.**

Ludwigsburg, den 19. August 1836.

Verehrtester Freund! Für die Bemerkungen, welche Sie mir in Rücksicht auf den 2. Theil meines Buchs mitzutheilen die Güte hatten, sage ich Ihnen den verbindlichsten Dank, und habe dieselben theils indessen bereits benützt, theils werde ich sie im Verlaufe der Arbeit noch zu benützen wissen.

Ihr Urtheil über die Kern'sche Abhandlung[1]) finde ich so treffend und erschöpfend, daß ich nichts hinzufügen kann, als nur, daß ich neben allem dem doch manches Gute darin gefunden habe. Wie ich mir die Animosität erklären soll, weiß ich nicht recht; soll ich sie durch meine frühere Recension seiner Schrift über den Matthäus verschuldet haben: so war in jener, ganz anders als jetzt bei ihm, neben der Abweichung und Mißbilligung immer auch die Billigung hervorgehoben; ich muß also nur denken, der Herr Doctor haben, wie früher auch Steudel, dem ehemaligen Subaltern gegenüber den Inspector noch gespürt.

Gleichfalls habe ich Ihnen für die gütige Zusendung Ihrer Vertheidigung gegen Hengstenberg[2]) meinen besten Dank zu sagen. Es ist ein Meisterstück von einer Streitschrift, nicht bloß durch die Klarheit der Exposition und das Schlagende der Beweisführung, sondern hauptsächlich durch die sittliche Würde, welche Sie der frommen Niederträchtigkeit dieser Leute auf eine Weise entgegenstellen, wie ich sie kaum sonst irgendwo gefunden zu haben mich erinnere. Für mich freilich (da doch auch Sie selbst der Sache neben der rein wissenschaft-

1) Kern, Die Hauptthatsachen der evangel. Geschichte. Tüb. Zeitschr. f. Theol. 1836, 2. H. Ueber K. vgl. Br. 109.

2) Abgenöthigte Erklärung u. s. w. Tübinger Zeitschr. f. Theol. 1836, 3, 179 ff. Die Aeußerungen, über welche sich Str. beklagt, stehen S. 205 ff. Zu einer sachlichen Erörterung über das wissenschaftliche Verhältniß der beiden Gelehrten und über Grund oder Ungrund der von Strauß erhobenen Beschwerde ist hier nicht der Ort. In Baur's letzter Erklärung über jenes Verhältniß (Kirchengesch. d. 19. Jahrh. S. 400 f.) begrüßt Str. selbst Br. 430 eine wohlthätige Lösung der peinlichen Stimmung, welche die früheren in ihm hervorgerufen hatten, und ebenso fand seine Zustimmung, was Zeller, Vortr. u. Abhandl. I, 310 f. u. ö. darüber gesagt hatte. Einiges weitere zu Br. 171.

lichen zugleich eine Beziehung zu mir geben) hat es sich nicht glücklich getroffen, daß Sie durch die unbefugte Vermischung, welche Hengstenberg mit unsern beiderseitigen Werken und Tendenzen vorgenommen, veranlaßt waren, Ihrerseits nun die Verschiedenheiten und das Nichtzusammengehören beider so stark als möglich hervorzukehren, und zur sichern Bürgschaft davon einen Tadel meiner Arbeit und Methode auszusprechen, von welchem ich nicht weiß, ob er für Ihre Sache nothwendig war (denn für die meinige, die schon so viele Tadler gefunden, war er es gewiß nicht), und ob er durch die nachträglich eingeschaltete, nicht ganz deutliche Bemerkung, daß zum Theil auch die Verschiedenheit des Gegenstands eine Vergleichung unserer beiderseitigen Kritik unmöglich mache, gehörig eingeschränkt wird. Ich wenigstens glaube mir bewußt zu sein, daß dasjenige, was Sie auch brieflich meine Negativität nennen, zur Hälfte zwar wohl in einer persönlichen Unzulänglichkeit seinen Grund hat, aber gewiß zur andern Hälfte darin, daß für die Zeit und die Begebenheiten des Lebens Jesu es an sonstiger geschichtlichen Controle auf ganz andere Weise fehlt, als z. B. schon für die Zeit der Pastoralbriefe. Oder wie wollten Sie denn für ein Wunder, wie die Brotverwandlung, außer dem Wunderbaren der Sache selbst und etwa noch der Abweichung der Berichte einen Beweis für den unhistorischen Charakter der Erzählung finden? und würden Sie nicht dessenungeachtet, auch ohne weitere geschichtliche Data, dieselbe für unhistorisch erklären?

Sie werden mein Gefühl nicht mißverstehen in diesen Bemerkungen. Grade weil ich mich Ihnen auf die innigste Weise durch Freundschaft und Dankbarkeit verbunden weiß, glaube ich diese Bemerkungen nicht verschweigen, und Ihnen nicht verhehlen zu dürfen, daß in dieser Hinsicht Ihre Abhandlung zu dem Betrübendsten gehört, was mir in Rücksicht auf mein Buch widerfahren ist. Durch Erlebnisse, wie die meinigen, wird man zwar gegen Unglimpf von Fremden und Gleichgültigen, zu denen ich hierin auch Dr. Kern rechne, abgehärtet, aber gegen Verletzungen von Freunden, seien sie auch noch so leicht, um so empfindlicher. Entschuldigen Sie mich mit dieser Empfindlichkeit, und entziehen Sie darum Ihre Gewogenheit nicht

Ihrem ergebensten

D. F. Strauß.

10. An Rapp.

Ludwigsburg, den 31. Auguſt 1836.

Nach alter freundlicher Weiſe von Deiner und nachläſſiger von meiner Seite habe ich Dir wieder 2 werthe Briefe zu beantworten oder 3 genau genommen, ſofern der letzte ein doppelter war, mit der unſchätzbaren Einlage an Deine Mutter, woraus ich, was ſich zur Mittheilung eignete, für meine Mutter eilig abſchrieb, das Original aber ſogleich weiterbeförderte. — Nach der Herbſtvakanz mein hieſiges Amt wieder anzutreten, habe ich immer weniger im Sinne, ſondern gedenke mich zur Ruhe ſetzen zu laſſen, und den nächſten Winter ganz der Widerlegung meiner Gegner zu widmen.

Meine hieſige Stellung macht mir zu wenig Freude und der Studienrath glaubt am Ende, ich müßte noch froh daran ſein. Was Gegner und überhaupt Litterariſches betrifft, ſo iſt kürzlich von Baur „eine abgenöthigte Erklärung gegen Hengſtenberg" in der Tübinger Zeitſchrift erſchienen. Von Hengſtenberg — freilich in den Tag hinein — wegen ſeiner Paſtoralbriefe beſchuldigt, mit mir auf gleichem Standpunkt zu ſtehen, läugnet er nun jeden Zuſammenhang unſerer Sachen und bekräftigt dies ſogar durch einen Tadel, den er gegen meine kritiſchen Grundſätze ausſpricht. Nun, unter den gegenwärtigen Umſtänden, ſollte mich ein Freund doch gewiß nicht öffentlich tadeln, ſelbſt wenn der Tadel gerecht wäre. Das iſt aber der von B. nicht einmal. Er tadelt, daß ich meiſtens bloß aus den inneren Widerſprüchen der Erzählungen mit einander oder mit ſich ſelbſt und der Vernunft, ihre Unmöglichkeit erſchließe, ohne, wie er, auch äußere Zeugniſſe, d. h. widerſprechende Data der ſonſt beglaubigten Geſchichte zu Hülfe zu nehmen, — als ob ſich für den größeren Theil der evangeliſchen Geſchichte ſolche Parallelen von anderswoher finden ließen. Ich habe ihm meine Empfindlichkeit hierüber nicht verhehlt, bin aber bis jetzt ohne Antwort von ihm.

Sehr erfreulich war mir dagegen, ohnlängſt einen Commentar zum Evangelium Matthäi von de Wette zu Geſicht zu bekommen, in welchem dieſer alte Kritiker auf mein Buch durchaus Rückſicht nimmt, in vielen Punkten ausdrücklich, in weit mehreren ohne mich zu nennen, mit mir zuſammentrifft und auch in der Vorrede ſich über meine und meiner Gegner Beſtrebungen ſehr freiſinnig erklärt.

11. An Zeller[1]. Ludwigsburg, den 19. September 1836.

Beifolgend das Wenige, was ich zu Deiner Ausstattung auf die Reise nach Berlin beitragen kann. Noch einen Brief habe ich beigefügt, von dem ich Dir glaub' ich nichts sagte, an Michelet[2]. Ein tüchtiger Mann und nicht ungefällig, obwohl etwas nissig[3].

Nun reise glücklich, meine besten Segenswünsche begleiten Dich — freilich weiß ich nicht, ob diese höchsten Orts acceptirt werden und Dich also etwas helfen. Nun, es bittet ja auch manche fromme Seele für Dich, und so denke ich, soll alles gut ablaufen. Bestimmt erwarte ich von Dir aus Berlin zeitig einen Brief über den Stand des dortigen wissenschaftlichen, namentlich theologischen Barometers. — —

12. An Vischer. Ludwigsburg, den 28. Oktober 1836.

Herzlichen Dank für die freundliche Zusendung Deiner Schrift[4]. Ich habe sie bereits an einem Stücke durchgelesen, mit dem Vorbehalt, sie in der nächsten Zeit mit Kauffmann portionenweise, wie vor'm Jahr Hegel's Aesthetik, wieder zu lesen. Du hast den alten Herrn gewiß ganz in seinem eigenen Sinne verbessert; er konnte von der geschichts- und religions-philosophischen Betrachtung zu wenig loskommen: wogegen Deine Eintheilung mir vollkommen sachgemäß erscheint. Daß Du in der Lehre vom Schönen das sinnliche Moment so kräftig hervorhebst, hat mir sehr eingeleuchtet, besonders auch, was Du gegen Menzel sagst. In der Lehre vom Erhabenen bin ich Dir, mit Zimmermann zu reden, dankbar für die Unterscheidung dreier Stufen im Tragischen; das Hegel'sche alleinige Hervorheben der Collision war mir immer zu eng und doch konnte ich es mir nicht erweitern. Die Unbestimmtheit, in welcher Du hiebei die griechische Schicksalsidee lässest, ist gewiß das Richtige.

Das Komische hast Du mit vielem Freimuth in seinen Rechten zu wahren gewußt, und mir ganz aus der Seele Dich der Ironie gegen Hegel angenommen, auch dessen Satz, daß nur das nicht wirklich

1) Der im Begriff war, nach Berlin zu reisen, wo er den folgenden Winter zubrachte.

2) Der bekannte Schüler Hegels, Professor der Philosophie in Berlin, geb. 1801 gest. 1893.

3) Eine schwäbische Bezeichnung für Kleinlichkeit und Rechthaberei.

4) Ueber das Erhabene und Komische.

Erhabene komisch behandelt werden dürfe, bekämpft. In diesen Stücken ist Hegel doch ein wenig philisterhaft. Kurz, ich danke Dir für die vielfache Belehrung und den reichen Genuß, den mir die Lektüre Deiner Schrift theils schon verschafft hat, theils noch verschaffen soll. Auf den Fall, daß Dich Menzel anpacken sollte, erlaube mir irgendwo — etwa in Lewald's Europa oder wo man sonst darf — ihm hinauszugeben. Zu meinem Bedauern darf ich den schwäbischen Almanach für die Berl. Jahrbücher nicht recensiren; Henning schrieb mir, Immermann's[1]) Jahrbuch schwäbischer Dichtung habe schon ein anderer übernommen. Den Namen setzte er nicht bei.

Ich habe jetzt die nachgesuchte Entlassung von meiner hiesigen Stelle erhalten; mein Nachfolger ist Huber, den Du den Schwäbischen Merkur nanntest. Ob ich nach Stuttgart ziehe, weiß ich noch nicht gewiß; ich habe mir schon Wohnungen betrachtet, doch nur eine passend gefunden; die jungen Literaten machen eine schlechte Beschreibung von der Geselligkeit daselbst. Ohne Zweifel versuche ich's einige Zeit noch hier mit meinen Arbeiten — gehts nicht gut, wegen Bibliothek ꝛc., so ziehe ich dann beruhigter hinein, als jetzt gleich, wo mich's wahrscheinlich nachher reuen würde.

Vorige Woche war ich mit Kauffmann und Th. Ruoff[2]) in Weinsberg, Wimpfen, Heilbronn und Thalheim; Theodor kann Dir erzählen, mit welchem Geschick ich einem Kuß von Krais auszuweichen wußte[3]); ich stellte mich nämlich so aufrecht und streckte die Hand so steif vor, daß nicht beizukommen war. Bei und mit Kerner hatten wir vielen Spaß; er war sehr aufgeräumt, und ließ sich mit seinem

---

1) W. Zimmermann, den H. hier mit Immermann verwechselt, der von Strauß im Märklin (Ges. Schr. X, 194) geschilderte Jugendfreund desselben, war mit E. Mörike Herausgeber des 1836 erschienenen Jahrbuchs schwäbischer Dichter.

2) Ein Verwandter von Strauß, 10 Jahre jünger als er, den er sehr schätzte. Derselbe studirte 1835—1840 in Tübingen Theologie und lebte später als Privatgelehrter in Stuttgart, wo er 1876 gestorben ist. Sein Vater, als „Onkel Ruoff", in diesen Briefen öfters erwähnt, war ein Halbbruder von Strauß' Vater.

3) Julius Krais, ein Jugendfreund von Strauß, der seiner im Märklin S. 195 gedenkt, damals Pfarrer in Thalheim unweit Heilbronn, hatte die Gewohnheit, seine Besucher ausnahmsloser als es sonst üblich war, mit einem Kuß zu empfangen und zu verabschieden.

Aberglauben auslachen, wie er mich wegen meines Unglaubens aufzog Wir ließen uns auch ins Gefängniß führen — ein Loch, in dem man bei Tag nichts sieht, und sprachen die Gerichtsdienerin, die freilich mit gar großer Freude sich an den Geist erinnert. Ich habe bereits eine Recension der Kerner'schen Schrift in Verbindung mit der von Wirth für die Berliner Jahrbücher eingeschickt — auf ein bestimmtes Resultat ist übrigens hier nicht zu kommen. Die Beobachtungen sind, trotz aller scheinbaren Ausführlichkeit, doch mangelhaft[1]).

Nachdem Strauß im Herbst 1836 das ihm aufgedrungene Schulamt in seiner Vaterstadt aufgegeben hatte, verlegte er seinen Wohnsitz für fast sechs Jahre nach Stuttgart, wo er ohne Amt, nur mit wenigen Freunden und Freundinnen verkehrend, ein stilles Gelehrtenleben führte. Diese Stuttgarter Zeit ist von großer Bedeutung sowohl für seine litterarische Thätigkeit, als für die Gestaltung seines persönlichen Lebens. Aus ihr stammen nicht bloß die 3. und 4. Auflage des Lebens Jesu, die Streitschriften zur Vertheidigung dieses Werks und die Mehrzahl der Abhandlungen, welche 1839 in den „Charakteristiken und Kritiken" und den „Friedlichen Blättern" vereinigt wurden, sondern auch sein zweites theologisches Hauptwerk, „Die christliche Glaubenslehre" (1840 f.). In die gleichen Jahre fallen aber auch die für Strauß so aufregenden und verhängnißvollen Vorgänge, welche durch seine Berufung nach Zürich veranlaßt wurden, und der Tod seiner beiden Eltern. In Stuttgart gewann er endlich das lebhafte Interesse für Musik und Theater, an dem er zeitlebens festhielt; und hier knüpfte sich bei immer neuen Begegnungen das Band zwischen ihm und der anmuthigen Künstlerin, mit der er i. J. 1482 in einen neuen Wohnort übersiedelte. Wir geben im Folgenden eine Auswahl aus den Briefen, in denen sich Strauß' innere und äußere Erlebnisse während dieses Zeitraums abspiegeln. Einige weitere, auf die Züricher Angelegenheit bezügliche Schreiben finden sich bei Hausrath, D. F. Strauß I, Beil. S. 18—23. 27 f. 31—34.

---

1) Das Obige bezieht sich auf die von Strauß „Charakteristiken und Kritiken" S. 328 ff. ausführlich besprochenen Vorgänge, welche Kerner in einer eigenen Schrift veröffentlicht hatte.

13. An Zeller.

Stuttgart, den 25. Januar 1837.

Dein liebes Briefchen, beſter Zeller, traf mich noch in Ludwigsburg; ja ich weiß nicht einmal, ob ich bei Erhalt deſſelben auch nur den Entſchluß gefaßt hatte, hieherzuziehen. Das Ding gieng ſchwer und langſam — nicht aus Patriotismus für Ludwigsburg, denn dieſen habe ich jetzt in Stuttgart noch mehr als draußen — ſondern aus Angewöhnung und einer gewiſſen Behaglichkeit, in die ich mich im elterlichen Hauſe verſetzt hatte. Wie wenn es gilt, ſich einen Zahn ausziehen zu laſſen, wurde der Entſchluß mehrmals gefaßt und wieder aufgegeben. Nachdem ich meine Stelle aufgegeben hatte, gieng ich zwar alsbald hieher, mich nach einer Wohnung umzuſehen, war aber äußerſt wählig, und als mir keine völlig zuſagte, gieng ich wieder heim, mit dem Vorſatz, nun in Ludwigsburg zu privatiſiren und zu verſuchen, ob ſich's nicht thun laſſe, die nöthigen Bücher mir von der hieſigen Bibliothek hinauskommen zu laſſen. So vergiengen wieder 3 Wochen — bis ich endlich klar einſah, daß ich in Ludwigsburg zu nichts käme, und daher unabänderlich mich entſchloß, hieherzuziehen, wo ich nun Marienſtraße Nr. 10, in der Nähe des Silber'ſchen Kaffeehauſes, wohne.

Ich habe dieſe Ortsveränderung natürlich noch keinen Augenblick bereut. Zwar was das Geſellige betrifft, ſo habe ich nichts gewonnen, denn wenn auch hier die Anzahl der Bekannten größer iſt, ſo habe ich doch Niemand, der mir ſo nahe ſtünde, wie in Ludwigsburg der treffliche Kauffmann; ich weiß nicht, was die mir zugänglichen Leute für einen — wie ſoll ich ſagen — unphiloſophiſchen, empiriſchen Zuſchnitt haben, der mir nicht gefällt. Aber ich kann doch wieder arbeiten, habe die nöthigen Bücher, und bin, worauf ich ſo viel halte, wieder ganz unabhängig, ohne Familie, alſo auch ganz Herr über meine Zeit. Was das Litterariſche betrifft, ſo habe ich die Gegenſchrift gegen Steudel[1]) ſchon ſeit mehreren Wochen fertig; und es liegt nur an der Langſamkeit der Vorbereitungen des Buchhändlers, daß der Druck nicht ſchon angefangen hat. So viel ich urtheilen kann, iſt mir dieſer erſte Streich nicht übel gelungen, — ganz nach dem Plane, den Du von früher her weißt. Jetzt bin ich dran, als 2. Heft etwas gegen die zwei Laien, Eſchenmayer und Menzel zu ſchreiben. — —

1) Streitſchriften 1. Heft. Tüb. 1837.

Nun leb wohl! Bezeuge meine Ehrfurcht dem Herrn C. R. Marheineke; meine Hochachtung dem Herrn Director Hitzig; melde alles Zarte der Madame Hegel; alles Dankbare dem Herrn O. Friedenberg[1]); drücke die Hand dem redlichen Henning; empfiehl mich an Gans; grüße mit der Miene des Vorwurfs unsern Freund Vatke, und ohne dieselbe Deinen Freund Bockshammer[2]). Schreibe bälder, als ich geantwortet habe, wieder. — —

14. An Rapp.

Stuttgart, den 1. Februar 1837.

— — Nun also bin ich seit dem 5. Dezember v. J. hier und bereue es nicht, hierhergezogen zu sein. Eigentlich aus dem einzigen Grunde nicht, weil ich jetzt arbeiten kann; denn in geselliger Hinsicht habe ich nichts gewonnen, oder vielmehr bin ich seit meinem Einsiedlerleben in L. selbst etwas ungesellig geworden. Meine Arbeiten aber gehen munter fort, seit drei Wochen ist das 1. Heft „D. Steudel oder die Selbsttäuschungen des verständigen Supranaturalismus unserer Tage" etwa zu 150 gedruckten Seiten, im Mscpt. fertig und der Druck wird nun diese Woche beginnen.

Ins 2. Heft kommen Eschenmayer und Menzel, als zwei Ignoranten. Mit Eschenmayer werde ich morgen fertig. Das Schriftchen gegen Steudel ist mir, wie ich glaube, gelungen, und wird Wirkung thun; das gegen Esch. gelingt mir auch, wird aber mehr nur humoristischen Werth haben, weil die Eschenmayer'sche Broschüre zu wenig Gehalt hat. So auch die Menzel'schen Angriffe. Aber man muß, wenn man einmal sich zu wehren anfängt, auch nach den Hunden Steine werfen. Diese Arbeit gibt mir, so lange ich gerade schreibe, ziemliche Befriedigung; doch mischt sich natürlich auch Zorn darunter, wegen des Gegen-

---

1) Ein Berliner Redakteur, an den Z. von Strauß empfohlen war. Ebenso an die übrigen hier genannten: die Wittwe Hegels, den Theologen Marheineke, Hegels Freund und Schüler; den Criminaldirektor Hitzig (s. o. S. 10); den Philosophen L. v. Henning, Herausgeber der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik; den geistvollen Juristen Eduard Gans; den Theologen Vatke, mit dem sich Strauß während seines Aufenthalts in Berlin innig befreundet hatte und bis zu seinem Tode nahe verbunden blieb (vgl. das Briefregister und Benecke, W. Vatke).

2) Zellers Reisebegleiter, der in Berlin mit ihm zusammen wohnte; jetzt Oberstudienrathspräsident a. D. in Stuttgart.

ſtandes, und überdies vermiſſe ich, daß ich hier nicht rein wiſſenſchaftlich arbeiten kann, kein ſelbſtändiges Werk, ſondern nur ein beziehungsweiſes. Eins jener Art füllt den Menſchen eher aus. — — — Mein Umgang beſteht aus Mährlen[1]), Heigelin[2]) und Hofarzt Hardegg[3]), den ich ſehr ſchätzen lerne.

15. An Rapp.

Stuttgart, den 18. Februar 1837.

Die Nachricht von dem Tode Deiner lieben Frau hat mich tief erſchüttert. Ich kann vor Allem der guten Kinder, welche in einer ſolchen Mutter und Erzieherin ſo viel verloren haben, kaum ohne Thränen gedenken. Auch in Deinen Schmerz kann ich mich lebhaft verſetzen, da ich weiß, wie nothwendig zum Leben Dir die Verſtorbene war und mit jedem Tag mehr wurde. Endlich empfinde ich es zugleich recht deutlich, daß auch mir eine wahre und treue Freundin in ihr geſtorben iſt. Am ſchmerzlichſten iſt es mir, wenn ich mich zu Dir verſetze und mir das Hausweſen ohne Deine Frau vorſtellen ſoll.

Daß die kleine Denkſchrift auf die Verſtorbene für ihre Freunde gedruckt werde, finde ich ganz angemeſſen, zumal es Dir gelungen iſt, ihr Bild für diejenigen, die ihr näher ſtanden, deutlich erkennbar wiederzugeben.

16. An Viſcher.

Stuttgart, den 8. März 1837.

Ich habe es allzulange anſtehen laſſen, ſowohl Dir zu Deiner Anſtellung Glück zu wünſchen, als Dir für Dein letztes Schreiben meinen Dank zu ſagen. Dasſelbe hat mich in meiner, nun Gottlob vollendeten (bis auf die leidige Reinſchrift, deren Nothwendigkeit mir bei allen meinen Arbeiten ſo viel Zeit raubt) Arbeit gegen Menzel ermuntert und unterſtützt, ebenſo Deine Schrift, auf welche ich mich in mehreren Punkten habe beziehen müſſen. Ich habe die Geſchichte in 3 Theile getheilt: 1) Menzel als Kritiker, 2) Menzel und die Philoſophie, 3) Menzel und die Theologie, und unter 1) kommt dann a)

---

1) Geb. 1804 geſt. 1871, ein Studiengenoſſe und naher Freund von E. Mörike, auch mit Str., wie dieſer, von der Univerſität her befreundet, ſeit 1832 Profeſſor an der Gewerbeſchule (ſpäter: Techniſchen Hochſchule) in Stuttgart.

2) Geb. 1804 geſt. 1874, von 1835—1865 Schulinſpektor in Stuttgart.

3) Geb. in Ludwigsburg 1806; 1831 Hofarzt, 1840 Obermedicinalrath; geſt. 1853.

die Persönlichkeit seiner Kritik b) seine Ungerechtigkeit gegen die Charaktere der Schriftsteller (Joh. Müller) c) sein unmittelbares Dreinfahren mit moralisch patriotischen Maßstäben (Goethe ꝛc.) d) die Falschheit dieser Maßstäbe an sich selbst, zur Sprache. Das Verhältniß des Guten und Schönen habe ich nicht an sich, sondern in besonderer Beziehung auf die Kritik abgehandelt, indem ich daran festhielt, daß der Beurtheiler eines Kunstwerks dessen Unmoralisches zunächst in so fern zu rügen habe, als es auch die Schönheit entstellen muß. Die Geschichte hat mich mehr gekostet, als sie wirklich werth ist, indem ich sehr vielerlei lesen mußte, nicht nur von Menzel selbst, sondern auch Anderes, z. B. von Müller, den Menzel auf eine fast noch empörendere Weise als alle Anderen behandelt. Doch denke ich, er hat sein Theil, und soll nicht viel wider den Stachel löcken können. Hier ist doch auch eine ziemliche Partei gegen ihn. Aber die Herren Pfizer, Schwab und Consorten halten so fest zusammen, daß ich den Umgang mit Pfizer [1]) ganz abgebrochen habe. Es ist traurig, in welche kleinliche Polemik gegen Goethe, so wie auch gegen die neueren französischen Dichter er sich hat hineinziehen lassen. Neulich arrangirte Schlesier, dessen Feindschaft gegen diese Partei alle Anerkennung verdient, wenn auch seine Persönlichkeit so ist, wie Du sie bezeichnest, ein Nachtessen von einer sehr gemischten Gesellschaft: Lewald, Münch, Lindner, Hardegg, Zimmermann, Moriz (der Schauspieler), Köstlin [2]), Mährlen, — die Sache fiel aber recht gut aus, und soll nächstens wiederholt werden. Ich thue es mit einer gewissen Vorliebe, daß ich mich mit anerkanten Antiliberalen einlasse, weil ich erkannt habe, daß es keine bornirtere, rohere, gegen Wissenschaft wie gegen Kunst verschlossenere und dabei egoistischere und perfidere Partei giebt, als diese Liberalen sind. Ich habe noch nie einen persönlichen Zusammenstoß mit ihnen gehabt, aber die Nähe oder nach Steudel das Umwaltetsein von ihnen, schärft die Empfindung — auch meine Menzel'schen Studien.

---

1) Gustav Pfizer, der jüngere Bruder Paul Pfizers, durch seine Gedichte und historischen Schriften bekannt. Strauß war mit ihm während der Blaubeurer und Tübinger Studienzeit und der Tübinger Repetentenjahre zusammen gewesen; auf die erste bezieht sich die Schilderung im Märklin S. 194 ff.

2) Reinhold K., später Professor der Rechte in Tübingen, damals junger Rechtsanwalt und Litterat in Stuttgart.

Heute habe ich einen Brief vom altem Rast[1]) aus Amerika gelesen; er ist Prediger (Methodistischer) bei Columbus im Ohiostaat und hat 200 Meilen zu bereisen, predigt alle Tage. Er ist mit einer jungen, verrückten Amerikanerin verheirathet, schreibt, am Hochzeitstag haben sie einen Vorschmack von dem Reich gehabt, wo man weder freit, noch sich freien läßt, ferner, er habe mit dem alten Menschen auch die Nationalität ausgezogen — kurz er ist ganz rasend (sei auch früher, wie man sagt, einige Zeit lang in einem Tollhaus gewesen).

Vor etwa 14 Tagen kam ein Pietist zu mir, und wollte mich aus innern Erfahrungen heraus bekehren (der Instrumentenmacher Schauffler); ich habe ihn sehr geduldig angehört. Heute kam ein zweiter, den habe ich aber fortgeschickt.

Hast die Zündhölzchen doch jetzt erhalten? Ich habe Camerer[2]) mahnen lassen, und hoffe sie werden angekommen sein.

17. **An Rapp.** Stuttgart, den 22. März 1837.

— — Ob Du im Stande sein wirst, die Last der häuslichen Geschäfte fortzutragen und wie Du in dieser Hinsicht und mit den Kindern die Einrichtung treffen wirst, bin ich begierig zu vernehmen. Daß das kleinste indessen der Mutter nachgefolgt ist, habe ich von Vischer vernommen, welchen der Aufschwung sehr freute, den Dein Gemüth sogleich in der Darstellung der Lebensumstände und Individualität Deiner verstorbenen Frau bewiesen. — —

In meinem 2. Heft habe ich mich in dem, Menzel betreffenden, 2. Abschnitt desselben sehr ins Aesthetische werfen müssen, wovon ich noch nicht weiß, wie mir diese Rolle steht. Schaden kann es nichts, wenn der auf theologischem Gebiet so sehr Angefeindete sich auswärts Freunde zu machen sucht mit dem ungerechten Mammon schönwissenschaftlicher Lektüre, die er im Leibe hat.

18. **An Rapp.** Stuttgart, den 10. April 1837.

— Daß Dich Unwohlsein, Inventur und Theilungswesen in eine trübe Stimmung versetzt haben, kann ich wohl begreifen; dergleichen

---

1) Ein Studiengenosse von Strauß und Vischer.

2) Ein Ludwigsburger, der Erfinder der damals noch neuen Streichzündhölzchen.

roh und hart — weil bloß rechtlich — in das Familienleben eingreifende Proceduren, wie eine Theilung, denke ich mir immer nach dem Tode einer geliebten Person äußerst wehethuend. — — —

Von mir könnte ich Dir diesmal etwas recht Artiges erzählen, doch ich verspare es auf mündlich und gebe hier nur eine kurze Inhaltsanzeige. Denk Dir einmal, ein blutjunges, hübsches Mädchen, nicht von hier, verliebt sich auf meine Schrift und das Gerede davon in mich, kommt, wie sie auf Besuch bei Verwandten hier ist, geradezu mehrmals zu mir und sagt mir das Alles so naiv und ist auf die unschuldigste Weise zufrieden, als ich ihre artige Liebeserklärung zur Versicherung der Freundschaft abkühle. Nun sage noch Jemand, daß wir in einem prosaischen Zeitalter leben! —[1]).

Gestern war Richard III. von Shakespeare; Seydelmann vortrefflich, die übrigen meist unzulänglich, doch fleißig. Der Eindruck des Ganzen ungeheuer, riesenmäßig. Der Geist Shakespeares schlenkerte die Kerls auf der Bühne herum, wie Lumpen. Die Weiber namentlich erstickten fast an dem Athem der Shakespeare'schen Verse und das Publikum, obwohl sehr angesprochen, war so erstaunt, daß es fast gar nicht klaschte. Lies den Richard wieder, und denke Dich hinein.

19. An Vischer.

Stuttgart, den 13. April 1837.

— — Nun muß ich die Feder feiner schneiden, um auf das Abenteuer zu kommen, das Deiner Prophezeihung gemäß indessen einen anmuthigen Fortgang und vorderhand Abschluß durch bevorstehende Abreise gewonnen hat. Man kam wieder zu mir, bedauerte nicht zu Hause gewesen zu sein; auch ich mußte wieder hinkommen, u. s. f. Die Verwandten blieben auch ferner aus dem Spiel, ich wurde einmal mitten durch sie, doch ohne vorgestellt zu sein, von N. N. auf ihr Zimmer geführt, wobei ich dann ganz die Empfindung eines horazischen Liebhabers hatte, der jeden Augenblick befürchten muß, von dem hereinstürmenden Ehemann u. s. w. zerrissen zu werden. Was mir nun aber die Sache wirklich lieb und theuer macht, ist, daß sich gezeigt hat, wie die ganze Geschichte auf rein naivem Grunde ruht; ein Mädchen, das, auf dem Lande (in einer kleinen Stadt) aufgewachsen, wie sonst

1) Auf diesen Vorfall bezieht sich das Gedicht „Ostermontag", Poët. Gedenkbuch, Ges. Werke XII S. 11.

etwa einen Romanhelden, ſo hier einen jungen vielangefochtenen Schriftſteller, ſich als Ideal vorſtellt, und nun, ohne alle Welt und Rückſicht auf Convenienz, geradezu ihm entgegengeht. So wurde dann zuletzt ein ordentlicher Liebesantrag gemacht, aber ſo unſchuldig, daß ſie, als ich die Sache zur bloßen Freundſchaft mit ſehr deutlichen Worten herabſtimmte, herzlich vergnügt war, als ob ſie eigentlich nicht weiter gewollt hätte. Bei dieſer Naivetät iſt es mir jetzt faſt leid, die mehreren Beſuche auf meinem Zimmer nicht verhindert zu haben, da dies leicht ihr Nachrede zuziehen könnte, — und es wäre mir äußerſt ſchmerzlich, wenn dieſe ſo liebliche Geſchichte im Munde der Leute profanirt würde. —

Soeben war noch eine artige, oder vielmehr die artigſte Scene des ganzen Romans. Sie kam noch um Abſchied zu nehmen, und im Laufe des Geſpräches ließ ſie etwas von einem anderweitig ſich anbahnenden Verhältniß einfließen. Dies berührte mich empfindlich und ich ließ ſcherzhafter Weiſe meinem Unwillen freien Lauf, daß nach dem Geſtrigen ſie bereits von ſo etwas ſprechen könne. Ich ſagte, daß nach dem Ausſpruch eines weiſen Mannes zwiſchen einem jungen Mann und einer jungen Dame nie Freundſchaft als ſolche, ſondern nur entweder mehr oder weniger ſein könne; auf dieſes Mehr habe ich nun zwar geſtern ſelbſt Verzicht geleiſtet, aber man hätte es langſam abſterben laſſen, nicht ſo ſchnell abreißen ſollen. So ſtritten wir lange, während ſie mir den Verdacht benehmen wollte, und verſicherte, daß ich die feinſten Nüancen ihres Herzens demnach doch noch nicht erkenne. Um Aufſchluß darüber gebeten, ſagte ſie ſehr hübſch gnomiſch: Ein Schlüſſel hat zwei Käſtchen aufgeſchloſſen. Gut, erwiederte ich, ich habe nur auf das Eine Anſpruch, aber das Andere iſt mir doch nicht gleichgültig. — Du wirſt mit dieſem Abſchluß zufrieden ſein. Ich ſchenkte ihr das ſchwäbiſche Jahrbuch, und ſagte ihr, daß ich Dir eigentlich gegen ihr Gebot gänzlichen Schweigens, die Sache mitgetheilt habe.

20. An Rapp.

Stuttgart, den 7. Mai 1837.

Den Goethe'ſchen Vers: Ach, wenn in unſerer engen Zelle Die Lampe freundlich wieder brennt, Dann wird's in unſerem Buſen helle, Im Herzen, das ſich ſelber kennt u. ſ. f., dieſen Vers habe ich ſoeben wieder recht lebhaft empfunden, als ich von einem langen Abendſpaziergang und Beſuch nach Hauſe kehrte und das Licht anſteckte, mit dem

Vorſatz, das Reſtchen Abend mit Dir zuzubringen. Beſonders im Frühjahr, wenn die Tage anfangen lang zu werden, um einen mehr als ſonſt und länger aus dem Zimmer zu locken, wird jener Vers in mir lebendig, nicht ohne eine Sehnſucht nach dem Winter, der einen mehr zu Hauſe bei der Lampe und damit auch das Gemüth ſtiller beiſammen hält. Dabei geht dann allemal ein anderer mir lieber Vers (von K. Maier) in mir auf, wo zu den Vögeln geſagt wird: Tragt mir die Gedankenreihen, Jüngſt in Winterſchlaf verſunken, Nicht ſo ſchnell zu Luſt und Maien, Von der Arbeit friſchen Funken.

Es iſt doch — und ich habe das kaum je ſo ſtark empfunden — ein ungeheurer Unterſchied zwiſchen Winter- und Sommerhumor und nach meinem Humor fragſt Du ja. Es iſt ſeit dem Frühling eine Unruhe in mich hineingefahren, die mich nirgends raſten läßt, die mich geneigt macht, die Wohnung zu wechſeln, im Grunde nur, weil die gewohnten Wände mir langweilig und peinlich ſind, und die mich ſchon mehrmals geneigt machte, geradezu zu Dir zu reiſen. Eigentlich, wie ich wohl weiß, iſt daran nicht der Frühling ſchuld, ſondern es iſt die Unruhe des Propheten Jonas: Das mir aufgetragene Amt gefällt mir nicht mehr recht, iſt mir entleidet und ich ſuche ihm zu entfliehen. Weißſt', was ich möchte? Schweigen dürfen, ſolange bis in mehreren Jahren etwa eine neue Ausgabe meines Werkes nöthig würde. Dann ſollte es gewiß der Aenderungen viele und zum Theil radikale geben, aber nur jetzt in der Zeit der inneren Gährung und ſtillen Umgeſtaltung meiner Anſichten, möchte ich nicht zum Sprechen genöthigt ſein. Ich habe jetzt nicht die Sicherheit und Feſtigkeit, die dazu erforderlich iſt, und wie ich ſie in einigen Jahren wieder zu erreichen hoffe. Der Widerwille überdies gegen bloß polemiſches Schreiben, wie ich ihn in der Vorrede meines Steudel ausgeſprochen, tritt immer ſtärker hervor. Oder vielleicht iſt's noch mehr als dies: Manche theologiſchen Punkte, die mir ſonſt ſehr am Herzen lagen, intereſſiren mich nicht mehr und ich wünſche mich oft aus dieſer ganzen Sphäre hinaus. Es iſt ähnlich, wie gegen den Schluß meiner philoſophiſchen Vorleſungen in Tübingen das Intereſſe für Philoſophie rein als ſolche in mir abzuſterben begann und ſeitdem nicht wieder erwacht iſt. Vielleicht werfe ich wieder einen Balg ab, aber was dann für einer an die Stelle treten ſoll, wie damals der theologiſche, ſehe ich nicht. Eines kommt hier auch noch in Betracht. Ich habe dieſen Winter und Frühling ſo viel Kunſtanſchauung gehabt,

wie noch niemals in so kurzer Zeit; ich habe namentlich von der Oper mir jetzt erst einen Begriff zu machen gelernt und bin mit Schauspielern und Dramaturgen in Umgang getreten. Meine Arbeit gegen Menzel, wobei dieser Kritikus namentlich in ästhetischen Sachen angegriffen und über Goethe u. A. ausführlich gehandelt wird, ist — ich weiß nicht — Miturſache oder bereits Wirkung jener Veränderung. Ich weiß nicht, soll ich sagen, mich gelüstet nach einem etwas weiteren Litteratur-Gebiet oder soll ich erklären, es fängt mir das rein wissenschaftliche Wesen an trocken zu werden. Zu einem eigentlichen Gelehrten bin ich nicht gemacht, ich bin zu viel von der Stimmung abhängig, habe zu viel mit mir selbst zu schaffen. Auch war an meinen bisherigen Arbeiten immer die Form das Beste, was ins Gebiet der Kunst einschlägt. Andererseits aber gehört es zu meinen klarsten und wohlerworbensten Einsichten, daß ich zur Kunst als solcher noch weit weniger begabt bin vermöge des Uebergewichts der Reflexion über die Phantasie. Es ist daher vielleicht nur ein verirrter Lebenstrieb, was mir als Neigung zum ästhetischen Fach vorkommt und mich der Wissenschaft im Herzen abtrünnig macht. Es ist auch wirklich, wie wenn neidische Götter oder schadenfrohe Dämonen mir alle möglichen Schlingen legten, um mich der Theologie wegzufangen. Den großen Büßern Indiens, welche durch Abtödtung des Fleisches nach übergöttlicher Würde strebten, stellten die bedrohten Gottheiten schöne Frauengestalten als Verführungen in den Weg. Ich habe Dir von einem Abenteuer dieser Art geschrieben, das zwar durchaus nicht in gewöhnlichem Sinn verführerisch für mich war, das aber doch mein Gemüth in große Unruhe und Empfänglichkeit für dergleichen Eindrücke versetzte. Ich hatte einen so ruhigen Winter gerade auch in dieser Hinsicht; Eindrücke von früher her waren nach und nach abgestorben, neue nicht vorhanden und ich lachte und rühmte mich oft im Stillen meiner Sicherheit nach dieser Seite, und pflegte meine Begeisterung für einsames Studienleben. Jene Geschichte — so wenig der anmuthige Gegenstand derselben mir ein nachhaltigeres persönliches Interesse einzuflößen fähig war — nämlich wohl eine bleibende Pietät und Freude über ein so wunderbares Anschließen, nicht aber individuelle Zärtlichkeit, — jenes Abenteuer, sage ich, brach das Eis und nun ist seitdem kein fester Boden mehr zu gewinnen.

Bald nach jener Geschichte kam die Sängerin Schebest hieher;

ihre Erſcheinung auf dem Theater zog mich ſehr an; halb geſchoben, halb ſelbſt nachſchiebend, half ich letzten Sonntag ihr ein Diner in Cannſtatt — in Geſellſchaft mehrerer Schauſpieler und Kunſtfreunde — veranſtalten, fuhr mit ihr in Einem Wagen und da habe ich mich denn ſo ziemlich angebrannt. Habe ich nicht geſtern ein Sonett auf ſie gedichtet, welches ich Dir als Dokument der wunderlichen Gemüthszuſtände Deines Freundes nicht vorenthalten will. Ich wollte es ihr heute, da ſie morgen nach Straßburg reiſt, um erſt in 14 Tagen wieder zu kommen, ſelbſt übergeben, konnte aber nicht ankommen und ſchickte es ihr zu. Ich war etwas ärgerlich, daß ſie ſich krank ſagen ließ, weil ich's nicht recht glaubte und bin eigentlich noch in großem Verdruß. Ich wünſchte ſie käme nicht mehr oder, ehrlicher, ſie bliebe jetzt und gienge bälder, damit ich dieſes Stachels der Unruhe los würde. — Ich möchte ſo gerne zu Dir und weiß doch ſo lange ſie hier iſt, nicht loszukommen, und auch in der Zwiſchenzeit ihrer Reiſe nach Straßburg will ich nicht, weil ich in Deinem Umgang aller dieſer Unruhe los werden und ſie alſo nicht nachher wieder hier treffen möchte. Freilich werde ich wohl, wenn ſie mir auf die heutige Krankmeldung nicht bald etwas Begütigendes ſagen läßt, am Ende ärgerlich auf ſie werden, und dies rauſt vielleicht den Samen der thörichten Neigung wieder aus. Alle dieſe Erſchütterungen wären mir übrigens nicht hinderlich, wenn das wiſſenſchaftliche Intereſſe nicht zuvor ſchon erlahmt geweſen wäre. — Dies iſt, wie ich deutlich weiß, das prius, jenes iſt das posterius. —

Nicht Klänge nur aus ſanggeübter Kehle,
Nicht Tongeflechte blos, mit Kunſt verſchlungen,
Stets ſtrömteſt Du, wenn Du vor uns geſungen,
Im Liede aus die volle ſchöne Seele.

Wenn du nun von uns gehſt und jene Säle,
Wo Deiner Töne Geiſter kühn gerungen,
Erſchallen jetzt von ſeelenloſen Zungen,
Wie werden wir empfinden, was uns fehle?

Nicht dich allein wird unſer Leid vermiſſen.
Nein, da auf der Geſänge weichem Flügel
Dein Herz dem unſern koſend zugeflogen,

Hat es das unſere zu ſich hingezogen,
Das flieht mit Dir nun über Thal und Hügel,
Uns ſelbſt haſt Du uns, Zauberin, entriſſen.

21. An Viſcher.

Stuttgart, den 12. Auguſt 1837.

Mein Menzel iſt ja nun in den Blättern für litterariſche Unterhaltung auf ſehr originelle Art angezeigt. Der gute Freund, der hier dem Menzel ſo dienſteifrig hinaushilft, iſt ſicherem Vernehmen nach Paul Pfizer — es iſt dieſelbe Nummer, die Schleſiers Oberdeutſche Stämme recenſirt hat.

Jedenfalls iſt's einer von der Clique, welche ſich dadurch hinlänglich charakteriſirt hat. Die Fehler und Verbrechen werden nicht geläugnet aber durch die liberale, politiſche Abſicht gerechtfertigt; es bleibt dabei, daß eine poetiſche, wiſſenſchaftliche Arbeit vom moraliſchen Standpunkte aus beurtheilen ſie in ihrem Mittelpunkte faſſen heißt. Nun hat ja auch Menzel, in einer Anzeige an Tholuck, herausgelangt, aber mit welchem Saurüſſel! — Haſt Steudel's Replik geleſen — und nun kommt ja auch noch Eſchenmayer. Da ſiehts gut aus; ich habe es mit einer Hydra zu thun und bin kein Hercules. — —

Kürzlich war ein Profeſſor aus Baiern bei mir, deſſen höchſtes die Anſicht des Verfaſſers der natürlichen Geſchichte des großen Propheten von Nazareth iſt, und beſonders der Punkt, daß Joſeph von Arimathia der Vater Jeſu geweſen. Als ich ihn fragte, worauf er die letztere Meinung ſtütze, ſagte er, dieſer Joſeph komme, nachdem man vorher nichts von ihm gehört, auf einmal am Kreuz zum Vorſchein; „jetzt frag' ich Sie, — ſetzte er in ſeinem bairiſchen Dialekt hinzu — wo kommt das Männtle her?"

Gegenwärtig muß ich einem Maler ſitzen, weil Lewald mein Bildniß für die Europa wünſcht — (aber vorerſt unter uns). Ich werde aber ausſehen wie der Teufel, da man bei dieſer unpräſtirlichen Exiſtenz auf dem Stuhl vor dem Maler, am Ende ein wahrhaft deſperates Geſicht machen muß.

22. An Rapp.

Stuttgart, den 17. Auguſt 1837.

— — Ich bin nunmehr an den Vorarbeiten zur 3. Auflage des Lebens Jeſu, und ſuche zugleich, was hiebei abfällt, als Material zu den weiteren Streitſchriften bei Seite zu legen. Von Steudel iſt unterdeſſen ja ein kurzer Beſcheid erſchienen, Eſchenmayer hat ein Wort an mich angekündigt und Menzel im Litteratur-Blatt Rache genommen. Erſteres veranlaßt mich zu keiner Duplik, das zweite wird noch weniger ſein und das Menzel'ſche iſt ſo, daß es alle Vorwürfe, die ich ihm

gemacht, auf's Schlagendste bestätigt. — Der Sängerin sollte ich von Kauffmann aus ein Heft Lieder seiner Komposition übergeben — sie war 4 Wochen lang in Berg —, aber ich konnte es nicht über mich gewinnen, ohne neue Anfeuerung vom Theater aus, auf die bloße Erinnerung hin, hier wieder anzuknüpfen. Jetzt ist sie nach Breslau, wird aber im Herbst wieder hier auftreten.

23. **An Vischer.** Stuttgart, den 7. September 1837.

— — Mein Bildniß[1]) wird insofern nicht ganz ungebeugt auf die Nachwelt kommen, als der Zeichner den Kopf in etwas geneigter Stellung aufgenommen hat. Es ist die Zeichnung recht gut gerathen und befindet sich jetzt in Nürnberg, um in Stahl gestochen zu werden — sehr viel Ehre, da sie die Königin von England nur lithographirt haben. Vielleicht begegnest Du diesem meinem Schatten, wenn Du in den Ferien nach Nürnberg reisest, wozu ich viel Vergnügen wünsche. Aber sieht man Dich denn nicht vor oder doch nachher hier? Wir könnten wohl auch einmal miteinander ein paar Tage im Land herum reisen.

24. **An Rapp.** Stuttgart, den 12. Oktober 1837.

— — — — Um auf Erfreulicheres zu kommen, so ist gestern die Schebest zum erstenmal wieder hier aufgetreten und wird einen guten Theil des Winters hier zubringen. Da wäre also für Theatergenuß gesorgt. Ob ich sie sonst sprechen werde, weiß ich nicht, suchen werde ich es auf keinen Fall. — —

25. **An Rapp.** Stuttgart, den 17. Oktober 1837.

Zu Deiner Verlobung, die Dein letzter Brief meldete, wünsche ich Dir von Herzen Glück, um so mehr, da ich von allen Seiten höre, daß man Dir in jeder Beziehung Glück wünschen darf. Aus Deinem nächsten hoffe ich zu vernehmen, wie bald Ihr Euch zu verbinden gedenkt, ob Du den Winter noch allein bleiben, oder, wie ich mir denke, gleich in der nächsten Zeit die neue Gefährtin zu Dir nehmen wirst.

Der Brief, in dem Du mir von Heilbronn aus diese glückliche

1) Das Titelbild, nach dem Stahlstich von Carl Mayer in Nürnberg 1837.

Wendung Deiner Verhältniſſe anzeigſt, kam den Tag nach Deinem früheren Briefe an, und dieſer den Tag, nachdem ich einen Brief an Dich abgeſchickt hatte. Für jenen erſteren Brief bin ich Dir beſonderen Dank ſchuldig wegen ſeines reichen und ſchönen Inhalts; insbeſondere iſt die Erſcheinung aus der überſinnlichen Welt eine wahrhaft claſſiſche Darſtellung. Du haſt es dieſer Vortrefflichkeit zuzuſchreiben, daß ich mich nach Durchleſung dieſes Briefes eine Zeitlang lebhaft in den Fall hineindachte, wenn Du geſtorben wäreſt; dann würde ich, dachte ich mir, aus Deinen Briefen eine Sammlung machen, die zum Schönſten dieſes Fachs der Literatur gehören müßte. Sieh, ſo läßt die Trefflichkeit der Werke den Meiſter vergeſſen; Du mußt mir keine ſo ſchönen Briefe mehr ſchreiben, ſonſt habe ich am Ende die Briefe lieber als Dich ſelbſt. — — —

Ergötzen wird es Dich in Vergleichung mit Deinem früheren Urtheil, wenn ich Dir erzähle, daß nach der Ausſage eines Heidelberger Profeſſors, der mich heute beſuchte, Ullmann [1]) meinem Sendſchreiben [2]) nicht recht traut und Ironie wittert; ein Bekannter des Profeſſors habe ſich ſo ausgedrückt, es ſei ihm bei der Leſung geweſen, als höre er ein ganzes Chor von Lachern im Nebenzimmer. Es iſt dies ein Fall, wo ich ſelbſt nicht weiß, was das Richtige iſt. Der Menſch iſt doch ein räthſelhaftes Weſen.

26. An Rapp.

Stuttgart, 24./25. Oktober 1837.

Deine lieben Briefe durch Viſcher und einen 2. durch die Poſt habe ich erhalten und danke Dir beſtens dafür. Wenn Du Dich wegen häufigen Schreibens entſchuldigſt, ſo iſt dies gerade, wie wenn ein Fürſt bei einem Bürgersmann ſich entſchuldigen wollte, daß er ihn ſo oft zur Tafel ziehe. Du weißt, daß Deine reichhaltigen Mittheilungen zu meinen geiſtigen Lebensbedürfniſſen gehören, die ich nicht mehr miſſen möchte. Wenn Du nicht müde wirſt zu ſchreiben, ſo werde ich des Leſens gewiß nicht müde.

Ich freue mich, daß Deine Zuſtände ſich ſo ordentlich wieder ſetzen nach der Gährung der letzten Zeiten. Die Bürgſchaft, daß ſie

1) Der bekannte Theologe, mit Umbreit Herausgeber der Studien und Kritiken.

2) Streitſchriften 3. Heft S. 129 ff.

ſich vollends ganz klären werden, biſt Du ja ſo glücklich in Händen zu haben. — — — — — —

Ich hoffe, einen ruhigen Winter zu bekommen. Meine Geſchäfte ſind wieder mehr im Gang; das Verhältniß zur Unbekannten habe ich durch beharrliches Stillſchweigen abgebrochen; und für die liebenswürdige Sängerin empfinde ich ſo, wie man in eine Antike verliebt ſein kann. Wegen Deiner Bekanntſchaft mit der Antike wünſchte ich, daß Du ſie mit ihrer klaſſiſchen Figur, Geſichtsbildung und Bewegung ſehen könnteſt; beſonders letzten Sonntag als Norma. Heut vor 8 Tagen beſuchte ich ſie, wurde ſehr freundlich empfangen und eingeladen, bald wieder zu kommen. Da ich aber bis heute noch nicht wieder dort war, dagegen keine Vorſtellung verſäume, wo ſie auftritt, ſiehſt Du, daß die Sache ihre rechte Art hat. — — — — —

Inliegend ſende ich Dir Schleiermacher's Briefe über die Lucinde, ein Büchlein, das ich ſehr ſchätze, und das Du, ſo viel ich weiß, noch nicht geleſen haſt. Die Vorrede von Gutzkow iſt größtentheils ſchlecht, in keinem Falle ſollte ſie vor dieſem Büchlein ſtehen. Daß Du die Lucinde ſelbſt nicht geleſen, thut dem Verſtändniß der Briefe keinen Eintrag, die tauſendmal mehr ſind, als jener ſchlechte Roman Fr. Schlegels. — — —

27. An Rapp.

Stuttgart, den 30. Oktober 1837.

Geſtern wurden die Montecchi und Capuleti gegeben, Schebeſt Romeo. Ich war natürlich darin, da ich keine Vorſtellung verſäume, in der ſie auftritt und mit mir mein Freund Kauffmann, ein gründlicher Kenner der Muſik. Der im Punkte des Geſanges ſtrenge Mann war dennoch ganz hingeriſſen. Wie wir nach dem Theater in's Wirthshaus kamen, wartete Hardegg auf uns und ſagte, um mich aufzuziehen, er wäre auch in die Oper gegangen, denn ſie ſei gut, aber er möge die Rolle des Romeo nicht durch die Schebeſt verhunzen hören. In dieſem Humor, der Hardegg trefflich ſteht, gieng's fort und gelegentlich ſagte er auch, daß er ſchon einen Konzertzettel auf Montag (heute) geſehen, wonach Schebeſt ein von Kauffmann componirtes Lied ſingen werde. Kauffmann hat nemlich mit Hetſch [1]) vorerſt ein Heft ſchwäbiſcher

1) Hetſch, geb. 1806, geſt. 1872, hatte erſt im evangeliſchen Seminar in Tübingen Theologie ſtudirt und ſich ſchon damals mit Strauß nahe befreun-

Dichter componirt herausgegeben und dieſes mußte ich vorige Woche in ſeinem Auftrag der Schebeſt übergeben. Ich fand ſie noch im Speiſezimmer, ſie führte mich am Arm durch einen Gang in ihr Beſuchzimmer, dankte mir für die bewußte Kritik und bot mir beim Abſchied die Hand. Nun wollte ſie alſo uns jene Lieder (von Kerner) ſingen und Kauffmann ließ ſich bereden, den heutigen Konzertabend hier abzuwarten. Daher gieng der heutige Tag zerſtreut hin; Vormittags konnte ein wenig gearbeitet werden, aber Nachmittags mit Kauffmann, Hardegg und Muſikdirektor Lachner nach Gaisburg und Abends ins Konzert. Kauffmann, obwohl er ſchon einen Zopf hatte, als er in's Konzert kam, war dennoch von dem Vortrag ſeines Lieds ſehr entzückt. — Nun bin ich wieder zu Hauſe und will Dir zuerſt ein paar Diſticha ſchicken, die ich vor 8 Tagen nach der Aufführung der Norma auf die Schebeſt gemacht und im Deutſchen Kurier (ohne Namen) habe abdrucken laſſen:

Eine Statue glaub ich zu ſehen von pariſchem Marmor,
Wie ſie Praxiteles einſt und Polykletos geformt.
So ragt hehr die Geſtalt, ſo fließen die weißen Gewänder,
Und aus dem Schleier hervor blickt das antike Profil.
Wie die Statue lebt, ſie bewegt ſich, wechſelt die Stellung,
Welch ein Pygmalion hat Leben dem Steine verliehn?
Von der Pallas, der ruhigen, Hoheitblickenden, wird ſie
Zur Niobide im Schmerz und zur Medea im Zorn.
Ach und die Statue ſingt, nicht Einen Ton nur wie Memnon,
Von Wohllauten ein Meer ſchüttet ſie über uns aus.
Doch wie das Steinbild erklang vom erſten Strahle des Morgens,
Führt ihr Geſang in der Bruſt freundlich die Sonne herauf.

28. An Rapp.

Stuttgart, 9. Nov. 1837.

— — — In Betreff der ſchönen Sängerin muß ich meine im vorletzten Brief gegebene Verſicherung bereits Lügen ſtrafen, oder habe ſie eigentlich ſchon im letzten Briefe Lügen geſtraft; ich bin wieder ziemlich im Zuge der Neigung für ſie. Ich habe ſie dieſer Tage wieder beſucht, und von dem ſtrengen claſſiſchen Styl ihrer Schönheit, ſowie von dem künſtleriſch Durchgearbeiteten ihrer Form und Bewegung,

---

det, dann aber ſich ganz der Muſik zugewendet. 1836 wurde er Muſikdirektor in Heidelberg, 1846 in Mannheim. Nach ſeinem Tode widmete Strauß dem Freund einen Nekrolog im Schwäbiſchen Merkur 1872, 4. Aug.

einen gewaltigen Eindruck empfunden. Auch ihre Rede ist durchaus edel und geistreich, und mich empfängt sie immer mit einer herzlichen Freundlichkeit, die mir sagt, daß sie mich für einen verständigen, guten Menschen hält, der ihr redlich zugethan, und gerne bei Gelegenheit mit eine Posaune ihres Ruhmes ist. Sie lud mich ernstlich ein, mich bald wieder sehen zu lassen, und es soll gewiß nicht zu lange anstehen. Gestern trat sie in der Oper: Der lustige Schuster, als Schusterin auf. Vor dem Anfang des Stücks hatte ich mit meinen Freunden ausgemacht, sie gleich beim Auftritt mit Applaus zu empfangen. Nun kam sie aber im Stück ziemlich spät erst vor, und in der Zeit war ich in der That ganz beklommen vor Erwartung, und wie sie nun kam, klopfte mir das Herz so stark als die Hände klatschten. Lache nicht über diese kindischen Bekenntnisse, sonst mache ich Dir keine mehr. Wie sie spielte, darüber sage ich hier nichts; habt ihr denn in Hall nirgends den deutschen Courier? für den habe ich heute wieder eine Kritik ihrer Leistungen in Norma, Romeo und dem gestrigen Stücke geschrieben, die im Dienstagsblatt kommen wird. Ich wünschte sehr, daß Du diese Artikel lesen könntest, weil Du von Allem, was ich thue, Zeuge sein sollst. — Ja wohl macht die Lage den Menschen; so reißt mich das ganz und gar Unbestimmte der meinigen zu solchen Abenteuerlichkeiten fort, die aber am Ende, wenn es nur in der Hauptsache gut geht, auch zum Vortheil, d. h. zur Erweiterung meines eng begrenzten Wesens, dienen werden. Unter jener Hauptsache verstehe ich, daß ich wieder eine wissenschaftliche oder sonstige Beschäftigung finde, die mich interessirt; denn die jetzige ist mir ein für allemal entleidet, und kann nie mehr in mir lebendig werden.

29. An Zeller[1]).

Stuttgart, den 10. November 1837.

Nimm den herzlichsten Dank für Dein vortreffliches Drama, womit Du mir und denjenigen Freunden, denen ich's gezeigt habe, den ergötzlichsten Genuß gemacht hast. Der Humor ist der beste, die Satire treffend und die Rolle, die Du mir angewiesen, ganz charmant. Heut

1) Welcher nach seiner Rückkehr aus Berlin, während der zweiten Hälfte des Jahres 1837, Vikar in Tübingen war. Das „Drama" war eine kleine und ziemlich harmlose Satire auf die herrschende Theologie. Am Schlusse des Stückes fiel das Oberhaupt des neuen Jerusalem den Türken in die Hände und trat zum Muhammedanismus über.

Abend nehm ich's in unſer Decker'ſches Geſellſchäftchen, um beſonders Gfrörer[1]) damit zu ſchlagen. Du erinnerſt Dich nämlich, wie ich Dir beim Abſchied die ernſte Ermahnung nicht ohne Argwohn mit auf den Weg gab, Du ſolleſt kein Pietiſt werden. Nun war Gfrörer kürzlich in Tübingen, erzählte mir, er ſei bei Baur geweſen zum Nachteſſen, habe aber nicht recht frei reden können; es ſei ein Stadtvicar Zeller dageweſen, der ein Pietiſt ſein müſſe. Denke Dir meinen Triumph. Nun wendet ſich aber das Blatt durch Dein höchſt frivoles Drama, das auf Gfrörer um ſo ſtärker wirken wird, da er ſelbſt immer die Behauptung im Munde führt, wenn heute der König Muhammedaner würde, thätens alle Conſiſtorialräthe nach.

Daß auch ich indeß für's Theater nicht unthätig geweſen bin, hat Dir vielleicht Vetter Ruoff geſagt — wenn auch nicht productiv wie Du, ſo doch als Kritiker. Was aus einem Württembergiſchen Magiſter doch nicht Alles werden kann! — —

30. An Rapp.

Stuttgart, den 12. November 1837.

In der Beilage findeſt Du etwas, das ich mit unſeren Freunden Märklin und Viſcher Dir für Deinen erneuerten Eheſtand in Deine Bibliothek ſtiften möchte, laß Dir alſo den Winkelmann gefallen, Dir zu angenehmer Auffriſchung eigener römiſcher Erinnerungen dienen.

31. An Viſcher.

Stuttgart, den 20. November 1837.

Rümelin von Heilbronn[2]) erzählte mir kürzlich von Kerner, daß er über Eſchenmayer's Konflikt[3]) ſchimpfe und ſage, Eſchenmayer verſtehe gar nicht, was Geiſter ſeien. Iſt das nicht göttlich?

---

1) Bibliothekar in Stuttgart, der bekannte Hiſtoriker, welcher ſpäter, als Profeſſor in Freiburg, zum Katholicismus übergieng, damals aber ſich an Unterſuchungen über die Entſtehung des Chriſtenthums mit namhaften Werken in entſchieden rationaliſtiſchem Sinn betheiligte. Strauß kannte den um 4 Jahre älteren Mann von der Univerſität her und mochte ſeine friſche, wenn auch allzu derbe Natur wohl leiden.

2) Geb. 1815, geſt. 1889; derſelbe welcher ſpäter württembergiſcher Kultusminiſter, dann Kanzler der Univerſität Tübingen wurde und als geiſtreicher Schriftſteller bekannt iſt.

3) Die von Strauß Charakt. und Krit. 355 ff. beſprochene Schrift.

In der Medea hätteſt Du kürzlich ſein ſollen. Das Publikum hat ſie aber nicht verſtanden; bei der erſten Aufführung klatſchten und riefen ſie mit, bei der zweiten aber blieben wir ſtecken. Nun habe ich auch Kauffmann mit der Schebeſt in Verbindung gebracht, durch Lieder, die er ihr überreichen ließ; er beſuchte ſie kürzlich in einem Frack von Sautter, es war eine Hauptcomödie. Köſtlin las uns kürzlich einen Brief aus Tübingen vor, ein Geſpräch zwiſchen Schrader, Wächter, Bahnmayer [1]) und Silcher vor einem Eſſen bei Schrader beſchreibend, worin von Köſtlins und meinem Verhältniß zur Schebeſt auf ergötzliche Weiſe die Rede iſt.

Silcher: Und wiſſen Sie auch, von wem die zwei enthuſiaſtiſchen Kritiken über die Schebeſt im deutſchen Courier waren?

Wächter: Von Köſtlin?

Silcher: Nein; von Strauß.

Schrader: Ah!

Wächter: Ho ho.

Bahnmayer: Von welchem Strauß?

Silcher: Von ꝛc.

Schrader: Da ſieht man doch, wohin das führt.

Bahnmayer: Dieſer Menſch muß doch ganz geſunken ſein, mit dem religiöſen Glauben muß er auch jeden ſittlichen Halt verloren haben.

32. An Rapp.

Ludwigsburg, den 1. Dezember 1837.

Geſtern, als am vermuthlichen — ich habe es aus dritter Hand — Tage Deiner Hochzeit habe ich fleißig an Dich gedacht. Glück gewünſcht habe ich Dir bereits in verſchiedenen Schreiben und wiederhole dies daher nicht. Was braucht's auch? Kerners Glückwunſch, der weniger Wunſch als Verſicherung war, iſt doch der paſſendſte und wahrſte geweſen. — Ein artiges Experiment habe ich indeſſen mit Deinen Briefen angeſtellt. Ich verglich ſie von jeher ihres Reichthums an poetiſchem Stoff wegen mit den Briefen Bettina's und dachte, was Goethe mit dieſen vornahm [2]), viele Stellen derſelben durch

1) Früher Tübinger Profeſſor, damals Dekan in Kirchheim u./T. Die andern hier genannten, die Juriſten Schrader und Wächter, der Liedercomponiſt Silcher, ſind bekannt.

2) Wie man dies Bettina damals noch glaubte.

geringe Aenderungen in wirkliche Gedichte zu verwandeln, müßte auch bei den Deinigen mit leichter Mühe gelingen. Wirklich gelang mir's beim erſten Verſuch mit zwei Stellen Deiner 7 letzten Briefe, davon ich das eine Stück beilege:

Frei, los, ungebunden muß man ſein, dann ſitzt man nicht ſo kümmerlich in ſeiner Stube und ſchaut betrübt zum Fenſter hinaus nach Rauch und Wolken. Thue allezeit den Kerker Deiner Seele auf und laß die unterdrückten Geiſter, heißen ſie Begierde oder Liebe oder Fleiſchesluſt, welchen Namen ſie immer führen, laß ſie hinaus. |

Dann werden ſie freudig mit den Wolken am Himmel hinſtreifen, ſich tummeln mit den Winden, ſich im Regen baden, und vom Mondſchein ſich heimathlich durchſchauern laſſen. Warum? Weil ſie Natur ſind und die Natur wieder finden und erkennen. | Hemme, unterdrücke ſie, dann werden Wolken Wolken, der Regen Regen u. der Mondenſchein der alltägliche, verdüſterte ſein. |

Frei gelebt und losgebunden
Dann ſitzt man nicht dumpf zu Haus.
Schaut nicht lange, trübe Stunden
Nach Gewölk und Rauch hinaus.

Schließe auf der Seele Schranken,
Laß die wilden Geiſter frei,
Ob's Begehren, Liebeskranken,
Oder Luſt der Sinne ſei.

Freudig werden ſie am Himmel
Dann mit Luft und Winde ziehn,
Mit dem fröhlichen Gewimmel
Bunter Wolken weiter fliehn.

Werden ſich im Regen baden,
Schwärmen in des Mondes Schein;
Selbſt Natur, ſind ſie geladen
Mit Natur zum Luſtverein.

Aber hältſt Du ſie gebunden,
Dann verkümmerſt Du zu Haus,
Schauſt die langen öden Stunden,
Nach Gewölk und Rauch hinaus.

33. An Zeller.

Stuttgart, den 8. Dezember 1837.

—— Zu Deinen platoniſchen Studien wünſche ich das beſte Glück, und freue mich auf deren ſchmackhafte Früchte; ich kann Dir von gleichfalls platoniſchen Studien nur hier etwas blüthenartiges ſenden, worin Du den Schluß jener „nicht zu übermachenden" Theaterkritiken erkennen und das Du nicht publik machen mögeſt. Zugleich ſchicke ich Dein Luſtſpiel, das mir viele Freude gemacht hat, Deinem Verlangen gemäß zurück, mit der Bitte, es mir ſpäter ganz zu überlaſſen. — Oder vielmehr ich lege es nicht bei, und erwarte bis Du es mit Strenge und Unerbittlichkeit forderſt.

Nun wird's Ernſt mit der 3. Auflage. In nächſter Woche beginnt der Druck. Bin ich einmal damit fertig, ſo will ich ſo bald keine theologiſche Feder mehr anrühren. — —

Wie nach des gotterfüllten Platon Lehren
Die Seele von des reinen Aethers Höhen,
Wo sie geschaut die ewigen Ideen,
Und würdig galt mit Göttern zu verkehren,

Herabgestürzt zu diesen untern Sphären,
Nun dessen, was sie dort im Licht gesehen,
Trüb sich erinnert, unter bittern Wehen,
So vieler Herrlichkeit jetzt zu entbehren:

So schwebst auch Du, seitdem Du uns verlassen,
Dem Auge vor in tausend Huldgestalten,
Klingst uns im Ohr in tausend Schmeicheltönen;

Es ringt der Sinn, die Bilder festzuhalten:
Doch schnell zerfließen sie, gleich Nebelmassen
Und lassen uns allein mit unsrem Sehnen.

34. An Rapp.

Stuttgart, den 9. Dezember 1837.

Von Ludwigsburg bin ich bald wieder durch das Verlangen des Verlegers nach Manuscript zur 3. Auflage hieher gerufen worden. — Uebrigens erwartete mich hier sogleich Verdruß. M., der sich um die Tochter eines angesehenen hiesigen Hauses bemüht (es ist noch Geheimniß, daher verschweige ich die Namen) und übrigens seiner Sache ziemlich sicher ist, erfuhr auf einmal unerwarteten Widerstand von Seiten der Eltern, welchen zu Ohren gekommen war, daß er ein Freigeist sei, was besonders auf mein Aus- und Eingehen in seinem Haus gegründet wurde. Da der Gute nun auf einmal auch in Bezug auf das Consistorium etwas ängstlich geworden war, so sah ich mich moralisch genöthigt, meine bisherige Tischgenossenschaft mit ihm aufzuheben, und gab seiner Bitte nur soweit nach, daß ich's noch einige Wochen darauf ausgesetzt sein lasse, ob sich nicht durch eine Stelle, die seine Schwester bekommen soll, die Sache auf eine unmerkliche Art lösen läßt, indem dann M. außer dem Hause zu essen gedenkt. Da ich noch von der S — — schen Geschichte her verletzt war, so versetzte mich diese Erfahrung von dem schleichenden Gifte, durch welches der Kirchenbann allmählich alle Verhältnisse zerfrißt, in eine Art von schmerzlicher Wuth. Es ist merkwürdig, daß als ich hieher kam, man mir freundlich entgegentrat, nun aber, nachdem ich ein Jahr hier so gelebt, wie Du weißt, daß ich lebe, fängt eine Thür um die andere an sich mir zu verschließen. Andererseits, da ich gerade ein Jahr in Lud-

wigsburg ausgehalten habe, dachte ich immer ſelbſt, nun wäre es auch mit dem hieſigen Aufenthalt genug, wenn mich nur die Geſchäftsverhältniſſe nicht feſſelten. Du ſagſt wohl, ich ſolle dergleichen als zu meiner Stellung gehörig begreifen, allein ich bin derjenige nicht mehr, dem ſie das Alles thun wollen, ich habe dasjenige Pathos nicht mehr, durch das ich ſie verletzte, und welches, wenn ich's noch hätte, mir freilich Alles leicht erträglich machen würde, aber ich hab's nicht mehr. Meinetwegen mag die Welt jetzt Alles glauben, auch ich ſelbſt wollte, wenn es ſein müßte, vieles glauben, was unglaublich iſt, und ſo muß ich ganz unſchuldig und zugleich unwürdig — eben deßwegen aber auch ohne die gehörige Faſſung — leiden, was ganz ein Anderer verſchuldet hat. Mein Geiſt hauſt gar nicht in der Region, wo er jetzt angegriffen wird und eben daher ſich auch nicht vertheidigen kann.

35. An Rapp.

Stuttgart, den 18. Dezember 1837.

Nach dem ſtreng tragiſchen Inhalt meines letzten Briefs laß Dir nun auch einmal wieder einen romantiſchen ſchreiben. Das Romantiſche, finde ich, hat man ihm nur einmal den Finger geboten, ſo läßt es einen nie mehr ganz los und ſelbſt die Dezemberſtürme werfen es einem als eine Roſe unter dem Schneegeſtöber zum Fenſter herein. So als ich letzten Dienſtag Nachmittag von der Bibliothek heimkam, wo ich im Polybius und Diodor etwas nachgeſchlagen, und nun, nachdem ich eben befohlen, eingefallener Kälte wegen wieder einzuheizen, es an meine Thüre zuerſt ſo leiſe klopfte, daß ich's nicht deutlich hörte, dann noch einmal, etwas deutlicher —, was hätte ich da weniger erwarten können, als daß es meine Unbekannte vom vorigen Frühjahr ſein würde? Anfangs, da mir die Sache innerlich in den Hintergrund getreten war, gings etwas ſteif zu und ich ſetzte mich nicht neben ſie, ſondern ihr gegenüber auf den Stuhl. Bald aber ſchmolz das Eis. Am folgenden Tag kam ſie wieder, da ſie eben im Haus etwas einzukaufen hatte und erzählte mir, daß ein junger Beamter ſich um ihre Hand bewerbe, wobei ich ihr nun, da ſie erwähnte, daß er ſehr gute Zeugniſſe habe, von ſeinem perſönlichen Eindruck auf ſie aber nichts geſtehen wollte, zuſprach, ihm ihr Jawort zu geben, eine Situation, die mir abwechſelnd luſtig und traurig, frivol und unſchuldig vorkommt. — —

Seither hat ſich die Unbekannte, die ihrem Sagen nach noch hier

ſein muß, nicht mehr ſehen laſſen, doch wohl nicht, weil ich ſie beim zweiten Beſuch abſichtlich nicht ausdrücklich zum Wiederkommen aufgefordert? Oder hat ſie unterdeſſen jenes Jawort gegeben? Gewiß iſt, daß ich ſie ſeither jeden Tag um die Stunde, wo ſie zweimal kam, mit ſteigendem Verlangen erwarte.

Nun aber bitte ich Dich, ſtelle Dich dieſen Mittheilungen gegenüber nicht auf den abſoluten Standpunkt in rebus eroticis[1]), und verachte ſie mir nicht allzuſehr, gewißb ekommſt Du ſonſt nichts mehr der Art.

36. An Rapp.

Stuttgart, den 10. Januar 1838.

— — Mit dem abſoluten Standpunkt iſts uns recht komiſch gegangen. Ich meinte den, welchen Dein Realismus ſonſt ſchon an dergleichen Mittheilungen von meiner Seite anlegte und ſie als zu nichts Reellem führend verachtete und nun drohſt Du mir mit dem Standpunkte des Ideals. Seither iſt nichts weiter geſchehen . . . . . Es iſt mir ſelber leid genug, ich weiß wohl, daß das Dichten bei mir eine Herzkrankheit iſt, aber es läßt ſich nun nicht ändern. Vielleicht hört es in dieſem Jahr auf; wenigſtens habe ich heuer noch nichts gemacht als folgendes Epigramm über mein früheres und jetziges Verhältniß zur Kritik und Wiſſenſchaft überhaupt:

Einſt als muthiges Roß zog ich im Sturme den Wagen,
Jetzt als hinkenden Gaul ſchleppet der Wagen mich nach.

Das Jahr 1837 hat mir viel gegeben und genommen. Ich habe von manchen Dingen einen Begriff bekommen, der mir vorher fehlte; namentlich in Bezug auf Theater, Oper, Muſik überhaupt. Dann habe ich auch in Bezug auf den Umgang mit Menſchen manche Erfahrung gemacht, aber die Schlußerfahrung iſt die, daß ich für dieſen Umgang nichts tauge. Ich habe mich in letzter Zeit von aller Geſellſchaft zurückgezogen. — — Die Abende iſt es mir ſehr genußreich mit erholendem Leſen zuzubringen. — Es iſt jetzt gewiß, daß ich nur noch dieſen Sommer hier bleibe. Aber ſag mir, ſoll ich dann vorerſt aufs Land oder gleich nach München? Uebrigens iſt mir dieſe Ortsveränderung ſelbſt lächerlich, es iſt eine Illuſion, wie ſie ein Kranker ſich macht, der jede Luft für geſünder hält, als die, in der er gerade athmet. Ich habe auch ſchon gedacht, ich wolle dann an Niemand mehr ſchreiben und mit aller Welt außer Verbindung treten; denn ich

1) „In Fragen der Liebe".

ſchreibe doch weder Anderen zur Freude, noch mir zur Heilung. Ich leſe jetzt Jean Paul's Titan, das erſte was ich eigentlich, d. h. ganz zuſammenhängend von J. P. leſe; — dieſen Titan ſollte man aber durchaus als 18jährig leſen und ich meine eine Lücke zu fühlen, daß ich ihn damals nicht geleſen habe. Als 30jähriger iſt's zu ſpät, und das bin ich nun nächſtens, wie Du weißt, fürchte mich aber entſetzlich vor dem Tag. Mit 30gen ſollte man ein Mann ſein und das iſt eine Rolle, die ich durchaus nicht ſpielen kann bis jetzt.

Geſtern Abend einen Brief von der Unbekannten erhalten, bei welcher drei Gedichte, die ich ihr vor 8 Tagen geſandt, wieder neues Feuer ins Dach geworfen. Jene Partie hat ſie ausgeſchlagen, was mir leid iſt, ſofern es mir faſt Gewiſſensſkrupel machen will. — Indeſſen ſetze ich die Correſpondenz nicht fort, weil die Dame nicht die Art von Briefen ſchreibt, die ich gern leſe.

37. An Viſcher.

Stuttgart, den 28. Januar 1838.

Erfreulich war mir, einmal wieder etwas von Dir zu Geſicht zu bekommen; ich hatte wirklich angefangen, mich zu wundern. Ich ſäume nicht, Deine Anfragen dahin zu beantworten, daß Dein Vorſatz, meiner Familie Erwähnung zu thun, mir nur lieb ſein kann, da auch hier Gottlob die Wahrheit beſſer lautet, als die unter dem großen Publikum, ohne Zweifel durch den Schluß vom Apfel auf den Stamm, umlaufenden Vorſtellungen. In Maulbronn war ich von Juli bis September (incluſive) 1831. Anfangs November desſelben Jahres reiſte ich nach Berlin; im Mai 1832 trat ich in Tübingen ein, las ſelbigen Sommer Logik und Metaphyſik, den folgenden Winter Geſchichte der neueſten Philoſophie von Kant an und Plato's Sympoſion; folgenden Sommer Geſchichte der Moral. Von meinem Buch erſchien der erſte Band im Juni 1835, der zweite im November desſelben Jahres, wo ich ſchon in Ludwigsburg war. Die Stelle daſelbſt verſah ich nämlich vom Herbſt 1835 bis Herbſt 1836. Sich damit ꝛc. —

Letzten Montag die Schebeſt auf der Durchreiſe geſprochen; ich ſagte ihr, daß ich den König von Baiern nie habe leiden können, daß er mich aber jetzt ganz gewonnen habe durch die Art, wie er ſich gegen ſie benommen. Du weißt ohne Zweifel das eine, daß er zu ihr ſagte: „Man hat mir geſagt, Sie wären hübſch; allein ich finde, daß Sie ſchön ſind.“ Ferner bei der Pasquillgeſchichte, als auch in ſeine Loge

die Nachricht davon kam, ſchrie er laut: „Verhaftet den Pasquillanten! Kriminalunterſuchung!“ Dieſe iſt jetzt auch eingeleitet, ein Kammerjunker bereits entlaſſen, Duelle vorgefallen. Ich glaube jetzt beinahe, daß ſie mit Köſtlin unter der Hand verſprochen iſt; wenigſtens ſind alle anderen Gerüchte falſch.

38. **An Rapp.** Stuttgart, den 7. Februar 1838.

— — Ueber meine eigenen Zuſtände, nach denen Du fragſt, kann ich Dir mit großer Klarheit ſchreiben. Du ſiehſt ohne Zweifel ſelber ein, daß ein Menſch von meinem Naturell eigentlich immer beſeſſen ſein muß, wenns ihm wohl ſein ſoll. Das war ich nun ſeit einer Reihe von Jahren von einer beſtimmten wiſſenſchaftlichen Idee. Nun dieſe ausgefahren oder nach Durchlaufung des Raupen- und Puppenzuſtandes ausgeflogen iſt, ſteht das Innere leer und draußen ſtreiten ſich nun verſchiedene Geiſter, wer es nun ſei, der hineinfahren dürfe. Aber ſie ſind alle zu ſchwach im Vergleich mit dem vorigen und ſo kommt keiner hinein und das Innere bleibt leer. Unter dieſen Geiſtern haben ſich zur Abwechslung, weil der vorige ein wiſſenſchaftlicher, verſtändiger war, auch gemüthliche, verliebte eingefunden, aber auch ſie ſind zu ſchwach, um den Eingang zu erringen. Von ferne zeigt ſich jetzt wieder ein wiſſenſchaftlicher Dämon und auf den kommt es nun an, ob er's durchſetzen wird. Ich wünſche es ſehr, denn ohne irgend einen Dämon gehe ich zu Grunde. Hiermit habe ich Dir von mir erſchöpfend geſchrieben. — —

Wenn Du in dieſem Band der Rahel die Stelle über Schleiermacher findeſt, wo ſie davon ſpricht, daß er durch die Geſellſchaft herunterkomme, ich glaube mit Bezug auf ſeine Weihnachtsfeier, ſo ſchreib gleich die Pagina für mich auf; ich hab die Stelle verloren und will ſie haben.

39. **An Viſcher.** Stuttgart, den 8. Februar 1838.

— — Mit der Chronologie der geiſtigen Entwickelung, aus welcher Du mich fragſt, iſt es eine ſchwierige Sache. Ganz klar ſehe ich nicht mehr hinein. Nur ſo viel weiß ich, daß ich neben Böhme und Schelling auch noch Franz Baader las, und deſſen aphoriſtiſche Gedanken, wie in Fett gebratene Schwämme in den Ratten, in mir aufquellen ließ. Eine katholiſche Preisaufgabe, die ich anno 28 machte,

war vielleicht der erste Wendepunkt. Ich bewies exegetisch und naturphilosophisch mit voller Ueberzeugung die Auferstehung der Todten, und als ich das letzte Punktum machte, war mir klar, daß an der ganzen Geschichte nichts sei. Gleichzeitig oder bald nachher, vielleicht auch schon vorher, wirkte Schleiermacher's Dogmatik. Denn die Reden und Monologe gingen noch auf Schellingische Rechnung. Erst die Dogmatik lehrte denken. Im Winter 29 die Kritik der Sittenlehre. In demselben Winter oder Herbst wurde Hegel, und zwar die Phänomenologie, mit Märklin und Binder[1]) gemeinschaftlich angefangen und bis zum Ende des Tübinger Aufenthaltes fortgesetzt. In dem Sommer 1830 lasen wir Marheineke's Dogmatik, über die wir uns theils wegen des Unklaren, theils wegen des Unkritischen viel ärgerten. In Betreff der Person Christi waren wir uns wohl klar, daß Marh. ein falsches Spiel treibe; von Hegel hatten wir damals nur erst die Phänomenologie, die wir in liberalem Sinne verstanden. Auf welcher Stufe der Einsicht und mit welchen Problemen wir bei dem Abgang von der Universität beschäftigt waren, ersiehst Du mit ein paar Blicken in beifolgenden Briefen, die ich mir für das dritte Heft meiner Streitschriften von Märklin kommen ließ und ordnete. Namentlich im 3. Brief von Märklin habe ich eine bezeichnende Stelle angestrichen. Du erweisest mir gar zu viele Ehre mit dieser speziellen Notiznahme; ich würde es schwerlich so geschehen lassen, wenn andererseits nicht auch in der Unehre zu viel geschehen wäre.

40. An Vischer.

Stuttgart, den 28. Februar 1838.

Beiliegend. Wispel[2]), und weil's auf Einem Blatte steht, auch ein Brief von Mörike, zu dessen Verständniß ich bemerke 1) daß er mir ein Mährchen in Hexametern, den sichern Mann betreffend (aber unterm Siegel der Verschwiegenheit, bis es in der Gedichtsammlung gedruckt sein würde[3]); also ꝛc.) mitgetheilt, und ich ihm geschrieben

1) Gustav B., geb. 1804, Strauß' Mitschüler in Blaubeuren und Tübingen und sein College als Repetent, einer von seinen treusten Freunden, dessen Tüchtigkeit er Ges. Schr. X, 195 rühmt, starb 1885 als Oberstudienrathspräsident a. D. in Stuttgart.

2) Eine komische Figur aus der von E. Mörike und seinen Freunden ersonnenen Fabelwelt des Landes Orplid, welche den Lesern von Mörike's „Maler Nolten" aus Bd. I, S. 197 ff. desselben (Ausgabe von 1878) bekannt ist. Auf was die obigen Worte sich speciell beziehen, war nicht zu ermitteln.

3) In welcher es noch in demselben Jahr erschien.

hatte, der Schluß gefalle mir nicht ſo wie in der mündlichen Erzählung; 2) hatte ich ihm im Einverſtändniß mit ſeinen hieſigen Freunden geſchrieben, ob er ſich die Production nicht bisweilen durch Anſchließen an gegebene hiſtoriſche Stoffe erleichtern könnte. Dies war aber freilich eigentlich ſo gemeint, er ſolle dies, bei ſeiner Hinneigung zum Subjektiven und Phantaſtiſchen, gleichſam curweiſe verſuchen. Ich glaube nämlich in der That, daß es hiervon abhängen wird, ob Mörike noch weiter ſich entwickeln kann, oder ſein Talent ſich verzehren muß. Bei dem entſchiedenen Bewußtſein, welches er davon ausſpricht, daß ihm eine ſolche Anſchließung an Objectives unmöglich ſei, fürchte ich in der That das Letztere. Die Erſcheinung eines neuen Gedichts vom ſichern Mann wirkte auf mich wie ein Geſpenſt. So artig manches an der Poëſie, ſo originell das Ding urſprünglich als Erfindung war, ſo muß man ſich doch für den Mann ſchämen, der nach 15 Jahren noch an dieſen Kinderſchlotzern [1]) nagt. Welche ſonderbare Dürftigkeit bei größtem Reichthum! Ich hatte noch geſtern ein Geſpräch mit Köſtlin über Mörike; wir kamen überein, daß er das specificum, was den Dichter macht, in einem Maße, wie nur wenige, z. B. in höherem, als etwa Schiller ſelbſt, beſitzt: und doch werde er nie ein großer Dichter werden. Wie nun das, was ihm hierzu fehle, zu nennen ſei, darüber konnten wir uns nicht vereinigen. Da er ein leibhafter Poët iſt: iſt denn das, was ihm zum großen Poëten fehlt, auch etwas Poëtiſches, oder etwas Anderes? Anſchließung an's Objective iſt jedenfalls etwas davon; denn ſo wirklich auch ſeine Geſtalten ſind, ſo bleibt ihre Wirklichkeit doch eine ſubjective: ſie ſind z. B. außerhalb aller Bedingungen der Zeit, könnten in allen Jahrhunderten gelebt haben ꝛc. Das iſt ein höchſt ſonderbarer Punkt, den Du uns ohne Zweifel in Deinem Aufſatz über Mörike aufklären wirſt. Beiläufig bemerke ich, daß ich Deinem ſichern Urtheil über Rolten, in das ich nicht gleich eingehen konnte, jetzt ganz beiſtimme. Am Ende muß man ſagen, es fehlte am Vermögen der Idee, oder er hat mehr Seele als Geiſt.

41. An Rapp.

Stuttgart, den 2. März 1838.

— — Was Du mir von der Wahl einer neuen Arbeit ſchreibſt, iſt aus richtiger Kenntniß meiner Natur gefloſſen; ich mag aber davon, ehe ich wirklich anfangen kann, nichts ſchreiben. Der wiſſenſchaft-

1) = Lutſchlappen für Kinder.

lichen Noth, von der ich Dir ſchrieb, geht eine dem Leben angehörige zur Seite. Ich fühle auf's Beſtimmteſte, daß die Junggeſellenzeit für mich vorüber iſt. Ich habe keine Freude mehr an der Art von Geſelligkeit, wie ſie durch Kneipen u. dgl. vermittelt wird, und bleibe zu Hauſe. Dies iſt aber unnatürlich und führt zum Verſauern. Ich ſollte alſo eine häusliche Geſelligkeit haben, für welche, wie Du mir früher einmal mit Recht ſchriebſt, meine Natur ganz geeignet iſt. Der Gründung eines ſolchen Verhältniſſes ſteht aber nicht ſowohl meine äußere Lage im Wege — — ſondern das Hinderniß iſt dieſes. Ich bin von jeher und auch jetzt noch denjenigen Zirkeln — Familienzirkeln und öffentlichen — wo Mädchen gebildeter Stände kennen zu lernen ſind, ſo fern geblieben, daß ich mich in Wirthstöchter und Schauſpielerinnen verlieben mußte. Genug hiervon. — Es iſt der Fluch des Gelehrtenſtandes, den ich hier zu tragen habe und bei dem nur das eigen iſt, daß nur meine Ungeſchicklichkeit die eines Gelehrten iſt, mein Gemüth aber keineswegs, ſondern andere Anſprüche macht, die ich doch das Geſchick nicht habe, zu befriedigen. — Daß ich heuer zu Dir kommen werde, zweifle ich; die Zeit iſt vorbei, wo ich als Junggeſelle die Haushaltungen meiner früh verheiratheten Freunde gerne beſuchte und an fremden Tiſchen ſchmarotzte, bis ich mir ſelbſt einen würde decken können.

Fernerhin müßte ich mir bei ſolchen Beſuchen wie ein Hageſtolz, ein alter Onkel und dergl. erſcheinen. Du wirſt lachen, daß ich jetzt auf einmal über Alter klage, da ich kürzlich ſchrieb, ich könne den Dreißigen nicht nachkommen. Allerdings kann ich dies nicht, nämlich mit der äußeren Verwirklichung meines Lebens, deren Zurückbleiben hinter dem phyſiſchen und moraliſchen Alter eben das Unbehagliche iſt, worüber ich klage.

42. An Viſcher.

Stuttgart, den 15. März 1838.

Ja, wenn man den Mörike zum Geſchichtsſtudium bringen könnte! Da hängts eben hinaus. Verſuchs, ob Du's ihm einreden kannſt; auf Dich gibt er am meiſten. Aber anderſeits — oder um mit Riethmüller [1]) und Dir zu reden (Dein letzter Brief enthält ein ziemlich

1) Ein Tübinger Flickſchneider, der neben andern Sonderbarkeiten auch die an ſich hatte, daß er ſeine Sätze nicht ſelten mit einem Sondern anfieng, wenn auch nichts vorhergegangen war, worauf es ſich hätte beziehen können.

Riethmüller'sches Sondern) — sondern — wie viel Seele wieder in zwei kleinen Verschen, die vor etwa 3 Wochen im Morgenblatt standen:

— Lied eines Jägers, fängt an: Zierlich ist des Vogels Tritt im Schnee ꝛc. Dieses Liedchen, wie überhaupt die Mörike'schen, ist ein wahres, kleines allerliebstes ζῶον [1]), und es ist mir dabei das apokryphische Wunder — (aber eben, ob er's wohl weiter, als zu apokryphischen Wundern bringt?) — eingefallen: Mörike nimmt nur eine Hand voll Erde, drückt sie ein wenig, und alsbald fliegt ein Vögelchen davon.

Den Nolten betreffend ist es das, worin ich Dir jetzt beistimme, daß der eigentliche Hauptpunkt, daß nämlich dem Nolten Agnes nicht mehr genügt, auf fehlerhafte Weise umgangen ist. —

Agnes Schebest schreibt aus Paris, daß der alte Cherubini unsere (Köstlins und meine) Kritiken seiner Medea im Deutschen Courier mit Vergnügen gelesen habe. Wie rührend! Ich habe aber heute im Bette dran gedacht, ich wünsche vor meinem Ende nichts mehr, als die Medea noch einmal zu hören, natürlich von der Schebest. In demselben Deutschen Courier stand — ich glaube vorigen Mittwoch vor 14 Tagen — ein Gedicht einer Dame aus Berlin, worin den schwäbischen Dichtern und Kritikern wegen ihrer Tugend gehuldigt wird, namentlich auch Pfizer wegen seiner Heine-Kritik; dasselbe war von mir, und habe ich darin meinem Aerger über diese Kritik Luft zu machen gesucht, weil ichs förmlich und öffentlich nicht darf. Trefflich, was Du hierüber schreibst. Ueber den 2. Theil des Salon, namentlich was er von Kant sagt, denke ich ebenso. Dann halte ich auch auf seine „romantische Schule" theilweise sehr viel. Man bekommt die Leute doch immer vor's Gesicht, von denen er spricht, und auch wo es ihnen fehlt, trifft er meistens. Die fixen Ideen von Christenthum ꝛc. sind freilich Unsinn, aber begründet im Zusammenhang, im geschichtlichen Werden dieser Richtung, was Pfizer gar nicht ahnt oder ahnen will. Er sagt: manche Lieder von Heine wären schön, wenn sie nicht so ironisch abschnappten! Gerade als wollte einer sagen, es wäre ein gutes Essen um einen Häring, wenn er nur nicht so herb wäre, oder um eine Muskatellertraube, wenn sie nicht, wie man sagt, nach Katzendreck schmeckte. Dann wie schulmeisterisch die Anmerkung: Die Scene in der Stube des †

1) „Lebewesen".

Pfarrers (oder des Försters, ich weiß nicht mehr — kurz wo die ungerathenen Kinder sind) gehöre der malenden Poësie an, diese sei aber eigentlich eine Abart, denn Poësie stelle in der Zeit dar, Malerei im Raume, — es ist gar nicht wahr, daß dieß malende Poësie ist, wie etwa bei Matthisson, sondern es ist embryonische Handlung; man sieht nicht wie dies Mädchen dasitzt, der Sohn auf und abgeht, sondern indem man dieß zwar allerdings zunächst sieht, bekommt man die Perspective darauf, was jedes in der Folge thun und was aus ihm werden wird. Jetzt hat ja Ruge[1]) einen Aufsatz über Heine angekündigt; das ist aber auch nicht der Mann, nach seinem Buch zu urtheilen, das er mir kürzlich geschenkt hat, und wo er sich ziemlich in der gewohnten Weise über Heine äußert. Ueberhaupt dies Buch — da sieht man, wie schwer die Norddeutschen über Formeln hinauskommen; er will sehr lebendig sein, ist aber nur burschikos, fahrig und neben dieser Munterkeit, oder vielmehr mit dieser reißt er die Formeln als solche herum, rüttelt sie durcheinander, und das soll dann Leben sein. Diese Norddeutschen haben aber meinen Aufsatz über Justinus sehr goûtirt; nicht nur hat mir Ruge seine opera omnia, sondern auch der Verleger eine neue Uebersetzung von Gibbon dafür zum Präsent gemacht. Hier hat der Geh. Rath Kerner in seiner Art, da er den Aufsatz zu lesen bekam, gleich an Justinus geschrieben, ich habe über ihn geschimpft; Justinus schrieb zurück, das könne er nicht glauben, man solle ihm den Aufsatz schicken, und als er ihn gelesen, schrieb er beifolgendes an seinen Bruder, was ich mir gleich zurückerbitte[2]). Der Geh. Rath schämt sich aber jetzt selbst, da der Aufsatz ihm auch von anderen Seiten (Bellnagel[3]) Mährlen ꝛc.) gelobt wird. Hast Du gelesen, was im Freihafen[4]) von Varnhagen über Justinus kommt? Das mußt Du lesen, es ist ausgezeichnet, man bekommt den Studenten Kerner ganz vors Auge. Am besten gefiel mir die Geschichte mit dem Octavianus. Die Badescene und fixe Idee der Mutter nicht zu vergessen.

Das Consistorium fragte bei mir an, wie ich die Fortführung

---

1) Arnold R., der bekannte Herausgeber der Hallischen Jahrbücher. Mit dem „Buch" wird die „Vorschule der Aesthetik" (Halle 1837) gemeint sein.

2) Am Schlusse des Briefes wiedergegeben.

3) Minister und Chef des Königlichen geheimen Kabinets.

4) Jetzt in Varnhagens Denkwürdigkeiten (Leipz. 1843) II, 46—80. Die Stellen, auf welche Str. hier Bezug nimmt, stehen S. 61 und 69.

einer Stelle an einer theol. Erziehungsanstalt ꝛc. —; was die Antwort der Fakultät[1]) enthält, weiß ich nicht; Sigwart wollte mich hineinreiten, Baur widerstand, und so fiel das Aktenstück, wie mir letzterer sagte, nichtssagend aus. Doch warum darauf eingehen? Laß die Todten ihre Todten begraben.

Die Beilage lautet:

Geliebtester Bruder!

— — — Aber dem Strauß machst du es doch zu arg! Es ist allerdings wahr, daß er von meinen Bestrebungen, den Geistererscheinungen auf den Grund zu kommen, falsche Ansichten hat, indem diese durchaus nicht vom Dichter, so wenig als von Religiosität, sondern rein von dem Naturforscher ausgehen, wie das Forschen nach dem Wurstgift[2]); aber er meint es nicht so böse und nicht so impertinent, als es Dir scheint, hat sich auch nicht so hart ausgedrückt, als Du es in deinem Briefe anführst. Ich könnte nur mündlich mit ihm darüber rechten, wenn er einmal wieder zu mir kommt. An Geister glaubt er nun einmal nicht, und seine Händel mit Eschenmayer machen schon, daß er bei diesem Gegenstande bitter wird: denn beide spielten einander gar zu unchristlich mit.

Dr. Hartmann's Geschwätz über jene Besessene ist doch viel roher als Strauß' Urtheile z. E. über die Utzin, deren Leiden sowie ihre Heilung er doch anerkennt.

Vor 20 Jahren schon waren meine Lieder nur traurige, und vergleiche ich mich in einem neueren mit einem Schmetterlinge, der auf ein Brett mit der Nadel geheftet ist, so brachte das nicht das Geisterforschen in mir hervor, sondern meine gespannte Lage, wo ich unter täglichem Elend auf einen kleinen Umkreiß gebannt bin und mich nie frei, nicht einmal zu Dir nach Stuttgart bewegen kann. Es ist bornirt, wenn Strauß an einem Lied der Art den Geistern die Schuld zuschreibt.

Das Forschen im Geisterreiche mag allerdings nicht fröhlich

---

1) Statt der theologischen Fakultät, zu der Sigwart nicht gehörte, sollte hier ohne Zweifel das Inspektorat des theologischen Seminars genannt sein, welches aus den ord. Professoren der Theologie und dem Ephorus des Seminars — damals Sigwart — besteht.

2) Worüber K. eine kleine Schrift verfaßt hatte.

machen — weil da ein ſchwarzer Ernſt gefunden wird. Feſten und beſtimmten Willen und Glauben in dieſem Reiche kann nur der haben, der nicht den Weg der Naturforſchung (wie ich) in ihm geht, ſondern den Weg blinden Glaubens. Ob mir das zum Vorwurf gereichen kann, weiß ich nicht.

Lebet wohl

Dein K.

43. An Rapp. Stuttgart, den 17. März 1838.

— — Mit Deinem Packet zugleich kam eines von Heidelberg an, eine gedruckte Antwort Ullmann's auf mein Sendſchreiben; ſehr friedlich und artig; ſo lieb' ich's jetzt, ich mag nicht mehr polemiſiren. Auch die neue Auflage des Lebens Jeſu, von der der erſte Band nächſtens fertig iſt, wird in dieſem Sinn eingerichtet. Wir können nicht wiſſen, ob's ſo geſchehen iſt, wie's geſchrieben ſteht, darin hat der Zweifel ſeine Wurzel. Gut; aber können wir denn wiſſen, ob's nicht ſo geſchehen iſt? Alſo laß die Sache dahingeſtellt. Ueberhaupt, ich weiß jetzt aus dreimaliger Erfahrung, daß alle ſechs Jahre etwa ein alter wiſſenſchaftlicher Menſch in mir abſtirbt; ſo iſt jetzt der ganze Boden meines Denkens nicht mehr derſelbe, wie damals, da ich das Buch ſchrieb. Und doch ſoll ich noch auf dieſem Boden arbeiten. Müßte ich's künftig zum 4. mal herausgeben, ſo würde ich's von vorn bis hinten umreißen und friſch ausarbeiten. Ich wünſche es aber nicht, wenigſtens nicht, ehe ich irgend etwas Neues vorher geſchaffen hätte.

Für jetzt treibe ich den Heirathsplan, in Ermangelung einer wiſſenſchaftlichen Aufgabe, als praktiſches Problem. Wirklich als Problem, indem nicht Neigung oder perſönliches Verhältniß, ſondern Einſicht in die Nothwendigkeit im Allgemeinen der Ausgangspunkt iſt; ein Oberſatz, zu welchem der Unterſatz, nämlich das Individuum erſt geſucht wird und nicht Hauptſache iſt, weil ich aus meinem Bischen Erfahrung ſoviel entnommen habe, daß, einen Kreis weſentlicher Bedingungen abgerechnet, die freilich nicht fehlen dürfen, die Befriedigung in dieſer Hinſicht nicht darauf beruht, daß die Leere der Stelle unſres Lebens und Weſens gerade durch dieſes Individuum und kein anderes ausgefüllt wird, als vielmehr darauf, daß erſtlich die Leere lebhaft empfunden und zweitens irgendwie ausgefüllt werde. Wie geſagt, eine Grenze gibt es, außerhalb welcher das Individuum nicht liegen darf, aber innerhalb dieſer

Grenze können viele ſein, von denen jedes gleich gut taugt. Bildung iſt freilich die erſte jener Bedingungen und die vergeſſe ich gewiß nicht; zugleich aber muß ich nach meiner Natur durchaus reichliche ökonomiſche Verhältniſſe finden, erſtens aus Unabhängigkeitsluſt, zweitens aus Stolz. Ich brauche nicht viel, aber ich muß das Bewußtſein haben, wenn ich einmal aufwenden will, aufwenden zu können, namentlich nicht ums Brot ſchreiben oder eine Anſtellung ſuchen zu müſſen; ferner, ſo anſpruchslos ich jetzt als einzelner Mann exiſtire, oder vielmehr nicht exiſtire, ſo anſtändig müßte doch meine Familienexiſtenz ſein, wenn ich einmal eine anfange. Davon gehe ich gewiß nicht ab, weil ich dann gewiß wüßte, aus dem Regen in die Traufe mich zu begeben. Und ſoviel gute Wirkung haben dieſe Gedanken wenigſtens bereits gehabt, daß ich dadurch alle zweck- und zielloſen Liebesneigungen ausgetrieben habe und ihnen gewiß nicht mehr unterliegen werde. Allerdings finden bei meinem zurückgezogenen Leben Schwierigkeiten ſtatt, doch bin ich nicht ohne Unterſtützung. Soviel nur Dir; ſonſt weiß außer den Unterſtützenden Niemand darum. Ich bin wenigſtens darüber froh, daß ſich dieſe Sache zum klaren Bewußtſein, Entſchluß und Plan herausgearbeitet hat, auf welchen ich mit Ruhe und Beſonnenheit losgehen kann. Ob mir freilich die Luſt und der Entſchluß noch bleiben wird, wenn ich einmal angelaufen bin, weiß ich nicht.

44. An Märklin.

Stuttgart, den 26. März 1838.

Den beſten Dank für Deinen freundlichen Brief. Halt mir meine Geiſterſeherei zu Gute. Wer in der Nacht wachen muß, dem kommen allerhand Gedanken und Bilder, von denen er bei Tag ſelbſt nicht begreift, wie ſie ihm nur kommen konnten. So iſt's mit den Stimmungen, die mich jetzt oft heimſuchen. Auch habe ich wirklich ſchon allerhand Erfahrungen gemacht an Freunden. Genug hiervon. Ich will Dir ein paar unſcheinbare Geſchichtchen erzählen, aus denen ich aber mehr für Kritik gelernt habe, als aus den meiſten meiner Gegner. Als ich noch in Ludwigsburg in der Verbannung war, kam einmal ein Mörike'ſcher Bruder dahin mit einem von Mörike unterſchriebenen Blatte, worin dieſer denjenigen, der ihm Geld vorſtrecken wolle, auf den Gemeindeſchäfer Kollmer in Cleverſulzbach anweiſt, der Pfarrgüter von ihm gepachtet habe. Nun iſt Kollmer der Name einer Hauptperſon, eines Bürgers, in dem Orplidiſchen Zwiſchenſpiel des Malers

Nolten und so kam — nicht ich, sondern Kauffmann, auf die Vermuthung, die ganze Geschichte möchte eine Erdichtung der Brüder und der Name Kollmer vom Amtmann[1]) aus dem Maler Nolten herübergenommen sein. Dieser Verdacht wurde bei Kauffmann so sehr zur Ueberzeugung, daß er durch Sautter, als Rechtskonsulenten, an's Schultheißenamt schreiben ließ mit der Anfrage, ob wirklich ein Kollmer existire? Und siehe da, er existirte, mit Vischer zu reden, im höchsten Grade. Ich aber mußte mir sagen: als Kritiker hättest Du ihn auch für nichtexistirend erklärt. — Zweites Geschichtchen. Wie ich vorigen Sommer am Bodensee war, sah ich im Kloster Weingarten am Sonntag Morgen ein kleines Mädchen auf einer Staffel sitzen mit einem ebenso kleinen Kätzchen im Schoß; dem hielt es ein Büschchen Gras vor, und sagte mit steigender Dringlichkeit wiederholt: Da iß! Ein paar Tage darauf kam ich zwischen Langenargen und Lindau durch ein Dorf, dessen Name mir entfallen ist; am Ende des Dorfs stand eine große Linde, mit Sitzen darunter; auf einem solchen Sitze saß ein Knabe mit einem Kätzchen vor sich, und vor dem Kätzchen ein Dutzend große Schnecken, welche krochen und ihre Hörner ausstreckten; der Knabe aber drückte den Kopf des Kätzchens gegen die Schnecken hin und sagte: iß nur! Als Kritiker — mußte ich mir abermals sagen — hättest Du dies für Variationen desselben Themas erklärt.

Dies die Geschichtchen, von welchen ich nicht weiß, ob ich sie Dir nicht schon erzählt habe; dann mußt Du mir eben verzeihen, sie nochmals hier lesen zu müssen. Mache aber nur unter Geweihten Gebrauch davon, weil Ungeweihte Alles nur mißbrauchen. — —

45. An Rapp.

Stuttgart, den 5. April 1838.

Auf 3 Briefe bin ich Dir Antwort schuldig. — Vom ersten muß ich, wie Du von meinem letzten sagen, daß er mir nicht gefallen hat. Nicht sowohl wegen der Anwandlungen von religiöser Aengstlichkeit; denn Deine Natur ist gleicherweise zu umfassend angelegt, um dergleichen Zustände auszuschließen, wie um sich in denselben festzurennen. Aber das war mir darin verdrießlich, daß Du mein Streben nach dem Leben hin so hartnäckig nicht anerkennen willst. Ich bitte

1) Karl Mörike, ein Bruder des Dichters, war Amtmann in Scheer in Oberschwaben.

Dich, ſo wahr wir Freunde bleiben wollen, mache mich zu keinem Abſtractum, ſchneide mich nicht nach einem Begriff zu, den Du Dir einmal von mir entworfen, banne mich nicht als einen Oelgötzen auf ein Poſtament hinauf, ja als einen recht ſteifen, hölzernen Oelgötzen. Lieber Rapp, es iſt die allerirrigſte Vorſtellung, die Du Dir von mir machen kannſt, wenn Du Dir mich als eine Gelehrtennatur vorſtellſt. Das bin ich auch in meiner wiſſenſchaftlichen Zeit nicht geweſen. Dazu habe ich, wie Du weißt, mit Stimmungen, Empfindungen ꝛc. zu viel zu ſchaffen, nicht Objektivität, Abſtraction von mir ſelbſt, Verſenkungsfähigkeit in die Gegenſtändlichkeit genug; ich habe auch das Wiſſenſchaftliche, was ich gearbeitet habe, immer aus Leidenſchaft gearbeitet und ohne Leidenſchaft, Beſeſſenſein, kann ich gar nichts. Von dieſer Seite bin ich ein Poët, in der That aber bin ich dies noch weniger, als ein Gelehrter, weil mir dazu die Productivität der Phantaſie und die ſchöpferiſche Kraft durchaus fehlen. Ich las in der Rahel ein Urtheil von ihr über Veit, das ich ganz auf mich anwende. Es heißt: „Er war nicht reich, ſeine Natur nicht ergiebig genug, nicht ſaftig, nicht üppig, nicht genug mit unwillkürlichen Einfällen begabt; ein Sichgehenlaſſen konnte bei ihm kein Schönes werden — —; er hatte aber große Gaben, Gaben des Lernens und des Sichtens, — und war ſehr gebildet, wußte, was ihm abgieng, und konnte es oft fühlen; — und darum war ich (warſt Du, Rapp) ihm ſo lieb und nothwendig.“ Soviel von Deinem erſten Brief.

Um ſo mehr freuten mich Deine heute erhaltenen 2 Briefe. Und zwar vorzüglich Nr. 1, der eigentlich faſt nur Bitteres für mich enthielt. Aber hier zeigſt Du nun doch einmal Einſicht und Eingehen in meine Zuſtände. „Ja es iſt ſo, es iſt wirklich ſo, man hat mir's geſchrieben“, heißt's einmal bei Schiller — doch freilich iſt die Sache auf die Spitze geſtellt. Aber das iſt recht, ich ſage mir ſelbſt von mir immer das Bitterſte und höre es auch von meinen Freunden nicht ungern. Nun, ärger kann's doch in der Wirklichkeit nicht ſein, denkt man dann. So ſchlimm iſt es nicht, als ob ich Alles aufgäbe, aber das iſt wahr, daß mir auf manchem Punkte von langem Hinſehen die Augen zu vergehen anfangen und ich oft nicht mehr weiß, was möglich oder unmöglich, was glaublich oder unglaublich iſt. Dergleichen laſſe ich dann dahingeſtellt. Auch in der neuen Auflage; denn ich finde bei dieſer Gelegenheit, daß ich ſehr ehrlich bin und keinen rechten

Satz schreiben kann, wenn ich ihn nicht für wahr halte. — Daß der Standpunkt jener Schrift im Verhältniß zu meinem Wesen ein einseitiger war, solltest Du einsehen; so sehr waltet in meiner Natur der negative Verstand nicht vor. Ich habe das Vertrauen, daß sich meine Natur vielleicht künftig noch umfassender in einem concreteren wissenschaftlichen Werke darstellen werde; aber dazu ist nöthig, daß ich im Leben eine concretere Stellung gewinne. Wenn mir dies nicht bald gelingt, so bin ich gewiß verloren. Glaub's mir. Und Du Unglücksprophete, Todtenvogel, schreist mir immer in's Ohr: s' ist Alles vergeblich! gib's nur auf! im Leben gelingt Dir nie etwas!

Lieber Freund! wenn einer, wenn auch nur für den Augenblick, nicht in Europa bleiben kann und daher zu Schiff sich begibt, um nach Amerika zu fahren und es sagt ihm einer immer: bleib nur von Amerika weg, da gienge Dir's noch schlechter als in Europa! siehst Du nicht, daß der die Schuld hat, wenn sich der arme Mann in die See stürzt? Also, lieber Rapp, behandle mich nicht hart, nicht abstrakt, nicht nach vorgefaßten, wenn auch aus meiner eigenen Vergangenheit geschöpften Vorstellungen, sondern so wie ich bin und wie ich schreibe; denn ich schreibe Dir immer wahr. Nach dem Bittern Deines Briefes Nr. 1 war mir Nr. 2 ein äußerst lieblicher Geschmack. — Was ich Dir schreiben soll, damit Du mit Kerner eine Correspondenz anfangen könnest, sehe ich nicht ein. Uebrigens wirst Du nicht weit mit ihm kommen. Er schreibt immer nur ein Paar Zeilen, ist keine epistolische Natur. Jenen Aufsatz über K. schrieb ich mit sehr verwundetem Gemüthe. Ich hatte kurz vorher die Erfahrung gemacht, von der ich Dir schrieb, von M . . .'s Braut und ihrer Familie für ein Abstraktum des Unglaubens gehalten zu werden und da suchte ich mit Leidenschaft die andere Seite meiner Natur und Geschichte hervor. —

46. An Märklin.

Stuttgart, Osterdienstag 1838.

Von einem widrigen Ereigniß hart getroffen, das ich Dir nachher vielleicht näher bezeichnen werde, denke ich unstet hin und her, was anzufangen, um darüber hinauszukommen? ob Verreisen? nach München, wo ich auf den Herbst hinwollte, oder was sonst? Dann ließ ich der Reihe nach meine Freunde an mir vorübergehen, wen ich jetzt hier haben möchte, um mit ihm zu sprechen? und da blieb ich endlich bei

Dir ſtehen. Aber Du kommſt erſt in einem Monat, wie ich weiß, und darum mußt Du Dir gefallen laſſen, daß ich Dir ſchreibe; denn ohne eine ſolche Hülfe bringe ich den gräßlichen, windſtößigen, ſchneeſtöbernden Oſterdienſtag nicht herum.

Es iſt eigen, lieber Märklin, daß unſer Briefwechſel, ja ſelbſt unſer früherer perſönlicher Umgang, ſich im Grunde einzig auf das Wiſſenſchaftliche beſchränkte; in Dir war wohl immer auch die Seite des Gemüths und Lebens auf volle und ernſte Weiſe vorhanden; auch in mir fehlte ſie zwar nicht, aber ſie war nicht ernſt und zuſammenhängend, ſondern wurde nur auf rhapſodiſche Weiſe betrieben. Daher kommt es vielleicht, daß über dergleichen Punkte keine Mittheilung ſtattfand, ja daß wir uns hierin ſo wenig kannten, daß ich mich, wie ich mich noch immer lebhaft erinnere, auf den Kopf ſtellen wollte, als ich erfuhr, Du ſeieſt Bräutigam.

Jetzt aber, lieber Freund, d. h. ſeit wenigſtens einem halben Jahre, finde ich mich in meiner Entwicklung an eine Stelle gelangt, wo ich mit der bloßen Wiſſenſchaft nicht weiter komme; ja es hat ſich das Verhältniß beider Seiten dahin umgekehrt, daß in meinem Innern das Wiſſenſchaftliche im Augenblick bloße Nebenſache iſt, neben der ernſten und dringenden Aufgabe, mich mit dem Leben auseinanderzuſetzen, und meinem Gemüth hier eine feſte Stätte zu bereiten. Ich bin dieſes Lebens, wie ich es jetzt führe, und wie mir ſeine Mängel in meiner jetzigen Stellung ohne Amt, in keinem Corps begriffen ꝛc. erſt recht fühlbar geworden ſind, ſeit geraumer Zeit ſo ſatt, daß die Phraſis: Es möchte kein Hund ſo länger leben, eigentlich mein Morgen- und Abendgebet geworden iſt, und dieſe Stimmung ſteigert ſich mehr und mehr ſo, daß ſie mich auch zur Arbeit untüchtig macht, und ohnehin von aller Geſellſchaft abſchließt.

Als das einzige Mittel, mich von dieſem vollkommenen Lebensbankrott zu retten, ſehe ich — gewiß mit Recht — die Gründung einer häuslichen Exiſtenz an, und habe dies lange eingeſehen, ehe ich mich überwinden konnte, meiner Empfindung Worte zu leihen. Endlich that ich's, mit beſtimmter Beziehung auf einen Gegenſtand: aber es war zu ſpät, und daß es zu ſpät war, erfuhr ich leider zu ſpät — und daher das Verdrießliche, von dem ich Eingangs ſprach. Es würde mich ſo etwas zu keiner andern Zeit ſo ſchwer betroffen haben, als eben jetzt, wo ich in der That meine ganze geiſtige Exiſtenz, die

Rettung aus dem unvermeidlichen Untergang in Hypochondrie und Lebensüberdruß, an einen ſolchen Ausweg gebunden habe.

Zum Glücke nicht an ein einzelnes, beſtimmtes Verhältniß, ſondern daran, daß überhaupt ein Verhältniß der Art eingegangen werde. Ich hätte mir niemals träumen laſſen, daß es mir in dieſem Punkte ſo ergehen würde, nicht vom Unterſatze: N. N. iſt heirathenswerth, ſondern vom Oberſatze: Es muß geheirathet werden, ausgehen und dazu den Unterſatz erſt ſuchen zu müſſen. Und dieſes Suchen wird mir bei meinem Mangel an Bekanntſchaft und meinem von Tag zu Tag immer einſiedleriſcheren Leben ſo ſchwer, daß ich genöthigt bin, die Hülfe von Freunden in Anſpruch zu nehmen. Nachdem ich dies hier bei Einem Freunde mit dem gemeldeten mißlichen Erfolg gethan habe, ſollſt Du nun der zweite ſein.

Dabei kommt aber noch ein weiterer Punkt in Betracht. Du wirſt auch ſogleich daran gedacht haben, daß ich kein Amt habe, und in den nächſten Jahren auch ſchwerlich eins bekomme. Nun beſitze ich zwar einiges erſchriebene Vermögen; aber ich möchte mich, ſo gewiß ich auch jährlich noch eine ziemliche weitere Summe verdienen kann, doch auf keine Weiſe in die Nothwendigkeit verſetzen, auch ohne innern Trieb, des bloßen Fortkommens wegen, ſchreiben zu müſſen. Hätte ich ein Amt, oder nahe Ausſicht auf ein ſolches, ſo würde ich dieſen Punkt gar nicht herausheben; ſo aber muß ich's, um mich nicht in Abhängigkeit und Sklaverei zu verſetzen, und ſo das Uebel ärger zu machen.

Nun frage ich Dich alſo in traurigem Ernſt, leider heute ohne allen Humor, ohne den ich ſonſt ſo etwas gewiß nicht hätte ſagen können, ob Dir in C. keine Gelegenheit bekannt iſt, die mir aus dieſer Verödung und Vereinſamung heraushelfen könnte, und ob Du die Sache, etwa bei einem Beſuch, den ich Dir dann machen würde, einzuleiten wüßteſt.

Wäre Dir bewußt, in welcher miſerabeln Stimmung, wie ganz heruntergekommen an Lebensmuth und Lebenshoffnung, ich dies ſchreibe, ſo würdeſt Du mich wenigſtens nicht auslachen. Wüßteſt Du aber zugleich, wie lange ſchon dieſe nämliche Stimmung und die daraus hervorgehende Anſicht in mir liegen, ſo würdeſt Du nicht etwa durch die Meinung, es mit einem bloßen Anflug trüber Laune zu thun zu haben, die Sache von Dir weiſen. Nein, nimm ſie nur recht zu

Herzen, freue Dich, daß ich Dir das so ehrlich anvertraut habe, und sei überzeugt, daß Du an einer armen Seele ein gutes Werk thust, wenn Du meinen Wunsch zu erfüllen trachtest.

Aber natürlich außer Deiner lieben Frau, die ich bestens grüße, Niemanden ein Wort.

47. An Rapp.

Stuttgart, den 27. April 1838.

An diese Osterfeiertage werde ich gedenken. Das Schicksal arbeitet rasch an meiner Zertrümmerung; wenn's noch lange so fortgeht, so kann's bald weit mit mir kommen. Ich weiß jetzt, wie ich mit dem Leben stehe; ich bin der Kranke am Bethesdateich, lahm bin ich, Jemand, der mich ins Wasser trüge, habe ich nicht und so steigt, bis ich komme, immer ein Anderer vor mir hinein. Zuerst habe ich aber diesmal mein Herz — ich gestehe Dir's — nicht gegen Dich, sondern gegen Märklin ausgeschüttet, dem dergleichen Mittheilungen von mir noch ganz neu waren. Ich brauche eine einfachere Auffassung meiner Zustände, ein unbefangeneres Eingehen in dieselben, als Du mir zu Theil werden lässest. Wenn ich nach einem Tropfen Wasser schmachte, bietest Du mir das Scheidewasser dialektischer Sophismen. So im letzten Brief darüber, was eigentlich Leben sei. Dergleichen ist jetzt für mich ganz ungenießbar.

48. An Vischer.

Stuttgart, den 1. Mai 1838.

Morgen kann man doch einmal wieder ins Theater; es wird der Barbier (von Rossini) gegeben, den Hegel dem Mozart'schen Figaro vorzog und von dem ich wenigstens so viel sagen kann, daß er mir zuerst einen Begriff von komischer Oper beibrachte.

Alles Glück zum beginnenden Semester!

49. An Wilhelm Strauß.

Stuttgart, den 15. Mai 1838.

— — Wenn Du in Cöln oder sonstwo die Hallischen Jahrbücher, redigirt von Dr. Ruge (März dieses Jahres), bekommen kannst, so findest Du einen Aufsatz von Fritz Vischer: Dr. Strauß und die Württemberger [1]), bis jetzt nur der erste Artikel, wo weitläufig über die Württemberger überhaupt gehandelt wird. Der zweite Artikel wird

1) 1844 in Vischers „Kritischen Gängen" I, 3—130 wieder abgedruckt.

wohl eben jetzt gedruckt werden. Es ist dies der größte und schönste Freundschaftsdienst, den mir je einer gethan hat, oder der einem überhaupt gethan werden kann, und ich bin umsomehr erfreut, oder eigentlich gerührt darüber, wenn ich an das lange Mißverhältniß zwischen uns denke, und daß ich mir seine Freundschaft rein nur durch eben das Buch, das mir so viele Feinde macht, erobert habe, und wie schön unsere von Kindheit an zusammengesponnenen Lebensfäden, nachher auseinandergerissen, jetzt wieder zusammenlaufen.

Gewiß, lieber Bruder, auch die unserigen, die sich in anderer Weise jetzt auch ferne stehen, — hoffentlich sage ich, denn gewiß wäre doch zuviel — hoffentlich laufen auch sie einmal wieder zusammen. Ich bin jetzt wie ein neuer Wein vor dem Ablaß, trüb und ungut und am wenigsten in einige Ferne zu verschicken. Hoffentlich stehe ich nicht um in dieser Gährung, sondern erhelle mich wieder, und da sollst Du die ersten hellen Flaschen, die sich meinem Gemüth und Leben wieder abzapfen lassen, zugeschickt bekommen. Du dürftest Dir gewiß etwas Genießbares davon versprechen, da ich, wenn ich wieder zur Ruhe komme, gewiß nicht mehr bloß Gelehrter, sondern auch Mensch sein würde. Doch wer weiß, ob's so weit kommt? Wir können nur um gut Wetter bitten, aber keines machen. Auch das innere nicht. Ich wenigstens nicht. Also bis auf Weiteres Gott befohlen, und bleibe mir gut.

Im August oder September will ich nach München, die Kunstsachen sehen. Aber ich denke wohl, ich sehe Dich vorher noch. Dann könnten wir vielleicht einige Tage mit einander herumreisen. Ich finde, daß Ludwigsburg nicht der Ort ist, wo wir auf die rechte Weise zusammen sein können. Man verfällt zu Haus in den alten flegeljährigen, grob-komischen, halb Knaben- halb Jünglingston, und der, weil er jetzt nicht mehr paßt, verstimmt. Wir würden uns gewiß auf einer Reise besser finden. Gewiß, dieß war der Fehler, warum uns auch mündlich keine rechte Mittheilung gelang. Und doch, wer sollte sich mittheilen, wenn nicht wir? Und was hat der Mensch außer der Mittheilung?

Verzeih, ich schreibe immer schlecht auf Postpapier. Auch ist es Nacht und meine Feder zu weich. Nun, mein Gemüth wirst Du heute auch nicht hart finden. Doch so weich ist es wenigstens nicht, daß es

nicht jetzt stante pede[1]) zum Beck Eckstein auf der Neuen Brücke gienge, um einige Schoppen 34 ger in unserer wöchentlich zweimaligen Gesellschaft (Mährlen, Hardegg ꝛc.) zu trinken. Gute Nacht also!

Dein

treuer Bruder.

P. S. am 16.

Noch eins. Ich bitte Dich, lieber Bruder, wenn Du Geld brauchen solltest, Dich doch ja an mich zu wenden. Wir zwei können so etwas ungenirt der eine vom anderen annehmen, weil jeder weiß, daß der andere nöthigenfalls dasselbe thun würde, was er von diesem annimmt. Jedenfalls zu Deiner Erleichterung verzinse mir heuer das Kapital nicht. Ich hab's nicht nöthig. Künftig wieder, wenn bessere Zeiten kommen. Mir wär's entsetzlich, wenn Du Dich einschränken müßtest. Nimm mir dies Anerbieten nicht übel und hauptsächlich nimm's an. — —

50. An Märklin.

Stuttgart, den 15. Mai 1838.

— — Dein Schreiben hat mich auf der einen Seite herzlich gefreut, auf der andern aber doch geärgert. Jenes, weil Du auf meine Zustände, die damals wirklich recht schlecht waren, und jetzt nur aus Gewohnheit besser sind, als Freund und Bruder eingingst: dieses — —. Ja also geärgert hat mich Dein Brief aus folgendem Grunde. Aber freilich im Aerger zugleich ergötzt, weil ich so ganz den leibhaften Märklin darin sah. Ein anderer Christ, weniger heißgrätig[2]) und kurz angebunden als Du, hätte gesagt: Freund, für den Augenblick weiß ich nichts; will mir's aber hinter's Ohr schreiben, vielleicht kommt mir doch noch irgend ein Wild in den Schuß. Du hingegen schreibst zurück: Sie haben sich nicht an mich zu wenden; und werden nie nichts erhalten; wird Alles vergebens bleiben. Sag selbst, war nicht dies Dein Brief? Ich gebe ja zu, mein Brief war dumm; aber um so mehr hättest Du auf meine Schwachheit Rücksicht nehmen sollen. Darin freilich hast Du ganz recht, daß es im Galopp nicht geht. Vielleicht gehts überhaupt auf diesem Wege nicht, und will Alles, was mir jetzt

1) „Stehenden Fußes".

2) Schwäbisch für heißblütig; wohl von einem Boden hergenommen, auf dem die Früchte zu heiß gerathen.

fehlt, auf dem wiſſenſchaftlichen Felde ausgefochten ſein, — erobert, und nicht nach dem Spruch: tu felix Austria nube[1]). Nur läßt ſich zu jenem wiſſenſchaftlichen Weiterkommen bis jetzt noch wenig Anſatz verſpüren. Darin haſt Du aber eine ungegründete Furcht, als ob mir von gelehrten Frauenzimmern Gefahr drohte. Ich mag ſie nicht, und ſage mit Gutzkow: „eine Frau, die Alles, was ich weiß, auch weiß, iſt ein Hut, den ich ſuche und in der Hand habe". Ich habe unter meiner Bekanntſchaft auch einige geiſtreiche Damen, die ich nach dieſer Seite ſehr ſchätze, aber mit deutlicher Unterſcheidung dieſes Gefühls von demjenigen, welches eine wirkliche Verbindung möglich machen würde. Auch von Viſcher glaube ich nicht, daß er nach dieſer Seite fehlgreifen könnte.

Viſcher war auf'm Rückweg von Göttingen hier; aber ich fand keine Gelegenheit, ihm die von Dir für zweckmäßig gehaltenen Mittheilungen zu machen. Nicht weil ich ihm nicht Alles, was mich betrifft, mittheilen möchte, noch weil es uns an ungeſtörtem Zuſammenſein gefehlt hätte: ſondern deßwegen. Zur vertraulichen Mittheilung gehört Stätigkeit. Man theilt einem heute dies, morgen noch etwas, dann wieder etwas von einer Sache mit, dann hat man ſie ihm nach und nach ganz mitgetheilt, ohne daß es einen beſonderen Entſchluß gekoſtet hätte. Dies iſt aber faſt nur möglich im täglichen Zuſammenleben; mit einem Abweſenden aber thut ſichs eher einmal durch einen deſperaten Brief, wo weniger Scheue zu überwinden iſt, als bei einem kurzen perſönlichen Zuſammenſein. Im Brief nun aber wiederum wendet man ſich mit einem Anliegen, wie das meine war, mit mehr Hoffnung an denjenigen, der über den bewußten Graben ſchon hinüber iſt, als an denjenigen, der nicht. Der ſollte ſich erſt ſelbſt helfen, denkt man; wie will er's mir? Das Allgemeine indeß habe ich ihm wohl mitgetheilt, und es gibt ſich wohl noch Gelegenheit zum Näheren.

51. An Viſcher.

Stuttgart, den 16. Mai 1838.

Mit dem Danke für den großartigen Freundſchaftsbeweis, den Du mir durch den Aufſatz in den Halliſchen Jahrbüchern[2]) gegeben, laß mich kurz ſein. Wie wohlthuend mir eine ſolche Anerkennung ge-

1) „Du heirathe, glückliches Oeſterreich."
2) Vgl. S. 65[1]).

rade in den jetzigen Umständen ist, kannst Du selbst ermessen. Nur daß ich die bedeutende Stellung, welche Du mir einzuräumen geneigt bist, mir anzueignen nicht recht das Herz habe; wir wollen sehen, ob nur in Folge vorübergehender Schwäche, oder richtiger Einsicht. Indessen so erfreulich mir an sich schon Deine Arbeit ist, so würde sie es doch nicht in dem Maße sein, wenn sie nicht gerade von Dir käme. Daß unsere früh verflochtenen, später so empfindlich gespaltenen Lebens-, Gemüths- und Entwicklungsfäden jetzt auf diese Weise wieder zusammenlaufen — die Empfindung, welche dies in mir erregt, zu bezeichnen, habe ich kein anderes Wort, als Rührung, und ich könnte von „Führungen" sprechen, wenn es nicht erbaulich wäre. — Von dieser speziellen Beziehung auf mich nun abgesehen, habe ich und wem ich bis jetzt den Aufsatz mittheilte (da jetzt die H. Jahrbücher auch aufs hiesige Museum angeschafft werden, so wird derselbe bald einem größeren Publikum hier zugänglich sein) denselben durchaus vortrefflich gefunden. Was ich, wie schon in Deinem Erhabenen und Komischen, so auch hier besonders bewundere, ist Deine Gabe, bei aller Objectivität des Inhalts doch zugleich so individuell zu schreiben, daß man bei jedem nur etwas hervortretenden Satze Deine ganze Persönlichkeit vor sich zu sehen bekommt. Da hast Du dann freilich ein Recht, Gutzkow und anderen Schriftstellern dieser Schule ihren Stil zu tadeln, von dem ich Dir gestehe, daß er mich in manchen Partien geblendet hat. Deine Auffassung des schwäbischen Wesens geht gewiß der Sache auf den Grund, und Deine Zusammenfassung der widersprechenden Seiten ist das einzige Mittel, einseitigem Hin- und Herreden ein Ende zu machen. Deine eigenthümliche Art, den Zorn herauszulassen, wie gegen Menzel, die Pietisten u. A., hat mich sehr ergötzt und über manche Witze, wie z. B. das Christoterpentinöl, habe ich laut lachen müssen. Unter hiesigen Leuten wird es Dich freuen, daß namentlich Hardegg der Aufsatz sehr gefallen hat; nur, meinte er, hättest Du Schlesier's Buch nicht loben sollen[1]); es zeigte sich aber, daß ers nur aus den Auszügen im Beobachter kannte, und wahrscheinlich hatte er die ganze Bemerkung nur gemacht, um mich in der Gesellschaft gegen die Liberalen in Harnisch zu bringen.

---

1) A. a. O. (Krit. Gänge I) S. 32.

52. An Vischer.

Stuttgart, den 29. Juli 1838.

Zur Ausarbeitung eines Schleiermacher werde ich nicht kommen; ich müßte in Lektüren und Standpunkte zurückgehen, die mir jetzt fern liegen und von deren Wiederdurchgehen ich mir keine Förderung versprechen kann. Noch unsinniger ist es freilich, daß ich mir von der Redaction des Panorama de l'Allemagne in Paris die Fertigung eines Aufsatzes über Bettina habe anhängen lassen. Gott gebe, ob da etwas draus wird, zumal ich die Bücher immer nicht zusammen bringen kann. Dagegen ist die Recension Deiner Schrift bereits vor einigen Tagen abgegangen; ich habe mich bemüht, dem Leser eine Vorstellung zuerst von dem Organismus, dann auch von den einzelnen Theilen Deines Werkes und seinem Verhältniß namentlich zu Hegel zu geben, und mich hiebei, weil einverstanden, fast nur referirend oder excerpirend verhalten; blos da, wo Du meinst die Eintheilung des Komischen gehöre eigentlich nicht in den ersten Theil, habe ich Dir widersprochen, und gezeigt, wenn, worauf dein ganzes Buch ruht, das Erhabene und das Komische zwei sich parallel gegenüberstehende Momente des Schönen seien, so müssen entweder beide, oder keines von beiden seinem Inhalte nach in den allgemeinen Theil fallen, wovon ich das Erstere glaube. Daß es Dir einen Augenblick anders erscheinen konnte, daran glaube ich, ist nur die Benennung schuldig, die Du den Gliedern der Eintheilung des Komischen gibst, sofern sie eine subjectiv-psychologische Farbe trägt; ich schlug daher eine andere Eintheilung vor, durch welche ich namentlich auch den Humor etwas genauer zu bestimmen glaubte; — doch Du wirsts ja seinerzeit finden, und mir sagen, was Du von den improvisirten Vorschlägen hältst.

Deine Nachschrift betreffend so bin ich der Meinung: Mach vorerst, daß Du nach Italien kommst, und dann ebenso, daß Du heirathest; allerdings versauert man sonst; Du mußt aber neben andern Dingen auch aufs Zeitliche bei einer Partie sehen; denn ein Mann von unsrer Art muß durchaus Geld haben, man kann sonst die Welt nicht gehörig über die Achsel ansehen. Was mich betrifft, so kann bei mir, wie ich jetzt deutlich weiß, von Heirathsprojecten vor der Hand nicht die Rede sein, da nur als Erfrischung angestrengter Thätigkeit, nicht als Ersatz einer solchen, die Ehe zweckmäßig ist. Ich werde gegenwärtig zwar in Ludwigsburg mit einer Ludwigsburgerin und hier mit

einer hiesigen Dame herumgetragen (beides auch ökonomisch anständige Partien), aber wie mir M. kürzlich sagte, ich hätte hier bereits Hoffnungen rege gemacht, so schauderte mich's und ich sah die ganze Kluft vor mir, die mein zwischen Sein und Nichtsein schwebendes Wesen vom Erhoffen solcher festen Wirklichkeit trennt.

53. **An Vischer.** Ludwigsburg, den 24. September 1838.

Deinen Aufsatz in den Hallischen Jahrbüchern [1]) habe ich bei meiner Rückkehr hier vorgefunden, und ich habe Dir nun auch den besondern Dank meiner Eltern für diesen absoluten Freundschaftsdienst auszudrücken. Ich habe mich auf meiner Reise aller Orten, wo ich Bekanntschaften machte, durch diese Arbeit ungemein gefördert gefunden, kann Dir aber zugleich versichern, daß auch die Arbeit als solche allenthalben bewundert wurde, und namentlich auch die glänzendste Vorstellung von Deinem academischen Lehrtalent erweckte.

Auf meiner Reise habe ich, namentlich in Heidelberg und Bonn mehr Achtung und Freundlichkeit erfahren, als ich glaubte, daß noch für mich auf der Welt wäre, und ich wurde durch die sich drängenden Bekanntschaften von dem eigentlichen Zweck meiner Reise, unbefangenem Naturgenuß und Selbstvergessen zum Theil zu sehr abgezogen. In Heidelberg befreundete ich mich mit allen Theologen, war zwei Nacht hintereinander in Abendgesellschaften, von denen ich mit ihnen erst gegen 1 Uhr nach Hause ging, und speiste an Großherzogs Geburtstag nach Umbreits Ausdruck sitzend zwischen den Studien und Kritiken [2]). Was ich am wenigsten vermuthet hätte, so war mir Umbreit die werthvollste Bekanntschaft, die ich auf der ganzen Reise machte. Er ist ein Mensch voll Geist und Gemüth, zu dem man sogleich Vertrauen faßt, und durch seine ästhetische Bildung über alle Engherzigkeit emporgehoben. Auch die Bekanntschaft des alten Creuzer war mir sehr genußreich zu machen. Von andern Heidelbergern erwähne ich nur noch den Stadtpfarrer Züllig, der über die Apokalypse geschrieben [3]), und die seltene Vereinigung zwischen Phantasterei und Epicuräismus auf eine Weise vollzogen hat, die mich viel ergötzte.

---

1) Vgl. Br. 38. 51.

2) Vgl. S. 40[1]).

3) Von seiner Erklärung dieser Schrift erschien der erste Theil Stuttgart 1834, der zweite ebenda 1840.

Meine Reise den Rhein hinab hatte zwar helles aber kaltes Wetter, war daher in Köln einige Tage heiser und unwohl, traf meinen Bruder in recht bequemen Verhältnissen, sah was zu sehen war, hauptsächlich die Kirchen, und von Gemälden u. A. die trauernden Juden von Bendemann, reiste hierauf nach Düsseldorf, wo meine Empfehlung von Dietrich sehr honorirt und mir alles gezeigt wurde, was von Malereien zu sehen war; von Poëten lernte ich Immermann (unerfreulich, ohne Humor) und Uechtriz (dumm) kennen, dann einige junge Geistliche, die mir besser gefielen. Hierauf nach Bonn, wo ich von Rehfues[1]) sehr gut aufgenommen und zu Schlegel geführt wurde, der aber sehr altersschwach und geckenhaft ist, und nur noch Augen hat, in denen sich die ganze Leichtfertigkeit der Romantik spiegelt[2]). Der alte Delbrück, wenn er spazieren reitet, und Complimente macht, daß der Gaul fast scheu wird, ist ein Original, wie wenige; Bleek ein gutmüthiger kleiner Knopf; Nitzsch etwas zerknirscht und gesalbt, aber mild.

Hierauf Siebengebirge, Drachenfels, Rolandseck; auf Marienwerth Schnaase kennen gelernt; in Rüdesheim 3 Tage geblieben, und Rheinstein, den Niederwald, Johannisberg, die Rochuskapelle besucht, mit ungemeiner Begeisterung für die Bettinaschen Erinnerungen, auch den Ort des Todes der Günderode bei Geisenheim. Endlich retour über Mainz und Mannheim, Schwetzinger Garten und Vaihingen, wo ich Spengler[3]) besuchte.

Doch von Allem besser mündlich. Können wir uns noch einmal sprechen, ehe du deine Reise antrittst? Ich bleibe noch etwas hier; können wir vielleicht irgendwo zusammenkommen?

54. An Vischer.

Stuttgart, den 26. November 1838.

Auf Kerners Anliegen bin ich nun auch mit seinem hiesigen Bruder bekannt geworden; der erzählte mir von besessenen Pferden, die er schon gehabt, und die ihm ein Bauer aus Aldingen curirt habe.

1) Der bekannte Schriftsteller und Staatsmann, damals Curator der Universität Bonn. Vgl. Br. 172.

2) Auf diesen Besuch bezieht sich Strauß in dem Essay über A. W. Schlegel Ges. Schr. II, 121. — Die im folgenden genannten Bonner Professoren, der Germanist Delbrück u. die Theologen Bleek u. Nitzsch, sind bekannt.

3) Ein Studienfreund von Strauß u. Vischer.

Juſtinus ſchrieb kürzlich an mich und Mährlen einen köſtlichen Brief, worin er uns gläſern ſchimpft, daß wir eine hier verheirathete Frau von Suckow, die wir bei ihm getroffen, noch nicht beſucht haben. Er ſchließt: „Seid ordentlich und geſittet, liebe Söhne! Euer um Euch immer ſehr bekümmerter Vater J. K.“

Zu dem über Mörike Geſchriebenen gehört noch: ſeine Regenbrüder ſind jetzt componirt, recht gut, wie die ſagen, die's geſehen und Proben gehört haben; ſie ſollen den Winter noch zur Aufführung kommen. Kürzlich ſah ich den Haſſel als Hampelmann und amüſirte mich ungemein. Weniger vorher am Lear, den ich aber doch einmal auf den Brettern ſehen wollte. Maurer als Lear war übrigens weniger ſchlecht als die Stubenrauch als Cordelia.

In einem Briefe der Fräulein von Klettenberg (Bekenntniſſe einer ſchönen Seele) vom Jahre 1774, den ich eben in Autographo vor mir habe, ſteht folgende Stelle: „Haben Sie Herdern kennen lernen, wie er in Darmſtadt war? Der größte Satan im Prieſterrock, den man ſich denken kann — den ſeine ſogenannten Freunde ſelbſt vor ſo was halten — denn ſie geben ihm den Ehrentitel eines Erzlügners“.

55. An Rapp.

Stuttgart, den 20. Dezember 1838.

— — Wollte ich mich mit Mangel an Zeit entſchuldigen, ſo wäre dies, wie immer, ſo insbeſondere bei mir, erlogen; vielmehr ſei Dir gleich geſtanden, daß ich in der Zwiſchenzeit an allerhand Leute nicht nur, ſondern auch an Freunde geſchrieben habe. Warum nur an Dich nicht, das kann ich Dir durch folgendes Gleichniß anſchaulich machen. Denk Dir einen Mann, etwa in Amerika oder Oſtindien, der ſich ein Vermögen geſammelt hat. Jetzt kommt er auf einmal darum, die vergnügten Briefe, die er vorher an die Seinigen nach Europa geſchrieben, verwandeln ſich in klägliche; er liegt namentlich ſeinem Bruder wohl auch mit Unterſtützungsanſinnen unaufhörlich in den Ohren. Der Bruder thut, was er kann, aber helfen kann er natürlich nicht. Endlich denkt der Amerikaner oder Indier genauer nach und geht in ſich. Er macht Pläne, ſelbſtthätig ſeine Vermögensumſtände wieder emporzubringen; es zeigen ſich ihm Ausſichten hiezu; er legt Hand ans Werk, und nun nimmt er ſich feſt vor, dem Bruder nicht eher wieder zu ſchreiben, als bis er ſein voriges Vermögen bei

Heller und Pfennig wieder gewonnen hätte. — Läge nun wirklich der Ocean zwiſchen Enslingen und mir, ſo wäre ich dieſem Vorſatz treu geblieben. Da aber die Poſten von hier zu Dir ſchnell gehen, gut Ding dagegen, wie Wiedergewinnung eines verlorenen Vermögens, Weile haben will: ſo muß ich den Vorſatz brechen. Und dies ſo früh, daß ich noch nicht einmal angefangen habe an die Arbeiten zu jener Wiedergewinnung — worunter ich eine größere wiſſenſchaftliche Arbeit verſtehe — zu kommen. Vielmehr ſtecke ich eben in einer jener unglückſeligen kleineren Arbeiten, die mir keine Befriedigung geben und doch Zeit koſten. Doch verſpüre ich eben an dieſer Arbeit günſtige Vorzeichen für Größeres. Ich bin nämlich an einem Aufſatz über Schleiermacher und Daub in ihrer Bedeutung für die jetzige Theologie, für die Halliſchen Jahrbücher[1]), wovon ich die Schleiermacher betreffende Hälfte, ſchon abgeſchickt habe. Da ſehe ich nun doch, daß ich noch ein Theologe bin und daß mir nicht Alles dahin Einſchlagende gleichgültig geworden iſt. Aber Daub'ſche Sachen leſen! Es iſt die ſchwierigſte Lektüre, die mir jemals vorgekommen iſt, aber bedeutend und wohl der Mühe werth, daß der Mann Schleiermacher gegenüber geſtellt wird. Sie ſind die Pole der neueren wiſſenſchaftlichen Theologie — Subjektivität und Subſtantialität — ſich abſtoßend und doch anziehend.

Du haſt Recht gehabt, Alter! Mich kann nichts kuriren als Arbeit! Alles andere iſt Verirrung, wenn ich's anders als blos nebenher mitnehme.

56. An Zeller.

Stuttgart, den 8. Januar 1839.

— — Von Vatke bekam ich bald nachdem Du in Ludwigsburg bei mir geweſen, einen Brief, worin er Dich grüßt und bemerkt, die nach Dir gekommenen Schwaben ſeien alle ſo unentſchieden, wo nicht gar Pietiſten geweſen; weßwegen er Dir den Ehrentitel des letzten Römers zuerkennt.

Den Ruge mußt Du ja nicht zurückweiſen. Es wäre auch eine Grobheit gegen mich. Ich habe in gleichem Intereſſe für den Flor der Zeitſchrift und für Dich, ihm Dich, wie noch einige andre Freunde, z. B. Georgii, als Mitarbeiter vorgeſchlagen (Georgii[2]) hat ſchon die

1) Der in den „Charakteriſtiken u. Kritiken" (Leipzig 1839) S. 3—212 abgedruckte. — 2) Geb. 1810, damals Prediger, jetzt Prälat a. D.

Recenſion von Neander und Weiße, über das Leben Jeſu und die evangeliſche Geſchichte, übernommen); die Zeitſchrift iſt wirklich ihrer Richtung nach die einzige, an der man Wohlgefallen haben kann — freie, ebenſowohl von roher Empirie, wie von philoſophiſchem Fanatismus oder engherzigem Pietismus entfernte Forſchung im Geiſte einer fortſchreitenden Zeit; daß dieſe Idee immer mehr verwirklicht werde, dazu muß die Zeitſchrift immer mehr Mitarbeiter bekommen, wie z. B. Du biſt. Ruge's Antrag, und die Plumpheit, mit der er Dir gleich das Todtſchlagen ſeines Halle'ſchen Rivalen (in Betreff des Auditoriums) empfiehlt, mußt Du nur richtig, nämlich komiſch, nehmen. Ich kenne den Mann perſönlich, und ich und Viſcher ſind unabhängig von einander auf die Vergleichung mit Rüpel[1]) gefallen. Er iſt der vollkommene norddeutſche Rüpel, auf der Inſel Rügen geboren, wie der unſerige in Ebingen. Daher natürlich mit einer großen Doſis preußiſcher Windbeutelei, die aber bei ihm ganz naiv iſt. Ich rathe alſo, ja ich verlange: ſchreib ihm nicht ablehnend. — —

— — Was den Antheil an Journalen betrifft, ſo glaube mir, daß die ungehinderte Möglichkeit, ein Urtheil über ein Buch oder ſonſt eine Idee, an einem ſolchen Orte zu veröffentlichen, zur Freiheit und Friſche der litterariſchen Exiſtenz gehört. Man geht dabei ganz egoiſtiſch zu Werke: hat man keine Zeit oder Luſt, ſo ſchreibt man ihnen zu gefallen nichts. — —

57. An Viſcher.

Stuttgart, den 19. Januar 1839.

Qui fit, Mäcenas, ut nemo, quam sibi sortem[2]) etc. dachte ich bei Durchleſung Deines letzten Briefes. Denn ich meinerſeits wollte Dich und Deinesgleichen um eure Stellung beneiden. Bedenke nur, daß für den Mangel verſchiedener Anregung der Empfänglichkeit die mögliche Selbſtthätigkeit (die blos ſchriftſtelleriſche iſt keine) Dich entſchädigt; wogegen es ſich ſehr fragt, ob ich durch Theater, Konzerte, für die mangelnde unmittelbare Selbſtthätigkeit entſchädigt bin. Das

1) Der ſtudentiſche Name eines gemeinſamen Freundes, den Strauß 1831 in Maulbronn zum Collegen u. Zeller zum Lehrer gehabt hatte, und deſſen friſche Natur beide ſehr ſchätzten.

2) „Wie doch kommt es, Mäcen, daß Niemand mit ſeinem Loſe,
Mag er's eigener Wahl verdanken oder dem Zufall,
Sich im Leben begnügt?" Horaz. Sat. I, 1, 1.

Theater ist auch so schlecht gegenwärtig, daß man selten drein kann; wenn es um Eins wäre, warum ich mich selbst beneiden möchte, so wäre es, daß ich erst seit ich hier bin, zu einer Vorstellung davon gelange, was Musik ist, und nun von dergleichen Genüssen wenigstens so weit angezogen bin, daß sie mir wirklichen Genuß gewähren. Zu theoretischen Aufklärungen sind sodann musikalische Freunde, wie namentlich Hardegg, erbötig. Nächstens wird hoffentlich auch Kauffmann wieder frei[1]), da der Vorgang des Darmstädters wohl nicht wirkungslos bleiben kann.

Aber, was ich eigentlich schreiben wollte: heut erhielt ich einen Brief von Henning, aus dem ich Dir wörtlich Folgendes abschreibe:

„Mit der Abtretung der Anzeige von Mörike's Gedichten an Herrn Prof. Vischer ist die Societät f. w. K. sehr wohl einverstanden, und wird es derselben erwünscht sein, von demselben auf diese Weise einen Beitrag zu den Jahrbüchern zu erhalten."

Du siehst hieraus eine freundliche Gesinnung, die Du durch Einsendung Deiner Recension erwidern solltest. Ist sie nicht von der schweren Kavallerie, so ist's zur Abwechslung für die Jahrbücher um so besser. Ich habe kürzlich den Georgii zum Mitarbeiter der Berliner und der Hallischen Jahrbücher vorgeschlagen, und er hat von beiden jetzt Aufträge; dem Ruge habe ich Ed. Zeller vorgeschlagen, an den er sich auch gewendet hat. Man muß die süddeutsche und antiformalistische Partei zu verstärken suchen.

Jetzt erst bin ich — schmählich genug — mit einer gar nicht geheimen Arbeit, dem Aufsatz über Schleiermacher und Daub[2]), fertig geworden; er ist zu 3 Artikeln von ziemlichem Umfang angewachsen, so daß ich, wenn ich den Anfang nicht schon dem Ruge geschickt hätte, und derselbe wahrscheinlich schon gedruckt wäre, ihm der Größe des Aufsatzes wegen die Wahl lassen würde, ob er ihn wolle oder nicht, und im letzteren Falle ihn als eignes Schriftchen drucken ließe. Es würde immer 12—15 Bogen geben. Der Daub hat mich soviel Zeit und Raum gekostet. Kein Teufel weiß ja von seinen Sachen was, und der Teufel stelle sie in der Kürze dar.

Ich schließe mit dem Abendvers eines Genügsamen, der hoffentlich auch dir einige Beruhigung gewährt:

---

1) Von einer Festungsstrafe wegen politischen Vergehens. — 2) Vgl. S. 74.

Naturgenuß und Abendröthe
Weh'n meiner Seele Frieden zu;
Im Thale tönt des Hirten Flöte; —
Gott! welch' ein Menschenfreund bist Du!

58. An Rapp.

Stuttgart, den 3. Februar 1839.

Eigentlich hasse ich Erörterungen zwischen Freunden. Man ist selten in ihnen wahr und selten machen sie die Sache klarer. Doch gibt es Fälle, wo sie nicht zu umgehen sind. Wenn eine Brunnenröhre sich verstopft hat, muß man sie aufgraben und wenn man noch so ungern im Schlamm wühlt. So aber steht es mit unserer Correspondenz, unserem gegenseitigen Verständniß — unserer Freundschaft sage ich nicht, denn die steht über allem zeitlichen Wechsel. Ich habe mich Dir in letzter Zeit schwach gezeigt. Eigentlich kanntest Du mich immer so, warst in Tübingen schon der Vertraute dieser Seite an mir; aber damals hatte dies ein starkes Gegengewicht an meiner wissenschaftlichen Thätigkeit, so daß sie mein Wesen als solches nicht in's Schwanken brachte. Ich darf sagen, daß Du mich in dieser Zeit achtetest und daß ich diese Achtung verdiente. Wie ich in derselben Zeit von Deinem Wesen angezogen wurde, Dich auf Gebieten bewunderte, die mir verschlossen waren, Deine eigenthümliche und in sich vollendete Natur glücklich pries, weißt Du. Du machtest seitdem verschiedene Kämpfe und Umwandlungen durch und machtest mich fortwährend zu Deinem Vertrauten. Auch diese Zustände störten meine Freude an Dir und mein Vertrauen auf Deine schöne Natur nicht, welche sie mich vielmehr von neuen Seiten kennen lehrten. Eine ernste Zusprache von meiner Seite brachte Dir das auch von Außen entgegen, was Du dir längst selbst gesagt hattest.

Kurz nachher ereignete es sich, daß in meiner wissenschaftlichen Thätigkeit eine Periode der Erschöpfung eintrat, welche sich alsbald das Gemüth zu Nutze machte und gleichfalls rebellisch wurde, so daß nun eine Zeit des Unglücks für mich eintrat, wie ich sie, obgleich an inneres Leiden in allen Maaßen gewöhnt, doch noch nicht erlebt hatte. Ich machte Dich gleichfalls zum Vertrauten — und da bist Du ja selbst geständig, daß ich mich zu beklagen hatte. Statt ernsten Theil an mir zu nehmen, verhöhntest du mich; da ich keine wissenschaftliche Thätigkeit mehr äußerte, glaubtest Du keinen Grund ferner zu haben, mich zu achten — und jetzt bist Du sogar gegen die Art überhaupt,

wie ich wiſſenſchaftlich auf Dich gewirkt, als gegen eine ſolche argwöhniſch, die zum Hochmuth und zur Irreligioſität verführe. — Was bleibt mir bei dieſer Wendung übrig, daß ich Dir zu ſagen hätte? Nur eines will ich noch berühren, was Du in deinem letzten Briefe ſchriebſt. Du erwähnſt eine Correſpondenz mit Deiner liebenswürdigen Schwägerin, worin Du dir von ihr Deine Fehler, namentlich Hochmuth, vorhalten läſſeſt. Ich urtheile: Dir wird dieſer Briefwechſel den Hochmuth nicht nehmen und ihr wird er einen geben. Das brauchen die Weiber unſerer Zeit vollends, daß die Männer ſie zu Kritikerinnen über ſich machen. Sie bringen uns ſchon ohnedies durch ihr reflectirtes Weſen zur Verzweiflung und geben uns vermehrten Durſt, ſtatt friſchen Waſſers. Und dieſes Brüten über ſich ſelbſt macht auch die Männer nur untüchtig und führt ſie dem Pietismus und was ſonſt noch in die Arme.

Thue übrigens was Du willſt; nur ſo lange Du der Wiſſenſchaft und mir in der Wiſſenſchaft mißtrauſt, ſprich mir nicht davon, daß ich Dich ergänzen ſoll.

59. **An Kauffmann.** Stuttgart, den 4. Februar 1839.

— — Geſtern war ich mit Mährlen und ſeiner Braut zu Schlitten in Wolfſchlugen bei ihrem Onkel, dem Pfarrer Feuerlein. Ich beneide Mährlen um ſolchen Onkel, den er zwar ſchätzt, aber ſich keine Zeit nimmt ihn, wie ich's mit meinen Oheimen mache, ganz durchzuempfinden. Er iſt das Ideal von einem Oheim, und ich habe in ſeinem Haus ein ähnliches Wohlgefühl, wie ſonſt nur bei Kerner.

Scene in der Abendgeſellſchaft bei Decker:

H.: Der Juſtizrath N.. hat auch nicht geruht, bis er nach E... kam. Verbeſſert nicht, 's war ihm nur um die Gegend.

Hardegg: So; darum hab' ich das narrete Weib neulich hier herumlaufen ſehen.

H.: Welches Weib?

Hardegg: Das des N..

H.: Ha das iſt ja meine Schweſter. —

Daß man über dieſen Bock dem Schützen nicht die mindeſte Verlegenheit anmerkte, ſondern er unvermerkt durch Herbeiführung der Entdeckung, daß es nur eine Halbſchweſter ſei, ſowie durch die Be-

merkung, sie müsse einmal sehr schön gewesen sein, alles in's Geleise zu bringen wußte, versteht sich von selbst.

Vischer spricht mit den Verfassern der Schriften über Faust zum Theil per: Sauerkrautmensch! Bratwurstseele! — nämlich mit einem Wiener Autor, der behauptet hatte, die Sehnsucht nach absoluter Erkenntnis sei eigentlich eine erlogene, im Hintergrund sei's dem Menschen um ganz andere, reellere Sachen zu thun.

Von Mörike weiß Niemand eine Silbe.

Hardegg meint Du sollst deine Goethe-Compositionen zusammen besonders herausgeben. Als 2. Heft (setze ich hinzu) könntest Du dann die Mörike'schen nachfolgen lassen. Oder schick deine Mignon nach Wien. Warum hast Du Mörike's: „Im Frühling" S. 46 und „Ein Stündlein wohl vor Tag", S. 22 noch nicht componirt?

60. **An Vischer.** Stuttgart, den 9. Februar 1839.

Freilich gehe ich nach Zürich. Aber wann, das weiß ich noch nicht, weil meine Freunde, und selbst im Berufungsdecret, den Termin zu bestimmen vergessen haben. Sie schreiben nur: je bälder, je lieber; ich denke Ostern wird die rechte Zeit sein. Da sehen wir uns vorher noch hier; jedenfalls in Tübingen, da mein Weg über dort geht. Die Parteiwuth schreckt mich nicht; ich verlasse mich auf meine redlichen Freunde drin, die mir aus Ueberzeugung rathen zu kommen. Ich bin's ebenso mir und der Sache, wie ihnen schuldig. Ich habe ganz abgesehen von allem Andern, schon an der Vortrefflichkeit, welche vor allem Hitzig, dann auch der Bürgermeister Hirzel, in der Sache entwickelt haben, eine reine Freude. Das einfache, unverrückte, kurz angebundene, oder wie Hardegg es nannte, reelle Wesen des ersteren wirst Du aus seinen Briefen, wenn Du erst hierherkommst, mit Genuß sehen. Und dann bei Hirzel diese ehrliche Begeisterung für den Fortschritt, mit aller demagogischen Betriebsamkeit verbunden. So kam's bekanntlich im Erziehungsrath auf Eine Stimme (des Lehrers Ruegg, außerhalb Zürich wohnhaft) an, die bis zum Tag der Verhandlung unentschieden war. Was thut der Bürgermeister? Pflanzt sich an der Post auf um die Stunde, als R. ankommen muß; wie er aussteigt, nimmt er ihn nach Haus, behält ihn beim Essen, und läßt ihn nicht aufstehen, bis er mir die Stimme gegeben. Die Gegner schimpfen hierüber ihrerseits mit Recht; mir meinerseits aber macht

gleichfalls mit Recht dieſe Geſchichte beſonders Vergnügen. Auch von Hirzel habe ich einen ſehr netten Brief. Weiter ſchrieb mir Orelli, der Herausgeber des Cicero, und geſtern ſogar Schott, was ich nicht erwartet hätte. Auch Schneckenburger[1]) ſchrieb, ich ſolle es doch annehmen, und Elsner[2]), in der Nähe von Conſtanz den Leuchtthurm redigirend, ſchrieb einen frankirten Glückwunſchbrief. Dagegen ſenden mir die Züricher Pietiſten unfrankirte Abſchreckungsſchreiben; einmal gewitzigt ſchicke ich dergleichen jetzt uneröffnet zurück. Doch ich darf nicht mehr ſagen: jetzt; die Stürme haben ſich bereits zu legen angefangen.

Nicht wahr, Du warſt noch nicht in der Schweiz? So ſehen wir uns wohl einmal dort!

An Deiner Fauſtliteratur, ſo weit ſie erſchienen iſt, erfreue ich mich innig; die Grundſätze der äſthetiſchen Kritik, die Du aufſtellſt, haben mich über manches belehrt, was mir noch nicht ſo deutlich war; die Art, wie Du mit Schubarth[3]) umgehſt, hat noch zufällig dadurch einen beſonderen Werth, daß der Tropf neueſtens den politiſchen Ankläger gegen die Hegelianer gemacht hat; mit Deiner ſcharfen Cenſur des alten Goethe haſt Du einigen trefflichen Leuten, wie Hardegg, ins Herz gelangt. Ich begreife wohl, wie Du, den Vergötterern gegenüber, einen Augenblick Menzel und Conſorten vergeſſen konnteſt, welchen Du gewiß auf keine Weiſe eine Freude gönnſt.

Schrieb ich Dir ſchon von Kerners vor etwa 3 Wochen erhaltenen Brief, worin er gegen Heine's Reden von einer ſchwäbiſchen Dichterſchule bemerkt, er wiſſe nichts von einer Schule; höchſtens ſei das Wunderhorn die ſeinige geweſen, und zwar vorzüglich der Vers: Zimmermänntle, Zimmermänntle, leih mir Deine Hoſen.

61. An Viſcher.

Stuttgart, den 19. Februar 1839.

— — In Zürich ſtehts ſo ſchlecht wie möglich, und ich halte Alles für verloren. Das Haupt meiner Freunde, der Bürgermeiſter,

1) Profeſſor der Theologie in Bern, geſt. 1848, älterer Studiengenoſſe von Strauß.

2) Strauß' einſtiger Compromotionale, deſſen er im „Märklin" (Geſ. Schr. X) S. 195 gedenkt.

3) K. E. Schubarth, deſſen Schrift über den Fauſt Viſcher in den Halliſchen Jahrbüchern (jetzt Krit. Gänge I, 69—76) ebenſo unbarmherzig zerpflückte, wie früher Hegel (Verm. Schriften II, 197—228) ein gegen dieſen Philoſophen gerichtetes Buch deſſelben.

ließ allzu offen ſeine kirchlichen Reformpläne blicken, und hat dadurch den Fanatismus geweckt. Nur allein Hitzig hat den Kopf noch nicht verloren und erhält mich immer auf dem Laufenden. Die Nachrichten im Merkur von heute ſtellen die Sache noch zu gelinde dar.

62. An Märklin.

Stuttgart, den 22. Februar 1839.

Ich habe lange mit der Antwort auf Dein letztes freundſchaftliches Schreiben gezögert; indeß Du haſt ja, wie es officiell um mich ſteht, jederzeit aus dem Merkur erfahren, dem ich das Zeugniß geben muß, die Sache durchaus richtig und unparteiiſch dargeſtellt zu haben; er erſcheint in ſehr günſtigem Lichte, wenn man ihn mit der Allgemeinen Zeitung vergleicht, die ihrer angeblichen Stellung ganz ungetreu, faſt nur fanatiſche und mir ungünſtige Stimmen aufnahm. Mährlen hat heute aus eigenem Antrieb — denn ich bin theils zu hartſchlägig, theils zu ſtolz, um in ſolchen Dingen einen Finger zu rühren, — einen Artikel an die Allgemeine Zeitung geſchickt (angeblich aus Zürich datirt), von dem ich aber ſehr zweifle, ob er wird aufgenommen werden. Das aber wurde mir bei der ganzen Sache mit Schrecken klar, wie wir noch gar kein öffentliches Organ beſitzen, das ſich unſerer Sache annimmt.

Doch Du willſt ohne Zweifel etwas Genaueres über den Eindruck wiſſen, den die Züricher Verhältniſſe in ihrer neuſten Wendung auf mich gemacht. Im Ganzen keinen beſonders großen, wie ich auch über die anfängliche unerwartet günſtige Wendung mich nicht übermäßig gefreut habe. So viel aber glaube ich einzuſehen, daß auch im günſtigſten Falle, d. h. wenn die Züricher ihren Ruf nicht zurücknehmen, es wohl nicht rathſam für mich ſein wird, hinzugehen. Eine Aufregung wie die jetzige, verſengt den Boden ſo, daß auf lange kein Kraut mehr darin gedeihen kann. Und ſetzen ſie, was jedenfalls die einzige Bedingung wäre, unter welcher meine Gegner mich dulden würden, einen zweiten Profeſſor der Dogmatik mir an die Seite: — was bliebe mir, da die Univerſität den Deutſchen verſperrt iſt, unter den wenigen Schweizern, deren größerem Theil von Hauſe aus meine Kollegien verboten werden würden, für ein Auditorium? Daher ſehe ich zwar einſtweilen dem Verlaufe der Sache ruhig zu, doch ſehe ich keinen andern Ausgang als möglich, als einen entweder aufgeforderten oder freiwilligen Rücktritt. Wir müſſen uns, ſcheint's, noch einige

Jahre gedulden, bis wir so officiell auftreten dürfen; nur schade, daß, bis es möglich wird, wir wahrscheinlich zu alt sein werden. Du erlaubst mir das Wir.

Und dies ist leider nicht einmal die einzige Unruhe, die ich in dieser Zeit habe; meine Mutter ist so übel auf, daß ich vorige Woche 6 Tage in Ludwigsburg war, und sie nicht einmal besser verließ. Schnell eingetretene Abnahme der Kräfte, Athmungsbeschwerden u. dgl. bedrohen mich mit einem Verluste, den Du kennst, weil Du meine Mutter kennst und weißt, wie ich mit ihr stand. Ist sie todt, so habe ich eigentlich gar keinen Familienboden mehr.

63. An Vischer.

Stuttgart, den 16. März 1839.

Meine Sendungen ohne Briefe durch Baur und Theodor wirst Du richtig erhalten haben. Und mir auch zu Gute halten, daß ich nicht dazu geschrieben. Anderweitiges ewiges Briefschreiben, und dann hauptsächlich die Ungewißheit und Hoffnung, bald etwas Entscheidendes schreiben zu können. Jetzt weiß man doch so viel, daß hoffentlich Alles aus ist. Ich sage hoffentlich; denn ein entscheidender Rücktritt von Seiten der Züricher Regierung muß mir lieber sein, als eine nochmalige verschiebende Maßregel. Ich selbst gebe um keinen Preis nach. Ich bestehe, wie der Jude im Kaufmann von Venedig, auf meinem Schein, oder wie Schubarth auf dem Goethe'schen Brief [1]). Wie bin ich bestürmt worden! wie viele Briefe habe ich erhalten, zuletzt einen von Follen, der in Z. lebt, und meinte, nur durch meine Resignation könne ich die Universität ꝛc. retten; — wie noch viel mehrere Briefe habe ich, weil unfrankirt, zurückgewiesen! so daß die Kerle zuletzt die Auskunft ergriffen, ein Zeitungen- und Schmähschriften-Packet, das 1 fl. 21 kr. kostete, an einen unschuldigen hiesigen Konditor zu adressiren, und als er's öffnete, war kein Brief da, sondern ein zweites Kouvert an mich. Ich nahm's nicht an, und versprach dem Mann, mich beim Postamt zu verwenden, daß ihm der Schaden ersetzt würde. Ich schlug dies wirklich beim alten Hoffmann leicht heraus; aber, wie ich's dem Konditor ankündige, so hat den der Teufel bereits geritten,

1) Am Schluß seiner S. 80, 3 besprochenen Anzeige stellt Vischer Schubarth dar, wie er seinen Kritikern mit einem Belobungsschreiben, das er von Goethe erhalten hatte, und den Worten: „Hab' ich doch meinen Brief" entgegentritt.

das zweite Kouvert aufzubrechen, und ſo iſt ihm nicht mehr zu helfen. Hübſche Aktenſtücke, wenn Du kommſt (wann geſchieht dies?) kann ich Dir zeigen.

Doch es ſcheint dafür geſorgt, daß es mir nie an Abenteuern fehle. Nun dies aus iſt, fängt ein anderes an. Geſtern erhielt ich einen Brief von Leopold Schefer, des Inhalts, der Fürſt Pückler habe im heiligen Grab mein Leben Jeſu geleſen (mythiſch) und wünſche mich an ſeinen Hof zu ziehen, d. h. mir „eine Prytanenſtelle im Schloß Muskau zu geben"; wobei Schefer nicht allein die Bibliothek, ſondern auch die Tafel des Fürſten und ſeinen Marſtall rühmt, der ſich immer mehr mit arabiſchen Pferden fülle. Ich ſoll ſchleunig dem Schefer Antwort geben und meine Wünſche äußern, damit er's dem Fürſten nach Konſtantinopel berichten kann. Ich bitte, erzähle dies doch Baur, ich ſtelle mir den Eindruck, den es auf ihn machen wird, beſonders komiſch vor. Auch mir ſelbſt iſt die Sache noch ganz hyperboreiſch, und ich kann noch nichts Weiteres darüber ſagen. Daß die Sache aber keine Myſtifikation iſt, beweiſt der Poſtſtempel Muskau, und Schefer's Hand, die ich aus einem Facſimile kenne.

64. An Wilhelm Strauß.

Ludwigsburg, den 18. März 1839.

Ich bin ſeit heute Morgen hier, und finde unſere gute Mutter ſehr ſchwach und leidend. Kannſt Du daher abkommen, ſo reiſe hieher, da Dein Beſuch, wie wir hoffen, gut auf ſie einwirken wird.

Um die Poſt nicht zu verſäumen ſchließe ich

herzlich grüßend

Dein treuer Bruder.

65. An Rapp.

Ludwigsburg, den 20. März 1839.

. . . . Bald darauf rief mich die Nachricht von dem verſchlimmerten Befinden meiner Mutter hierher und 24 Stunden nach meiner Ankunft, geſtern Morgen 10 Uhr, ſtarb ſie. Nachdem ſie den ganzen Winter, wie ich Dir auch ſchrieb, gekränkelt hatte, doch immer von Zeit zu Zeit wieder auf ſein konnte, und namentlich in voriger Woche wieder recht munter geworden war, wurde ſie letzten Donnerstag Abend von heftigem Fieber und beengenden Athmungsbeſchwerden überfallen, die ihr noch einige recht leidensvolle Tage bereiteten. Bei meiner

Hieherkunft traf ich sie zwar noch bei voller Besinnung, die sie bis zur letzten Viertelstunde nicht verließ; doch war sie so schwach, daß sie keinen zusammenhängenden Antheil an der Außenwelt mehr nehmen konnte und am liebsten ungestört vor sich hinschlummerte. Eine ihrer letzten Reden zu mir war: „Wenn ich jetzt sterbe, werden die Leute gewiß meinen, ich sei aus Gram wegen Deiner gestorben.“ Meine Züricher Angelegenheiten waren freilich ihre täglich erste Angelegenheit, wenn die Zeitung in's Haus kam. Doch trug sie dieselbe mit der Seelenstärke und dem Gleichmuth, den Du an ihr kanntest. Eine freundliche Einladung, die Fürst Pückler mir aus Kleinasien zugeschickt, eine „Prytanenstelle“ auf Schloß Muskau bei ihm anzunehmen, erfreute sie noch in ihren letzten Tagen.

Ihr Ende, das sowohl der hiesige Arzt, als Hardegg, den ich mehrmals hieher bat, als unvermeidlich darstellten, wurde doch durch einen besonderen Umstand noch unerwartet beschleunigt. Im Sommer 35 mußte für meinen hiesigen Aufenthalt als Professoratsverweser ein hinteres Zimmer frisch hergerichtet werden, ein Geschäft, welches sie mit gewohnter Thätigkeit selbst leitete. Schon damals sagte sie einer vertrauten Person, das gebe einmal ein recht ruhiges Sterbezimmer für sie, und seitdem behielt sie für dasselbe eine besondere Vorliebe. Wie sie nun ihr Ende herannahen fühlte und jeder Laut ihr wehzuthun anfieng, verlangte sie aus dem Wohnzimmer, wo sie bisher gelegen, in jenes hintere gebracht zu werden. Wir ließen dieses schon am Montag Abend heizen und wollten sie Dienstag Nachmittag dahin bringen; aber sie verlangte schon Morgens immer dringender dahin. Wir gaben nach, und, sei es nun, daß das Bett, in das sie gelegt wurde, noch nicht ganz durchwärmt oder die Wände des Zimmers noch kalt waren: kurz, sie fühlte sich erkältet, es traten Beengungen und bald darauf eine Lungenlähmung ein, kaum $^1/_2$ Stunde, nachdem sie in ihr erwähltes Sterbezimmer gebracht worden war. Morgen Nachmittag wird sie beerdigt werden und ich habe dem Dekan Offenbarung 14, 13 als Text vorgeschrieben. Auch eine Todtenmaske von Gyps habe ich von ihr nehmen lassen.

66. An Märklin.

Stuttgart, den 6. April 1839.

— — Ja, also diese gute Mutter habe ich verloren. Das will nicht wenig heißen. Wenn Du sie nur auch näher gekannt hättest.

Sie war ein nach Sinn und Charakter durch und durch geläutertes Wesen, vor dem ich mich in dieser Hinsicht tief beuge. Ihr Geist war hell genug für das Größte, und ihr Fleiß demüthig genug für das Kleinste. Die Arbeitsamkeit, Sorge, Entsagung dieser Frau, ihre Härte gegen sich selbst und Weichheit gegen Andere hat wenig ihres Gleichen.

Ich habe nach ihrem Tode gedacht: Wahrhaftig, wenn es keine Unsterblichkeit gibt, so sollte man für diese Frau eine veranstalten. Sie glaubte sehr bestimmt daran. Und unter den Paragraphen meines Unglaubens war ihr der hieher gehörige am bedenklichsten. Und von dieser Seite bist Du gewiß zu hart gegen das moderne Festhalten an der Unsterblichkeit; wenigstens in meiner Mutter war es nicht Egoismus, von welchem Niemand weiter entfernt war, sondern das drückte ganz ihren Sinn aus, was ich in einem alten Brief von ihr gefunden, wo sie schreibt: „Ich weiß, ich nehme etwas mit mir hinüber, es ist die Liebe." Ich sagte ihr oft, daß sie bei allen Fehlschlagungen von außen doch in ihrer Thätigkeit ꝛc. schon hier glücklich und selig sei: aber sie konnte sich dies nie ganz zum positiven Resultate zusammenbringen und meinte, so glücklich sie sich auch jetzt schon in unserer Liebe ꝛc. fühle, so käme sie doch zu kurz, wenn es kein anderes Leben gäbe. Indessen hat ihr Tod diesen Glauben in mir keineswegs gestärkt. Ehrlich gesagt, wenn ein mir so nahe gestandener Geist wirklich fortdauert, so begreife ich nicht, wie er mir so gar kein Zeichen seines fortwährenden Lebens geben kann. Eine Erscheinung ihres Geistes würde mich nicht im Mindesten Wunder nehmen, sondern wenn sie fortlebt, nimmt es mich Wunder, was sie abhalten soll, mir ein Zeichen zu geben. Es ist ganz dumm, an Unsterblichkeit glauben und die Geistererscheinungen läugnen.

67. An Rapp.

Stuttgart, den 9. April 1839.

Herzlichen Dank für das, was Du mir über den Tod meiner Mutter geschrieben! Durch das Zusammentreffen dieses Todes mit den Schweizergeschichten bin ich über denselben auf eine Weise hinübergekommen, die einerseits Erleichterung heißen kann, sofern die eine Gemüthsbewegung die andere theilweise aufhob; die ich aber dennoch bedauere, sofern ich nun verhindert war, den Verlust meiner Mutter rein und für sich selbst zu empfinden. So, kann ich sagen, fühle ich diesen Ver-

luſt jetzt nicht anders, als ich ihn ſchon längere Zeit d. h. ſchon über ein Jahr in immer ſteigender Furcht vor demſelben vorausgefühlt habe. Und wie ſehr ſtört einem nicht in ſolchem Trauerfalle verkehrt empfundener oder geäußerter fremder Schmerz den eigenen und verwandelt ihn in Grimm und Verhärtung. Ich bin froh, daß ich nun wieder hier bin, um dieſem entgangen zu ſein. Mehrmals ſchon meldete ſich in mir das Bedürfniß, von dem Leben und Weſen der Verſtorbenen in ähnlicher Weiſe, wie Du von Deiner verſtorbenen Frau, einen Abriß für Freunde niederzuſchreiben; aber ich müßte, wenn ein ſolcher wahr und treffend ſein ſollte, Lebende compromittiren und ſo iſt mir vorerſt auch dies verſagt. Aber ſpäter führe ich's doch noch aus [1]). Indeſſen wird mich der Geiſt meiner Mutter nicht mahnen, denn voran unter ihren Tugenden ſtand die Beſcheidenheit. Sie war zufrieden, von ihren Kindern gekannt und anerkannt zu ſein. Und wie Wenige kannten ſie ſonſt! Selbſt Du nicht recht, wenn Du mir einmal ſchriebſt, das Negative in mir ſcheine ich von meiner Mutter zu haben, das Poſitive, ſolid Bürgerliche von meinem Vater. Nein, aller guten Eigenſchaften in mir bin ich mir als ihrer Mitgift bewußt, bis auf den guten Styl, der iſt ein beſtimmtes Erbſtück von meinem Vater. Aber viele gute Eigenſchaften, die ſie hatte, vermiſſe ich in mir: daß die Fähigkeit für das Große ſie nicht an der Geſchäftigkeit im Kleinſten hinderte, daß ſie die Kunſt verſtand, durch gleichmäßig und ſozuſagen taktfeſt fortgeſetzte Thätigkeit aller Gemüthsverſtimmungen Meiſter zu bleiben, alle Schmerzen zu überwinden. Und wie geläutert von allem Irdiſchen war unter lauter irdiſcher Thätigkeit dies Gemüth! Sie verſchmähte alle Ueberſchwenglichkeit und allen Formendienſt in der Religion; mit klarſter Einſicht, daß auch dies Gottesdienſt ſein könne, konnte ſie z. B. am Sonntag auch für ſich ein Geſchäft vornehmen und dem Kopfſchütteln kirchgängeriſcher Verwandten und Freundinnen mit neckiſchem Humor entgegentreten; aber in all dieſer Arbeit war es ihr nie um ſich, nur um Andere, vor Allem ihre Kinder zu thun. Von ihrem in letzter Zeit über ihre Kräfte gehenden Thätigkeitstrieb, ihrer Härte gegen ſich und Aufopferung gegen Andere,

1) Wie Str. dies bekanntlich viele Jahre ſpäter in dem ſchönen und tief empfundenen Lebensbild ſeiner Mutter (Geſ. Schr. I, 81 ff.) gethan hat, das er ſeiner Tochter auf ihren Confirmationstag widmete.

habe ich erſt bei ihrem Tode noch rührende Beiſpiele in ihren nächſten Umgebungen vernommen. Ihr Wahlſpruch war ganz eigentlich der, ſich nicht dienen zu laſſen ſondern zu dienen. Es war aber auch merkwürdig zu ſehen, mit welcher eigentlich leidenſchaftlichen Theilnahme und Zuvorkommenheit dieſe Frau in ihrer Krankheit von ihren Umgebungen, ſelbſt den Dienſtboten, verpflegt wurde. Sie pries dies beſcheiden als ein Glück, was doch im ſtrengſten Verſtande ihr Verdienſt war. So geht mein Schmerz jetzt weniger darauf, ſie verloren zu haben, als darauf, ſie in mir nicht ſo vollſtändig, als ich wünſchte, wieder herſtellen und fortleben laſſen zu können. Ich bin immer nur zur Hälfte ihr Sohn, nur halb ihrer werth. Doch gibt es daneben auch kleinere Schmerzen, die ſich unmittelbar auf ihren Verluſt beziehen. Wenn mich etwas erfreut oder ſonſt Eindruck auf mich macht, ſo nimmt mein Gemüth noch immer den gewohnten Flug zur Mutter hin, um ſich ihr mitzutheilen; und von ſolchem Fluge leer zurückzukehren, thut weh.

68. **An Rapp.**

Stuttgart, den 20. Mai 1839.

Daß ich Dir nicht bälder ſchrieb, verzeihe mir. Es hat ſeinen Grund nur in der Allmählichkeit des Vergehens der Zeit, eines Tags um den andern. Sonſt lebe ich ordentlich beſchäftigt, aber auch viel geſtört.

Im Sommer laufen allerhand Leute zu mir. Heute ein apokalyptiſcher Schuhmacher, morgen ein religiöſer Schauſpieler, dann wieder ein Vikar, ein Doktor und gegenwärtig iſt ein Engländer hier, mit dem ich alle Tage eine halb theologiſche, halb engliſche Stunde habe. Wir leſen ein engliſches theologiſches Buch und ſprechen darüber deutſch, was er beſſer ſpricht, als ich dermalen engliſch könnte. — — Reiſen werde ich dieſen Sommer nicht, außer Morgens früh nach Cannſtatt, um den Sauerbrunnen zu trinken. —

69. **An Märklin.**

Stuttgart, den 31. Mai 1839.

— — Als Antwort auf Deinen erſten Brief eine ergötzliche Erzählung. Seit etwa 8 Tagen iſt ein Engländer hier, der mich ſchon im Jahr 1836 in Ludwigsburg beſuchte, und von dem ich Dir wohl auch ſchon ſagte; ein Arzt, Familienvater, hinten in den 50ern, der aber ſeit einer Reihe von Jahren die Praxis aufgegeben hat, und ſich

mit Theologie beſchäftigt, in der er ſehr viele und ſpecielle Kenntniſſe hat[1]). Alle berühmten liberalen Theologen Deutſchlands hat er nicht nur kennen gelernt, ſondern längere Zeit gehört; ſo Wegſcheider, Geſenius, Paulus, de Wette, in verſchiedenen Jahrgängen. Von mir wollte er auch förmliche Vorträge über die philoſophiſche Grundlage meiner Anſicht, was ſich aber nicht thun ließ, und ſo ſind wir jetzt täglich einige Stunden in freierer Weiſe beiſammen. Der las kürzlich auch meine Selbſtgeſpräche, und lobte ſie nachher, nur ſagte er: „Die Perſonn Chriſti, als ich glaube, ſtellen Sie nock zu hock. Ick kann nick feind, wenn ich die Evanſchilien les, daß er hatt ein ſo vollkomm gut Käräkter. Ik feind, daß er iſt rackgierig, er verflucht die Städten, die nicht an ihn geglaubt, er weiſt ſeine Diſſipel an, der Staub von ihre Stiefel zu ſchüttel, er ſpreck mit die Phäriſies und Säddueies ſo, als nik war, ſie zu beſſer, ſondern nur ſie zu mäk bitter. Er befiehlt eine Lehr auszuſpreng, die war offenbar falſch, daß er ſei der Meſſeias, und daß vor Menſchgedenk, ick ſag vor ein menſchlik Alter, kommen will das Reich von Gott.“ Ich gab ihm den Wolfenbüttler Fragmentiſten, von dem er die Schrift über den Zweck Jeſu noch nicht kannte, und mit großem Vergnügen las. Er hat eine Schrift bei ſich von einem engliſchen Kaufmann, der (ein Mann in den 30ern) Intereſſe an ſolchen Fragen bekam, und ſich 2 Jahre einſchloß, um das Erforderliche zu leſen (deutſch kann er nicht, daher kennt er nur, was überſetzt iſt, Eichhorn, Schleiermachers Lukas ꝛc.) und nun ein Buch über den Urſprung des Chriſtenthums ſchrieb, in welchem er in populärer und pragmatiſcher Weiſe ganz auf unſrem Standpunkt ſteht: Dichtungen, namentlich nach A. T.-lichen Vorbildern[2]). Dieſe Schrift leſen wir Abends zuſammen. Es iſt merkwürdig, daß in England, wo die Theologen nichts thun, nun die Laien ſich regen.

1) Dieſer engliſche Arzt, Dr. Brabant, ein vortrefflicher und liebenswürdiger Mann, hat die Studien, über die Strauß hier berichtet, bis an ſein Lebensende fortgeſetzt. Er wurde über 80 Jahre alt; aber das Werk, in dem er die Ergebniſſe ſeiner Forſchungen niederlegen wollte, kam nicht über die Vorarbeiten hinaus.

2) Dieſe Schrift erſchien 1838 in London, und dann, auf Strauß' Veranlaſſung überſetzt und von ihm eingeleitet, u. d. T. „C. C. Hennell's Unterſuchung über den Urſprung des Chriſtenthums“ 1840 in Stuttgart (Hallberger'ſche Verlagshandlung). Ihr Verfaſſer, inzwiſchen Dr. Brabants Schwiegerſohn geworden, iſt jung geſtorben.

Aber Nachtwächter werden[1])? Nein! Der Apostel Paulus hat so Unrecht nicht: Ein Jeglicher bleibe worin er berufen ist. Das müssen wir auch sagen können und thun, sonst beweist sich die Stärke unseres Princips nicht, es zeigt sich als ein abstracteres, als das seinige, wenn es die Verschiedenheit der gegebenen Lebensverhältnisse nicht durchdringen und überwinden kann. Bedenk's wohl. Was würde der Herr Papa sagen?

70. An Rapp.

Stuttgart, den 17. Juni 1839.

Erlaube mir, Dir auf meinem angenehmsten Papier, wenn es auch etwas grau ist, zu schreiben. Ich mache auf demselben gegenwärtig Auszüge aus Thomas von Aquino und andern Heiligen und habe z. B. entdeckt, daß der Genannte die Ameisen für vierfüßig hält. Aecht scholastisch.

Aber, Alter, daß Du glauben kannst, Märklins mögliche Anstellung in Tübingen könne mir bittere Empfindungen machen! Ich war vielmehr derjenige, der beim ersten Gerücht von Dorner's Rufe zuerst schriftlich, später mündlich Baur bestürmte, Alles für Märklin zu thun. Namentlich seit den Züricher Geschichten, die mir in jeder Hinsicht vom größten Nutzen waren, bin ich von dem Wunsch einer Universitätsstelle ganz curirt. Literarische Muße, selbst Bequemlichkeit, haben mich bereits verwöhnt, und ich habe auch gesehen, wie unmöglich in jeder andern Stellung, als in meiner jetzigen, es ist, sich von Accommodationen und Connivenzen ferne zu halten[2]).

---

1) Bezieht sich auf eine Aeußerung Märklins, der im Unmuth geschrieben hatte (Strauß Märklin, Ges. Schr. X, 284): wenn er nicht als Professor nach Tübingen komme, werde er abdanken und Nachtwächter werden.

2) In demselben Sinn schreibt Str. den 26. Aug. 1839 an einen Universitätsfreund (den von ihm im „Märklin" Ges. Schr. X, 195 genannten Kern, später Gymnasialprofessor in Stuttgart, gest. 1885):

„Von mir kann ich Gottlob nur Gutes melden. Ich befinde mich um Vieles heiterer als im Jahr 1838. Besonders waren die Züricher Affären eine heilsame Krisis für mich. „Nun ist's entschieden; jetzt ist's gut!" rufe ich mit Wallenstein. Entschieden nämlich, daß von der sichtbaren christlichen Kirche nichts für unsere Sache zu erwarten, daher alle Annäherungen, Unterhandlungen u. s. w. abzubrechen, und strict grad aus zu fahren ist, in alleiniger Hoffnung auf eine jetzt unsichtbare Gemeinde der Zukunft. Wie es darüber in nächster Zeit werden wird — Volk — Geistliche — Bildungsge-

Ebenſowenig jedoch iſt mit dem Heirathen heuer bei mir anzukommen. Ich glaube nicht mehr, einer ſolchen Stütze zu bedürfen und das iſt ein gutes Zeichen. Auch habe ich darin etwas Gnoſtiſches in meiner Natur, daß ich zur Fortpflanzung der Menſchengattung, die ich in ihren Individuen für eine ſehr unglückliche halte, nicht behülflich ſein möchte. Oder genauer, wenn ich auch des Lebens nicht eben überdrüſſig bin, ſo iſt doch das, was man phyſiſch oder geiſtig Luſt am Leben nennt, niemals in mir geweſen. Ich kann ein Mißtrauen, ja ein Grauen vor dem Leben und ſeiner Verwirklichung durch Verhältniſſe wie Ehe u. dergl. nicht überwinden und wenn mich auch wie im vorigen Jahr die Flucht aus meinen Verhältniſſen heraus negativ oder, wie ſonſt ſchon, irgend ein weiblicher Reiz poſitiv zur Eingehung ſolcher Bande einmal noch locken ſollte, ſo glaube ich, wäre es nicht zu meinem Glück.

71. An Rapp.

Stuttgart, den 27. Februar 1840.

Deinen Vorſchlag mit Berg heiße ich willkommen etwa für Juli. Bis dahin werde ich wohl noch hier zu thun haben, nemlich 14 Tage bis 3 Wochen um den erſten Band meiner Dogmatik vollends ins Reine zu bringen. Ich wollte urſprünglich das ganze Buch ausarbeiten und dann erſt an's Abſchreiben gehen; wie ich aber in der Mitte war, mahnte mich etwas, lieber die Hälfte gleich druckfertig zu machen. Sie enthält auch etwas Abgeſchloſſenes für ſich, nämlich 1. die Apologetik, 2. die allgemeinen metaphyſiſchen Grundlagen der Dogmatik, 3. die Lehre von Gott (incl. Dreieinigkeit), der Schöpfung und dem Urzuſtand. Dieſer dritte Punkt ſcheint mir beſonders wichtig, weil in ihm die Principien aller unſerer Kritik des Chriſtenthums liegen; er iſt bis jetzt noch nicht recht zur Sprache gekommen. Ich habe hier den Theismus von allen Seiten umzingelt und berannt und bin unverdeckt mit der pantheiſtiſchen Sprache herausgegangen. Die einzige Rückſicht, die mich beſtimmte, hie und da mich milder auszuſprechen, als ich wohl möchte, iſt die, daß mein Buch nicht verboten wird.

---

genſätze u. ſ. w. — darum darf ich mich zum Glück nicht bekümmern. Das Volk, die Gebildeten nicht ausgenommen, ſind durch ihre Dummheit vor allen böſen Einflüſſen auf lange hinein ſicher."

72. An Kauffmann.

Stuttgart, Juni 1840.

Du haſt mich durch Deine Beſchreibung des Heilbronner Liederfeſt's[1]) und Deiner Schickſale dabei ſehr erfreut, und nicht nur mich, ſondern die ganze Uebelenſche Sippſchaft[2]) und noch mehr. Der größte Theil von dieſen ging nämlich geſtern Abend nach Degerloch[3]), allwo ich Deinen Brief vorlas. — Müßte ich nur nicht eilen, daß der Correggio noch fortkommt, ſo ſchrieb ich noch Manches. Der Kirchenrath iſt göttlich; gerade ſo machte er es vor 2 Jahren in Heidelberg[4]) mir; man thut kaum das Maul auf, ſo hat der Kerl einen Finger drin, um einem auf den Zahn zu fühlen. Gut, daß Du ihm etwas draufgebiſſen.

73. An Rapp.

Stuttgart, den 24. Juni 1840.

(während des Glockengeläutes des Buchdruckerfeſtes).

Ich bin ſchon ſeit einer Woche und länger mit der Redaction des Lebens Jeſu zur 4. Auflage fertig und habe alſo, da ich zum zweiten Band der Dogmatik erſt nach dem Cannſtatter Aufenthalt ſchreiten will, und auch nicht bälder kann, da man eine ſolche Arbeit nicht vor einer ſolchen Unterbrechung anfangen darf, nichts Rechtes mehr zu thun. *Allein* nach Cannſtatt zu gehen, kann ich mich nicht entſchließen, da ich einen ſolchen Aufenthalt nur in Deiner Geſellſchaft auszuhalten und vernünftig zu geſtalten hoffen kann. Deßwegen lege ich Dir noch einmal an's Herz, komm wenigſtens gleich nach dem Kirſchenpeter[5]).

74. An Rapp.

Stuttgart, den 19. Auguſt 1840.

Vorgeſtern Abend bin ich hieher zurückgekehrt, nachdem ich bis Sonntag früh in Weinsberg und bis zum folgenden Freitag in Ludwigsburg geblieben war. — Vor Allem laß mich etwas von Dir ſelbſt hören, wie Du nach Hauſe gekommen biſt und wie Du unſere Reiſe und unſer Zuſammenſein ſelbſt verdauſt. Ich ſelbſt bin eigentlich

1) Welches den 8. Juni 1840 ſtattgefunden hatte.

2) Die Geſellſchaft, die ſich in einer Wirthſchaft dieſes Namens zu verſammeln pflegte.

3) Dorf bei Stuttgart.

4) Bei der Br. 53 beſchriebenen Reiſe. Wer mit dem Kirchenrath gemeint iſt, vermag der Herausgeber nicht zu ſagen.

5) Der Feiertag des Petrus und Paulus 29. Juni.

immer noch in einem Schwindel, wie man ihn nach einer langen, anhaltenden, schnellen Bewegung behält. Ich bin noch in einer Art von Traum und möchte den ganzen Tag unter einem Baum liegen, wenn's angienge. Es ist auch gar nicht der Mühe werth zu wachen und vernünftig zu sein. Doch lassen wir das, ich will ein wenig historisch werden.

Kerner traf ich wenig befriedigt von seiner Rheinreise. Die Dampfschiffe, sagte er, werden mir noch alle Fisch' aus dem Rhein vertreiben und an denen ist doch gewiß mehr gelegen, als an den Engländern, die auf dem Dampfschiff fahren. Die Dampfwagen erschienen ihm als brüllende Ungeheuer, die auf einen zukommen; wenn ein Pferd sie höre, das fresse selbigen ganzen Tag nichts mehr; wenn ein Hund in die Nähe komme, den habe sein Herr gesehen. . . . Am Samstag Mittag ging ich nach Cleversulzbach zu Mörike und brachte ihn nach Weinsberg zurück. . . .

Mit dem Papa kam ich so gut aus, daß er mir am Ende seinen väterlichen Wunsch ausdrückte, daß ich mich doch bald verheirathen möchte und von meiner ablehnenden Antwort wenig erbaut war. — Vor einer Stunde hatte ich einen Besuch von Professor Fritzsche aus Rostock (siehe Vorrede zur Auflage 1 des Lebens Jesu), der mich sehr freute. — O lieber Q. V. D.[1]) Beichtvater ꝛc., wenn Du nur hier wärest! Ich habe sehr das Heimweh nach Dir gehabt. Wir haben doch äußerst gründlich, fundamental mit einander gelebt, obgleich solche Aufdeckung der Lebenswurzeln auch wieder gefährlich ist und ein derartiges Ganglienleben schwer wieder zum Gehirnleben, wie bei mir der Fall sein sollte, zurückzuführen ist. Cur hast Du insofern keine an mir gemacht.

Adieu lieber Herzensbruder, schreib mir bald recht viel!

Dein Elève D. F. St.

75. An Rapp.

Stuttgart, den 22. August 1840.

— — Es ist doch gut, daß wir Wasser getrunken und die Reise gemacht haben; ich werde jetzt wieder auf eine Weile geduldig sein. Die Lebensfragen sind vorerst wenigstens niedergeschlagen; zwar werden

1) Quod-vult-Deus („Was Gott will"), ein altchristlicher Name, von Jean Paul in den Flegeljahren für seinen Vult verwendet, und daher von Strauß auf seinen Freund als geistigen Zwillingsbruder übertragen.

ſie ſich, wenn die Erinnerung bläſſer geworden ſein wird, wieder regen, doch aber ſo, daß ſie zum Voraus gefaßt ſein werden, am Ende durchzufallen und ſich aufs Reſigniren legen zu müſſen. — —

Nächſte Woche vom Donnerstag auf den Freitag feiern wir in Untertürkheim das Hegel-Goethefeſt [1]). Kauffmann hat ſich einen Pfeifenkopf dazu malen laſſen, worauf ein Bierglas mit der Unterſchrift aus Hegels Religionsphiloſophie: Hier ſtrömen die Lethefluten, aus denen Pſyche trinkt, worin ſie allen Schmerz verſenkt, d. h. Kauffmann weiß es noch nicht, er hat mir nur aufgetragen, eine Pfeife mit einer von mir zu wählenden Hegel'ſchen Inſchrift ihm zu beſtellen.

Leb wohl und ſchreibe bald und fleißig

Deinem (verg'rathenen)

Gottwalt.

76. An Rapp.

Stuttgart, den 23. Oktober 1840.

Ich danke Dir für Dein Spruchbuch [2]). Ich habe ſchon Manches darin geleſen — denn man darf ein ſolches Buch nicht auf Einmal verſchlucken, wie einen G. Sand'ſchen Roman auf dem Sopha liegend, ſondern wie eine lyriſche Gedichtſammlung in kleinen Doſen. Denn lyriſch, nicht wahr, iſt doch der Charakter des Buchs. Dadurch iſt es mit dem Briefſtyl verwandt und hängt ſo mit Deiner ſonſt gewöhnten Art zu ſchreiben zuſammen. Eben deßwegen nehme ich auch das, was ich in meinem Letzten [3]) geſchrieben, jetzt zurück, da ich das Buch ſelbſt geſehen habe; man hat und findet und erkennt Dich darin, und darum iſt es ganz recht, daß Du's geſchrieben haſt. Wird es auch von den Eiferern Widerſpruch treffen, ſo kann es doch noch viel weniger fehlen, daß es Dir, namentlich unter jüngeren Geiſtlichen, Freunde machen wird. Denn gerade die Miſchung von Spekulation und herzlicher, ja der Form nach kindlicher Frömmigkeit kleidet Dich äußerſt liebenswürdig, ſo daß mancher, wie jene Dame auf dem Dampfſchiff, für ſich hinſagen würde: Das iſt ein ſchöner Mann. Auch das Schalkhafte trägt hiezu bei; denn freilich ein Schalk biſt Du auch hier, bei aller wirklichen Treuherzigkeit, hinten und vorne. — Das Buch iſt

---

1) Goethe's Geburtstag d. 28., Hegel's d. 27. Auguſt. — 2) „Chriſtlicher Religionsunterricht für Lehrer und Schulen." Schw. Hall 1841. — 3) Einem hier nicht mitgetheilten Brief.

ein beſeeltes, wie ich ſagen möchte, wo man hintupft, iſt geiſtiger und gemüthlicher Puls- und Herzſchlag zu ſpüren. Selbſt dogmatiſches Heu und Stroh treibt unter Deinen Händen wieder Blumen und Aehren. — — Viſcher hat Dir jetzt vielleicht geſchrieben von Tübingen aus. Er iſt ſehr tugendhaft zurückgekehrt und eben damit leider nicht curirt von der Fauſtiſchen sitis vitae oder realitatis[1]), der ihn vorher umtrieb. Ihm „ſteckt der Doktor noch im Leibe" wie vor der Reiſe. Aber geſehen, gelernt hat er viel und ſieht herrlich geſund, friſch und prall aus. Ich bin begierig, wie es ihm gehen wird. — Uebrigens bewahre ich ihm fortwährend eine ganz beſondere Theilnahme, weil ich in ihm ein Leiden in völligem Ausbruch ſehe, das bei mir blos deßwegen latent und weniger gefährlich bleibt, weil die Stärke beider Seiten nicht, wie bei ihm, gleich iſt, ſondern der Drang zum Leben von Haus aus ſchwächer, faſt oft durch die Theorie erſt hervorgerufen werden muß. Aber ſchreib ihm nichts von unſerer Reiſe, ich will, daß dies ein mysterium unſerer Freundſchaft ſein ſoll. Dies gehört für mich zum Spezifiſchen unſeres Verhältniſſes, daß es zwiſchen uns Beichtgeheimniſſe geben muß, die ſonſt Niemand weiß.

Deine Aeußerungen über meine Dogmatik haben mich ſehr gefreut, weil ſie, namentlich was Du über das Verhältniß zum Leben Jeſu ſagſt, mit meiner eigenen Anſicht zuſammentreffen. Beſonders wohl that mir, daß du auch für die Sprache einen Sinn haſt, die für das gewöhnliche theologiſche Pack rein verſchwendet iſt. Und ſie iſt doch der unmittelbarſte Spiegel der Seele eines ſolchen Buchs; wer ſie nicht empfindet, verſteht das Buch gewiß nicht. Sie war im Leben Jeſu noch unfreier, aber auch ſtrenger und keuſcher, gleichſam noch im äginetiſchen Styl; jetzt iſt ſie ganz frei, aber auch zuweilen üppig und nicht mehr ſo gleich.

77. An Viſcher.

Stuttgart, den 3. Dezember 1840.

— Sei geſcheidt, was denkſt Du, mit Berlin! Dort kann man jetzt keinen ehrlichen und vernünftigen Menſchen brauchen. Ich möchte nicht hin und wenn ich 10 Rufe hätte. Dieſes politiſche, religiöſe und wiſſenſchaftliche Lügenſyſtem. Da iſt doch unſer Württemberg ein gutes

1) „Durſt nach Leben oder Realität".

Land, man läßt einen doch machen, die Luft, die geiſtige Atmoſphäre iſt doch noch nicht vergiftet.

Das iſt recht, daß Du in friſchem Darauflosarbeiten den Verdruß erſtickſt. Der Menſch iſt glücklich, wenn er zu arbeiten hat und das wird Dir jetzt nicht ſo bald ausgehen, da Du ein ganzes Gebirg von Marmorblöcken zur Verarbeitung von Deiner Reiſe zurückgebracht haſt, zu meißeln genug für ein ganzes Leben. Ich muß ſelbſt lachen, wenn ich an mir erwäge, was der Menſch ein zähes Leben hat. Ich meine immer, ich ſei hin und bin es auch, und doch geht es Tag um Tag immer wieder mit Leben und Arbeiten, und meint man die Exiſtenz nicht mehr ertragen zu können, ſo muß man halt. Heirathen ſollteſt Du freilich. —

78. **An Wilhelm Strauß.** Stuttgart, den 6. Dezember 1840.

— — Die guten Nachrichten über Deine geſelligen und Geſchäftsverhältniſſe freuen mich herzlich. Dich in der Geſellſchaft zu zeigen, iſt nicht nur für Dein Fach, ſondern auch für Deine Natur nothwendig. Auch würdeſt Du Dich eines großen Vortheils begeben, wenn Du es nicht thäteſt, da Deine den meiſten Deines Faches überlegene Bildung nicht verfehlen kann, Dir Anerkennung zu verſchaffen. Fahre alſo nur hübſch fort in dieſem Felde, und übe auch die alte Tanzkunſt fleißig aus. — —

— — Dieſer Tage habe ich auch zum Behuf der Dogmatik Voltaire's Candide geleſen. So gern ich nun die Freigeiſter lobe, ſo kann ich dies doch hier nicht thun, da das Ding eine ſehr plumpe Karrikatur iſt; nicht einmal witzig, viel weniger ſcharfſinnig oder treffend.

Ueber die Günderode war in der Allgemeinen Zeitung geſchimpft, und der Verfaſſerin mehrere chronologiſche Verſtöße als Beweiſe, daß die Briefe erſt ſpäter von ihr fabricirt ſeien, vorgeworfen, namentlich daß es zu Lebzeiten der Günderode († Juli 1806) noch keinen Fürſt Primas von Frankfurt gegeben habe ꝛc.

Das hat nun freilich ſeine Richtigkeit; allein damit wird der künſtleriſche Werth der Briefe um nichts geſchmälert und auch hiſtoriſch betrachtet ſind die Grundlinien namentlich der Briefe der Günderode gewiß ächt, oder es müßte (dies nur, und nichts ihr Nachtheiliges wäre die andere Folge) die Bettina eine größere objecti-

vere und bewußtere Künſtlerin ſein, als ich ſie dafür halte, wenn ſie eine in Denkart und ſelbſt Styl von ihr ſo ganz verſchiedene Perſönlichkeit frei zu zeichnen gewußt hätte. — —

79. An Viſcher.

Stuttgart, den 30. Dezember 1840.

Hier erhältſt Du den erſten Theil der Günderode unmittelbar aus den ſchönen Händen M — — — s[1]); ja ich thue ein Uebriges und laſſe auch ihren Umſchlag und Adreſſe dabei. Ich ſprach ſie neulich hier in der Zauberflöte, und habe ihr jetzt den zweiten Theil geſchickt; ſie weiß, daß Du ihn nachher wünſcheſt. Ich war damals ziemlich bezaubert, und wagte ſogar beim Abſchied ſie zu küſſen, wobei mir aber, da ſie ihren Hut ſchon aufhatte, der meinige vom Kopfe fiel; dies machte mich ſo beſtürzt, daß ich den Kuß nicht ſpürte, und ich mußte ſogleich an die Stelle in Deinem Erhabenen und Komiſchen denken. Am andern Tag wollte ich nach Untertürkheim und R. beſuchen, ein Weg, den ich dies Jahr wenigſtens 10 mal gemacht habe und auf's Genaueſte kenne; aber diesmal verirrte ich mich, wußte auf einmal nicht mehr, wo aus und ein, und kehrte endlich, ſo gehäuften übeln Zeichen weichend, um. Die Natur hat freilich nur Zeichen für den Geiſt, in dem ſchon eine Ahnung der Zukunft liegt und ſo weiß ich hier, ohne alle Zeichen, ganz gewiß, daß ich keine Neigung zu erwarten habe. Ich ſtehe ihr zu nahe, bin ihr keine irgend romantiſche Figur, ſondern einer, den ſie, ſeit ſie ſich's denken kann, im Ganzen als denſelben in ihrem elterlichen Haus hat aus- und eingehen ſehen. Etwas ganz anderes iſt, wenn ein ſolcher das Erblühen eines Kindes zur Jungfrau mitangeſehen. Daß mein Gefühl für ſie noch zur Reife kommen würde, davon freilich habe ich ſchon vor 4 Jahren die beſtimmteſte Ahnung gehabt. Sie war damals ſehr und bedenklich leidend, und ihre Eltern in großer Sorge um ſie; ich aber, der ich ſie ſchon damals mit der Zärtlichkeit künftiger Neigung umfaßte, war nicht im Mindeſten beunruhigt, und verſicherte mit großer Frechheit, daß ſie gewiß nicht ſterben würde. Das beweiſt aber für die andere Seite gar nichts, da ſie — und mit vollem Recht — ganz andere, jugendlichere Anſprüche macht.

Wir ſind aber ein paar Kapitalnarren mit unſerer Heirathscorre-

1) Eine Verwandte von Strauß.

ſpondenz (der Aufſatz in der Vierteljahrsſchrift über den Pietismus und die ſpekul. Theologie iſt von Schwab), ich bemühe mich vergeblich, die zwiſchen uns ſtattfindende Differenz auf eine Formel zu bringen. Es iſt ein Streit wie Vatkes: Warum ſchreibt man denn Haman in der Mitte mit dem p? (Die Aufſätze über die Günderode müſſen im November — Ende Oktober oder erſte Hälfte Dezember einſchließlich — kommen [1]). Von vielfacher Interpolation der Günderode'ſchen Briefe und größerentheils neuer Kompoſition der ihrigen wird man Bettina nicht freiſprechen können. —

80. An Viſcher.

Stuttgart, den 23. Januar 1841.

Deinen Wunſch die Günderode betreffend bedaure ich nicht erfüllen zu können. Es iſt eine ſchlechthinige Unmöglichkeit. Es handelt ſich hier nicht bloß um ein paar Abende Zeit, ſondern um Herausverſetzen aus einer Gedankenatmoſphäre in die andere. Ich darf die dogmatiſchen Eier keinen Tag unbebrütet laſſen, damit ſie nicht kalt werden. Den Uhland'ſchen Vers: Man ſagt wohl von den Katten ꝛc. habe ich ſchon oft auf mich angewendet. Und dieſe Arbeit hält mich noch bis in den Juli hinein feſt: bis Ende Februar die Ausarbeitung, dann Abſchrift und Druck. Alſo iſt's mit mir nichts. Meinſt Du aber nicht, wenn Du durchaus nicht willſt und kannſt, es wäre eine Arbeit für Vetter Theodor [2])? Er hat's mit vielem Antheil geleſen und wünſchte ſich ſchon lange an einer äſthetiſchen Arbeit zu verſuchen. Ich weiß aber nicht, ob er dieſe übernehmen würde, und frage Dich daher nur, ob Du meinſt, ich ſolle ihn fragen.

Neulich war ein Student aus Zürich, der in Tübingen Theologie ſtudirt, bei mir und erzählte u. A., daß Du jetzt „weitaus das zahlreichſte Collegium" habeſt, die Aeſthetik, die von Leuten aller Parteien beſucht ſei. Doch vergeſſeſt Du nicht, auch von da aus auf die Theologie zu wirken, „namentlich durch die Wahl der Beiſpiele". Es war mir ein großes Vergnügen, aus den Aeußerungen dieſes zwar ſehr vernünftigen, aber noch nicht entſchiedenen Mannes zu erſehen, wie ſehr Dich Dein Publikum, auch das weitere, zu ſchätzen weiß. An

1) Sie ſtehen u. d. T. „Bettinas neuſter Roman" in der Beilage zur Augsb. Allg. Zeitung 1840, Nr. 303. 305.

2) Der S. 26 erwähnte Dr. Th. Ruoff.

dieſes Weſentliche kannſt Du Dich immer halten, kleinen Verdrießlichkeiten gegenüber, wie mir Reuſchle [1]) zu meinem Leidweſen von einer erzählt hat, die Du mit Mohl gehabt habeſt. Nun, vielleicht wird er jetzt bald Staatsrath hier, wenigſtens wünſcht er's ſehr. Ja es iſt auch im ſtrengſten Sinn Deine Pflicht, in jetziger Zeit, Dich in Tübingen friſch und munter zu halten; denn Du weißt gar nicht, wie viel Du wirkſt, und was mit Dir für die Befreiung des Geiſtes von Tübingen aus verloren gienge.

Ruge würde allerdings in mehr als Einer Hinſicht verdienen, daß man ihn ſtecken ließe. Vorigen Sommer hat er ein Manuſcript von Rapp, über die gegenwärtige Stellung des geiſtlichen Standes, voll Humor, aber auch nicht ohne Längen und dergl., kurz, nicht ſchulgerecht, nicht correct, zuerſt ungeheuer gelobt und dann zurückgeſchickt. Ferner wird die Feuerreiterei [2]), nicht bloß die politiſche, in welcher Hinſicht ich ihm beiſtimme, ſondern auch die moraliſche, immer ärger in ſeinem Blatt. Ueber Goethe, Heine, das junge Deutſchland wird auf eine Weiſe geſprochen, wie es Menzel nicht ſchöner wünſchen kann.

81. An Rapp.

Stuttgart, den 8. Februar 1841.

Dem Feldarbeiter, der ſich jeden Mittag an einer Quelle zu erfriſchen pflegte, die ihm kühlen Trunk bot, — wenn er nun eines Morgens plötzlich dieſe Quelle ſiedend anträfe, ſo heiß, wie ſein eigenes erhitztes Blut, — ſo wie einem ſolchen Manne geht es mir ſeit 2 Monaten mit Deinen Briefen. Oder wie im Jahr 1831 mit dem Kauffmann, als er, mit dem ich mich bis dahin nur von Poeſie, Muſik und Humor unterhalten hatte, nun von nichts mehr reden wollte, als von der Einheit Deutſchlands und von Polen. Dies iſt die egoiſtiſche Seite, von der ich die Sache zunächſt anſehe und, weil es natürlich und wahr iſt, dieſe vorantreten zu laſſen, ſo thue ich's. Aber auch

1) Guſtav R. hatte 1830—34 in Tübingen Philoſophie und Theologie, zugleich aber Mathematik und Phyſik ſtudirt, denen er ſich in der Folge ganz zuwandte und die er ſeit 1840 als Profeſſor am Stuttgarter Gymnaſium und gleichzeitig als geſchätzter Schriftſteller vertrat. Er ſtarb 1876. Dem Andenken von Strauß, zu deſſen wärmſten Freunden und Bewunderern er gehörte, hat er eine kleine Schrift („Philoſophie u. Naturwiſſenſchaft" Bonn 1874) gewidmet.

2) Vgl. über dieſen Ausdruck S. 4, 1).

Deiner eigenen Natur, wenn Du Stille genug in Dir zu Wege bringen kannſt, um ſie anzuhören, iſt Deine jetzige Stellung nicht gemäß. Du haſt etwas in Dir, wodurch Du über beiden Parteien in der Theologie ſtehen kannſt und Dich keiner hinzugeben, mit keiner abzuwerfen brauchſt. Warum alſo den theologiſchen Demagogen machen? Ueberlaß das Märklin, überlaß das mir, und gebrauche Du Deinen Vortheil, uns und unſere Gegner auszulachen. Freilich iſt mir das nicht ganz Ernſt und ich wäre untröſtlich, wenn Du mich bloß auslachen würdeſt; aber Deine myſtiſch-humoriſtiſch-ſocratiſche Natur ſollte Dich außer den Bereich des ſchroffen Gegenſatzes ſtellen. — —

Laß Dein Spruchbuch[1]) liegen, die Eſchatologie iſt unmöglich zu dieſem Zweck zweckmäßig zu behandeln, — bleib etwa einige Wochen zu Hauſe und trete dann, wie damals, — als neuer, abgekühlter, unbefangener Menſch auf. Du wirſt Dich nicht zum fruchttragenden Baum machen wollen, indem Du Dich entwurzelſt. Ich glaube auch, daß Deine Arbeiten ihren eigenthümlichen Reiz verlieren müſſen, wenn man ihnen polemiſche Spannung anmerkte. Dieſe ſonderbare Kriegsluſt in unſerer Zeit! Wer hätte das gedacht, als wir in Tübingen unſere Morgenſpaziergänge machten? Wäre ich nur geſchwind bei Dir, ich wollte Dich bei den Ohren nehmen, wie die Pferde bei der Darmgicht, vielleicht kämeſt Du zurecht.

— Ende dieſer Woche oder Anfangs nächſter werde ich mit der Dogmatik fertig. Ich freue mich darauf und fürchte mich davor noch mehr. Denn die Geiſter ſind finſter, die jetzt auf mich paſſen.

82. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 25. Februar 1841.

— Vorigen Samstag hatte ich den letzten eſchatologiſchen Nagel in den Sarg des Dogma geſchlagen und ging darauf hieher. Nicht gerne, ſondern weil ich nirgends anders hinwußte und doch auch nicht in Stuttgart bleiben wollte, denn ich war in der letzten Zeit von meiner Arbeit ordentlich beſeſſen geweſen und hatte auch des Nachts keine Ruhe mehr. — — Hier war neben lauter unangenehmen oder doch unbefriedigenden Familienverhältniſſen das einzige angenehme gerade am meiſten zu fürchten. So fand ich mich denn ſchon am erſten Tag

1) Worüber Br. 76.

meines hiesigen Aufenthalts in ein solches Meer von Unruhe und Mißbehagen versetzt, daß ich am andern Morgen wieder fort wollte und nur durch bewegliches Zureden meines Vaters festgehalten wurde. Nun will ich aber doch morgen gehen — ich sehne mich in mein einsames Gartenhaus zurück. — Mit meiner ausschließlichen Besen- oder Peitschenbestimmung fange ich nächstens an Dir beizustimmen; aber was soll mit dem Besen werden, wenn es nichts mehr zu kehren gibt oder er wenigstens abgekehrt ist? Soweit ist es aber mit mir allernächstens; Du darfst nicht glauben, daß ich nach Vollendung der Dogmatik noch etwas der Rede Werthes hervorbringen werde. Nun freut es mich, daß Du mir auch in Betreff Deines schriftstellerischen Triebes Recht gibst und ich bin hierin erst nicht so ausschließend, wie Du gegen meinen Lebenstrieb, sondern ich sage nur: Du magst schreiben was und wie gut Du willst, so kann Dir das in den Augen Deiner Freunde keinen höheren Werth geben, da bei Dir die Person die Hauptsache und für sich genug ist. Dagegen muß z. B. bei mir die mangelhaft ausgebildete Person immer noch bei den Schriften borgen, um nachhaltig interessiren zu können. Daher *muß* ich schreiben, Du *kannst* es zwar, aber ob Du sollst, kommt auf die Umstände an. Und die widerrathen es jetzt.

83. **An Rapp.** Stuttgart, den 24. März 1841.

— Meinen Vater fand ich so, daß ich jetzt alle Hoffnung aufgebe. Das Schleimfieber schickt sich an in Nachlaß der Natur auszulaufen. Er ist ein unglückseliger Mann. Durch ein (wie gewöhnlich) unentwirrbares Zusammenwirken von Naturell, Erziehung und eigener Schuld, hat er sich im Leben um die Achtung und Liebe von Frau, Kindern, Verwandten und Freunden gebracht und jetzt im Sterben betrügt ihn das Schicksal noch dadurch, daß es mir gleichzeitig Seelenschmerzen zusendet, vor welchen das Mitgefühl mit seinen körperlichen nicht recht aufkommen kann.

84. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 10. April 1841.

Deinen lieben Brief erhielt ich hier, zwei Stunden, nachdem mein Vater gestorben war. Leicht und sanft; — könnt' ich doch sagen: wie er gelebt hatte! Für ihn möchte ich's sagen können, — nicht nur meinetwillen. Denn in letzterer Hinsicht habe ich lebhaft erfahren, daß

jeder Tod ein Verſöhnungstod iſt. Er hat ſich unendlich mehr Leiden gegeben als Andern. Seine Wärterin[1]) (frühere Magd meiner Tante — Du erinnerſt Dich ihrer vielleicht, — ſie hat jetzt meine Großmutter und beide Eltern in ihrer letzten Krankheit verpflegt —) erzählte mir, im halben Delirium habe er öfters geſagt, er ſei von Gott verflucht, Gott wiſſe gar nichts mehr von ihm und das wegen meines Buchs. Auf die Einwendung der Wärterin, daß er dafür nichts könne, es auch nie gebilligt habe, erwiederte er, er habe ſich doch im Stillen darüber gefreut. — Auch gedenke ich jetzt aller natürlichen Zuſammenhänge zwiſchen uns beiden. Zwar, was die Seite des Willens und Charakters betrifft, behandle ich mich faſt wie ein manichäiſches Doppelweſen, indem ich nur den Samen der Mutter in mir hege, den des Vaters aber auszujäten trachte (mit ſchlechtem Erfolg); in theoretiſcher Hinſicht jedoch, weiß ich ihm dasjenige Talent zu verdanken, das am Ende mein einziges iſt: das der logiſch-rhetoriſchen Darſtellung. — — Freilich auch das Unglück meines Lebens leite ich in manchen phyſiologiſchen Stunden aus dieſer Abkunft und Ehe her. Meine Mutter, eine arme Pfarrwaiſe, durch Verwandte (bei völliger Unerfahrenheit und Jugend) für eine vermögliche Partie gewonnen, wo ſich außer dem Eintritt in eine völlig barbariſche Familie, auch alsbald gänzliche Disharmonie der Charaktere und Sitten herausſtellte. Doch wurde Manches durch die Geburt eines Knaben (ein bald geſtorbenes Mädchen ging voran) ausgeglichen, der aber im Alter von 8 Jahren ſtarb. Er ſoll ganz mein Ebenbild — oder ich ſeines, als mein eigener Revenant demnach — geweſen ſein und durch ſeinen Tod ſollen ſeine Eltern (ich weiß es von meiner Mutter, die nicht übertrieb) in eine Art Gemüthskrankheit vor untröſtlichem Schmerz gerathen ſein. In dieſer Periode bin ich erzeugt und empfangen und habe den ſchmerzhaften Grundton meines Lebens, den gänzlichen Mangel an Lebensluſt, immer davon im Stillen hergeleitet.

---

1) Dieſelbe Caroline Gerber, welche ſpäter auch Strauß ſelbſt bis zu ſeinem Ende pflegte.

85. An Wilhelm Strauß. Weinsberg, den 10. Mai 1841.

— — Kerner'sches Epigramm auf Hegel's Ansicht von der Unsterblichkeit:

Nicht einmal ein Kegel
Ist der Mensch nach Hegel;
Kegel wird doch aufgerichtet,
Doch der Mensch bleibt ganz vernichtet.

86. An Vischer. Stuttgart, den 24. Mai 1841.

— — In Heilbronn wohnte ich bei Märklin recht angenehm, aber Rapp war zu meinem Leidwesen nur 3 Tage da, worauf ich noch auf etliche Tage nach Weinsberg zu Kerner ging, den ich sehr gut aufgelegt antraf. Seine sämmtlichen Dichtungen werden in 2 Bänden neu aufgelegt. — Höchst komische Scenen, besonders auf einer Fahrt nach E., wo der Sohn kutschirt, und der Vater jeden Augenblick umgeworfen zu werden meint. Da nämlich Kerner sein Pferd nicht schlagen läßt, so läuft es in jeden Seitenweg, den es öfters nach Ortschaften, wo Kerner Kranke hat, macht, ohne Weiteres hinein, hält vor den Häusern ꝛc., worauf man dann aussteigen und es weiter führen muß. In E. ist bei Baron H. der Fürst von L. zum Besuch, ein altes Herrchen, welches in die schöne Frau v. H. schmachtend verliebt ist. Es bekommt einen Gichtanfall, und Kerner streicht ihm auf einen Handschuh der Dame ein Pechpflaster, nach dessen Auflegung er augenblicklich Besserung empfindet. Letztere Geschichte erlebte ich nicht mit, sondern ließ sie mir erzählen. Wir sprachen auch von der Unsterblichkeit, wobei er am Ende meinte, die Menschen freilich verdienten keine, aber doch die Thiere. Ich: aber der Mensch ist doch das edelste Geschöpf. Er: Jo, ein eitels Rindviech ist er.

87. An Rapp. Stuttgart, den 24. Mai 1841.

— Bei Kerner also war ich sehr heiter. Er, unerwartet, vom besten Humor. Ich rückte auch sehr offen mit unseren Ansichten, namentlich über Unsterblichkeit heraus und wunderte mich, wie frei er das aufnahm. Er trägt im Grund doch alle Zweifel in sich, wenn auch sorgfältig wie eine Menagerie in Kisten verschlossen. Auch die Frau war bei solchen Gesprächen gegenwärtig und benahm sich sehr verständig und freundlich. — —

Sofort am Mittwoch mit dem Bruder mit eigenem Hauderer nach Heidelberg. Schönster Abend. Gang auf's Schloß, wo Musik war und große Studentenkneiperei im Freien. Es that mir wohl, einmal wieder unter Studenten ein Glas Bier zu trinken. Dann auf's Museum um den Stadtpfarrer[1]) zu treffen, der mich für den Rückweg einladet, bei ihm zu wohnen, wo er dann ein „Kälbchen für mich schlachten" wolle. Des andern Morgens auf der Eisenbahn nach Mannheim. 5 Stunden in $^1/_2$. Bedeutender Eindruck dieses modernen Wunderwerkes, träumerisches Bewußtsein während solchen zauberhaften Fliegens. Keinerlei Furcht, sondern Gefühl innigster Verwandtschaft des eigenen Princips mit dergleichen Erfindungen. Hierauf per Dampfschiff nach Mainz. — Der Widerspruch stellte sich mir heraus, daß wir oder wenigstens ich, an das moderne Princip, dem wir mit dem Denken und auch mit dem Empfinden angehören, doch in der Unmittelbarkeit des Seins und Benehmens noch nicht heranwollen, sondern da im alten eingewachsen sind. Diese Abstraktion, dieses Fortgerissenwerden des Individuums von einer allgemeinen Macht, wie es bei jenen ungeheuren Reisemaschinen stattfindet, ist ganz dasselbe Princip, was wir in der Wissenschaft vertreten, aber in solcher Verwirklichung ist es uns widrig, wir ertragen diese Passivität, dieses bloße Zusehen, dieses Befaßtsein unter der abstrakten Kategorie des Passagiers in demselben Raum mit einer Menge gleichgültiger Anderheiten nicht. Wir wollen für uns oder mit Anderen, die aber nicht blos abstrakt Mitpassagiere sondern concret Freunde, oder doch individuell uns ansprechende Reisegefährten sein müßen, zusammen sein, Abenteuer haben, was man nur zu Fuß oder mit Privatwagen reisend haben kann.

Auf der Eisenbahn.

Wie rasch und sich drängend dem schwarzen Kamine
Der länderdurchbrausenden Feuermaschine
Die weißen, die wallenden Wolken entfliehn;
Eilt jene voran in gewaltigem Fluge,
So fliehn sie zurück in verweilendem Zuge,
Zum Walde von Föhren hinüber sie zieh'n.

Es trippeln die zarten, die flockigen Lämmchen,
Verlieren sich zwischen den niedrigen Stämmchen,

1) Zällig s. o. S. 71.

Sie ſchlüpfen ſo zierlich, ſie thun ſo behend;
Sie ſind der beſchwerlichen Knechtſchaft entronnen,
Sie haben das Freie, das Blaue gewonnen,
Wie Knaben das Feld, wenn die Schule zu End.

Schon werden auf weichen, auf mooſigen Schwellen
Sie ſich zu den Nebeln des Waldes geſellen,
Doch wartet der Armen dort wenige Gunſt;
Wie luſtig ſie tänzeln, wie luftig ſie ſchwebeln,
Nie wird doch erkannt von natürlichen Nebeln
Als ächter Geſpiele der künſtliche Dunſt.

88. **An Zeller.** Stuttgart, den 1. Juli 1841.

— — Wie ſteht's mit der Zeitſchrift[1])? Sind ſchon Beiträge eingegangen? Sei mir nur nicht böſe, daß ich Dir noch nichts Beſtimmtes zuſagen kann; das muß ich der Natur überlaſſen, wie bald ſie wieder an etwas der Art hinzubringen iſt. Ihr bedenket nicht, daß ich eigentlich gar nicht zum Gelehrten geboren bin, und alſo, da mich die Fügung der Umſtände in dieſes Gebiet verſchlagen hat, wenigſtens nur ſehr pauſenweiſe darin thätig ſein kann. Da biſt Du ein ganz anderer Kerl. — —

89. **An Wilhelm Strauß.** Stuttgart, den 30. Auguſt 1841.

— — Kerner ſchrieb mir neulich: „Denken Sie, daß bald nach Ihnen und Ihrem Schreiben in meinem Thurme" (an der Dogmatik, dies Frühjahr) „ein Wirbelwind das Zelt herumdrehte und völlig zernichtete, ſo daß ich in dieſem Augenblick mit Aufrichtung eines ganz neuen beſchäftigt bin. Das that der Teufel! Das alte Zelt, gänzlich zertrümmert und geſchwärzt, ließ ich nach Heilbronn auf den Marktplatz tragen, wo ich es um's Geld ſehen laſſe, den Schaden wieder etwas herauszuſchlagen, den eigentlich der Verleger Ihrer Dogmatik leiden ſollte." — —

90. **An Rapp.** Stuttgart, den 22. September 1841.

Du ſollteſt mir eigentlich nichts mehr ſchicken, das Du drucken laſſen willſt. Denn wenn mirs vielleicht auch gedruckt am Ende gefällt, ſo werde ich doch vorher den Druck ohne Zweifel immer wider-

1) Den „Theologiſchen Jahrbüchern", deren erſter Jahrgang, damals in Vorbereitung, 1842 erſchien.

rathen. Deine Sachen fallen mir nämlich Alle unter die Kategorie deſſen, was ſich mündlich gut anhört, auch als Brief mit Genuß leſen läßt, aber für den Druck nicht reif iſt. Mündlich und im Brief mag man einen Gedanken verſuchsweiſe in einem Satz ausdrücken der noch nicht ganz klar, dem Gedanken nicht angemeſſen iſt; es thut nichts, man verſucht es in einem zweiten Satz und iſt der wieder nicht ganz adäquat, in einem dritten u. ſ. f. Auch ſpricht und ſchreibt man ja an einen Bekannten, der unſere Sinnesart kennt, mithin unſerem Ausdruck mit ſeinem Verſtändniß nachzuhelfen, das von uns nicht Ausgeſprochene zwiſchen den Zeilen zu leſen verſteht. Ferner iſt das Briefſchreiben, wie das mündliche Geſpräch ein Sich-Ergehen, Hinſchlendern, wo man wohl auch einmal ſtehen bleibt, oder zurückgeht, um auf einem Punkt ſich noch einmal umzuſehen, ein liegen gelaſſenes Schnupftuch, Stöckchen ꝛc. zu holen. Wie geſagt, dies Verſteckſpielen und Durcheinanderpurzeln der Gedanken iſt im Brief an ſeiner Stelle, begründet ſelbſt einen Theil vom Reize des Briefſtyls, aber ins gedruckte Buch gehört es nicht. Hier muß jeder Satz ſeinen Gedanken klar und vollſtändig ausdrücken und alle zuſammen müſſen einen geordneten Fortſchritt bilden. Kann nun zwar von letzterer Forderung je nach der Form eines Buchs — z. B. eben wenn ich eins in Briefform abfaſſe — bis auf einen gewiſſen Punkt Dispenſation eintreten, ſo findet doch von der erſten keine ſtatt. — — — — So iſt's auch diesmal wieder, und ſo ſehr ich beſonders diesmal die Richtigkeit Deiner Grundgedanken, die Zeitgemäßheit der Sache, und nicht ſelten auch das Treffende und Schöne des Ausdrucks loben muß, ſo ſehr und nur um ſo mehr iſt es mir verdrießlich, daß dann wieder ſo vieles dazwiſchen lauft, wo bald der Gedanke noch nicht ganz zur Klarheit und Beſtimmtheit gezeitigt, bald der Ausdruck ungeſchickt und nachläſſig oder ſchleppend iſt. Ich habe Einzelnes der Art, wo es ſich leicht thun ließ, geändert, Anderes angeſtrichen. — —

Nun habe ich Dir gewiß einen recht widerwärtigen Brief geſchrieben. Aber Du willſt's ja nicht anders. Warum ſchickſt Du mir Druckſachen? — Doch nun, nachdem ich Dich als Schriftſteller heruntergemacht, iſt's Zeit, daß ich Dich als Menſch und Briefſteller wieder hinaufſetze. — — —

Neulich war bei mir auf meinem Zimmer eine komiſche Scene. Es kam Morgens ein Herr von mittleren Jahren zu mir, der ſich als

pasteur de l'église réformée de Paris vorſtellte; aber der Mann konnte kein Deutſch und ich ſpreche nicht franzöſiſch, verſtehe auch das Geſprochene ſchwer. Oh, que je suis désolé! rief er aus und ich konnte ihm nur begreiflich machen, daß, um ſich mit mir zu unterhalten, er einen interprète mitbringen müſſe. Nach einer Stunde kam er mit einem ſolchen wieder und kaum hatten wir unſere Unterhaltung begonnen, ſo kam noch ein Grieche dazu, der aber in München ſtudirt und Deutſch gelernt hatte. So führte ich eine doppelte Unterhaltung, während der Franzos ſeinem Dolmetſcher Aufträge gab, ſprach ich mit dem Griechen. Der Franzoſe ließ mich mit viel Wichtigkeit fragen, was ich von der Erbſünde hielte? Nichts, war die Antwort. Auf die Verſöhnung durchs Blut? Auch nichts. Damit war der Mann nicht unzufrieden, denn das glaubte er auch nicht. — Supernaturaliſt mit partialem Denken — und der Grieche, der Schelling gehört und Hegel geleſen hatte, lachte ihn im Stillen aus. Nun kam's aber auf die Unſterblichkeit und wie ich auf die Frage des pasteur, ob ich an eine Fortdauer und Vergeltung glaube, gleichfalls verneinend antwortete, war der Mann ſo frappirt, daß er mich fragen ließ, ob ich denn auch ſelbſt nicht fortzudauern hoffe? — Dergleichen Fragen und Antworten per Dolmetſcher ſind äußerſt komiſch. Mittlerweile brach ein ſehr ſtarkes Gewitter aus. Der Franzoſe, wie ſie manierlich ſind, ließ mir ſagen, ſolche luftreinigende Wirkung wie dies Gewitter, hoffe er, werden meine Schriften (von denen er nur das Leben Jeſu in franzöſiſcher Ueberſetzung kannte) auch haben.

In Erligheim ſind wir in gutem Andenken. Von mir ſagte Frau Sch.[1]) einem nachher dort geweſenen Ludwigsburger, wenn man mich kennen lerne, verzeihe man mir alle meine Bücher.

91. An Rapp.

Stuttgart, den 21. Oktober 1841.

Aber daß Du an die Gräfin ſchreibſt, iſt mir ſehr verdrießlich. Du mußt Deine Briefſtellerei nicht zur Venus vulgivaga[2]) erniedrigen. Solche unwahren Geſchöpfe, wie dieſe nach Deiner eigenen Beſchreibung iſt, ſind es nicht werth. Lieber die Perlen vor die Säue geworfen, als vor Affen und Pfauen. Ich bin ſo noch friſch ärgerlich über Kerner's Vergötterungen dieſer Coquetten.

1) Die Wirthin. — 2) = „Zur Dirne".

Von Kerner's Verstimmung über eine Recension, die ich auf sein Verlangen über die neue Ausgabe seiner Dichtungen geschrieben und ihm vor dem Druck zugeschickt, meldet der Brief an E. Ich habe ihn wahr, aber glimpflich und heiter, was er für Spott nahm, beurtheilt; aber er kann keinen Tadel leiden. Mir ist's ganz recht so, ich dachte oft, an unserer Freundschaft sei etwas Affektirtes, nun soll sie diese Probe bestehen. Ich lasse die Recension jetzt nicht drucken und seinen Brief beantworte ich nicht.

Seit vorgestern ist der Unsterblichkeits-Richter[1]) hier. Wir hatten ihn uns alle anders gedacht — derber, heftiger; er ist aber ein äußerst hellblonder, artiger Mann, nur wie alle Norddeutschen unserer Art und Weise, besonders in geselliger Hinsicht, gar zu fern.

92. An Rapp.

Stuttgart, den 1. November 1841.

— Hier hast Du den Kerner'schen Brief. Sag' selbst, ob ich den beantworten kann. Es ist schade, daß Du meine Recension nicht damit vergleichen kannst. — Er findet erst keinen besseren, d. h. ihm vortheilhafteren, günstigeren Recensor, als mich. Es zeigt sich im Brief doch ein Butzen[2]) sehr tiefgehender Differenz, d. h. daß diese nicht so rein theoretisch, die Stimmung, Gesinnung nicht so unberührt davon ist, wie es schien. Händel aber habe ich weiter keine, nur antworten thu ich nicht. — Ei, schrieb ich Dir schon, daß wir fünf Stück Briefe von Hegel aus den Jahren 1797—98 aufgetrieben haben? An ein Mädchen, das vor etlichen Monaten hier als alte Putzmacherin starb, die eine Zeitlang in Hegel's elterlichem Haus war, wo Hegel ein jugendliches Liebesverhältniß mit ihr anknüpfte, das in den von Frankfurt aus geschriebenen Briefen nachklingt und zum Freundschaftlichen verklingt. Uebrigens sind die Briefe ziemlich ledern und haben fast nur komisches Interesse. Im Besitz ist Rechtsconsulent St., wir hattens blos zum Lesen. Schön ist der Satz, der in einem steht: „Ich bin den Bällen gar gut" — Hegel!

---

1) Dr. Friedrich Richter aus Magdeburg, dessen Schrift über (bezw. gegen) die Unsterblichkeit (1833, 2. Theil 1844) seiner Zeit bedeutendes Aufsehen erregte. — 2) „Butzen" nennt der Schwabe die Samenkapsel des Kernobstes; hier bezeichnet es etwas unverdauliches.

93. An Rapp. Stuttgart, den 6. November 1841.

— Ich freue mich über Deine Vaterfreuden, ich wünschte immer im Stillen, daß es ein Sohn werden möchte. — — Selbst das kommt nicht zum erstenmal vor, daß die Vaterfreuden über die Geburt von Knaben die Gestalt von Grobheit annehmen, indem Alles, was nicht gleichfalls eine solche Leistung aufweisen kann, verachtet wird. Und überdies bist Du ja so artig, meine Epaminondastöchter [1]) auch etwas gelten zu lassen. —

94. An Wilhelm Strauß. Stuttgart, den 8. November 1841.

— — Allerdings kommt in Tübingen vom künftigen Jahr an eine neue theologische Zeitschrift unter der Redaction eines Freundes von mir heraus, der auch ich meine Mitwirkung zugesagt habe; aber ich bin jetzt sehr wenig schreiblustig, am wenigsten im theologischen Fach: ich treibe etwas Geschichte und Französisch, lese den Rousseau, gegenwärtig die confessions, ein Originalbuch, auch die nouvelle Héloise habe ich angefangen, der französische Werther. Rousseau ist doch ein ungleich tieferer Geist als Voltaire. — —

— — Nachschrift:

Dem Vischer eine Frau zu schaffen, ist ebenso dringend nothwendig als schwer. Doch hat das Kuppeln einen eigenen Reiz. Ich lockte kürzlich in dieser Absicht einen Freund 20 Stund weit her, und er respectirte meine Empfehlung so, daß ihm kein Wagen schön genug war, um bei der Dame vorzufahren. Ob was draus wird, steht dahin. Auch bekam ich eben heut einen Brief von einem holsteinischen Theologen, der mir dankt, daß ich durch meine Schriften ihm zu einer Frau geholfen. Wie mag das zugegangen sein? Was meinen eigenen Geschmack und Anforderungen betrifft, die Du wissen willst, so sind sie freilich bis jetzt noch wunderlich genug; die Schöne, die mich erobern soll, darf vor Allem — nicht existiren. — —

95. An Rapp. Stuttgart, den 9. November 1841.

— Es freut mich zu bemerken, wie die Geburt und das Wohlbefinden Deines Knaben Deinem ganzen Wesen einen heiteren Ton

1) Epaminondas, welcher unverheirathet war, nannte die Schlacht bei Leuktra die Tochter, die seinen Namen erhalten werde.

gibt. Du grübelſt weniger und lebſt wieder mehr, bewegſt Dich raſcher und leichter. Mit jedem neuen Kind fängſt Du den Kurſus der Menſchheit von vorne wieder zu durchleben an und beſonders jetzt mit dem Knaben ſteht Dir ein Zuſammen- und Wiederleben in Ausſicht, wie es mit den Mädchen nicht ſo weit möglich war. — Kerner hat mir einen zweiten Brief geſchrieben, auf den ich nun antworten kann. Er ſchickt mir ein Schreiben einer ſächſiſchen Gräfin, die meine Dogmatik lieſt, und eine Gegenrecenſion zweier von mir getadelten Gedichte von Mörike, wo dieſer ſie ebenſo ſehr lobt. Ich werde antworten, daß ich Mörike für einen guten Dichter, aber für einen ſchlechten Kritiker halte; übrigens freundlich. — —

Haſt Du Rouſſeau's Confessions ſchon geleſen? Ich leſe ſie gegenwärtig; das iſt ein Grundbuch und wie für Dich gemacht. — So was Autobiographiſches könnte ich nicht machen; von meinem Leben einmal Nachricht zu geben, muß ich Euch überlaſſen, aber leider werdet Ihr mich ſchwerlich überleben, wenn ich ſo alt werde, wie mir Hardegg prophezeit. Ich will's nicht hoffen!

In alten Briefen, die ich kürzlich in Ludwigsburg verbrannte, fand ich auch noch einen von meinem Vater, den er mir nach Tübingen ſchrieb, worin er höchſt empfindlich iſt, daß ich immer ſchreibe, ich brauche kein Geld und daß ich dabei Privatſtunden gebe, um mir welches zu ſchaffen. Halb war es Stolz von ihm, halb Mitleid, er wollte nie merken laſſen, wie es mit ihm ſtand, ich aber wußte es durch die Mutter [1]); dabei war er aber dann doch in ſolchen Fällen, wo ein Zuſchuß von ihm am nöthigſten geweſen wäre, wie bei meiner Berliner Reiſe, meines Bruders Etabliſſement, ganz beruhigt und nicht beſchämt, dabei nichts geben zu können (ich entlehnte damals die Summe von meinem Onkel und zahlte ſie von meinen Tübinger Collegiengeldern); meine Mutter ſagte oft, er würde, wenn es ſein müßte, mit größter Seelenruhe betteln können. — —

Viſcher und ich ſind wie der Mundſchenk und Bäcker Pharaonis; er, obwohl für jetzt noch in Priſon, iſt zum Leben beſtimmt und ich zum Sterben. Was ich Dir vor 3 Jahren verſchwieg, (aber nicht ein paar Körbe, ſondern höchſtens Einen, eigentlich aber ein Zuſpätkommen, das aber freilich auch, wenn ich recht gekommen wäre, er-

1) Vgl. Geſ. Schriften I, 90—98.

folglos gewesen sein würde) hieng mit meinem ganzen damaligen Seelenzustand zusammen, der zu arg war, als daß ich Jemand hätte hineinsehen lassen mögen. Ich glaubte mich damals wissenschaftlich verloren und suchte nun durch die Verbindung mit einer angesehenen und begüterten Familie festen Ankergrund zu gewinnen. Ich erinnere mich genau, wenn mir damals Jemand eine lebenslängliche Rente geboten hätte (denn meine Finanzen waren damals noch unzureichend), unter der Bedingung nichts mehr drucken zu lassen: ich hätte mit Vergnügen eingeschlagen. Die kopflosen Concessionen der 3. Auflage meines Lebens Jesu wird Niemand begreifen, der sie nicht im Zusammenhang mit dieser Stimmung faßt; sowie wiederum jenes Heirathsprojekt in dieser Ausgabe des genannten Werkes das aufklärendste Seitenstück findet. Des Beschämenden beider Schritte wegen habe ich sie oft bereut; doch bin ich längst so weit, im Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen ihre subjektive Nothwendigkeit zu erkennen: war ich, der ich bin, so mußten auch jene Stimmungen eintreten und bei Gelegenheit jene Schritte gemacht werden.

96. **An Märklin.** Stuttgart, den 13. November 1841.

Welche Selbstanklagen, lieber Märklin! Zwar ich gestehe früher oft gedacht zu haben: es ist kaum Einer von meinen Freunden, der mich nicht verläugnete; doch damit ist es ja anders geworden und besonders wer so viel liebt — die Wahrheit und die Menschen — wie Du, dem sind seine Sünden im Augenblick, da er sie begeht, schon vergeben. Und wie Vieles habe auf der andern Seite ich mir im Verhältniß zu Dir vorzuwerfen! Namentlich jene Unterbrechung unsres Verkehrs, von der Du schreibst, war, wenn ich mich recht erinnere, durch die leidenschaftliche Aeußerung einer grundlosen Empfindlichkeit von meiner Seite veranlaßt. Du wirst mir's jetzt auch verziehen haben. Ach, das Schicksal hat uns seitdem so in die Wasch, ja gar in die Walke genommen, daß auch stärkere Flecken herausgegangen sein müßten. Freilich die Quellen unserer Fehler müssen wir lebenslänglich mit uns herumschleppen: Du wirst immer zu weich und rücksichtsvoll, ich ehrgeizig und aufbrausend bleiben — doch auch in dieser Hinsicht hat uns das Schicksal recht bedacht: Dich auf einen Posten und in eine Lage versetzt, wo Du vieler Rücksichten überhoben bist (außer etwa auf rebellische Kutscher, wenn Du eine Reise machst); mir

meinen Ruhmſuchtsrachen geſtopft und damit auch die Leidenſchaftlichkeit gekühlt (einzelne Anfälle theologiſcher Waſſerſcheu natürlich vorbehalten).

97. **An Viſcher.** Stuttgart, den 13. November 1841.

So iſt's recht! ſie iſt eben bei ihrem Schwager zum Kindbett ſeiner Frau, und am 17. (Mittwoch) iſt die Tauf, da kannſt Du als ungeladener Pathe eintreffen. Aber Spaß bei Seite, ich halt' es für eine äußerſt paſſende Partie in allen weſentlichen Stücken. Wirſt Du bald ordinarius, was ja auf keinen Fall mehr lang anſtehen kann, ſo iſt auch für die unweſentlichen geſorgt. Ich weiß, ich werde Dich noch einmal ſo gern haben, wenn Du eine Frau haſt. Daß wir bei ungleichen inneren Verhältniſſen bis jetzt äußerlich in gleicher Lage ſind, hemmt unſern Verkehr etwas. Ich ſchrieb kürzlich an Rapp, Du und ich ſeien wie der Mundſchenk und der Bäcker Pharao's, jetzt beide in Priſon, aber beim einen geh's zum Leben, beim andern zum Tode. Dies ſage ich, wie Du wohl weißt, ohne alles Elegiſche. Du haſt in dieſer Hinſicht meinen Zuſtand und Vorſatz ganz treffend formulirt. Kann man nicht leben und weiß auch nicht zu ſterben, ſo bleibt nur das Abſterben bei lebendigem Leibe übrig. Das will ich, es iſt ganz richtig. Du nennſt es Wahnſinn, aber Du wirſt wenigſtens mit Polonius zugeben, daß er Methode hat. Du räthſt mir Reiſen. Aber dabei gehſt Du doch zu ſehr von Dir und Deiner Natur aus. Du mit Deinen ſcharfen Sinnen, ſtarkem und gewandtem Körper biſt dazu wie geboren, zum Beobachten von Menſchen und Gegenden berufen — dagegen ich, der nächſtens auch mit der Brille nichts mehr ſieht, mit der Brille unter den Tirolern herumlaufen, pfui Teufel! Der Trieb zu reiſen war in mir nie ſtark; — und unterſcheiden wir ja ſorgfältig die Ausbeute einer Reiſe fürs Wiſſen, Menſchen- und dergleichen Kenntniß miteingerechnet und fürs Leben, für das Behagen am Daſein. Du ſchreibſt, ich werde von ſo einer Reiſe wie neugeboren zurückkommen. Gut; biſt Du denn ſo zurückgekommen von der Deinigen? Gelernt haſt Du unendlich viel, was ich nicht lernen würde, weil mir das äußere und innere Auge des Beobachters fehlt; aber behaglicher, glücklicher biſt Du um kein Haar geworden, da biſt Du noch wie Du gingſt. In dieſer Hinſicht kann Dich blos eine ſolche Veränderung Deiner unmittelbaren Exiſtenz

curiren, wie Du jetzt auf eine umgehst, Reisen sind in dieser Hinsicht bloße Palliativmittel, nach deren Gebrauch eine um so schlimmere Recidive eintritt. Also soll ich auf das gleiche Radikalmittel denken, das Du in Anwendung zu bringen vorhast? Du citirst den Faust. Ja, wenn ich seinen Verjüngungstrank hätte! wenn mir jemand die Sehkraft der Augen und das jugendliche Kraftgefühl im Körper wiedergeben könnte! mit letzterem freilich war es nie viel, doch bin ich in den 6 Jahren seit meiner Entfernung von Tübingen um 20 älter geworden. —

Für den schönen Brief an meinen Bruder dank ich Dir besonders. Ich habe ihn vor dem Abgang nach Köln noch meiner Tante Rike[1]) geschickt, weil ich weiß, daß er die gute Person zu Thränen rühren wird; da sie ihn aber der Handschrift wegen (ich nehme bei meinen Briefen an sie alle Reste von alter Kalligraphie zusammen) nicht lesen kann, so schrieb ich ihr, sie solle sich denselben durch die Cousine vorlesen lassen. — —

Kann man die Baur'schen Reden[2]) nicht gedruckt oder geschrieben bekommen? Laß Dich die wenigen Zuhörer in dem einen Deiner Kollegien nicht verdrießen. Der Gegenstand oder die gemeine Vorstellung von demselben bringt's mit sich. Es wird ganz anders sein, wenn Du einmal über Shakespeare liesst. Könnt' ich nur Deine ästhetischen Kollegien alle hören; ich empfinde, wenn ich mich über dergleichen mit Dir unterhalte, sehr aber gern den Abstand zwischen dem Mann vom Fach und dem Dilettanten. Dem Ruge werde ich bei ehester Gelegenheit erklären, daß ich nicht mehr an den Jahrbüchern mitarbeite; die Art wie seit einiger Zeit dort von mir im Verhältniß zu B. Bauer und Anderen gesprochen wird, erlaubt es mir nicht mehr, und bei meiner Unlust zu schreiben ist mir das eben recht.

---

1) Eine unverheirathete Schwester von Strauß' Vater.

2) Zwei Reden, welche Baur soeben als Rektor der Universität Tübingen gehalten hatte. Die erste derselben, vom 31. Oktbr. 1841, der 25jährigen Regierung des Königs Wilhelm gewidmet, wurde 1877 in der Gratulationsschrift des Gymnasiums zu Tübingen zur vierten Säcularfeier der Universität abgedruckt. Mit der zweiten hatte B. den 6. Novbr. 1841 bei der akademischen Preisvertheilung den Kanzler der Universität vertreten.

98. **An Wilhelm Strauß.** Stuttgart, den 25. November 1841.

— — P. S. Bald nach Anfang des nächsten Monats wird Dir durch du Mont-Schauberg dort eine noch nicht ganz vollendete Gesammtausgabe von Jean Paul zugestellt werden, die ich zum Christgeschenk für Euch bestimmt habe. Leider konnte ich's, da es unmittelbar von Leipzig dahingeht, nicht vorher binden lassen. Du wirst gut thun, je 2 Theile zusammenbinden zu lassen. Sieh nun, wie Du an den Schriftsteller von etwas krauser Oberfläche, aber tiefem Kern hinkommst. Fang mit Siebenkäs oder den Flegeljahren an. Ersteres eine Lectüre für junge Eheleute; bei letzterem können 2 Brüder, deren Verschiedenheit immer einige Analogie mit der dortigen haben wird, mit Anhänglichkeit aneinander denken. Leb' wohl!

99. **An Kauffmann.** Stuttgart, den 29. November 1841.

Damit wir am Mittwoch die Oper[1]) gleich durchsprechen können, schicke ich sie Dir vorher zu. Deine Ausstellungen habe ich zum Theil schon berücksichtigt, theils werden wir, wenn Du mir noch deutlichere Fingerzeige gibst, leicht handelseins werden. Nur keinen andern Schluß des ersten Akts mußt Du wünschen; die Musik kannst Du ja immer machen, wie Du willst. Dank für die Musik zur Romanze! Sie ist sehr wohlgerathen, auch nach Hardegg's Urtheil. Aber das ff. brachte er auf dem Klavier nicht heraus.

100. **An Rapp.** Stuttgart, den 1. Dezember 1841.

Dann und wann fängt doch ein neues Kapitel in meinem Leben an, mit einer neuen Schrift, dem Versuch zu einer Liebschaft und dgl. Diesmal ist's ein Operntext, den ich die vorige Woche geschrieben habe, für Kauffmann. Er hatte die Idee, aus Tiek's „Zauberschloß" müßte sich eine artige komische Oper machen lassen; ich faßte den Gedanken auf, der mich besonders deswegen interessirte, weil an der Fabel mehrere wesentliche Aenderungen zu machen waren, die sich auf den Unterschied des Dramatischen vom Epischen beziehen, — auch war ich ohnedem im musikalisch-poëtischen Eifer, hatte eben die Zauberflötenepigramme geschrieben, die im heutigen Beobachter stehen — so hatte sich's bald, ich machte mir erst ein genaues Scenarium und dann ging's mit den

1) Worüber der folgende Brief zu vergleichen ist.

Verſen wie im Galopp. — Als Probe lege ich eine Romanze bei. Die Arbeit hat mich wirklich ſehr erfriſcht, meine Lebensgeiſter luſtig angeregt, die in große Dumpfheit verſunken waren. Kauffmann iſt mit meiner Arbeit ſehr zufrieden und hat die Romanze, die ich ihm als Probe ſchickte, gleich komponirt [1]).

Eben habe ich in mein Exemplar der Dogmatik vorne das Motto hineingeſchrieben: Ira et studio [2]). Von Tacitus her iſt das Sine ira et studio [3]) zum Sprichwort geworden, den Zorn im gemeinen Sinn von Privathaß genommen; im edleren iſt auch für Tacitus mein Motto das einzig wahre. Studium dann natürlich auch in anderer Bedeutung.

Romanze.

Vom böſen Konrad, gebet Acht,
Erzähl' ich euch die Mähre.
Ach, daß ich in der finſtern Nacht
Nicht auf der Straße wäre!
Der Kaufmann ſpricht's, da rauſcht's und trappt,
Der böſe Kunz hat ihn ertappt,
Und leert ihm ſeine Kiſten.

Doch war der Ritter Ungeſchlacht
Kein ordinärer Räuber,
Am liebſten macht er ſeine Jagd
Auf Mädchen und auf Weiber.
Huſch! nahm er ſie mit ſich auf's Roß,
Und im Galopp mit fort zum Schloß,
Da half kein Widerſtreben.

Der Ritter ſtarb, es fiel ſein Schloß,
Doch wegen ihrer Sünden
Kann ſeine Seel' im Erdenſchooß
Nicht Raſt noch Ruhe finden.
Im neuen Schlößchen, — trapp, trapp, trapp —
Geht er noch immer auf und ab;
Wann wird ſein Jammer enden?

Die Romanze hängt mit einer Myſtifikation zuſammen, die die Intrigue des Stücks bildet.

1) Vgl. darüber: Literar. Denkw. Geſ. Schr. I, 15.

2) „Mit Zorn und Eifer".

3) „Ohne Zorn und Eifer" (das letztere bei Tacitus in dem Sinne von „Gunſt", „parteiiſcher Vorliebe", während es ſich Strauß in der Bedeutung „Studium" aneignet).

101. An Vischer.

Stuttgart, den 5. Dezember 1841.

Mit der ordentlichen Professur ist es ein ärgerlicher Fall, der übrigens freilich nicht ganz unerwartet kommt; wenn Du die Sache einmal durchsetzen willst, so wirst Du's nur durch Baur und Schleyer unmittelbar können, den Du aber freilich zu dem Ende mehr cultiviren solltest. Sautter sagte mir schon, daß in den Vakanzen die meisten Tübinger Professoren ihn besuchen. Und er hat ja, namentlich den Pfaffen gegenüber, manche auch für uns recht schätzbare Seiten. Auch hier verfehlen die Gegner unserer Sache nicht, nachtheilige Gerüchte auszustreuen; so sagte man neulich, Du habest in Deinem Faust gesagt, Du setzest voraus, daß Deine Zuhörer an keine Unsterblichkeit glauben.

Meine Händel mit Ruge betreffend, so hast Du ganz Recht für einen, den sie, wie Dich, nicht persönlich berühren; ich aber kann in einem Blatte, das ich mit gründen helfen, unmöglich so, wie geschehen, von mir sprechen lassen. Da ich wußte, daß ich, so wie ich mich kenne, dies dem Ruge und seinem Blatt niemals verzeihen würde und da ich dem stillen Grollen jederzeit den offenen Bruch vorzog, so habe ich, nach 14 tägiger Bedenkzeit, dem Ruge, kurz ohne Angabe eines Grundes, geschrieben, daß ich aus der Zahl der Mitarbeiter austrete.

102. An Rapp.

Stuttgart, den 23. Dezember 1841.

Bei Deinen Kämpfen mit der geistlichen Nachbarschaft fällt mir ein Pfarrer ein, den ich vor einigen Wochen öfters gesprochen habe, und schon damals dachte ich, der sollte Dein Nachbar sein. Es ist Käferle, dessen Du Dich wohl von früher erinnerst. Er war in Tübingen fast nur als Musiker und Mystiker, auch durch ein nachlässiges Aeußere in weiteren Kreisen bekannt. Wer ihm näher stand, wie ich als Landsmann, wußte aber einen edleren Kern in ihm zu schätzen. Sein Mysticismus schloß sich bald durch gründliches Studium zuerst Schleiermachers, dann auch Hegels und meiner Sachen zu ernster aber klarer Wissenschaftlichkeit auf, während das Aeußere durch eine passende Heirath sich vollkommen humanisirte. Uebrigens ist es in der Entwicklung meiner eigenen Ansichten merkwürdig genug, daß dieser mystische Käferle der erste war, der in mir ein kritisches Verhalten gegen eben jenen J. Böhme und die Seherin von Prevorst, an denen ich damals

mit völlig supranaturaliſtiſchem Glauben hing, weckte. Dieſer Käferle alſo machte vor 3 Wochen das Beförderungsexamen. Ich hatte ihm vor 2 Jahren den Plan zur Vorbereitung machen müſſen, den er genau einhielt. Im ſchriftlichen Examen war die Frage nach den Wundern, ihrer Beweiskraft ſammt Anführung und Löſung der potiora dubia [1]) dagegen. Er hatte ſich auf mein Anrathen auf den Standpunkt des Humors geſtellt und rettete die Wunder ganz hübſch à la Schleiermacher. Ebenſo im ſchriftlichen Examen die angefochtenen Engel. Warum ſollte man auch nicht? Sind ſie denn Bären oder Wölfe, die man grauſam auszurotten trachtet? Der neue Conſiſtorialrath K. hielt ſein Jungfernexamen an dieſem unſchuldigen Dogma. Indem er ſelbſt bei der Vorbereitung meine Dogmatik am bequemſten gefunden hatte, konnte er ſich auch beim Examiniren von ihrem Gange nicht losmachen, und indem er ſie Schritt für Schritt widerlegt wiſſen wollte, ſo beſtand gut, wer ſie ſtudirt hatte. „Herr Pfarrer Käferle wollen Sie die Exiſtenz der Engel aus der Güte Gottes zu beweiſen ſuchen!“ Der Herr Pfarrer thuts. „Wiſſen Sie vielleicht ſonſt einen Grund der Vernunft dafür?“ Ei, warum denn nicht? Zehn für Einen! Dabei dann aber die Predigt, die ich las, ſo ganz aus unſerer Schule, daß die Herren rein ſelbſt die Schuld tragen, wenn ſie im Uebrigen, ihren dummen Suggeſtivfragen gegenüber, den Humor nicht gemerkt haben. Der alſo ſollte Dein Nachbar ſein.

103. An Märklin.

Stuttgart, den 21. Dezember 1841.

— — Nun auf Neujahr bekommt ihr ja den Kauffmann, dieſen ſaft- und talentſtrotzenden Götterſohn. Mach Dir ihn nur auch recht zu nutz. Mit ſeinem ewig friſchen Humor iſt er für uns reflexionszerfreſſene Menſchen in ähnlicher Weiſe wie Rapp ein wahres Labſal. Und doch wieder in ganz anderer Art. K. hat nicht das Receptive, faſt Weibliche wie Rapp, nicht das Beichtväterliche, ſo zu ſagen, es wird Niemand einfallen, ihn z. B. in Herzensangelegenheiten zum Vertrauten zu machen, — oder vielmehr es fiel mir früher ſchon ein, gelang aber ſchlecht, nicht weil er nicht zuverläſſig wäre, ſondern es dringt ſo was nicht in ihn ein; nur an meiner Schebeſtſchwärmerei vor 3 Jahren nahm er Theil, weil ihm dies eine künſtleriſche Seite

1) „Hauptſächlichen Einwendungen“.

bot. Dagegen ist er künstlerisch-productiv, das musikalische Talent die Grundlage seiner Natur. Was ihn von uns Beiden in gewisser Beziehung trennt, ist eine größere Derbheit der sinnlichen Unterlage des Lebens bei ihm, er braucht mehr Bier, und wird in dieser Hinsicht der tägliche Gesellschafter eher von Schnitzer als von Dir werden. Zwischen mir und ihm war das Aesthetische von jeher das wesentliche Band, und dazu kommt dann, daß auch seine Frau hierin gleichen Schritt hält; so lang ich in Ludwigsburg war, hatten wir jeden Sonntag Nachmittag entweder musikalische oder Vorlese-Unterhaltung. So was solltet ihr auch organisiren. Ein solches Haus entbehre ich hier.

Soeben erhalte ich einen Brief vom Dekan G. in A., der vor 14 Tagen selbst bei mir war. Ich *schreibe den Schluß seines Briefes* auf die andere Seite. — — —

„Dieses, mein junger und vortrefflicher Freund, erwägen Sie, und erwägen es reiflich, und sollte sich in Ihnen die Ueberzeugung begründen, daß Sie Ihr Standpunkt auf einen gefährlichen Abweg hingeleitet, und sollten Sie zu dem Entschluß kommen, *zurückzukehren*; so entdecken Sie sich mir ohne Scheue, ich werde Ihnen freundlich einen Weg zeigen, auf welchem Sie in kurzer Zeit sich selbst, der Welt und christlichen Gesellschaft wiedergegeben, und Ihnen Aussichten zu einem unzweideutigen Ruf und einem ungetrübten Glück geöffnet werden. In der Hoffnung, daß Sie meine menschenfreundliche Absicht nicht mißdeuten, und von dieser meiner gutgemeinten Zuschrift keinen *öffentlichen* Gebrauch machen werden, nenne ich mich verehrungsvollst

Ihren

ergebensten Dr. und Freund

A., den 19. Dez. 1841. Dekan G.!

104. An Vischer.

Stuttgart, den 4. Januar 1842.

— — Neuestens den Münchhausen von Immermann gelesen. Die humoristischen Bestandtheile meistens satirisch und daher schlecht, oder trocken barock, daher nicht gut. Dagegen die idyllisch sentimentalen ganz plastisch, vortrefflich. Immerhin indeß ein unglückliches Talent: Durch ein Zuviel von Geist zum bloßen angenehmen Schriftsteller ver-

dorben, wie durch ein Zuwenig von Genie zum Klaſſiker. Es iſt frech, wenn ich hinter dieſes verhängnißvolle Urtheil hin — überdem mit einem unerlaubten Ueberſprung ins Subjective — nun folgendes ſchreibe: Weißt Du mir keinen Stoff zu einer Novelle? ich möchte gar zu gerne eine ſchreiben. Was ſoll ich ſonſt anfangen mit dem langen Winter? ich muß etwas zu ſchaffen haben, und alles Theologiſche, überhaupt Wiſſenſchaftliche, Theoretiſche, iſt mir zum Ekel. Auch iſt es ſchade für mein formelles Talent, daß es ſo unbenutzt bleiben ſoll. Aber es iſt blos ein formelles auf dieſem Gebiet, es müßte ihm alſo ein ſchon ziemlich ausführlicher Stoff gegeben werden. Erfinden kann ich wenig, aber ordnen, gruppiren und darſtellen wohl. Sag mir alſo einen Stoff, der auch im Uebrigen für mich paßt. Moderne Verhältniſſe. Möglichkeit, Erlebtes zu benutzen. Aber fürchte keinen Tendenzroman. Wer ſeine Tendenz ſchon wiſſenſchaftlich aus ſich herausgeſchafft hat, iſt vor ſolchen Mißgeburten bewahrt. Ebendadurch hoffe ich auch vor dem bewahrt zu ſein, was Immermanns Sachen unangenehm macht. Ich werde nicht verſucht ſein, mehr Geiſt in die Sachen hineinzuſtopfen, als in die Form gehen will; verkannt, verſtimmt gegen das Publikum bin ich ohnedem nicht. Alſo ſag mir einen Stoff. Ins Leben komm ich in alle Ewigkeit nicht hinein, werde auch keinen Verſuch mehr machen, aber dergleichen Arbeiten wie z. B. nur der Operntext [1]) wirken auf mich erfriſchend.

Eben bringt mir die Stadtmeßnerin von Ludwigsburg das dortige Kirchenregiſter. Das iſt doch wieder objektiv. Dagegen folgendes nur halb. Ueber ein halb Dutzend Stockholmer Pfaffen, Conſiſtorialaſſeſſoren ꝛc. erlaſſen eine ſchlaue Adreſſe an mich. Die Ueberſetzung des Auszugs aus meinem Leben Jeſu iſt ihnen ſchrecklich. Nun erfahren ſie, daß ich den ähnlichen Auszug aus meiner Dogmatik desavouirt habe; jetzt wollen ſie von mir ein Sendſchreiben an ſie, daß auch der Auszug aus dem Leben Jeſu nichts ſei. Wie pfäffiſch pfiffig! Es ſitzt mir eine Mücke auf der Naſe: ſie ſehen, wie ſie mich genirt, geben mir einen Stein in die Hand, ob ich mir damit nicht vielleicht die Naſe zuſammenſchlagen werde. Die guten Männer bekommen natürlich keine Antwort.

1) Vgl. Br. 100.

1. Le Président de la République est élu à la majorité absolue des suffrages exprimés.

Si, après deux tours de scrutin, aucun candidat n'a obtenu la majorité absolue des suffrages exprimés, il est procédé à un troisième tour de scrutin. Le candidat ayant obtenu le plus grand nombre de suffrages est élu.

2. Le scrutin est ouvert sur convocation du Gouvernement.

3. Le mode de scrutin est déterminé par la loi.

4. Les conditions d'éligibilité sont fixées par la loi organique.

5. Le Président de la République est élu pour cinq ans.

6. Le Président de la République est rééligible.

7. Le Président de la République ne peut être révoqué que par la Haute Cour de justice.

allegoriſches Tendenzweſen nennſt, wogegen ich mit Dir die Tendenz, wenn ſie wirklich Fleiſch und Blut angenommen hat, vollkommen gelten laſſe. Uebrigens iſt der Plan nicht eigentlich mein Ernſt, ſondern ich denke mirs nur ſo, um meinem Romanleſen einen Faden zu geben. Gegenwärtig bin ich am Tom Jones von Fielding, ein Roman vom beſten Korn, viel beſſer als der Peregrin Pickle, auch dem Triſtram Shandy als Roman vorzuziehen, obwohl an humoriſtiſcher Tiefe unter letzterem. Triſtan und Iſolde macht mir die altdeutſche Sprache in Hagens Ausgabe ziemlich ungenießbar, ich komme nicht recht fort. Sag mir noch einiges Leſenswerthe.

Leben. Meine Täuſchung iſt, daß ich bisweilen ſchon meinte, leben zu wollen. Ich will aber in der That ebenſowenig als ich kann. Iſt mir alſo blos durch dieſe Erkenntniß, theoretiſch, zu helfen. Deine Täuſchung iſt, daß Du bisweilen meinſt, nicht leben zu können. Du kannſt aber in der That ebenſobald, als Du Dir dieß zutrauſt, mithin zulangſt. — Dir alſo iſt blos praktiſch zu helfen. Dieß war ein Lehrſatz. Ihm hätte ich die Definition voranſchicken können, wenn ſie nicht überflüſſig wäre: Per vivere intelligo in concretas relationes intrare[1]) (in concrete Verhältniſſe ſich einlaſſen). Schöne Aſpekten zum Roman, wenn man in nichts als Paragraphen und Definitionen ſchreibt!!! Na — turam expellas furca ꝛc.[2]).

106. An Rapp.

Stuttgart, den 26. Januar 1842.

— Zu dieſen Erfolgen[3]) gratulire ich nicht allein Dir, ſondern auch mir, da ich nun um ſo leichter den überſchickten Aufſatz ad acta legen kann. Denn Du wirſt nicht auf einmal 4 ſpännig in die Schriftſtellerwelt hineinfahren wollen. Um in eine Zeitſchrift hinein zu kommen genügt es nicht, wenn auch noch ſo gut, aus dem Stegreif zu reden, eine Arbeit, die jener Beſtimmung genügen ſoll, muß feſter angeknüpft, vielſeitiger bezogen, fleißiger geſammelt, ſtetiger durchgeführt, beſtimmter ausgeführt ſein. Das weißeſt Du alles ſo gut, als ich und vergißeſt es nur von Zeit zu Zeit in einzelnen Anfällen von furor scriptorius[4]).

---

1) „Unter Leben verſtehe ich in concrete" u. ſ. w.

2) „Treibſt die Natur du auch aus mit Gewalt, ſtets kommt ſie doch wieder."

3) Mit ſeinem Spruchbuch. — 4) „Schriftſtellerwuth."

107. An Wilhelm Strauß. Stuttgart, den 28. Januar 1842.

— — Ich ſchließe mit einem Vers aus der Oper, den Kauffmann neuſtens trefflich componirt hat. Die Kerle ſingen ein Trinklied von Viſcher (aus dem Jahrbuch ſchwäbiſcher Dichter), das zuletzt ſehr wild wird und dann ſo ſchließt: „Felſen, Felſen möcht ich thürmen, Und erobern Gottes Thron!“ Da ſie dabei auf den Tiſch ſchlagen, werfen ſie die Lampe um und löſchen ſie aus; darüber ſagt eine Dame, der Unfall ſei nur die Strafe für den gottesläſterlichen Schluß des Lieds, das einen Hegelianer zum Verfaſſer habe, was eine ſehr gefährliche Menſchenraſſe ſei. Hierauf ſingt ein Philiſter:

Nehmt in Acht euch vor dem Hegel!
Hütet euch auch vor dem Strauß!
Statt ein Licht euch anzuzünden,
Putzen dieſe Schwabenflegel
Wie wir hier vor Augen finden,
Es der Menſchheit vollends aus. — —

108. An Rapp. Stuttgart, den 3. Februar 1842.

— — Wenn ich Dir mit meinen Aeußerungen über den Aufſatz weh gethan habe, ſo iſt mir das aufrichtig leid. Verächtlich oder ſpöttiſch waren ſie aber gar nicht, ſondern nur trocken und dieſe Trockenheit entſprang aus einem Aerger, demjenigen vergleichbar, den ich etwa als Theaterkritiker an einem Schauſpieler auslaſſen würde, der, als Komiker vortrefflich, doch die Grille hätte, durchaus tragiſche Rollen ſpielen zu wollen oder umgekehrt. Dagegen — oder vielmehr dabei gebe ich Dir ganz Recht, wenn Du behaupteſt, auch ſolche Studien in denen man nicht unmittelbar etwas leiſten könne, ſeien zur Ergänzung und Befähigung eines Manns für ſein eigentliches Fach nothwendig. Ich weiß das von mir: hätte ich nicht ſo manche Stunde meines Lebens mit Verſen verderbt, ſo hätte ich keine Proſa ſchreiben gelernt. Allein eben in dem, was Du da ſagſt, liegt dann auch, daß es eine Verirrung iſt, dergleichen Studien als ſelbſtändige Werke zu betrachten, d. h. ſie veröffentlichen zu wollen, und daß man's dem Freunde danken muß, der einen davon — ob grob oder höflich, wenn nur freundlich und ehrlich — zurückhält. Daß ich mich aber über Dein zu druckendes Buch verächtlich ausgeſprochen, das iſt nicht wahr; ich hab's ja noch nicht geſehen und kann es einſtweilen nur nach dem früheren beur-

theilen, das mir ja wohl gefällt. Uebrigens will ich eine gewisse Ungunst, die ich gegen Dein Schriftstellern überhaupt habe, nicht ableugnen. Wenn Merck einmal zu Goethe sagt: Gegen das, was Du hättest machen können, ist Alles, was Du gemacht hast, Dreck! so möchte ich Dir sagen: Gegen das, was Du unmittelbar bist, wird Alles, was Du schriftstellerst, immer Dreck sein! — ein Kompliment, mit dem Du zufrieden sein kannst.

109. **An Vischer.** Stuttgart, den 7. Februar 1842.

Der gute Doktor[1])! wird aber doch auch froh sein, daß er nicht mehr in's Kolleg muß! Du selbst übrigens mit Deinen Allerhand ꝛc.[2]) erhebst Dich immer mehr zum Rang eines Propheten, eines Daniel. Wer versieht denn jetzt das Ephorat? Doch nicht Baur? In Bezug auf die theologische Lehrstelle sollte sich jetzt doch wohl etwas für Zeller machen lassen.

Ueber Deine Komödie[3]) habe ich bis zu Thränen lachen müssen. Eine wahre Gruppe aus dem Tartarus. Uebrigens ist der eine Narr, nämlich ich, darin verzeichnet, daß als sein Pathos das Wollen mit vermeintlichem Nichtkönnen angegeben wird; so ist's nicht, sondern ich will nicht können und kann nicht wollen. Indessen ist auch das längst nicht mehr der Knoten, an dem ich mich zerarbeite, sondern ein zu Grund liegendes Resultat, von dem ich ausgehe, und dann freilich zu nichts komme.

Statt des Romans habe ich indessen allerhand gelesen. Passavant über Raphael. Mag gut sein für den Kenner, aber der Verfasser ist ein Overbeckianer und macht aus dem Raphael einen Albert Schott[4]). Auch bin ich dabei auf eine mißliche Antinomie bei aller Kunstlektüre gestoßen: hat man die Gemälde, die einer beschreibt, noch nicht gesehen, so versteht man die Beschreibung nicht; sieht man das Gemälde vor der Beschreibung, so versteht man das Gemälde nicht. Am Ende müßte

1) D. Kern, Professor der Theologie in Tübingen, gest. 3. Febr. 1842. Ueber ihn: Strauß, Märklin, Ges. Schr. X, 189 f. Baur, Worte der Erinnerung an Dr. F. H. Kern, Tüb. 1842.

2) „Ueber allerhand Verlegenheiten bei Besetzung einer dogmatischen Lehrstelle". Hall. Jahrb. 1841, Nr. 65 ff., jetzt Krit. Gänge I, 131 ff.

3) Ein ungedruckt gebliebenes Stück.

4) Ein Universitätsfreund der beiden.

man ſo ein Buch auf der Reiſe bei ſich haben. — Dann habe ich auch angefangen den Gervinus[1]) von hinten herein zu leſen. Den letzten und vorletzten Band habe ich jetzt fertig und ſtehe am dritten, wo mich hauptſächlich die Anfänge der Theaters intereſſiren. Ich habe nun doch Reſpekt. Ich kann nicht gerade ein beſonders feines äſthetiſches Senſorium bei dem Mann finden und gegen Philoſophie iſt er eingenommen, aber der Vortheil der hiſtoriſchen Betrachtung, wo jede Figur an ihrem Ort und in ihren genetiſchen Verhältniſſen ſteht, ergänzt den Mangel. Man wird ihm in Hauptreſultaten ſelten widerſprechen können. So iſt auch Goethe gegen Schiller wohl hie und da ungünſtig beleuchtet, aber doch richtig gezeichnet. Auch ſeine für Poeſie zunächſt etwas fatale Schlußausſicht leuchtet mir ein. Dagegen kann ich mich z. B. nicht finden in die geringſchätzige Art, wie er vom Roman als Gattung ſpricht, er hält ihn gleichſam nur für einen Baſtard. Iſt denn der Roman nicht ganz legitim für die moderne Zeit an die Stelle des Epos getreten, und ſteht er nicht dem Drama ebenbürtig zur Seite?

Die Nachricht von Werders Kolumbus in verſchiedenen Blättern, zuletzt auch in den Deutſchen Jahrbüchern, haben mich intereſſirt. Er ſcheints freilich verkehrt angegriffen zu haben. Hältſt Du den Stoff überhaupt für dramatiſch? Eine ſehr moderne Colliſion liegt freilich darin: der Fluch, den die Kultur dem Naturzuſtand bringt, das zunächſt anſcheinende Unrecht und doch höhere Recht der Kultur, und eben an jenem Schmerz müßte der Held zu Grunde gehen. Aber läßt ſich das dramatiſch machen? Die Schilderung des Naturlebens, das die Spanier zerſtören, bringt ein idylliſches Element hinein und ließe ſich eher in Opernform behandeln, wie wir ja auch mehrere Opern über die Entdeckung und Eroberung von Amerika haben. Uebrigens hat Schiller im Tell auch Idylliſches — freilich gleichfalls mit opernhaften Anklängen. Ich werde die Geſchichte des Kolumbus jetzt genauer ſtudiren und dann ſehen, ob ſich ein Scenar zu Stande bringen läßt. Dergleichen Beſteleien ohne beſtimmte Abſicht erhalten mich bei leidlichem Humor. Sonſt könnte mir ihn die gegenwärtige Glätte wohl benehmen.

Auch wieder ein neuer Narr. Ein Herr Benda, wie's ſcheint

1) Geſchichte der deutſchen Dichtung.

penſionirter Extra-Probator aus Berlin. Schickt mir den Grundriß eines neuen Syſtems in Hexametern, 15 Seiten. Es fängt an:

Draußen im blühenden Garten, befreit von dem ſtädtiſchen Hofdunſt,
Saß ich im Dunkel der dicht beſchatteten Laube von Gaisblatt — —
— — — Allda im labenden Luftzug
Las ich wieder und wieder: „Die Lehre des chriſtlichen Glaubens,
Kritiſch beleuchtet von Strauß.“ — Ein ſeltſam bedeutendes Werk, das,
Läßt es auch Vieles zu wünſchen, doch ſchon als Aufgabe kühner
Schwieriger Forſchung den froh zu begrüßenden Fortſchritt darweiſt,
Von nicht unwichtigen Folgen. — — —

Für den Zeller habe ich mir folgendes Leſefrüchtchen aufgezeichnet: La théologie est à la réligion ce que la chicane est à la justice. (Petion in der Nationalverſammlung am 27. November 1790. Beiſatz: on applaudit).

110. An Märklin.

Stuttgart, den 10. Februar 1842.

— — Indem mir immer ein Aufſatz über Theaterreform im Kopf herumgeht, bin ich auf das griechiſche Theater gekommen und leſe über deſſen Einrichtung Bode's Geſchichte der griechiſchen Dichtung nach. Auch habe ich mir die 7. Auflage von Droyſen's Ueberſetzung des Aeſchylus angeſchafft, welche den alten Herrn ziemlich — doch nicht ganz lesbar macht. Auch Schöll's Schrift über Sophokles iſt mir intereſſant geweſen. Die Beziehung, die er zwiſchen ſeinen Dramen und den politiſchen Verhältniſſen nachweiſt, war mir neu. Aber wie viel Dunkel noch über den Begriffen von Trilogie und Tetralogie ſchwebt! Von Donner iſt ja jetzt auch eine Ueberſetzung des Euripides angefangen. Wie es ſcheint ſehr lesbar. Anziehend war es mir, die Behandlung desſelben Stoffs (Choëphoren und Elektra) bei Aeſchylus und Sophokles zu vergleichen. In Vielem iſt der Spätere weiter gekommen, in Anderem hatte ihm aber doch auch ſchon der Vorgänger das Rechte vorweggenommen. Denn daß Oreſtes bei Aeſchylus zuerſt den Aegiſthos abthut, und dann erſt die Mutter folgen läßt, ſcheint mir viel beſſer als das Umgekehrte bei Sophokles, und zwar nicht bloß unbeſtimmt, weil jenes ein Klimax iſt, dieſes ein Antiklimax, ſondern weil dort die Erwartung geſpannt bleibt, ob er wirklich Stärke genug haben wird, auch an der Mutter die Strafe zu vollziehen, während es dort keine Frage ſein kann, daß er, nachdem er die Mutter nicht geſchont hat, auch den Aegiſth ihr nachſenden wird, — welches Letztere

übrigens Sophokles selbst sehr fein gefühlt und deshalb diesen zweiten Mord gar nicht mehr zur ausdrücklichen Darstellung gebracht hat. Zur Verfeinerung und Fortbildung des Stoffs bei Sophokles gehört dann aber, daß bei ihm auch Elektra noch anfangs durch die falsche Nachricht von Orests Tod erschreckt und geprüft wird, während er bei Aeschylus sich ihr sogleich zu erkennen giebt. Ferner sind die Spuren, durch welche Elektra auf die Vermuthung von Orests Nähe geführt wird, bei Sophokles besser, — bei Aeschylus ist die Gleichheit der Fußstapfen fast kindisch. Das Hauptverdienst des Sophokles besteht aber darin, daß er der Elektra die Chrysothemis zur Seite gestellt hat, dem starken, fast männlichen Charakter den weichen weiblichen, ein genaues Seitenstück zur Antigone und Ismene, — und dieses doppelte Mädchenpaar ist vielleicht das Schönste im Sophokles, — wenigstens das Modernste.

111. An Rapp.

Stuttgart, den 20. Februar 1842.

— In Deinem Urtheil über Gervinus hast Du sehr Recht; es es ist ein Buch, dessen Reiz vielleicht um so größer ist, als seine Vorzüge vollauf zu thun haben, wollen sie seine zurückstoßende Härte und Herbe überwiegen. Er haßt im Grunde die neuere Philosophie, Schiller ist der Mann seiner Neigung, während ihm Goethe nur fast wider Willen Bewunderung abnöthigt und sein moralisch-politischer Maßstab erinnert oft an Pfizer und Menzel. Dennoch müssen wir ihm fast immer Recht geben, weil sein historischer Takt alle diese Sympathien und Antipathien im richtigen Maße hält. Die politische Schlußperspektive erscheint mir sehr richtig und die höchste Aufgabe einer geschichtlichen Darstellung darin erreicht zu sein: in steter Rückwendung zur Vergangenheit sich doch wegweisend für die Zukunft zu verhalten.

112. An Rapp.

Stuttgart, den 5. März 1842.

— — Glaub nur nicht, daß mich Deine Anerkennung vornehm machen werde. Gegen Dich bin ich's nie gewesen, wie man's denn gegen Ebenbürtige nicht sein kann und als solchen habe ich Dich immer anerkannt, nur daß Dein Gebiet in einem ganz anderen Welttheil liegt als das meinige. So weit Du nun in meinem Reich Dir Kolonien und Luftschlösser anlegen willst, muß ich mir freilich mein Oberhoheits-

recht vorbehalten; wogegen ich beim Einkauf der Waaren, die Du aus Deinem aſiatiſchen Königreich bei mir einführſt, Dich jederzeit als Souverän jener glücklichen Gefilde anerkenne, die ſolche Gewürze und Wohlgerüche erzeugen. Ueberhaupt habe ich in meinem Leben weit mehr durch Kleinmuth gefehlt und verloren, als durch Stolz.

Frühling. Man freut ſich den ganzen Winter darauf und wenn er kommt, macht er einen eher traurig, als vergnügt. Man empfindet in gewiſſen Jahren, daß man mit der ſich verjüngenden Natur nicht mehr gleichen Schritt halten kann. Uebrigens werde ich durch die Fürſorge meines Bruders in der nächſten Woche zum Onkel werden, was mich ſehr glücklich macht. Ich tauge doch im Grund beſſer zum Onkel, als zum Vater. Es iſt ein vermittelter, gleichſam genußloſer Genuß und hat Reſignation zur Grundlage. Das iſt doch allein für mich; Du wirſt mich auf Heirathsgedanken nie mehr betreffen.

Ich bin jetzt doch an das opus posthumum[1]) der Memoiren gerathen. Es war hauptſächlich der abgeſchiedene Geiſt der Mutter, der mir keine Ruhe ließ. O! man hat mehr erlebt, als man glaubt, wenn man es nur einmal wagt, die alten zurückgeſtellten Kiſten der Erinnerung zu öffnen. Ein unendlicher Stoff drängt ſich zu, Charaktere, Situationen, Pragmatismus, Liebe und Haß, Lob und Tadel, die man lange Jahre im Herzen getragen, klingen ſich hier harmoniſch aus und kommen zur Ruhe — hoffentlich. Das Manuſkript wird meinem Bruder in Verwahrung gegeben, in deſſen Familie es fortdauern ſoll. — Den erſten Abſchnitt, Eltern und Voreltern betreffend, ſchicke ich Dir vielleicht bald; Du wirſt ſehen, daß aus ſo widerſtrebenden Elementen zwar ein ſcharfer Geiſt hervorgehen konnte, aber kein glücklicher.

113. An Viſcher.

Stuttgart, 17. März 1842.

— Deine Vorleſung über Shakeſpeare möchte ich hören können. Zu leſen kriegt man das doch nie. Aber nächſten Winter ſollteſt Du dann Deinen Grundriß der Aeſthetik zum Druck bearbeiten. Es iſt hohe Zeit, daß hier einmal etwas gethan wird. Und auch in Abſicht

1) „Das nach dem Tode ſeines Verfaſſers erſcheinende Werk"; welches übrigens damals nicht über den Anfang hinaus kam. An ſeine Stelle traten ſpäter die zwei Stücke, welche jetzt den 1. Band der Geſammelten Schriften eröffnen.

der ordentlichen Professur wird es Dir gewiß dienlich sein. Dann mußt Du aber auch — — doch ich will lieber eine Unterredung mit meiner Tante[1]) hersetzen, die in der Regel bei meinen Besuchen draußen vorfällt.

Tante: Drum, Du solltest eben doch auch einmal eine Frau nehmen, das Ding ist nichts so.

Ich: Hat schon noch Zeit.

Tante: Guck, wenn man so ein alter Hagestolz wird, so wird man so wunderlich und nimmt so Eigenheiten an —

Ich: Freilich, es kann so weit kommen, daß man kein Salzbüchsle mehr auf'm Tisch sehen mag — (Wirkliche Eigenheit der Tante.)

Das Hühneraugenmalör[2]) ist doch (und wenn Du vor Zorn berstest, ich sags) zum Theil auch selbst verschuldet. Welche Noth hattest Du damals beim Uebelen mit dem Stiefelanziehen. Alle zu eng. Sieh nur, womit hat es das Menschenpack, insbesondere das Tübinger, um Dich verdient, daß Du sie mit einem kleinen Fuß entzücken willst? wären sie nicht vielmehr werth, daß Du ihnen durch Orlogschiffe von Stiefeln Entsetzen einjagtest? Ich weiß Alles, was Du dagegen sagen wirst: bei der eigenthümlichen Construktion Deiner Zehen wäre der Druck nie ganz zu vermeiden — wohl aber bedeutend zu mindern.

Vorgestern erhielt ich folgenden Brief:

„Ihro Hochwohlgeboren
Herrn Stadtpfarrer Strauß in Ludwigsburg.

Ich habe in Kannstadt ein Buch von Ihrer Ausgabe gesehen, daß von Christus und Religion lautet, der Herr in Kannstadt sagte mir, es Kost 9 fl. Zu Kaufen ist es mir doch zu Theuer, und wenschte sehnlichst, es für Lesenkösten zu Lesen, es folgt dann bald unverdorben wieder zurik. Weiteres zeichnet ergebenst mit aller Hochachtung

Karl Beyerer
Schreibfederenfabrikant in Ebersberg
bei Backnang."

---

1) Der S. 112, [1]) genannten.

2) Mit dem Vischer zeitlebens zu thun hatte.

114. An Vischer.

Stuttgart, den 4. April 1842.

— Vorige Woche bekamen wir im Theater, worauf wir schon den ganzen Frühling gewartet hatten, Kleist's zerbrochenen Krug zu sehen. Er nimmt sich auf der Bühne sehr gut aus, gefiel auch dem Publikum so viel man sehen konnte und jetzt hört, und wird sich hoffentlich auf dem Repertoir halten. Döring spielte den Richter Adam vortrefflich. Das Stück ist doch vielleicht das Beste, was Kleist geschrieben hat, es ist nichts Krankhaftes, darin wie sonst in allen seinen Sachen; denn die schlechten Shakespeareſirenden Wortwitze hin und wieder sind nur als unschuldiger Hautausschlag zu betrachten. Das Sujet ist gewiß ächt komisch, so komisch als das des Oedipus tyrannus (von dem Materiellen seines Verbrechens abgesehen) tragisch ist: wie dieser ohne sein Verbrechen zu kennen, mithin unbefangen, drauf los untersucht und dadurch ein Glied seiner Unthat ums andere hervorgräbt — so weiß hier der Richter, daß er selbst das begangen hat, worauf er inquiriren soll und sucht somit befangen, auf jedem Schritte die Untersuchung, die er doch selbst führen muß, zu hemmen oder auf Seitenwege zu leiten, bringt aber am Ende doch seine Schande an den Tag. Daß jener, trotz aller Abmahnungen doch dasjenige herausbringen *will* und am Ende herausbringt, wovon er *nicht* weiß, daß es seine eigene Schuld ist, ist das Tragische; daß dieser, trotz aller Bemühungen und Winkelzüge, zuletzt doch dasjenige herausbringen *muß*, wovon der Schuft wohl *weiß*, daß er selbst es peccirt hat, ist das Komische. — — Ein Uebelstand bei dem zerbrochenen Krug sind freilich die Jamben, wie eine frischbeschlagene Chaussee, was, mit einigen dort zusammentreffenden Wortwitzen, namentlich die Introduktion etwas schwer verständlich macht.

Indem ich mich besinne, daß ich statt Introduktion Exposition hätte sagen sollen, jenes aber eine Opernkategorie ist, fällt mir Kauffmann und mittelbar Carl Lohbauer [1]) ein — hast Du das Gedicht von diesem im Beobachter vor etwa 8 Tagen gelesen?

Nun komm also auf den Pferdsmarkt, das Geld findest Du jetzt von mir bereit; übrigens ist mein ceterum censeo [2]) immer gegen den Pferdskauf. —

1) Ein Bruder von Kauffmanns Frau. — 2) „Mein letztes Wort".

Zweite Abtheilung.

1842—1848.

Die Briefe, welche wir in dieſer Abtheilung zuſammenſtellen, reichen vom April 1842 bis zum Ende des Jahres 1848. Wir ſehen in denſelben den einſamen Gelehrten durch ſeine Verbindung mit einer hochbegabten Künſtlerin einen in ſeinem Innern längſt vorbereiteten Schritt wagen, der ſeinem Leben einen neuen Gehalt geben ſollte. Wir bemerken aber auch bald, wie die frohen Hoffnungen ſich doch nur theilweiſe erfüllen, und wir könnten, wenn wir es nicht vorher ſchon wüßten, auch den hier mitgetheilten Briefen (nicht alle uns vorliegende waren zur Veröffentlichung geeignet) entnehmen, daß ihr Verfaſſer trotz mancher, mit der Zeit immer ſpärlicher werdenden Lichtblicke, in ſeiner Ehe das Glück nicht gefunden hatte, das er ſich von ihr verſprach. Wie damit das zeitweiſe Erlöſchen ſeiner ſchriftſtelleriſchen Produktivität zuſammenhieng, ſagt uns Strauß ſelbſt Geſ. Schr. I, 15 f. Als ſeine Ehe unter ſchweren inneren und äußeren Kämpfen getrennt war und die Thätigkeit des Schriftſtellers an den Arbeiten über Julian und über Schubart ſich neu zu beleben begonnen hatte, wurde unſer Freund in die politiſche Bewegung des Jahrs 1848 verwickelt. Er entzog ſich ihr mit dem Schluß dieſes Jahrs durch Niederlegung ſeines Abgeordnetenmandats, verließ aber gleichzeitig auch ſeine ſchwäbiſche Heimath, um erſt nach geraumer Zeit für einige Jahre in ſie zurückzukehren.

---

115. **An Rapp.** Stuttgart, den 11. April 1842.

— — Weiter in den Memoiren bin ich bis jetzt nicht gekommen; ich ſchreibe nur daran, wenn mir das Leſen (geſchichtlicher oder anderer Bücher) ſo entleidet iſt, daß ich das Bedürfniß des Schreibens fühle; dies, die Gewohnheit zu produziren überhaupt, iſt es, was mich zu den

Memoiren geführt. Freilich scheint es auch ein Gesetz meiner Natur zu sein, wodurch sie sich im Gleichgewicht erhält, daß ich allemal nach einer wissenschaftlichen Arbeit etwas mehr Aesthetisches machen muß. An welchen wunderlichen Fäden hängen wir!

Ja freilich, an welchen wunderlichen Fäden! Denn gestern schlug wie der Blitz aus heiterem Himmel ein Billet der Schebest in mein ruhiges Dasein, worin sie mir ihre Ankunft meldet.

Ging also hin und fand sie schöner und liebenswürdiger, als je. Bin also auch wieder so bezaubert wie je. Sie war in Zürich während der Revolution gegen mich, sah mich verbrennen, durfte nicht gestehen, daß sie mir befreundet sei. Dagegen konnte sie sich auf ihren Reisen in Norddeutschland Manches auf meine Freundschaft zu gut thun. Singt am Mittwoch den Romeo.

Nun ist aber das Rasendste dies, daß sie den Sommer gleichfalls den Rhein hinab will, um in Cöln und Aachen zu singen, daß ich also da natürlich mitgehe. Im Juni, sagt sie, und will mir noch genauere Nachricht geben. Könnte ich nur jung sein und leichtsinnig und —. So aber bleibe ich resignirt und muß doch die Neigung und Leidenschaft in mir Wellen schlagen lassen, ob ich wohl weiß, daß sie zu nichts führt und führen darf. Dies Bewußtsein ist beschwerlich.

P. S. Nur nichts Unartiges gegen die Schebest. Für die Memoiren will ich sie seiner Zeit hübsch ausmeiseln. Ich wünschte, Dich zu ihr zu führen; Du würdest gestehen, eine klassischere Figur nicht gesehen zu haben.

116. An Rapp.

Heilbronn, den 25. April 1842.

Es ist eigen, zweimal seit 8 Tagen wollte ich Dich besuchen — und beidesmal läßt der Geist es nicht zu. Es muß Dein Pastoralgenius sein, der es nicht leiden will und der demnach doch noch mächtig ist. Das Billet, das Du mir schicktest, erhielt ich am Morgen, als ich auf den Nachmittag schon die Kutsche bestellt hatte, um die Sängerin (wie Du sie nennst) hierher zu führen, von wo sie nach Würzburg weiter reisen wollte.

Es ärgerte mich mäßig, was Du schriebst, und machte mich noch weniger irre. Also auch er muß der Philisterei den Tribut bezahlen, dachte ich, — gut. Er wird selbst davon zurückkommen. Die Reise

war allerliebſt. Die Fußpartie um Beſigheim herum an den Ufern der Enz werde ich nie vergeſſen. Jetzt iſt ſie in Würzburg, von wo ich geſtern ſchon einen Brief von ihr erhielt. — Es iſt doch ein gelungenes Stück Arbeit, daß ich einem ſolchen Mädchen Liebe, leidenſchaftliche, einzuflößen im Stande war. Könnte nur mehr, etwas Bleibendes daraus werden! Sie iſt eine reiche, feurige Seele und ebenbürtig den unſern. Wie ſchnell hat ſie mich gefaßt und ganz verſtanden. In etwa 10 Tagen gibt ſie hier ein Konzert, wozu ich von Stuttgart aus herunterkomme und Du hoffentlich von Enslingen. — Hier und in Weinsberg, wohin ſie Kerner in einem göttlichen Brief an mich eingeladen hat, werden wir uns 8 Tage oder mehr verweilen. Dann geht's abermals nach Stuttgart zu einem Kreis von Gaſtrollen. Im Juni hierauf nach Köln. Das iſt freilich ein Meer voll Wellen, von dem ich noch nicht weiß, wie ich durchkomme. Allein lieber verſaufen [1]) als verſchmachten.

117. An Märklin.

Stuttgart, den 2. Mai 1842.

— — Es iſt ſonderbar, wenn Du meinſt, ich habe Dir meine Anſicht eben als die meine, gleichſam als Autorität, aufdrängen wollen: nicht dies war's, ſondern weil ich ſie für richtig hielt, und in der Leidenſchaft (wie Du natürlich finden wirſt) nicht begreifen konnte, wie jemand anderer Anſicht ſein könne. Uebrigens glaube mir nur, daß ich eine ſo ſolide Natur bin wie Du — was auch Kauffmann bei Gräßle mir für Ehrentitel geben mag. Er iſt ein großer Muſiker, ein herrlicher Menſch, aber ein ſchlechter Pſycholog. Das Auflehnen gegen moraliſche Rückſichten gehört zu meiner polemiſchen Natur, geht mehr vom Kopf als vom Herzen aus und iſt nur gegen Bornirtheit und Phariſäismus, nie gegen den wahrhaft ſittlichen Kern der Sitte gerichtet. In der Liebe insbeſondere iſt mir der Leichtſinn eine natürliche Unmöglichkeit, ich habe ſie immer nur zu ernſt, als eine Art von Kultus betrieben. Ernſter aber war mir's noch nie als diesmal. Schon daß ich nach dem Thorſchluß (denn ich glaubte ſeit einem Jahre wirklich abgeſchloſſen zu haben, und die Art, wie ich die Geburt meines Neffen beging, war eine Demonſtration des Hageſtolzenthums) noch einmal aufgepocht werde, iſt mir bedeutend; ich ſehe es als einen Ruf

1) Schwäbiſch für „ertrinken", hier dem Gleichklang zu Liebe gewählt.

an: jetzt oder nie mehr. Daß nun die Schebeſt in allen weſentlichen Stücken, worunter ich außer der Geſtalt den Geiſt und das Gemüth verſtehe, des beſten Mannes würdig iſt und fähig einen zu beglücken, das glaube ich gewiß zu wiſſen. Ebenſo bin ich ihrer vollen und innigen Neigung zu mir gewiß. Nun kommen aber allerlei Bedenken. Jenen weſentlichen Punkten ſtellen einige unweſentliche ein Bein: wird ſie je Hausfrau werden können? wird ſie nicht in dem ungewohnten Boden, der ihr jetzt zwar reizend ſcheint, wie eine zu ſpät verſetzte Pflanze verwelken? Und was die Neigung betrifft — ſo ſicher ſie mir jetzt iſt —, wird dieſer über Büchern verkommene Dr. Fauſt die Liebe eines zu dauerhafter Jugend angelegten Weſens ſich erhalten können? Ja endlich iſt es nicht auch für mich eine allzuſpäte Verpflanzung aus einem Boden in den andern? aus Einſamkeit, Unabhängigkeit, in Geſellſchaft, mancherlei Abhängigkeiten u. ſ. f.? Die erſte Jugend ſetzt ſich über derlei Bedenken hinweg; aber in unſern Jahren weiß und erwägt man, daß an ſolchen kleinen Wunden ein ganzes Leben ſich verbluten kann. Was alſo thun? Trotz Allem ſich verſprechen? Das geht ſo ſchnell nicht. Oder abbrechen? Das wäre ja raſend voreilig, wenn es auch nicht unmöglich wäre. Du ſiehſt, es bleibt nichts übrig, als fortzumachen, ſich ſelbſt und den andern Theil noch genauer kennen lernen und zu ſehen, was am Ende zu thun ſein wird. Gibt's eine Tragödie, — nun ſo war der nicht auszuweichen. Ich habe aber im Stillen eine beſſere Hoffnung.

118. An Wilhelm Strauß.

Ludwigsburg, den 14. Mai 1842.

Wenn Du dieſen Brief erhältſt, iſt vielleicht Freund Märklin mit ſeiner Frau ſchon dort, oder kommt er nächſtens Dich aufzuſuchen. Ich habe in der letzten Woche 8 Tage bei ihm zugebracht und er wünſchte einen Brief an Dich, allein ich kam in Heilbronn nicht mehr dazu, ihn zu ſchreiben. Ich war dort aus Veranlaſſung meiner Freundin Schebeſt, die auf dem Wege von Würzburg nach Stuttgart ſich von Kauffmann bewegen ließ, ein Konzert in Heilbronn zu geben, bei welcher Veranlaſſung ich mit ihr im Kreiſe meiner dortigen Freunde und des Kerner'ſchen Hauſes ſehr ſchöne Tage verlebte[1]). Es iſt jetzt

1) Aus dieſen Tagen ſtammt das nachfolgende Gedicht J. Kerner's, welches ſich, von ſeiner Hand geſchrieben, in den Papieren von Agneſe Schebeſt

etwas über einen Monat, daß sie nach vier Jahren wieder in Stuttgart erschien, und mir nach langem Winterschlaf endlich einmal auch wieder einen Frühling brachte. Ich freue mich, daß Märklin zu Dir kommt, der hat sie kennen gelernt und auch mein Verhältniß zu ihr, und so wird er Dich mündlich unterrichten, daß hier von keiner gewöhnlichen Sängerin und einer Liebschaft mit ihr die Rede ist. Du fragst in Deinem letzten Briefe theilnehmend nach meiner Stimmung: wenn sie heiter ist, wenn das Leben wieder einen Reiz für mich hat, und wenn Dich dies, wie ich gewiß weiß, erfreut, so haben wir dies nur diesem seltenen Geschöpfe zu verdanken, von dem ich auch für die Zukunft ein Glück hoffe, auf das ich längst Verzicht geleistet hatte. Im nächsten Monat singt sie in Aachen, da werde ich mich denn bei Dir ein- und sie Dir und der lieben Amalie vorstellen; dann könnt Ihr ja sehen, ob sie Euch allenfalls als Schwägerin taugen würde. Einstweilen haben wir bereits eine höchst anmuthige Brautreise vor der Hochzeit nach Heidelberg und bis Weinheim gemacht, von wo ich vor zwei Stunden hierher zurückgekommen bin, um sie allein in Stuttgart eintreffen zu lassen. Nun sei nur so gut und erschrecke mir nicht über diesen Brief und fürchte keinen Mißgriff von mir. Wie gesagt, es ist ein Glück, daß ich mich auf den besonnenen Märklin berufen kann. Adieu für heute! — —

---

vorgefunden. (Es ist auch wiedergegeben unter der Ueberschrift „Der Singenden" in „Der letzte Blüthenstrauß" von J. K. Stuttgart 1852. Nr. 79.)

An Agnese Schebest.

Fee des Gesangs! nimm unserer Herzen Dank
Für Deine Zaubernähe, deine Lieder!
Herzen die noch so alt, die noch so krank,
Schlugen bei Dir in frischer Jugend wieder.

Dein Wesen, Fee! das ist verklärter Schmerz.
Hätt' Dich nicht früh der Erde Leid durchdrungen,
Nie hätte später, glaube mir! Dein Herz
(Denn nur Dein Herz singt) also rein gesungen.

Du bist nicht Künstlerin, bist Kind der Flur,
Lerche der Luft und Nachtigall vom Haine.
Dich grüßet warm die schwäbische Natur,
Sie küßt Dich auf das volle Herz, das reine.

Am 10. May 1842. Justinus Kerner.

119. An Rapp.

Cöln, den 20. Juni 1842.

Wie ein Goldfischchen schwamm mir gestern Dein Briefchen unter einem ganzen Fischteich von Briefen zu, der sich seit meiner Abwesenheit von Stuttgart angesammelt hatte. Das kalte Wasser, durch das Du meine Neigung noch gezogen wissen wolltest, bescheerte mir der Bruder, der mich erschreckt zu einem Kongreß nach Mannheim berief und von da mich hieher transportirte. Hier wurde nun Alles, was Verstand und Rücksichten gegen eine solche Heirath haben können, besprochen und ich sehr heruntergebracht; aber wie ich 8 Tage später meine Freundin in Coblenz wieder sah, war ich mit Einemmal über Alles weggehoben; auch auf den Bruder machte sie den besten Eindruck und so führte ich sie denn als meine Braut in sein Haus ein, wo sie auch von der Schwägerin sehr freundlich auf- und angenommen wurde. Jetzt hat sie noch in Aachen zu singen, wo ich sie kürzlich besuchte, dann will sie in Karlsruhe vor einem ihr besonders befreundeten Publikum ihre künstlerische Laufbahn beschließen und Ende Augusts oder Anfang Septembers wirst Du uns in Enslingen trauen. Besinne dich nur derweil auf eine Rede. Es ist noch dazu eine gemischte Ehe: muß man da auch einen katholischen Pfarrer haben? Niederlassen werden wir uns in Heilbronn, wo wir uns hoffentlich oft sehen werden. Hättest Du etwa im August ein freies Haus, so möchte ich wohl Deine liebe Frau bitten, meine Braut ein wenig in die Lehre zu nehmen, da sie zur Haushaltung allen guten Willen aber keine Uebung besitzt.

Es ist sehr gut, daß alle möglichen Bedenklichkeiten und Rücksichten in mir aufgeregt worden sind, ich habe nun, da ich mich auf sie eingelassen und sie überwunden habe, eine stille, ruhige Freudigkeit gewonnen. Die Verbindung durch Leidenschaft geschlossen, durch den Verstand erschüttert, hat sich nun auf dem Boden der Vernunft wiederhergestellt und fest begründet. — Auch die Freundin gedenkt Deiner stets auf's Freundlichste; sie hat selbst verlangt, von Dir getraut zu werden.

120. An Wilhelm und Amalie Strauß.

Heilbronn, den 29. Juli 1842.

Lieber Bruder!

Nicht wahr, es ist recht unartig, daß wir Dir so lang nicht schreiben — zwar hast Du voraussichtlich in der letzten Zeit durch

Rapp Nachricht von unſerem Leben und Befinden erhalten — der Grund unſeres langen Schweigens war aber der, daß wir mit unſerer Wohnung immer nicht im Reinen waren, und von Tag zu Tag hofften, Dir etwas Entſcheidendes darüber ſchreiben zu können, welches jetzt endlich ſein kann, indem wir nun doch nach Sontheim ziehen, nachdem der Hausbeſitzer ſich über verſchiedene Scrupel, z. B. daß wir in Kurzem nach Brüſſel ziehen und er dann die Koſten der Einrichtung umſonſt gehabt haben würde, beruhigt hat. Agnes war für die Wohnung gleich von Anfang eingenommen, und iſt jetzt ſehr vergnügt, daß wir ſie bekommen, wie ſie denn auch in Betreff auf Geräumigkeit und Ausſicht unvergleichlich iſt. Wir haben nun 8 Tage in lauter Geſchäften für Logis, Möbel ꝛc., aber zugleich äußerſt vergnügt hier zugebracht; es haben ſich ſchon die Anfänge eines Liebhabertheaters gebildet, wobei Agnes die Primadonna, Kauffmann der Komiker, ich Theaterdichter und Souffleur bin, die Garderobe aber aus alten Prälatenhüten, Servietten und dergl. trefflich zuſammengeſetzt wird. — —

Mit inniger Liebe

Dein treuer Bruder.

Liebe gute Amalie!

Endlich, endlich haben wir's Neſtchen gefunden, worauf ich mich freue, wie das Kind auf's Chriſtkindchen. Wir hatten ſchon große Sorge, Ihr möchtet übles von uns denken, weil wir ſo lange auf einen Gruß warten ließen, aber des Laufens war gar zu arg und ich kann meinen lieben Strauß nicht genug bewundern ob ſeiner Geduld.

Die Reiſe von Cöln hierher war ganz vortrefflich und auf dem Neckardampfſchiff habe ich ſehr viel lachen müſſen. Der Himmel wollte, daß zwei luſtige Studenten — Verehrer von Strauß — und ein Pfarrer dort zuſammentrafen, der ſehr viel über Religion faſelte. Zur Beluſtigung der Reiſenden endlich wurde er von einem der Studenten gefragt, was er wohl von dem Strauß hielt — das iſt ein überſpannter Kopf, den man als vernünftigen Menſchen hochverehren müßte, aber ſeine Anſichten theile er durchaus nicht. Du kannſt Dir das Gelächter denken. Alle kannten mich und der Pfarrer wurde wegen ſeiner widerſprechenden Aeußerung ſehr geneckt und verlacht.

Grüße Deinen lieben Mann herzlich, auch Deine liebe Schweſter und Gatten. Bald hört Ihr mehr von dem glücklichen Weibe

Agneſe Strauß.

121. An Wilhelm und Amalie Strauß.

Juli 1842.

Lieber Bruder!

— — Vor 14 Tagen führte ich Agneſen in Ludwigsburg ein, wobei es allerliebſt war, wie ſchnell ſie in die Weiſe der Tante[1]) einzugehen und ſie für ſich zu gewinnen wußte, ſo daß ſchon nach der erſten Viertelſtunde, wie ſie einmal das Zimmer verließ, die Tante zu mir ſagte: Horch, Deine Braut gefällt mir recht wohl, ſie iſt ein ſchöns und ordelichs[2]) Frauenzimmer. Wir ſpeiſten bei der Tante und brachten den Nachmittag in Hiller's[3]) Gartenhauſe ſehr luſtig zu. Wir hatten Kauffmanns mit heraufgenommen, und nun war der Oheim ſo galant, daß er die alte Frau Lohbauer[4]) ſelbſt abholte, und am Arm in den Garten führte. Gegen Agnes war er wieder ausgezeichnet — ſelbſt ein wenig verliebt —; der Toaſt, den er uns ausbrachte, fing an: Genie muß ſich mit Genie verbinden, und dauerte etwa 1/4 Stunde, da ihm nach jedem Schluck ſtehend noch etwas einfiel, worauf dann abermals angeſtoßen und getrunken wurde. Als Kauffmann mit Agnes ſein Lieblingsduett: Bei Männern, welche Liebe fühlen, anſtimmte, ſang er mit, und die Zeilen: die ſüßen Triebe mitzufühlen Iſt dann der Weiber erſte Pflicht — ſeiner Frau in's Ohr. — —

Liebe Amalie!

Den ſchönſten Dank für Dein liebes Briefchen an Agnes, ich kann's vielleicht morgen ſelbſt übergeben, wir haben halb eine Zuſammenkunft verabredet in Pforzheim; nun kam aber heute der entſcheidende Brief nicht, ich weiß nicht warum, da ich doch ſonſt (Du wirſt lachen) jeden Morgen einen bekomme (und jeden Abend einen abſchicke). Ich wollte, die 14 Tage wären vollends herum, ich ſehne mich ſehr, mit Agnes, die ich immer mehr lieben und ſchätzen lerne, ruhig zuſammen zu leben. Wie ſchön wird es ſein, wenn auf nächſtes

---

1) Gemeint iſt die S. 112[1]) erwähnte.

2) = „ordentliches", artiges.

3) „Onkel Hiller", mit einer Halbſchweſter von Strauß' Vater verheirathet, war ein wohlhabender Juwelier, der ſich vom Geſchäft zurückgezogen hatte. Einige Verſe, in denen ſein Neffe den heitern Mann ſchildert, werden zu Br. 242 mitgetheilt werden. Seine Frau war 1842 ſchon faſt vollkommen taub.

4) Kauffmann's Schwiegermutter, die als Wittwe in Ludwigsburg lebte.

Frühjahr Du mit dem lieben kleinen Hermann einige Wochen bei uns zubringſt. Es ſoll Dir gewiß gefallen bei uns, bis dorthin kann Agnes auch wohl kochen, worin ſie ſich nach Löfflerin [1]) ſchon ordentlich geübt hat in Heilbronn, wie folgende dort aufgeführte dramatiſche Scene zeigt:

Agnes (mit Kochlöffel aus der Küche hereinſtürzend, ſingt nach der Melodie, mit welcher die Zauberflöte anfängt):

Zu Hülfe! zu Hülfe! mir will nichts gerathen!
Der Kuchen verbrennt und es dorret der Braten!
O Himmel! die Gäſte! ſchon nahen ſie ſich —
Wer rettet, rettet, ſchützet mich? (fällt in Ohnmacht, wie Tamino vor der Schlange).

Kauffmann als Saraſtro, mit Küchenſchürze und eine Serviette um den Kopf geſchlungen:

O lauſche Kind den Worten,
Die meine Weisheit ſpricht:
Zu Kuchen und zu Torten
Reicht Deine Kunſt noch nicht.
Mit hohem Sinn iſt's nicht gethan:
Fang Du beſcheiden vorne an.

Laß Waſſer ſich vereinen
Im Sud mit Brot und Salz;
Dann magſt Du Zwiebel bräunen
In Butter oder Schmalz;
Das gieße drauf: ſo wird gar fein
Der Köchin Probeſtück
Die Waſſerſuppe } fertig ſein. (Hier hebt Kauffmann von einer Schüſſel mit Waſſerſuppe, die Agnes indeſſen geholt hat, feierlich den Deckel ab.)

adieu!

122. An Rapp.

Stuttgart, den 6. Auguſt 1842.

— — Es gefällt mir, was Du mir über Agneſen ſchreibſt. Es iſt mir ganz recht, daß Du Dich in ihrer Anerkennung nicht übereilſt,

1) Deren Kochbuch damals jedem Haus in Württemberg unentbehrlich war; Strauß erwähnt ſie Geſ. Schr. I, 87 als die Lehrerin ſeiner Mutter in der Kochkunſt.

ſie kann gründliche Prüfung wohl ertragen. Bei mir hat ſie dieſe durchgemacht und ich weiß mit jedem Tag mehr, daß ich das redlichſte Herz und die ſchönſte, wahrhaft menſchlichſte Natur an ihr gewonnen habe. Ich bin vergnügt und ordentlich ſtolz darüber, wie über ein gelungenes Werk, daß ich hier meinem Herzen gefolgt bin, ohne mich durch die allerhand Warnungstafeln, die gerade für meine verſtändige und bürgerliche Natur hier zahlreich vorhanden waren, irre machen zu laſſen. Es muß, es wird gut gehen — wo nicht, ſo müßte die Schuld mehr an mir, als an ihr liegen. Es gibt Punkte, wo wir nicht einig ſind, die aber mehr zu ihren Gewohnheiten, als zu ihrer Natur gehören und daher nicht unüberwindlich ſind. Und dann bin ich auch ſo eingebildet nicht, um nicht zu wiſſen, daß auch ich in manchen Stücken einer Ergänzung und Berichtigung bedarf. Schreib ihr nur. Wie kannſt Du meinen, ich ſei eiferſüchtig? Ich habe gar keine Anlage dazu, find' ich.

123. An Wilhelm und Amalie Strauß.

Sontheim, den 7. September 1842.

Daß unſere Hochzeit am beſtimmten Tage und Orte ſtattgefunden hat, werdet Ihr aus den Zeitungen, die ſich mir immer beſonders dienſtfertig erweiſen, erſehen haben. Dank für Eure freundlichen Glückwünſche, und auch dafür, daß der Bruder abermals in gewohnter Weiſe den frater Kellermeiſter machen will. — —

— — Montag Abends war Alles ſo weit in Ordnung, daß wir am folgenden Tag unſere Gäſte empfangen konnten. Nun aber zeigte ſich, damit die poëtiſche Verwicklung bis auf den letzten Augenblick nicht fehle, daß der Dekan von Ludwigsburg, der uns ausgerufen hatte, dem Pfarramt Horkheim, wo wir getraut werden wollten, keine Vollmacht darüber ausgeſtellt, noch überhaupt Nachricht gegeben hatte; ich wußte nicht, war es Zufall, oder war ihm eingefallen, daß wir katholiſcherſeits gar nicht ausgerufen worden ſeien; ſchnell ſchrieb ich ihm $^1/_2$ Stunde vor Abgang der Poſt, er ſolle das Papier dem Oheim Hiller mitgeben, und dieſem, er ſolle es abholen laſſen. Unruhig war ich aber doch, und ſagte der Braut nichts, um ihr nicht Sorge zu machen. Indeß verſprach mir Rapp, wenn der Pfarrer kein Hinderniß in den Weg lege, die Trauung jedenfalls vorzunehmen, da es höchſtens noch an einer Form fehle. Nicht ohne Beſorgniß, die Papiere

könnten ausbleiben, fuhr ich am Trauungsmorgen hierher — doch der Oheim stand schon auf dem Balkon, und überreichte mir auf der Treppe die Papiere. Nun ging's rasch nach Horkheim [1]), wo der Pfarrer diese nicht einmal verlangte, sondern erklärte, an einer Sache, an der der Dr. Strauß keinen Anstand finde, finde er auch keinen. In der Kirche, die hauptsächlich mit Juden besetzt war, empfing uns Kauffmann mit Stücken aus der Zauberflöte, die er auf der Orgel spielte und Rapp hielt die Rede, die ich Dir hier in Abschrift beilege, und die gewiß die erste Trauungsrede in dieser Weise ist. Nach der Trauung begaben wir uns mit Oheim und Tante nebst Theodor Ruoff, ferner Kauffmann's, Schnitzer's [2]) und Märklin's, den Pfarrer Rapp nicht zu vergessen, hierher und weihten unseren Salon durch eine Mahlzeit ein, welche der hiesige Wirth sehr schmackhaft zubereitet hatte. Nach Tisch kam Kerner mit Frau und brachte ein Gedicht [3]).

Kauffmann war am Klavier wie am Glase thätig, und alle verlebten einen harmonisch schönen Tag, bei dem mir nur der Bruder fehlte! Gestern feierten wir mit Kauffmann und Schnitzer die silberne Hochzeit und in 8 Tagen soll die goldene mit Körner'schem [4]) Biere gefeiert werden. Unser Leben ist ein wahres Schlaraffenleben zu nennen, wenigstens das meinige, denn meine Frau entwickelt einen großen ökonomischen Eifer, und beschämt mich durch ihren Fleiß. Und wie schön es bei uns ist! welche Aussicht von jedem Fenster und vollends vom Balkon. Vor uns der Nekar mit Schiffen und Flößen, links Horkheim mit unserem Kirchlein, rechts Heilbronn mit dem Wartberg, dann die Beleuchtung Morgens, Mittags, Abends, immer neu und immer schöner. Kommet nur bald. — —

---

1) Ein Dorf am linken Neckarufer, in dem die evangelischen Bewohner von Sontheim eingepfarrt sind; unter seinen Bewohnern befanden sich verhältnißmäßig viele Juden.

2) Schnitzer, Gymnasialprofessor in Heilbronn, ein Studiengenosse von Strauß, ein Jahr älter als dieser und bald nach ihm, 1874, gestorben, der Verfasser tüchtiger theologischer und philologischer Arbeiten. Im Herbst 1842 wurde er von Heilbronn nach Reutlingen befördert und kehrte erst 1870 wieder nach H. zurück.

3) Dasselbe folgt am Schlusse des Briefes.

4) D. h. aus der Körner'schen Brauerei in Ludwigsburg stammendem.

Impromptu bei Strauß Hochzeit[1]).

Strauß Glaube kommt dem Ehstand ganz zu gut:
Denn ist es, wie er wähnet, nichts mit drüben,
Wenn nach dem Tode alles Lieben ruht,
So muß man hier für Ewigkeiten lieben.

Ein Andrer spricht: ich spare Vieles auf
Bis wir in einem bessern Stern uns sehen;
Er aber spricht: ich liebe hier vollauf:
Denn ich weiß fest, daß ich und Du vergehen.

Du Andrer raub' ihm diesen Glauben nicht,
Er dient zum Heil der herrlichen Agnese,
Und tritt er einst aus Schein im Tod an's Licht,
Und sie steht vor ihm, wird er drob nicht böse.

Dann wird er sprechen: „Kerner hatte recht,
Dem machte Scharfsinn wenig graue Haare —
Agnese! was der Kopf denkt, ist oft schlecht,
Nur was mein Herz gefühlt, — Herz! — war das Wahre."

Justinus Kerner.

124. An Zeller.

Sontheim, den 12. September 1842.

Wie freundlich halfst Du unseren Hochzeitstag erheitern durch Dein herziges Gedicht, und Dein ganz für unsere hiesige Räumlichkeit berechnetes schönes Geschenk! Letzteres haben wir Gott sei Dank noch, das erstere aber haben uns neckende Spuckgeister von der Tafel weg spurlos entführt, so daß es schon Abends nicht mehr aufzufinden war[2]). — Du mußt daher schon so gut sein und es uns noch einmal — nicht schicken, sondern selbst bringen. — —

— — Könntest Du nur auch Baur bewegen, herunterzukommen, sag ihm wie sehr ich mich freue und auch meine Frau, ihn bei uns zu bewirthen. Auch Vischer lasse ich, obwohl ich weiß, daß er kürzlich in Stuttgart beim Schneider gewesen und nicht bei mir, bestens grüßen, und einladen, seinem Pferd bald in Sontheim Salz und Brot geben zu lassen.

---

1) Das obige Gedicht findet sich, unter Weglassung alles Persönlichen, wiedergegeben in „Winterblüthen" von Justinus Kerner. Stuttgart, Cotta 1859. Nr. 100–101 unter dem Titel „Bei der Hochzeit eines Unglaubigen".

2) Es fand sich nach einigen Wochen in Justinus Kerner's Hosentasche. „Wenn ich" sagte Kerner, als er dieses Zeller erzählte, „so abergläubisch wäre, wie der Strauß, so hätte ich an Geister gedacht."

Dann ſollet ihr auch die Rapp'ſche Trauungsrede zu leſen bekommen; von den Stücken aus der Zauberflöte, die Kauffmann vor- und nachher auf der erſtaunten Horkheimer Orgel ſpielte, könnt ihr freilich nichts mehr hören.

125. An Rapp.

Sontheim, den 12. September 1842.

Du haſt Deine Sache gut gemacht. Das Band, das Du geknüpft haſt, hält recht gut und drückt uns auch nicht, es iſt ſtark und ſanft zugleich — was wollen wir mehr? Und nun fügſt Du, als ob der geiſtliche Segen nicht Geſchenks genug wäre, auch das irdiſche von Löffeln hinzu, uns zu erinnern, daß die Liebe auch von Brot lebt und nicht allein von den Worten, die aus des Herrn (Pfarrers) Munde gehen. Sie ſollen uns Dich im Andenken halten nicht in proſaiſcher Weiſe, wie Du ſchreibſt, ſondern als Bild Deiner Lebensweisheit, die beſcheiden ſich hergibt, das Alltägliche zu veredeln und aus dem Kupfer des gewöhnlichen Menſchentreibens Silber herauszuziehen. Von unſerem Leben Dir zu ſchreiben, finde ich überflüſſig, da Du nach dem, was Du hier geſehen und in ähnlichem Falle ſelbſt erlebt haſt, es Dir denken kannſt. —

Laß auch zuweilen etwas von Dir hören; glaub' nur nicht, daß wir durch meine Heirath geſchieden ſind; ich kann Deine Briefe auch wenn ich 10 Frauen hätte, ſo wenig entbehren als den Wein.

126. An Rapp.

Sontheim, den 11. November 1842.

— Heut und geſtern habe ich mein Schlößchen gegen die Kälte, wie gegen einen belagernden Feind, verſtopft, Läden verſchlagen. Sonntag iſt hieſige Kirchweih, da erwarten wir unſere Heilbronner Freunde. Meine Frau backt Kirchweihkuchen. Wäre einer fertig, bekämeſt Du auch ein Stück.

127. An Käferle.

Sontheim, den 18. November 1842.

Unſern herzlichſten Dank für Deine freundliche Theilnahme an unſerem Wohlergehen und für die ſinnreichen Geſchenke, mit denen Du unſeren neuen Hausſtand bedacht haſt. Mit den Wachslichtern haſt Du beſonders meiner Frau eine große Freude gemacht, die kurz vorher ein von meinem Bruder mitgebrachtes und dagelaſſenes Wachslicht

sorgfältig in 2 Theile geschnitten und in 2 Leuchtern in der Gaststube aufgestellt hatte; Deine Verfügung darüber wird mit Vergnügen beachtet werden. In dem trefflichen Oetinger[1]) habe ich mich schon mehrmals erbaut; der Mann ist trotz seiner Alchymie ꝛc. weiter als die jetzigen Kirchenlichter; ganz originell ist seine Art Erzählungen einzumischen, z. B.: einmal kam der Oberamtmann von Murrhardt zu mir ꝛc.

Aus unserer hiesigen Gesellschaft haben wir nun schon Schnitzer verloren[2]); für uns doppelt empfindlich, weil er unter unsern Heilbronnern der beweglichste war, Kauffmann nimmt's mit dem Weg hierher schon schwerer. Vor 4 Wochen habe ich mit Kauffmann den Mörike besucht, den wir sehr wohl und munter trafen; aber wie wir ihn vor 8 Tagen zu Kerners bestellten, entschuldigte er sich mit Kreuzweh. Ich habe mit meiner Frau den Nolten und den Schatz von ihm gelesen — von seinen Gedichten singt sie manche und so wünschte ich sehr, daß sie ihn auch persönlich kennen lernen möchte, da ihr seine Dichtungen so lieb geworden sind.

Das aber muß ich nochmals sagen: wenn Du nur in unsere Nähe kommen könntest! Von Dir und Rapp wünschte ich's am meisten. Wir werden vielleicht bald nach Heilbronn ziehen, da jetzt ein passendes Logis aufzugehen scheint. Sonderbarer Weise erträgt meine Frau die hiesige Abgeschiedenheit leichter als ich und würde sich nicht gerne von unserem Landsitze trennen. Mir fehlt jetzt nichts als ein tüchtiges Geschäft — aber wo das hernehmen? — —

128. An Rapp.

Sontheim, den 2. Dezember 1842.

— Zu schreiben weiß ich nicht mehr so viel, wie sonst, man muß sich erst in die neue Wirklichkeit einleben; erst späterhin wird es wieder kommen, daß man aus dem neu eingerichteten Hause, dessen Inneres jetzt alle Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, auch wieder zum Fenster hinaussehen wird, um sich mit den Nachbarn zu unterreden. —

Von Vischer habe ich einen recht freundlichen Brief bekommen,

---

1) Ein Theosoph aus der Schule J. Böhme's, geb. 1702 gest. 1782 als Prälat in Murrhardt in Württemberg.

2) Vgl. S. 139[2]).

der die Streitpunkte unerwähnt läßt, worüber ich ſehr froh bin und Alles als ausgeglichen betrachte.

Da jetzt in Heilbronn das Logis in der Linde frei wird, ſo beſchäftigen wir uns ernſtlich mit Umzugsgedanken, welche meiner Frau zwar mit Rückſicht auf unſer Schlößchen und deſſen Ausſicht, die ſie mit Recht ſehr liebgewonnen hat, ſchmerzlich, doch inſofern nicht ganz unwillkommen ſind, als ſie auf nächſten Sommer einem Zeitpunkt entgegenſieht, den ſie lieber in der Nähe ärztlicher Hülfe erwarten mag.

Auch ich trenne mich nicht gern von unſerem jetzigen Aufenthalt, wenn nur die Kommunikation mit Heilbronn etwas weniges leichter und namentlich hier ein Gefährt dahin zu miethen wäre; ein eigenes anſchaffen, wie Du, mag ich deßwegen nicht, weil ich doch immer nur auf wenige Jahre meinen hieſigen Aufenthalt berechnen kann.

Es fehlt jetzt Deinem Freunde an nichts Gutem mehr, als an einer Arbeit, denn leſen iſt nicht arbeiten und ich kann auch das Leſen, wenn es keinen beſtimmten ſchriftſtelleriſchen Zweck hat, nicht mehr als Studium betreiben, ſondern nur als Zeitvertreib.

Unter Gebirgen von Arbeit nach Leben ſeufzte der Jüngling;
Jetzt an des Lebens Strom, ſehnt ſich nach Arbeit der Mann.

Auch hätte meine Frau ohne Zweifel mehr Reſpect vor mir, wenn ich noch wie ſonſt arbeitete; ich lege ihr zwar öfters meine Schriften vor und ſage ihr, daß ich das Alles geſchrieben — aber nächſtens glaubt ſie's nicht mehr. Nun, ſie wird Dir ja ſelbſt ſchreiben und mich zwar hoffentlich in jeder anderen Hinſicht loben, nur in derjenigen nicht, die ſonſt das Löblichſte an mir war.

129. An Viſcher.

Sontheim, den 9. Dezember 1842.

Für Deinen freundlichen Brief und die Freude, die Du mir dadurch gemacht haſt, laß Dir zuerſt herzlich danken, und dieſen Dank einen eigenen Abſatz für ſich ausmachen.

Florenz, Dir fehlt was Rom hat ꝛc.

ſo geht es uns jetzt, was ich diesmal ohne Klage ſage, und nur wünſche, auch Du mögeſt das Wahre dieſes Spruchs Königs Ludwig empfinden. Du haſt einen Beruf, aber keine Frau, ich eine Frau aber keinen Beruf. Mit dieſer Frau habe ich freilich viel Gutes bekommen, und mehr als ich wiſſen und erwarten konnte, ſo wunderbar findet ſie ſich in die neue Rolle, die ihr mit mir angewieſen iſt. Ich

ſehe hier, wie die weibliche Natur, wenn ſie unverdorben ſich treu geblieben, durch alle Abwege anderweitigen Berufs hierdurch die Beſtimmung zum Hausmütterlichen in ſich trägt. Wir haben jetzt auch die erſte Wäſche gehabt, und die hat meine Frau mit Ausnahme meiner Hemden ganz ſelbſt gebügelt. Wie der Wäſcheſchrank wieder voll und eingeräumt war, hatte ſie eine ſolche Freude über den ſtattlichen Vorrath, daß ſie mich hinausholte, es mit anzuſehen. Dagegen hatte ſie geſtern eine ebenſo anmuthige Freude, in ihr ehemaliges Métier wieder einen Spazierſchritt thun zu dürfen, — es war nämlich bei Kaufmann Goppelt's[1]) eine muſikaliſche Abendunterhaltung unter Kauffmanns Direktion, wobei ſie die Hauptpartien zu ſingen hatte, aber auch Märklin ſang im Chor mit. Zwar haben wir uns auch ſchon recht gezankt, wie das gar nicht anders ſein kann bei zwei Leuten, die von den beiden Enden der Welt her ein ſonderbarer Wirbelwind zuſammengeſtürmt hat, allein wir haben dergleichen Mißverſtändniſſe immer redlich offen und gründlich behandelt und ſo ſind die Kriſen immer gutartig und Quelle reineren Wohlbefindens für künftig geworden. (Unterbrechung durch Kellergeſchäfte — Kartoffeln hineinſchaffen laſſen — der Keller wird von mir ausſchließlich beſorgt.) Aber den Beruf haſt Du vor mir voraus und damit auch viel Gutes — was will es heißen, daß ich im Augenblick den Hamann in 7 Bänden ſtudire und die Geſchichte der Mauren in Spanien? Weißt Du mir keinen Helden für eine Biographie? ſo was würde mir nicht übel paſſen jetzt zu ſchreiben. Meine Frau ſagt immer, ich liege auf der Bärenhaut, ſo ſehr ich mich auch bemühe, ihr dieſe Unterlage als eine Lorbeerſtreu aufzureden. —

130. An Rapp.

Sontheim, den 20. Dezember 1842.

Die Frauen wiſſen uns doch immer zu überliſten. Ich wollte nach Heilbronn ziehen, wo ſich auf den Frühling ein Logis zeigte und hatte zu dieſem Ende bereits meinem Herrn B. . . aufgekündigt, meine Frau ergab ſich darein; weil aber mein Hauptklagepunkt gegen den hieſigen Aufenthalt der war, daß man nicht einmal ein Gefährt hier bekommen könne bei ſchlechtem Wetter, ſo ließ ſie in der Stille ihren

1) G., derſelbe, welcher im März 1848 württembergiſcher Staatsrath u. Finanzminiſter wurde und ſpäter eine Zeit lang dem deutſchen Reichstag angehörte, war einer von Strauß' näheren Heilbronner Freunden.

Wagen kommen, den ſie hatte verkaufen wollen und überraſchte mich vorgeſtern durch dieſes Geſchenk — was war zu thun? ich nahm die Aufkündigung zurück, da ich ſah, wie ſie in der Stille am hieſigen Aufenthalt hängt, von dem ſie freilich mit Recht ſagt, er ſtehe uns beſſer, als ein proſaiſches Stadtlogis. Es iſt eigen, wie gleichgültig meiner Frau die Geſellſchaft iſt und bei mir iſt's am Ende auch mehr Einbildung als Wirklichkeit, wenn ich ſie hier manchmal zu vermiſſen glaube, da ich in Stuttgart ſelbſt nicht öfter darein kam. Nun aber mußt Du mich auch als älterer Wagenbeſitzer inſtruiren. — — So beladen einen die Weiber mit einem Stück um's andere von irdiſchem Stoffe, wovon ſich frei zu wiſſen ſonſt unſer Glück war; nächſtens komm ich noch ſo weit, mir ein Haus zu bauen.

Armſeliger Fauſt, ich kenne Dich nicht mehr!

131. An Wilhelm Strauß.

Sontheim, den 16. Januar 1843.

— — Vorigen Dienſtag zwiſchen Licht und Dunkel im gräulichſten Sturm und Regen — ei habt Ihr auch ſo gräßliche Stürme gehabt? wir konnten mehrere Nächte kaum ſchlafen, ich dachte, ob's Euer hohes Kamin nicht mitgenommen? — fuhr Bettina bei uns an auf einer Reiſe nach Stuttgart, — denkt Euch unſere Ueberraſchung! Sie konnte ſich nur kurz verweilen, weil der Wagen unten hielt, doch war es uns intereſſant genug, ſie kennen zu lernen — ein kleines Figürchen wie Queckſilber, keineswegs hübſch, aber auch nicht widrig, höchſt geiſtvolle Augen. Spricht unendlich viel und lebhaft, oft geiſtreich, oft confus. Nahm mich wegen der Unſterblichkeit auf's Korn, die ſie eifrig glaubt, verliebte ſich in meine Frau, und fuhr im gräßlichſten Wetter wieder davon. — —

132. An Zeller.

Sontheim, den 26. Januar 1843.

— — Eher möchte ich über Einen Punkt in Deiner Recenſion meiner Dogmatik[1]) mich auslaſſen, über das Nebeneinanderbeſtehen von Religion und Philoſophie in demſelben Subjecte, wie Ein Subject an der Kunſt theilnehmen kann neben der Philoſophie. Ich halte dieſe Parallele und was man ſonſt in ähnliche mit der Religion in ihrem

1) Theologiſche Jahrbücher, herausgegeben von Zeller II, (1843) S. 96 ff.; hieher gehört beſonders S. 101 ff.

Verhältnis zur Philosophie stellen mag, für unrichtig, aus dem Grunde, weil die Kunst zwar ihr eigenes Material hat — Farben, Töne ꝛc. — die Religion aber wirthschaftet mit Fremdem, mit Vorstellungen, welche der Botmäßigkeit des Denkens und seiner Gesetze, mithin letztlich der Philosophie, unterliegen: zieht diese ihr Eigenthum wegen Mißbrauchs, d. h. Zwingens unter fremde Gesetze, zurück, so bleibt der Religion zwar wohl noch etwas Eigenes (was ich ganz zugebe), das aber ohne jene Vorstellungen in einen formlosen Brei zusammenfallen muß. Es verdient dieser Punkt unstreitig weitere Erläuterung, ich kann jedoch keineswegs versprechen, ob ich sie geben kann, da meine Gedanken gegenwärtig, wenn ich auch einen habe, doch gar nicht auf- und auseinandergehen wollen. — —

— — Wegen des Pokals sage Vischer mit meinem Gruß, seine Vorschläge mit den vier Bildern seien uns ganz recht, als Deckel haben wir eine Sphinx dazugefügt. Nächstens folgen die gedruckten Sendschreiben [1]).

133. An Rapp.

Sontheim, den 27. Januar 1843.

Da sich unsere Correspondenz in letzter Zeit vornehmlich an die Chaisen angeknüpft hat, so muß ich Dir heute melden, daß an der meinigen vorgestern leider ein Thürchen zertrümmert worden ist, und leicht die ganze Chaise, inclusive Menschen hätte zu Grund gehen können, wenn nicht ein guter Stern uns beschützt hätte.

Dies geschah in der Stadt Weinsberg in der abwärts gehenden Straße gegen Heilbronn zu, durch Schuld eines dummen Bauernsohns, da wir unsern gewöhnlichen Kutscher nicht haben konnten. Heute ist mein Geburtstag, wo ich 35, oder wie ich meiner Frau sage, halbsiebzig bin; sie hat mich, wie ich aufstand, mit einem Hyacinthen- und einem Resedenstock, sogar mit einem kleinen Gedichtchen empfangen, auch wollte sie Seelen backen, weil ich davon oft gesprochen hatte, die

1) Baur war im Herbst 1817 in Blaubeuren, 1826 in Tübingen als Professor angestellt worden; Strauß und seine Freunde beabsichtigten, zu einer verspäteten Feier seines 25jährigen Dienstjubiläums eine Anzahl seiner früheren Schüler um ihn zu vereinigen und ihm bei dieser Gelegenheit den hier und im folgenden Brief besprochenen Pokal zu überreichen. Schließlich mußte aber der Plan aufgegeben werden.

mißriethen aber, was ihr ſehr arg war; ich tröſtete ſie daher mit folgendem Vers:

Um die Seelen brauchſt Du, gutes Kind,
So wenig als ich zu weinen:
Da die übrigen mißrathen ſind,
So halt' ich mich zu der Deinen.

— Das Baur's Jubiläum iſt jetzt auf Anfang Juni feſtgeſetzt, wo die meiſten kommen können, auch iſt der Plan zu einem Pokal entworfen, der ihm (durch Beiträge von 2—3 fl. à Perſon) überreicht werden ſoll, auf den vier Seiten die Bildniſſe von Plato, Luther, Schleiermacher und Hegel, den Deckel bildet eine Sphinx. Nächſtens werden Einladungsſchreiben gedruckt, wovon Du Exemplare erhalten ſollſt, für etwaige Schüler und Geiſtesgenoſſen Baur's in Deiner Gegend. Hoffentlich jedoch ſehen wir uns nicht erſt bei dieſer Gelegenheit, ſondern Du kommſt bald einmal zu uns. Ich pappe mir gegenwärtig eine Synopſe nach Luther's Ueberſetzung zuſammen; vielleicht laß ich ſie drucken, den Pfarrern zum Tort, mit der Vorrede: Warum hat man dem evangeliſchen Volk noch keine Synopſe in die Hände gegeben?

Adje! Brich dieſes silentium plus quam Pythagoraeum [1]). Die Frau grüßt beſtens wie auch ich euch beide. O Freund, die Freundſchaften jetziger Zeit ſind wie die neuen Hoſenzeuge: Die ſchönſten ſchießen oft plötzlich ab. Die unſere iſt noch Fabrikat aus guter alter Zeit. — O saepe mecum tempus ad ultimum deducte, Bruto militiae duce [2]), ſagt Horaz, und dieſen Vers wende ich oft im Stillen auf Dich an.

134. An Zeller.

Sontheim, den 14. Februar 1843.

— — Marheineke hat mir vor Kurzem freundlich geſchrieben, und mich zu ihrem Verein eingeladen: allein die Sache iſt, da ſie ſie auf Philoſophie beſchränken, ganz unthunlich, und was ſoll ein Verein ſein, wo Göſchel [3]) Mitglied iſt? So lang ſie nicht einſehen, daß der ein Tollhäusler iſt, kann man nichts mit ihnen gemein haben. — —

---

1) „Dieſes mehr als pythagoreiſche Schweigen."

2) „O du, mit dem ich oft in der äußerſten Noth war, als einſt uns Brutus ins Feld geführt."

3) C. F. Göſchel (1781—1861, zuletzt Conſiſtorialpräſident in Magde-

135. An Rapp.

Sontheim, den 23. Februar 1843.

— Hier erhältſt Du auch eine gedruckte Einladung zum Baurs-Jubiläum[1]). Wir ſind nun begierig, ob wir Viele zuſammenbringen. In Stuttgart haben ſchon einige ſich geweigert u. A. Ludwig Bauer[2]), Baur's erſtgeborener Schüler, aus Abſcheu vor der Partei und aus Scheu vor — —. — Ich leſe jetzt Niebuhr's römiſche Geſchichte wieder, die ich mir jetzt durch ſeine Briefe und Lebensbeſchreibung genießbarer mache. Der Mann iſt ein Koloß von Gelehrſamkeit, aber dabei mit einer Schwerfälligkeit geſchlagen, die den geduldigſten Leſer umbringt. Die häufige Unklarheit der Sprache will ich gar nicht in Anſchlag bringen — aber er hat auch die Gabe nicht, die Reſultate herauszuheben und ins Licht zu ſtellen; er gräbt und ſchaufelt in Einem fort und kommt darüber nicht dazu, den aufgeworfenen Schutthaufen ſelbſt wieder zu ſichten.

136. An Viſcher.

Sontheim, den 5. März 1843.

— In Deinem Verfahren gegen die Facultät kann ich Dir leider nur Recht geben; allein ich bitte Dich, mach's nur nicht ſo, daß Du am Ende das Miniſterium zu einer Antwort veranlaſſeſt, welche Deinen Rücktritt zur Nothwendigkeit macht. Bekommſt Du von der höchſten Behörde keine Satisfaction, aber auch keinen Verweis, ſo kannſt Du Dich damit beruhigen, das Deinige gethan zu haben, und immerhin bleiben. Ich würde es nicht verſchmerzen können, wenn Deine ſo gründlich ſchön angelegte wiſſenſchaftliche Laufbahn durch den Rücktritt von Deiner Stelle unterbrochen werden ſollte. Gegen Deinen Beruf in der Aeſthetik haſt Du doch auch Pflichten, die ein perſönliches Opfer von Dir fordern können. Und daß Du als Privatmann Deine Eier nicht ſo ruhig und gründlich ausbrüten könnteſt, wie in Deiner jetzigen Stellung, das iſt klar. Wie viel unſereinem mit einem akademiſchen Amt entgeht, wie Unerſetzliches, davon kann ich ſprechen. Man wird nach und nach kalt gegen wiſſenſchaftliche Fragen, wenigſtens

---

burg), der bekannte Vertreter der äußerſten Rechten der Hegel'ſchen Schule, den Strauß Streitſchr. III, 95 ff. Glaubensl. II, 728 f. beſtritten, und deſſen allegoriſche Umdeutung Goethe's Viſcher Krit. Gänge II, 148 ff. beleuchtet hat.

1) Vgl. Br. 132.

2) Ueber den Br. 151 zu vergleichen iſt.

auf ein blos receptives Intereſſe beſchränkt und unluſtig zur Produktion. Ich ſage dies nicht um meiner Ablehnung Deiner Aufforderung, gegen Br. Bauer zu ſchreiben, eine Einleitung zu geben; denn daß ich dazu unluſtig bin, hat auch noch andere Gründe. Du ſelbſt weißt, wie wenig meine früheren Streitſchriften gewirkt haben: die Sache ſtünde um kein Haar ſchlechter, wenn ich ſie ungeſchrieben gelaſſen hätte. Ich habe mir damals einen ſolchen Ekel daran geſchrieben, daß ich mir vornahm, etwas ſo Unerfreuliches nie mehr zu unternehmen. Freilich kommt auch meine jetzige Lage dazu. Um ſich zu einem ſolchen Streit zu entſchließen, muß ſich nach und nach ein Aerger anſammeln, der am Ende gewaltſam durchbricht, man muß in Büchern, Zeitſchriften ꝛc. wiederholt gereizt worden ſein: allein ich habe von den Bauer'ſchen Angriffen das Wenigſte hier zu Geſicht bekommen.

— Schleiermachers Aeſthetik geleſen. Viel Geglucks und wenig Eier. Einzelnes jedoch ergänzend zu Hegel, namentlich die ſubjective Entſtehung der Mimik und Muſik aus dem erregten Selbſtbewußtſein.

137. An Rapp.

Sontheim, den 20. März 1843.

— Ein Pfarrer aus Bibra bei Merſeburg, Namens Werner, läßt Dir ſeine Hochachtung bezeugen, als Einſegner meiner Ehe nämlich, zu der er mir als Leſer meiner Schriften Glück gewünſcht und ſeine Tochter meiner Frau eine aus Haaren geflochtene Vorſteckнadel geſchickt hat. Wahrlich ſolchen Glauben habe ich in Iſrael nicht gefunden!

138. An Rapp.

Sontheim, den 29. März 1843.

— Jetzt erwarten wir alſo bald Eltern zu werden. Da Agnes aus ihrer weiland Sextus-Tunika ein Kindskittelchen zurecht geſchnitten hat, ſo könnte man den Knaben, wenn's einer iſt, Sextus nennen, oder auch Romeo. Willſt Du das Kind auch taufen, oder ſolls der lebensüberdrüßige Horkheimer Nachbar thun? Mit dem Glück, von dem ich Dir ſchreiben ſoll, iſt's eine eigene Sache. Unſereinen mag man in Abraham's Schoß hineinſetzen, ſo ſpürt er ſeine alten Schäden und Schußnarben, beſonders wenn's ander Wetter gibt. Uebrigens iſt es etwas Eigenes um die Art Erwartung, wie ich jetzt darin lebe; auch

der Frühling hat hier sein Angenehmes; überdies hat Agnes ihre Kindersächelchen mit einem Eifer und einem Geschick zusammengebestelt, daß ich sie auch in diesem Fach bewundern muß, von der Haushaltung gar nicht mehr zu reden, worin sie schon ganz in meinem Sinne thätig ist.

Hier schicke ich Dir ein Gedicht, das ich meiner Frau kürzlich gemacht habe, weil Du doch partout etwas von Glück hören willst.

Vogelfänger.

Wer weiß nicht von der Nachtigall —
Sie flog von Baum zu Baume,
Und sang mit wundersamem Schall
Am grünen Waldessaume,
Und wer des Weges kam zu gehn,
Der blieb entzückt und lauschend stehn.

Einmal kam auch ein Knab vorbei,
Dem ging ihr Lied zu Herzen,
Er fühlt — und weiß nicht was es sei,
Ob Wonne oder Schmerzen?
Er streckt die Arme nach ihr aus:
Sie fliegt von selbst mit ihm nach Haus.

Hier drückt er's Vöglein an den Mund,
O sieh! da ward's zum Mädchen;
Die singt dem Knaben alle Stund,
Doch spinnt sie auch am Rädchen.
Und eh ein Jahr vergeht — o schau —
Da sind die beiden Mann und Frau.

139. An Vischer.

Sontheim, den 8. April 1843.

— Die Schubartbriefe habe ich von Märklin übernommen [1]), und bereits alle chronologisch geordnet, was bei der Pünktlichkeit des Mannes mit dem Datum sehr leicht war. Ich habe sie in 3 Umschläge gesondert. 1. Briefe vor, 2. vom, und 3. nach dem Asperg. Die Lectüre fesselte mich so, daß ich alle an Einem Tag las und bis tief in die Nacht dabei sitzen blieb. Es ist doch etwas ganz Anderes, vom Unglück und Leiden gedruckt zu lesen und die Blätter selbst in der Hand zu halten, an denen ein 10 jähriger Jammer gleichsam phy-

1) Vgl. Strauß Ges. Schriften VIII, S. XVII. I, 16 f.

ſiſch klebt und die Thränenſpuren noch ſichtbar ſind. Litterariſch, oder als Blick in die deutſche Litteratur der 60 er bis 80 er Jahre iſt die Sammlung freilich von weniger Bedeutung: der Mann iſt im ganzen ſchlecht orientirt, treffende Urtheile über Schriftſteller und Bücher ſind ſelten, die Begeiſterung für Klopſtock übertäubt alles feinere Gehör. Einige politiſche Urtheile haben mir beſſer gefallen. Doch bleibt das Hauptintereſſe der Sammlung immer das Biographiſche. Freilich liegt eben hierin der Haken für die Herausgabe. Der ſteigende Unwille über den kleinen Tyrannen iſt der nothwendige Begleiter der wachſenden Theilnahme für den Helden, und dieſen Doppelgrundton muß der Herausgeber in ſeiner Einleitung nothwendig zum Worte bringen. Unſchätzbar iſt es auch, daß von der Frau etliche Briefe aufbehalten ſind — zuſammengenommen mit ihrem Widerſchein in Schubart's Briefen tritt ſie dadurch in höchſt anſprechender Beſtimmtheit hervor. Ich bin jetzt nach der ſchwäbiſchen Chronik begierig geworden und will ſie in Heilbronn zu bekommen ſuchen. Ich wünſche namentlich zu wiſſen, wie ſich der Mann der anbrechenden franzöſiſchen Revolution gegenüber benommen hat. In den letzten Briefen aus Stuttgart wird bisweilen eines Herrn Viſcher als Befreundeten des Schubart'ſchen Hauſes gedacht.

140. An Rapp.

Sontheim, den 20. April 1843.

— Seit mit dem Oſtertag der Frühling gekommen iſt, iſt es bei uns unſäglich ſchön, wir bringen den halben Tag auf unſerem Balkon zu, im Saale ſteht jetzt noch ein herrlicher Jupiterskopf, ein Geſchenk Viſchers, für den ich eine kleine Säule ſelbſt mit Marmorpapier überpappt habe. Viſcher war nur einen Nachmittag bei uns, eilte nach Göttingen; dann war Zeller 2 Tage da und Baur beſuchte zu unſerer großen Freude Heilbronn und Sontheim; auch meine Frau hat ſich wahrhaft an ihm erbaut; ſie ſagte, ſo ſehr auch wir Drei (Zeller, Märklin u. ich) ganze Kerls ſeien, ſo merke man doch, daß er der Vater von uns allen ſei. —

141. An Käferle.

Sontheim, Samstag vor 1. Trin. 1843.

Ein Brief von Dir, lieber Alter, iſt mir immer eine wahre Seelenſpeiſe; ich heiße Dich einen philosophus Teutonicus[1]), in dem

1) „Der deutſche Philoſoph" — Ehrenname Jakob Böhme's.

Leben ist und von dem Leben ausgeht. Sogar das altbackene verbum Dei [1]) wird wieder frisch und genießbar in Deinen Händen. Ich ziele auf die Predigt, deren traurige Veranlassung ich erst durch Dich erfuhr. Bin also jetzt Vater einer Tochter, die vor 14 Tagen getauft wurde. Manche frommen Leute sind fast böse, daß ich sie um den Skandal gebracht habe, mein Kind nicht taufen zu lassen. Daß ich ein Narr wäre! Der Pfarrer von Horkheim, ein ehrlicher alter Grenadier, den die Theologie ruhig schlafen läßt und das neue Gesangbuch ärgert, leitete den Actus so ein: Bei protestantischen Taufen in Württemberg ist vom K. hochpreislichen Consistorium folgendes Formular vorgeschrieben: ꝛc. ꝛc. Der gute Mann blieb nachher ganz heiter in unsrer ketzerischen Gesellschaft und unterhielt sich trefflich mit Onkel Hiller. Auch Kerner kam und gab dem Kindlein seinen Segen. Kauffmann hat ein Wiegenliedchen für sie componirt. Die Kleine kann also nicht sagen, daß sie in dieser Welt nicht freundlich wäre empfangen worden. Auch läßt sie sich's bis jetzt wohl darin gefallen und macht uns durch ihr Gedeihen viele Freude.

Nun solltest Du aber auch einmal den Weg unter die Füße nehmen und zu uns kommen. Meine Frau freut sich, etwas zu Deinem Violoncell zu singen, sie hat Mehreres dazu. Ein Instrument ist gleich da von Heilbronn. Mit der Frau musiciren und mit dem Mann philosophiren. Es wäre sehr schön! und Kauffmann und Märklin, der sich auch freut, Dich einmal näher kennen zu lernen. Vielleicht wäre Hopf [2]) jetzt zu einem Ausflug in unsere Gegend aufgelegt, und Du könntest ihn begleiten? Bei meiner Frau hast Du ohnehin einen Stein im Brett durch Deine Wachskerzen [3]), die sie bei feierlichen Gelegenheiten mit Zeichen des Beglücktseins brennt. Also komm!

142. An Rapp.

Sontheim, den 23. Juli 1843.

— Du brummst immer über meine Unthätigkeit. In meiner Natur und Gewohnheit liegt, wie du weißt, Trägheit nicht, folglich muß sie in den Umständen und meiner Einsicht in dieselben ihren Grund

---

1) „Wort Gottes".
2) Altersgenosse von Käferle, damals Pfarrer in Wurmberg.
3) S. o. Br. 127.

haben. Ich thue nichts, weil ich nichts mehr zu thun habe. Mein Penſum iſt abſolvirt, die Geſchichte braucht mich nicht mehr; und wenn dieß zu wiſſen einerſeits demüthigend iſt, ſo bin ich doch ſtolz darauf, daß ich's wenigſtens weiß, was nicht Allen, die im gleichen Falle ſich befinden, gegeben iſt. Das Erſte und Größte iſt freilich, lebenslang mitſprechen und mithandeln zu dürfen; das Andere iſt aber auch etwas werth, im rechten Zeitpunkt aufzuhören. Denke an Schelling. Und was willſt Du denn eigentlich, daß ich thun ſoll? Die Sache wiſſenſchaftlich weiterführen? Ich glaube, das iſt ſie für jetzt weit genug. Zudem iſt das rein gelehrte Detail eines Zeller ꝛc. meine Sache ſo wenig, als die vom wiſſenſchaftlichen Boden auf den praktiſch-politiſchen ſich hinüberwerfende Polemik eines Feuerbach. Oder ſoll ich populär auf's Volk zu wirken ſuchen? Das iſt Deine Sache. Oder politiſche Kapriolen ſchneiden? Geh! Zum Hanswurſt bin ich zu gut.

Aendern ſich die Zeiten und bringen mir wieder mir gemäße Aufgaben, ſo ſolls an mir, wenn ich nicht bis dahin zu alt bin, gewiß nicht fehlen; einſtweilen wirſt Du mir erlauben, zu leben und für die Fortpflanzung meines leiblichen Stammes zu ſorgen, da für meine Leuctra's und Mantinea's[1]) ſchon geſorgt iſt.

143. An Rapp.

Sontheim, den 12. Auguſt 1843.

— Wir waren in Ludwigsburg, um unſer Kind der Tante zu zeigen. Dem Kinde bekam die Reiſe vortrefflich und es machte allenthalben viele Freude. Zuletzt war ich noch in Bietigheim, um mein Kind einer alten Magd zu zeigen. Ich hatte es nicht im Sinn, aber vor Bietigheim fiel mir's auf's Gewiſſen, daß es Pflicht ſei, einer armen Perſon einen glücklichen Tag zu machen, wenn man es ſo leicht könne. — Meine Frau lieſt Deine Briefe nicht, wenn ich ihr nicht daraus vorleſe; ſie iſt keine leſende Natur, auch nicht neugierig; faſt möchte ich ſagen: ich wollte ſie wär's; denn Neugier iſt weiblich.

144. An Rapp.

Sontheim, den 29. September 1843.

— Ich habe jetzt das neueſte Werk von Bettina, das Buch für den König, im Haus, finde es aber als ein verunglücktes Produkt.

1) Vgl. S. 108, 1).

Es ist, wie schon der Titel anzeigt, ein Tendenzbuch, die Tendenz zwar ganz löblich — den König von Preußen zu vermögen, sich seinen Schranzen zu entreißen und der geistigen Bewegung unserer Zeit in die Arme zu werfen; aber das Doziren und Philosophiren stand der Verfasserin schon in ihren früheren Werken schlecht — hier ist es zur Hauptsache geworden und die farbigen, magisch beleuchteten Bilder aus der inneren und äußeren Welt, worin der Zauber jener früheren Briefe bestand, fallen ganz weg.

145. An Wilhelm Strauß.

Sontheim, den 1. Oktober 1843.

— — Auch auf den litterarischen Kampfplatz mich zu wagen, habe ich keine Lust mehr; etwas Gründliches leisten kann ich doch nur in der Theologie, in allem Andern bin ich bloßer Dilettant, und ein solcher hat kein Recht zum Schreiben — ich hab's auch schon gethan, (wer unterliegt jetzt der Versuchung nicht?) aber mit keinem guten Gewissen — allein die theologischen Fragen interessiren mich nicht mehr stark genug — all meine theologische Schriftstellerei bezweckte doch nur, mich aus den Falten des schwarzen Rocks herauszuwickeln, und dies ist vollständig geschehen. Ruf habe ich mir auch so viel gemacht, als bei meiner Art von Talent möglich war; dazu ist jetzt so viel Persönlichkeit, Neid ꝛc. auf diesem Felde, daß man am besten thut, sich zurückzuziehen. Dabei aber habe ich ein recht liebenswürdiges Kind, das schon krägelt und lacht, kerngesund und stark ist und mit dem wir auch gehörige Narren sind, wie Dir Zeller[1]) specifiziren wird, der übrigens, wie alle Junggesellen, nichts davon versteht. — —

146. An Rapp.

Sontheim, den 16. November 1843.

— Von unserm großen Liszt-Konzert wird Dir Mimi[2]) zu berichten wissen; im Grunde ist eine solche Musik nur eine Sache für Kenner und für Kinder — jene verstehen, diese begaffen die staunenswerthe Kunst und Fertigkeit; aber der vernünftige mittlere Mann, der etwas für Herz und Phantasie sucht, kommt mager weg. Seine Persönlichkeit hat etwas Paganini'sches — der ist und bleibt doch das

1) Welchen um diese Zeit eine Ferienreise nach Köln führte.

2) Eine Schwester von Rapps Frau, Tochter des Dekan Denzel in Heilbronn.

Original für alle dieſe Virtuoſen: hager, bleich, ſcharfe Geſichtszüge, langes Haar, die Bewegungen haſtig — übrigens im Umgang gar nicht übel; man ſieht ihm zu ſeinem Vortheil an, daß er kein Norddeutſcher iſt, der Ungar ſteht dem Schwaben weit näher, als der Berliner. Nach dem Konzert war ein Eſſen, wozu er außer ſeinen Begleitern von Stuttgart aus, auch Kerner's und uns einlud. Es war eine merkwürdige Geſellſchaft zuſammen, außer Kerner noch zwei Poëten: Geibel und der neue Stuttgarter Hofrath Dingelſtedt, Graf Neipperg mit einem Phrenologen Caſtle aus New-York, der Baumeiſter Heideloff, der Erbprinz von Hohenlohe ꝛc. Der Phrenolog und Neipperg, ſein eifriger Schüler, ließen es ſich nicht nehmen, meinen Schädel zu unterſuchen; wir giengen in ein anderes Zimmer und da wurde denn getaſtet und gemeſſen, Neipperg führte das Protokoll — Kerner's Schädel hatte er ſchon früher unterſucht und 100 Seiten Bericht darüber geſchrieben. Dieſe Kunſt iſt ein merkwürdiges Gemiſch von Erfahrung und Willkür. Daß z. B. ein ſtarker Nacken und Hinterkopf auf eben ſolche Sinnlichkeit deutet, läßt ſich phyſiologiſch erklären, ebenſo daß geräumiger Vorderſchädel mit ſtarker Intelligenz zuſammenhängt; aber wenn nun ein gewiſſer Buckel beim Scheitel das Gewiſſen, einer daneben die Hoffnung ſein ſoll ꝛc., ſo geht einem der Faden des Vernünftigen aus. Ich habe durch Dr. Sicherer [1]), der ein Eiferer für Gall's Syſtems iſt, einige Bücher hierüber in der Hand, die mich in dieſem Urtheil beſtärken. — Wie groß ſteht Kerner als Perſönlichkeit da unter dieſem Poëtenvolk! Dieſer Geibel, den der gute Mann als Ausbund der Liebenswürdigkeit preiſt, iſt eine kurze, dicke, plotzige Figur, einen Strick um den kurzen Rock, eine rothe griechiſche Zipfelmütze auf, Schnurr- und Knebelbart, im Geſicht das grobe Flegeljahr-Pathos, bringt Toaſte aus, die weder gemüthlich, noch witzig, ſondern geſpreizte Deklamationen ſind — und jedermann ſagt, er habe eine beſondere Force in Toaſten. Da lobe ich mir den alten Heideloff, den gothiſchen Baumeiſter, taub auf einem Ohr und auf dem zweiten halb, und hält auch die Anderen für taub, ſo ſchreit er ihnen in's Ohr, dem brachte ich ein Hoch, weil Niemand an ihn dachte.

Studire gegenwärtig Schloſſer's Geſchichte des 18. Jahrhunderts

1) Derſelbe Freund von Strauß, dem er nach ſeinem Tode (1861) einen Nachruf (Geſ. Schr. I, 107 ff.) gewidmet, und deſſen er auch in den Litterar. Denkwürdigkeiten (a. a. O. 51) mit Liebe gedacht hat.

und nehme dazwiſchen monographiſche Aufſätze aus Raumer's Taſchenbuch. Schloſſer iſt ein treffliches Buch, es iſt ein Stück Tacitus in dem Mann; der bittere, melancholiſche Hohn über den Weltlauf, in dem der ehrliche Kerl nur der Narr und Ambos der klugen Spitzbuben ſein muß; eine ſchneidende Kritik der Regierungen und Regenten vom Standpunkt bürgerlicher Rechtſchaffenheit aus; auch der Styl iſt rechtſchaffen — nicht die höchſte Art der Geſchichtſchreibung, aber ein hochachtbares Moment in ihr.

147. An Zeller.

Heilbronn, den 18. Februar 1844.

Vor Allem meinen beſten Dank für das ſchöne Geſchenk Deiner Schrift[1]), von der ich ſchon einen großen Theil mit Genuß geleſen habe. Gewiß kommt dieſe Schrift für Dich jetzt zur gelegenſten Zeit und wenn die Leute auf dieſes Document hin Dir die Philoſophie-Profeſſur länger vorenthalten, ſo ſtellen ſie ihre Schamloſigkeit aller Welt blos. Die gelehrte Seite daran werden Kundigere ſeiner Zeit ſchon loben; ich will indeſſen dasjenige rühmen, was ich am meiſten beurtheilen kann, nämlich die wiſſenſchaftliche Entwicklung und ſprachliche Darſtellung. Gründlichkeit und Einfachheit und dieſe wieder mit Friſche des Ausdrucks habe ich noch nicht leicht ſo beiſammen gefunden. Auch an den Jahrbüchern der Gegenwart rühmte dieſe Seite geſtern Nacht im Heimgehen von Gräßle[2]) Herr Goppelt. Auch die Art, wie Du die großen Herren vom Fach, einen Böckh, Welker ꝛc. behandelſt, habe ich ſehr fein und würdig gefunden, ohnehin wie Du von unſerm alten Meiſter ſprichſt, mit dem die junge Welt bald wie mit einem todten Hunde umgeht. — —

148. An Zeller.

Heilbronn, den 7. März 1844.

Den Rattenfänger[3]) (ich habe den Goethe'ſchen auf ihn traveſtirt, wie beifolgt) haſt Du ſehr gut heimgeſchickt, und da die Allgemeine

1) „Philoſophie der Griechen", 1. Theil.

2) Wirthſchaft in Heilbronn.

3) Meinhold, der Strauß ſeine „Bernſteinhexe" mit der Verſicherung ihrer geſchichtlichen Wahrheit zugeſchickt hatte, um ihn dadurch auf's Eis zu führen, und dem dafür in den Jahrbüchern der Gegenwart 1844 H. 2 S. 193 ff. eine Zurechtweiſung ertheilt worden war. In dem gleichen Heft finden ſich die andern hier berührten Arbeiten.

Zeitung sich gleich darüber hermachte, so ist unser Zweck schnell erreicht worden. Auch die Knappiana, die mir noch unbekannt waren, sind kostbar. Vor Allem aber muß ich Deinen Aufsatz über den christlichen Staat und die Wissenschaft loben, worin mir Nr. 2 fast besser noch als Nr. 1 gefallen hat, seiner praktischen Anwendbarkeit wegen. Die Herren können sich bei der Nase nehmen, die gemeint sind, namentlich auch die Tübinger, Grüneisen ꝛc. [1]) Es ist merkwürdig, diese Evidenz der Schlechtigkeit und doch die Gewißheit, daß es nichts nützen wird. Und bei aller Falschheit und Feigheit des Gegenparts ist eben doch auch auf der Seite unserer Sache eine Schuld: sie ist noch zu abstrakt, zu negativ, und daher, wir dürfen's uns nicht verhehlen, ebenso unpopulär nach unten, als unbegünstigt nach oben. — —

Der Rattenfänger.

Ich bin ein unbekannter Sänger,
Doch ein gewandter Rattenfänger,
Den heutzutage Land und Stadt
Im höchsten Grade nöthig hat.
Seht an, hier hab' ich eine Falle,
In dieser fangen sie sich alle:
Drum großer König seid mir hold,
Und nehmet mich in euren Sold.
Denn wißt, es ist der fromme Sänger
Zugleich ein Philosophenfänger,
Der selbst die wildesten bezwingt,
Wenn er die Bernsteinmärchen singt.
Und sei'n die Herren noch so witzig,
Und ihre Nasen noch so spitzig:
Ich stelle meine Falle hin,
Und augenblicklich sind sie drin.
Besonders aber ist der Sänger
Ein ausgelernter Straußenfänger.
Dem dieser schnöde Antichrist
Schon längst ein Dorn im Auge ist.
Was gilt's? und wär' er noch viel spröder,
Er widersteht nicht meinem Köder:
Ich bring' ihn Eurer Majestät, —
Sobald er in die Falle geht.

---

1) Der bekannte Stuttgarter Hofprediger, damals einer von den einflußreichsten Gegnern der „Hegelianer" in Württemberg.

149. **An Rapp.** Heilbronn, den 24. Mai 1844.

Morgen reise ich mit Frau und Kind nach Ludwigsburg, wo wir einige Tage verweilen werden, um hernach — Frau und Kind, nach Nürnberg[1]) zu gehen und einen Theil des Sommers dort zuzubringen, ich etliche Tage nach Stuttgart, und von da wieder hieher zurück. —

150. **An Rapp.** Heilbronn, den 10. Juni 1844.

— Das Kind möchte ich zuweilen hier haben; es ist mit der Mutter wohl in Nürnberg angekommen und auf der Reise immer vergnügt gewesen. Der Voraufenthalt in Ludwigsburg war insofern passend, als er die Sache zu einem milden, jenseits sogar thränenreichen Abschied führte. Auch habe ich einen guten Brief erhalten, der mich anfangs freute. Wie nun die Sache weiter zu machen, muß die Zeit lehren; ich bewirkte ein fast schreckhaftes Erstaunen, als ich von möglicher Ausdehnung des Aufenthalts in Nürnberg bis zum Herbste anerbietend sprach.

151. **An Vischer.** Heilbronn, den 16. Juli 1844.

— Ludwig Bauer[2]) war acht Tage hier, und mit dem wurde ganz studentenmäßig und lustig gekneipt. Dazwischen habe ich neben andern Dingen eine Reihe George Sand'scher Romane gelesen, und wünschte nun doch auch etwas von Dir über diese Frau zu hören, für welche Kauffmann so begeistert ist, daß er ganz 18jährig mir den Vorschlag machte, wir sollten an sie schreiben. Verdienen thut sie in jedem Fall, daß Du ihr Aufmerksamkeit schenkst, falls Du es noch nicht gethan hättest. Du wirst in ihr ein höchst ehrenwerthes Sicheinlassen mit der Gegenwart, aber auch ein entschiedenes Scheitern an dem Versuch einer Poësie der Zukunft finden. Von dem engen pathologischen Anfangspunkt der Ehe aus hat diese Frau nach und nach alle politischen und socialen, religiösen und philosophischen Probleme in ihren Kreis gezogen, und mit ebenso vieler geistigen Schärfe als poëtischer Plastik behandelt. Man kann freilich sagen: ihr Grundgedanke

1) Zum Besuch bei Agnesens Mutter.

2) Der Dichter, dem Strauß schon nach drei Jahren einen Nachruf (Ges. Schr. II, 199 ff.) zu widmen hatte, damals Professor in Stuttgart.

iſt falſch und die Grundlage ihrer Romane eng und einförmig; jenes, weil ihre Gleichſtellung des Weibes mit dem Manne außer dem geſchlechtlichen keinen geiſtigen und ſocialen Unterſchied des Weibes vom Manne mehr übrig läßt, mithin die eigentliche Weiblichkeit aufhebt; dieſes, weil ganz oder theilweiſe in allen ihren Romanen ſich folgende Gruppe wiederholt — oder ich will's in Sätzen ausdrücken: der mächtige und beſitzende Mann iſt roh und brutal, der liebenswürdige hohl und egoiſtiſch, der tüchtige und edle leider nicht liebenswürdig, und alle theilen das Vorurtheil von der Inferiorität des weiblichen Geſchlechts, und zwiſchen dieſen Faktoren findet ſich das geiſt- und gemüthvolle Weib bei der Unauflöslichkeit der Ehe und ihrer ungleichen Verbindlichkeit für Mann und Weib in einer mißlichen Stellung, von der nur das ſchlechte Weib zu profitiren weiß. Ich ſage: zwar iſt dies einförmige pathologiſche Thema zu tadeln und namentlich iſt der liebenswürdige Dandy in der Regel ſo hohl gehalten, daß man nicht begreift, wie das Muſterweib ſich in ihn verlieben kann: dabei herrſcht aber in der ſonſtigen Zeichnung der Figuren und Situationen eine Plaſtik, in der Darſtellung ein Feuer, und das Thema erweitert ſich über ſeine urſprüngliche Enge ſo ſehr, daß man angezogen und feſtgehalten wird, auch wo man tadeln muß. Für ihre gelungenſten, d. h. abgerundetſten Produkte halte ich unter den mir bekannten ihren Simon und Horace, einen bedeutenden und ſehr anziehenden Anlauf nimmt ſie in der Conſuelo, der aber zuletzt in Freimaurerei als Zukunftspoëſie untergeht. Spiridion iſt ein höchſt intereſſanter philoſophiſch-religiöſer Verſuch; Lelia endlich iſt eine Mißgeburt, die am genauſten den pathologiſchen Ausgangspunkt der Dichterin zur Anſchauung bringt. — Dieſes Alles hat den Zweck, Dich auf eine Erſcheinung aufmerkſam zu machen, die, wenn es ſich von politiſcher Poëſie (da zeigt ſich dann aber eben, daß wo es einmal Ernſt iſt, ſchon der Name nichts taugt und viel zu eng iſt) handelt, viel wichtiger iſt, als irgend eine bei uns — (Herwegh ꝛc. ſind Buben[1]) dagegen), und Deine Theſen auf höchſt intereſſante Weiſe theils zu beſtätigen, theils näher auszuführen dienen würde.

---

1) D. h. „Jungen".

152. An Vischer.

Heilbronn, den 26. August 1844.

Deine Ablehnung der Recension über G. Sand thut mir leid, und die Uebertragung an Kern nicht genug. Doch tröste ich mich damit, daß es hier gehen wird wie mit dem E. Sue, daß Du nämlich hinterher doch wirst in's Mittel treten müssen. Denn eine solche außerhalb des uns gewöhnlichen Kreises liegende Erscheinung kann schlechterdings kein Dilettant recht recensiren. Sonst hätt' ich's auch gekonnt. Er weiß ihr nicht die rechte Stelle anzuweisen, weil ihm die Uebersicht über die ganze Karte fehlt. Er findet sich angeregt, nach Umständen aufgeregt und dies spricht er aus; allein dadurch wird Niemand belehrt; wir wollen wissen, wo wir die Sache hinthun sollen, und das weiß gerade er auch nicht, — nämlich der Dilettant. Abgesehen davon, daß er, des Transchirens ungewohnt, den Braten zerreißt und uns wohl Fetzen gibt, aber keine Stücke. Kurzum, das goldene Wort des seligen Stößel[1]), daß die Grenzlinie zwischen Künstler und Dilettanten schärfer gezogen werden müsse (er sagte es einmal im Rausch auf höchst grobe Weise zu Kauffmann, der's aber gut aufnahm) ist mir in ästheticis gerade durch Dich, und durch jede neue Arbeit von Dir auf's Neue, klar geworden. So Dein Neuestes über die Mystères[2]). Wir haben ungefähr dasselbe empfunden, aber nicht jeder hätte es so in Ordnung zu bringen gewußt, sagte Sicherer mit Recht. Nicht wahr, das heißt kunstgerecht anatomirt — erwiederte ich ihm. Nur darüber kamen wir Beide überein, daß wir's noch gewünscht hätten: ein bescheidenes Lobwinkelchen für die Portiersleute, die Pipelets, die uns sehr ergötzt hatten. Nun, die Leutchen sind wohl selbst zu bescheiden, um so viel Beachtung zu verlangen. Hat Dir der gute Immermann[3]) seine Beiseiteschiebung nicht übel genommen? Also, um wieder auf die G. Sand zurückzukommen, so verheiße ich Dir, daß Dir kein Entrinnen gestattet sein wird: läßt Du sie von einem Andern abthun, so wird ihr blutiges Gespenst Dich bei den Haaren zum Schreibtisch ziehen. Man liest die Bändchen schnell.

---

1) Eine dem Herausgeber unbekannte, vielleicht Ludwigsburger Persönlichkeit.

2) Eugen Sue's Mystères de Paris, welche damals ungemeines Aufsehen machten, waren erst von W. Zimmermann, dann von Vischer in den Jahrbüchern der Gegenwart besprochen worden: von jenem S. 199 ff., von diesem S. 655 ff. des Jahrgangs 1844. — 3) Vgl. S. 26, [1]).

153. **An Rapp.** Heilbronn, den 30. Auguſt 1843.

Freilich ſind wir Alle Perſönlichkeiten, wie wir Alle auch Naturen und Charaktere und Köpfe ſind. Allein ſtell Dir einmal dieſe 4 Kategorien als Ein vierſilbiges Wort vor, ſo kommt es eben darauf an, auf welcher Silbe der Accent liegt. Wir können über Pahl [1]) nicht anders als einig ſein, im Negativen wenigſtens, nur habe ich eben von ſeiner Perſönlichkeit einen bedeutenderen Eindruck, als Du zu haben ſcheinſt. Sahſt und ſprachſt Du ihn je? und in welchen Umgebungen? Darauf kommt hier Alles an. In ſeinen Briefen iſt er nicht anzutreffen. Ueberhaupt haben Naturen, Charaktere und Perſönlichkeiten das gemein, daß ſie mehr *ſind*, als ihre Bücher, wenn ſie ſolche ſchreiben, enthalten. Bei Köpfen iſt's umgekehrt; die ſind weniger als ihre Bücher. Nimm's auch ſo: Perſönlichkeiten imponiren oft ohne beſonders achtungswerth oder liebenswürdig zu ſein. Naturen ziehen an, ohne zu imponiren, oft ſelbſt ohne daß man ſie achten muß; Charaktere nöthigen uns Achtung ab, auch wenn ſie uns nicht imponiren, und oft auch nicht liebenswürdig ſind. Daraus mußt Du mir aber nicht den Schluß ziehen, daß ich Märklin nicht liebe oder Dich nicht achte. Ich meine nur jene Begriffe für ſich genommen iſt's ſo.

Freund Sicherer [2]) ſtudirt nun auch den Spittler [3]) und zum Beweis, wie wohl er ihm gefällt, erklärt er ihn bereits für einen Sohn von Herzog Karl.

154. **An Wilhelm Strauß.** Heilbronn, den 16. September 1844.

— — Wie raſch übrigens die Bildung bei uns voranſchreitet, davon iſt ein Beweis, daß kürzlich in Hall, ſage ſchwäbiſch Hall, der Hamlet aufgeführt wurde. Biſt Du auch beim heiligen Rock in Trier geweſen? weil wir doch einmal an den Zeichen der fortſchreitenden Bildung ſind. — —

---

1) Ein angeſehener freiſinniger Geiſtlicher und Publiciſt, 1768 geboren, 1839 als württembergiſcher Prälat geſtorben.

2) Der S. 155[1]) erwähnte Arzt, zu deſſen halb ſcherzhaften, halb ernſthaften Einfällen auch das gehörte, daß er möglichſt viele bedeutende Leute aus ſeiner ſchwäbiſchen Heimath mit dem von ihm bewunderten Herzog Karl in genealogiſche Verbindung zu bringen bemüht war.

3) Wie hoch Strauß dieſen ſchätzte, zeigt ſein Aufſatz über ihn. Geſ. Schr. II, 83 ff.

— — Kommen Dir auch noch die Jahrbücher der Gegenwart zu Geſicht? Die haben ſich ſehr gemacht, und enthalten namentlich von Zeller und Viſcher treffliche Aufſätze. Deines Bruders, d. h. meine Ruhe wollen jetzt die Stuttgarter Liberalen dadurch ſtören, daß ſie mich irgendwo in einem Oberamt in die nächſte Kammer wählen laſſen wollen; zum Glück exiſtirt ein Oberamt nicht, wo dieß möglich wäre, und ſo kann ich ganz ruhig bleiben. Hat der Zollvertrag mit Belgien für Euch keinen Nachtheil? ich habe immer Angſt, wenn ich von Zollverträgen leſe. Und wie ſchlecht bedient die dortige Regierung in ſolchen Sachen iſt, wie die gewerblichen Intereſſen Deutſchlands von ungeſchickten oder beſtochenen Miniſtern an England ꝛc. preisgegeben werden, das haben die kürzlich in der Allgemeinen Zeitung veröffentlichten Briefe über den letzten Stuttgarter Zollcongreß bewieſen. — —

155. **An Viſcher.** Heilbronn, den 24. Oktober 1844.

Deinen Brief vom 22. September und hierauf auch die kritiſchen Gänge habe ich ſ. Z. richtig erhalten, und das Exemplar an Rapp, wie auch das an meinen Bruder beſorgt. Ich danke ſchön und habe mich ſchon recht daran erfreut. Wie die Vorrede, d. h. die Stellen über die Pietiſten beim Gräßle vorgeleſen, und Du von der Geſellſchaft ſtürmiſch herausgerufen wurdeſt, wird Dir Zeller erzählt haben oder erzählen. Der Paſſus iſt wirklich ein Meiſterſtück und wird den Herren wohl bekommen. Auch im Uebrigen habe ich die Vorrede ſehr ſchön und nobel gefunden. Indem ich den folgenden mich betreffenden Aufſatz wieder anſah, konnte ich, wie Spengler an den Felſen[1]), erkennen, wie ſchnell die Zeit vergeht. Wüßte kaum mehr recht zu ſagen, ob ich es noch ſelber bin! — Von dem Neuen ſtimme ich mit der Beurtheilung des 1. Theils von Herwegh ganz überein; in den Opern-Vorſchlag aber[2]) — Du mußt mir verzeihen, weiß ich mich noch immer nicht zu finden. Wenn Du ſagſt, um als Trauerſpiel behandelt zu werden, müßte der Stoff allzuſehr umgewandelt werden, die wortarmen Helden würden ganz andere, wenn ihnen die Dialektik der

1) Bezieht ſich auf einen Ausruf des Genannten, der bei ſeinen Blaubeurer Mitſchülern ſprüchwörtlich geworden war: „Seht nur die Felſen an (er meinte die verlängerten Schatten derſelben), wie ſchnell die Zeit vergeht!“

2) Kritiſche Gänge II, 397 ff. hatte V. — lange vor R. Wagner — die Nibelungen als Stoff für eine heroiſche Oper empfohlen.

dramatiſchen Rede geliehen würde: ſo glaube ich, findet die gleiche Alteration ſtatt, wenn ihnen die muſikaliſche Gefühlsausſtrömung geliehen wird. Eine ſingende Chriemhilde kenne ich nicht mehr. Dann, um noch ein Einzelnes herauszuziehen, träte bei der ſceniſchen Darſtellung das chriſtl. kirchliche Element weit ausdrücklicher hervor als im Epos, und damit der Widerſpruch, in dem es zu dem grundheidniſchen Inhalt ſteht. Doch das magſt Du mit den Muſikern ausfechten. Nur das will ich noch, aus der Einleitung, anmerken, daß die Paralleliſirung Haydns mit Klopſtock ſich nicht halten läßt; von der hölzernen Ueberſchwenglichkeit des letzteren iſt die gefällige Lieblichkeit des erſteren weit entfernt — eher ließe ſich Händel zu Klopſtock ziehen, doch mehr nur dem Stoff nach, da er in der Ausführung das hat, wonach Klopſtock nur ſchnappt. Um ſo vortrefflicher finde ich, was Du über Beethoven ſagſt, womit Du einen Mann vom Fach, L. Bauer, bekämpfſt, der im Morgenblatt kürzlich über Beethoven ſehr ungenügend und ſchief, deſto beſſer aber (bezeichnend für ihn) über Haydn ſprach. Hin und wieder in Deinen Aufſätzen, obwohl nur im Vorübergehen, kommſt Du auch auf Heine zu ſprechen und behandelſt ihn ſo ziemlich nur negativ, läßt ihn abfahren. Ich muß ſagen, daß mir dieß immer leid gethan hat, uud ich mich in dieſem Punkt nicht wie ſonſt mit Dir in Uebereinſtimmung wußte. Ich kann Heine nicht ſo erlogen und perfid finden wie Du. Der deutſchthümlichen Sentimentalität gegenüber ſcheint mir ſeine Frivolität ungleich wahrer, hiſtoriſch berechtigter. Es iſt ganz richtig, daß er eigentlich dasjenige iſt, was Hegel unter dem Namen der Ironie verfolgt: ich finde aber die Art, wie er ſich über die ironiſch verflüchtigten Intereſſen der Liebe ꝛc. ſtellt, weit unſchuldiger, prätenſionsloſer, weit mehr bonhommie und Epicuräismus darin, als bei den Romantikern. Ich halte den Heine im Grund für einen guten Kerl, vergleiche ihn in Vielem mit ſeinem Vetter Gans ſel., und verzeihe ihm von hier aus auch ſeine Eitelkeit eher als einem Pathetiker wie Herwegh. Ueberdieß glaube ich, daß ihm von geiſtig-ſittlichen Intereſſen das politiſch-liberale wirklich ernſt iſt. Es wäre doch der Mühe werth, wenn Du bei Gelegenheit ſeiner eben erſchienenen neuen Gedichte (großentheils politiſch — der Kaiſer von China ſehr gut) den Proceß des Mannes von vorn inſtruirteſt. Doch damit renne ich Ungeſchickter in die ſpitzen Vorwürfe Deines Briefs hinein, daß ich ſo was nicht ſelbſt thue. Ich antworte Dir:

ich wünſchte nur, daß ich deine Vorwürfe im vollſten Maaße verdiente, daß es wirklich nur an meinem Willen läge, das zu leiſten, was Du von mir verlangſt. Mein Schweigen iſt aber ſo wenig willkürlich als Mörike's, mit dem ich mutatis mutandis[1]), ganz im gleichen Fall bin. Ich wollte ihn vor 8 Tagen beſuchen, und zog mit Kauffmann und Sicherer aus, um ihn in Hall aufzujagen — aber die 3 Schwaben trafen den Buſch leer, das Wild war nach Wermuthshauſen[2]) gelaufen. Wir kehrten dann bei Rapp ein, zu dem geſtern auch Märklin gereiſt iſt.

156. **An Rapp.** Heilbronn, den 12. Dezember 1844.

— — Freund Sicherer wollte neulich dem Sontheimer Mörder, der hier in's Gefängniß gebracht iſt, den Schädel viſitiren[3]); wie er ihm nun ſo im Genick herumtaſtete, glaubte der Delinquent, es ſei der Scharfrichter, der ſich den Ort zum Kopfabſchlagen ausſuchen wolle und gerieth in ſolches Entſetzen, daß er lange nicht mehr zurechtzubringen war. Die darauf doch vollzogene Unterſuchung hat Sicherer ganz für den Menſchen gewonnen „er hat nur unbedeutenden Zerſtörungstrieb; Bekämpfungstrieb etwas mehr; dagegen iſt Wohlwollen, ſelbſt Gewiſſen recht ſchön ausgebildet, freilich mit ſtarker Selbſtachtung und wenig Anhänglichkeit".

157. **An Viſcher.** Heilbronn, den 10. Januar 1845.

So wünſchenswerth uns, Deinen hieſigen Freunden, in gegenwärtiger Zeit ein briefliches Lebenszeichen von Dir wäre, ſo ſehen wir doch andererſeits zu wohl ein, daß wir jetzt nicht mit Dir abrechnen dürfen, um dem Drange zu widerſtehen, Dir in der kriegeriſchen Situation, in der Du dich befindeſt, ein theilnehmendes und ermunterndes Wort zuzurufen[4]). Dein Holſteiniſcher Zuhörer zuerſt brachte

1) „Von den näheren Umſtänden abgeſehen."

2) Dem Pfarrſitz von Mörike's Freund Hartlaub.

3) Vgl. S. 155.

4) Die Rede, welche V. d. 21. Novbr. 1844 zum Antritt der ordentlichen Profeſſur gehalten hatte, war von ſeinen Gegnern, zunächſt den pietiſtiſchen, als Anlaß zu einer lärmenden und leidenſchaftlichen Agitation benützt worden, der es ſchließlich auch gelang, ſeine Suſpenſion für zwei Jahre herbeizuführen. Näheres bei Viſcher, Altes und Neues, 3. H. S. 316 (Schwegler) Jahrbb. der Gegenwart 1845, S. 69 ff. (Zeller) ebd. 184 ff.

uns von Stuttgart und der dort herrſchenden Aufregung Nachricht, — man ſprach und las dann ſpäter von Abſetzung, Penſionirung, wenigſtens Verweis, — wovon ich nur etwa das Letztere für möglich halten konnte. Daß Du auf die ſich häufenden Zeitungsangriffe die Antwort vorläufig verſchoben haſt, war gewiß das Beſte. Auf den erſten, angeblich Lieſching'ſchen [1]), hat ja ein Tübinger (Schwegler?) ſehr gut und befriedigend geantwortet. Nun kommt aber in Nr. 7 [2]) ein ganz ſpitzbübiſcher Artikel, den man etwa dem Jud Maier [3]) zutrauen könnte und der mit Dir auch Zeller und Schwegler zu denunziren ſucht. Gegen die Stuttgarter Pfaffen ſandte uns Rapp einen Aufſatz für den Beobachter, der unter Anderem den guten Gedanken enthielt, wenn Du deine Rede drucken laſſeſt, ſo ſollen auch ſie ihre Predigten wortgetreu veröffentlichen. Ob er übrigens, zumal nachdem nun ein anderer Landgeiſtlicher zuvorgekommmen, noch einzurücken ſei, habe ich dem Märklin zur Entſcheidung überlaſſen. Am Ende mußt Du wohl eine eigene Broſchüre über die Sache ſchreiben. Gerne möchte auch ich Dir in der Sache dienen, wüßte ich nur, in meiner Entfernung vom Schauplatz, wodurch. Doch Du haſt beſſere Zähne als wir alle. Es iſt ſchön, daß auch einmal wieder auf ſchwäbiſchem Boden ein Kampf für die freie Wiſſenſchaft geführt wird; ſie waren einem durch die Elendigkeit der preußiſchen Streiter für dieſelbe in der letzten Zeit ganz entleidet.

158. **An Viſcher.** Heilbronn, den 25. Januar 1845.

Seit Mittwoch iſt Deine Rede hier, und ihr erſter Eindruck auf mich war der, daß nun alles Weitere unnöthig ſei, da man Dir jetzt unmöglich etwas anhaben könne. So würde ich nichts mehr gemacht haben, wenn nicht Dein Brief nachgekommen wäre und es doch gewünſcht hätte. So machte ich mich denn daran und war ſchon ziemlich damit zu Stande, als ich geſtern im Beobachter einen Artikel fand, wonach auch in Stuttgart der Eindruck Deiner Rede ein entſcheidender geweſen iſt. Nun wollte ich das Angefangene liegen laſſen, aber meine Frau ließ mir keine Ruhe, und ſagte, es ſei nicht genug,

1) Von einem Stuttgarter Buchhändler, Samuel Lieſching, ausgegangenen.
2) Der Augsb. Allg. Zeitung.
3) M. Maier, Prof. der Rechte in Tübingen, ſeit ſeiner Taufe der Führer der pietiſtiſch-reaktionären Partei an der Univerſität.

daß einer Recht habe, man müsse dem Publikum auch sagen, daß er es habe. Da mir dies einigermaßen einleuchtete, so brachte ich den Artikel doch zu Ende und schickte ihn noch gestern ab. Nur an den Beobachter [1]), denn die Kölner Zeitung hat mir den früheren, der gar nicht verfänglich war, zurückgeschickt. Den jetzigen in den Beobachter habe ich etwas weniger delikat zu machen gesucht und am Schluß die §§. des Strafgesetzbuchs gegen die Spitzbuben angeführt. Wenn nur die Censur keinen Strich macht. Den Liesching solltest Du aber nothwendig beim Kriminalamt verklagen, die §§. des Strafgesetzes über Verleumdung sind wie auf ihn gemacht, er käme ins Zuchthaus oder mindestens auf den Asperg. Doch ich sehe die Unterlassung einer Erwiderung Deinerseits auf seine lügenhafte Anführung aus Deinem Erh. u. Kom. als ein Zeichen an, daß Du Dir nicht durch Selbstsatisfactionnehmen das Recht der Klage benehmen wolltest. Sollte nun doch — was ich aber nicht denken kann, doch werden sich freilich die Pfaffen alle Mühe geben — ein Verweis kommen, so bitte ich Dich nur um das Eine, mach keinen schnellen Streich. Sag, wenn sie Dir ihn insinuiren, Du behaltest Dir die Antwort vor. Dann schlaf drüber und schreib hierauf. Du kannst, wie nun Deine Sache vor dem unbefangenen Publikum steht (beim nächsten hiesigen Maskenball macht ein Kaufmann einen Pietisten, der Mittel zum Anschwärzen ꝛc. verkauft; kaum lag Deine Rede auf dem hiesigen Museum eine Stunde auf, als schon ein Leser bravo! darunter geschrieben hatte), einen Verweis auf eine Art einstecken, daß Du Dir nichts vergiebst. Bleibst Du, auch mit Verweis, so haben Deine Feinde verloren, — gehst Du, wenn auch noch so brillant, so haben sie gewonnen. Du mußt nun die Sache, die sie zu Deinem Untergang eingeleitet, zu Deinem Vortheil ausbeuten, und das giebt sich von selbst, wenn Du bleibst. Also zäh!

159. An Vischer.

Heilbronn, den 8. Februar 1845.

Dein Brief mit dem Auftrage hinsichtlich der Pfau'schen Broschüre [2]) lag einige Tage hier, bevor ich von Ludwigsburg zurückkam,

1) Das noch bestehende Stuttgarter Blatt, in dem er 1845 Nr. 15 erschien.

2) Ludwig Pfau, ein Zuhörer Vischers, der sich später als Litterat bekannt gemacht hat.

und ſo kann ich Dir erſt jetzt ſchreiben, daß Buchhändler Lubrecht (Drechsler'ſche Buchhandlung) ſich im Allgemeinen bereit erklärt hat, dieſelbe zu drucken, nur möchte er (und zwar baldmöglichſt) das Manuſcript ſammt den näheren Bedingungen zur Anſicht erhalten. Will der Verfaſſer ungenannt bleiben, was wegen der Propheten im Vaterland hier vielleicht paſſend wäre, ſo will ich gern die Vermittlung übernehmen. Der Aufſatz von Pfau im Beobachter hat auch mir beſonders gefallen, und ſo erwarte ich auch gegen Hoffmann gutes, wenn es nicht zu ſpät iſt.

Wann und wie wird doch dieſe Geſchichte einmal endigen? Bleib nur Du ſtandhaft und laß Dich nicht verblüffen. Märklin meint, man ſollte am Ende ein Reſumé, eine Ueberſicht des Streits und der Gegner geben. Ich meine aber, wenn Dir die Regierung Gerechtigkeit widerfahren läßt, ſo verdienen die Gegner nicht, daß man ſie weiter anſieht. Aber eine hübſche Litteratur iſt's bereits.

Im Waldhorn in Ludwigsburg fragte mich ein Philiſter, ob's denn wahr ſei, daß Profeſſor Baur auf dem Katheder lehre, es gebe keine Unſterblichkeit, nach dem Tode ſei Alles aus? Das ſei doch zu arg, meinte er. Ich erklärte es natürlich rundweg für eine Lüge — man ſieht aber, daß die Leute auch Baur gern zu Leibe gingen.

In Ludwigsburg mußte ich ſehr an deine Majorin[1]) denken, was die im Jammer ſein wird; doch dachte ich wieder, ſie erfährt das Wenigſte. Das Laienvotum[2]), ſagt Hardegg, ſei von Stud.-R. Director Knapp. Er meinte vor 4 Tagen noch, die Stimmung der Regierung ſei nicht ſchlimm, der König ſage: nur keine Märtyrer.

In meinem letzten Aufſatz, was ich zu meiner Ehrenrettung bemerken muß, hat mir die Cenſur die Vertheidigung der Stelle aus Deinem Plan einer Aeſthethik — nach den Worten, Du verfahreſt wie ein Geometer ꝛc. — ganz verſtümmelt, ſo daß ſie jetzt ganz abrupt und ungenügend klingt.

Möchten wir bald die Nachricht von der glücklichen Entbindung Deiner Frau und der Deinigen von der Anklage an Einem Tag erhalten!

---

1) Eine mütterliche Freundin Viſchers, die ſehr an ihm hieng.

2) Eine gegen Viſcher gerichtete Flugſchrift, über welche die Jahrbb. d. Gegenwart 1845, 189 ff. zu vergleichen ſind. Ihr Verfaſſer war der oben Genannte.

160. An Vischer.

Heilbronn, den 19. Februar 1845.

Den herzlichsten Glückwunsch zu der Doppelnachricht, denn auch die Suspension ist nach dem Schlimmeren, was man zuletzt erwarten mußte, noch erfreulich genug. Die Pfaffen sind gewiß über diesen Ausgang böser als Du. Und daß Dir an demselben Tag Deine Frau einen Buben gibt, läßt jene Entscheidung vollends als einen Sieg erscheinen. Ich würde die Geburt des Sohnes in der Zeitung anzeigen, vergnügt, doch ohne Hindeutung auf die Suspension, an die jeder von selbst bedeutsamer denkt. Die zweijährige Frist zu schriftstellerischen Arbeiten wird Dir, denke ich, ganz wohl bekommen. In Bezug auf's Honorar für die Aesthetik kannst Du schon die Celebrität des letzten Streites zu Deinem Vortheil in Rechnung nehmen. Unter 4 Lsd'or — 50 fl. würde ich den Bogen nicht geben. Auch den Schubart würde ich nicht auf Diskretion dem Verleger überlassen [1]). Hast Du wegen der Reinhardt'schen Briefe noch nicht an Hauff geschrieben? Nun, ich denke, Du kommst auf's Frühjahr sicher. Man hat so Vieles jetzt zu besprechen. Mir ist eine große Last abgenommen durch diese Entscheidung; man war zuletzt ganz stumpfsinnig geworden durch die ewige Spannung. Wenn sie jetzt nur den Rapp nicht um so fester packen!

Hiermit leb diesmal wohl! Deiner Frau alles Theilnehmende von Deinem

D. F. Strauß.

Auch ich schließe mich an, um Ihnen, verehrtester Herr und liebe Frau, die herzlichsten Glückwünsche zu bringen. Das war eine bange Zeit für Sie beide, Gottlob, daß sie vorüber ist und gute Folgen brachte.

Ein zur Ruhe gesetzter Denker ist ja nicht so etwas Schlimmes (besonders wenn man nur zwei Jahre ruhen soll), und groß und erhaben Denken keine unwürdige Beschäftigung, selbst wenn man auch nur in's Sopha zu sitzen und die Daumen umeinander zu drehen Erlaubniß hätte. Ihr kleiner Bub wird Ihnen beiden ein Conzertino geben, das sich ohne Zweifel gewaschen hat. Unser alter Gott stärke

---

1) Wie Strauß Ges. Schr. I, 16 mittheilt, gieng der Grundstock der Schubartsbriefe, die er in der Folge herausgab, aus Vischer's Besitz in den seinigen über. Aus unserer Stelle sehen wir, daß V. sie erst selbst hatte bearbeiten wollen.

Sie, liebe Frau, und laſſe die Heiden neben uns glücklich ſein! wenn wir uns recht brav aufführen, dürfen ſie auch einmal mit uns in den Himmel kommen.

Herzlich grüßt Sie beide
Ihre ergebene
Agneſe Strauß.

161. An Viſcher.

Heilbronn, den 4. März 1845.

Dein Brief war um einen Geiſt zu beſchwören; wirklich hat er mich auch tüchtig umhergetrieben, und ſo ſehr ich mich gewehrt habe, ſo kann ich nicht ſagen, daß ich den Faden der Beſchwörung zerriſſen, ſondern nur etwa verlängert habe. Wie ich Dich perſönlich im Getümmel ſah, da konnte mich's wohl fortreißen, daß ich mein altes Schlachtroß ſpornte, um Dich heraushauen zu helfen: jetzt, da Du ſo weit heraus biſt, daß Du mit Ruhe ſelbſt wieder Deine Maßregeln nehmen kannſt, habe ich wieder abgezäumt. Im Ernſt, ich glaube, es wäre nicht klug, jetzt bei veränderten Umſtänden den Kampf noch auf die gleiche Weiſe fortführen zu wollen. Für's Erſte ſollte jetzt, meine ich, eine Pauſe eintreten, damit das Publicum uns nicht aus Ueberſättigung abweiſt, ohne nur die Sache weiter zu unterſuchen. Es iſt jetzt ſehr abwechslungsſüchtig, und bleibt nicht gern lang bei einer Materie. Für's Andere ſehen wir, daß der Kampf in Journalen und Broſchüren uns wenig geholfen hat. Allein in der Eile, mit der damals die Umſtände drängten, blieb uns kein anderer. Um ſo geeigneter ſind jetzt die Umſtände, dieſen andern Weg einzuſchlagen. Deine Ankläger haben zuletzt, und nicht ohne Eindruck bei der Behörde, die Wendung genommen, Dich ſo hinzuſtellen, wie wenn Du dem Niederſteigen in die Tiefen der Wiſſenſchaft das geiſtreiche Spiel auf ihrer Oberfläche vorzögeſt, ihren Ernſt durch Witz, ihre Ruhe durch Leidenſchaft trübteſt. Du und wir haben geſagt: dem iſt nicht ſo; die Gegner haben erwidert: o ja, und haben einzelne Stellen aus Deinen Schriften zum ſcheinbaren Beweiſe beigebracht. Jetzt kann nur noch das wirken, wenn Du ein zuſammenhängendes Werk ernſter Wiſſenſchaft der Welt hinſtellſt, vor welchem Deine Gegner verſtummen müſſen, und auf das Deine Freunde unter den Machthabern ſich berufen können. Ein ſolches wird Deine Aeſthetik ſein. Die wird wirkſamer für Dich ſprechen als alle Zeitungsartikel und Broſchüren Deiner Freunde.

Zugleich ist sie auch eine Rechenschaft, in welchem Sinne Du Dein Lehramt bisher geführt hast. Und was sonst noch zu sagen ist, wirst Du in der Vorrede dazu — bis dahin selbst abgekühlter und mehr über der Sache stehend, sagen können. Damit will ich nicht sagen, daß bis dahin Alles schweigen soll, oder auch nur ich schweigen wolle. Vielleicht gibt die Kammer, in der Römer die Sache zur Sprache bringen will, Anlaß, noch ein Wort darüber zu sagen. Es wird eine saubere Verhandlung geben.

Hiemit, lieber, bester Freund, habe ich Dir meine oft beschlossene Meinung nicht verhalten. Es wäre mir leid, wenn Du darin nur den verstimmten Widerwillen gegen das Schreiben, der freilich in mir groß ist, und einen starken Anstoß braucht, um für den einzelnen Fall überwunden zu werden, sehen wolltest. Es ist doch wohl auch etwas Vernunft darin. Doch genug.

162. An Zeller.

Heilbronn, den 11. März 1845.

Unsere Hoffnung, Dich an Ostern bei uns zu sehen, erschreckte gestern Fischer von Öhringen mit der Nachricht, daß Du in Tübingen bleiben wolltest, um den 2. Band Deiner Geschichte der griechischen Philosophie fertig zu machen. So sehr ich mich nun selbst auf die Erscheinung dieser Fortsetzung freue, so hatte ich mich noch mehr auf Dich selbst gefreut — meiner Frau zu geschweigen, welcher, sich auf Dein Buch zu freuen, nicht wohl zuzumuthen ist. Du bist an Weihnachten nicht da gewesen; man hätte jetzt so viel zu reden; ferner wird am Osterfest das Oratorium Huß hier aufgeführt, wo die Chöre der Geistlichen: In's Feuer mit dem Ketzer! ꝛc. auch Dich freuen würden, wie sie den Märklin glücklich machen. Endlich würde meine Frau sehen, wie sie Schnepfen auftriebe, die wir mit lauter Rheinwein hinunterflößen wollten. Freilich kommt es nun darauf an, wie sich die Witterung macht; doch denke ich, kann es nicht fehlen, daß wir nicht binnen 14 Tagen jene erste Frühlingsluft bekommen sollten, welche wenigstens mich trotz allem Morast von unten, immer am mächtigsten ins Freie und auf die Reise gelockt hat. — —

— — Baur — wird er sich nicht auch sehen lassen? Das wäre noch schöner[1]).

1) Baur und Zeller kamen damals wirklich nach Heilbronn, und der letztere hörte auch den Huß, in dem Frau Strauß mitwirkte.

163. An Rapp.

Heilbronn, den 25. Juli 1845.

Wenn irgend etwas die Schwierigkeit, einen ins Stocken gerathenen Briefwechsel wieder in Gang zu bringen, erleichtern könnte für denjenigen, der zuerst den verführten Karren stehen ließ, so wäre es ein so freundliches Entgegenkommen des anderen Theils, wie ich dieß von Deiner Nachsicht zu genießen habe. Und dann war der Sumpf da, wo ich meine Pferde ausspannte, weil ich Dir nicht helfen konnte und nicht vergebens zanken wollte, Dein Streit mit dem Consistorium in Folge Deiner Einmischung in die Vischer'sche Sache. Dieser Gegenstand ist nun erledigt und ich hätte Dir damals eine freudige Theilnahme an diesem immerhin glücklichen Ausgang bezeugen sollen und auch mögen, wenn nicht auch dieß einen sonderbaren Schein gehabt hätte, jetzt erst mit der Theilnahme zu kommen, da die Gefahr vorüber war. Und so kommt es, daß ich erst heute Dir schreibe. Heute ist Jacobi und vielleicht datirt mein letzter Brief von Georgii. So vergeht die Zeit über unsern Thorheiten.

164. An Vischer.

Heilbronn, den 7. Oktober 1845.

— In Köln war gerade Kunstausstellung, wo zuletzt auch Schorn's münsterische Wiedertäufer zu sehen waren, ein Bild — ich weiß nicht ob Du's kennst — das mir in den Figuren und Gruppen nicht ohne Bedeutung schien, bei dem man aber allerdings, wie es schon in ästhetischen Urtheilen hieß, nicht weiß, was es eigentlich sagen will. Sonst im genre und der Landschaft manches Gute, dagegen auch, namentlich in den höher strebenden Stücken, manches ganz Verkehrte oder Schiefe; z. B. „Freiheit wohnt nur in dem Reich der Träume" — so gibt's der Katalog an — ist dargestellt durch einen träumenden Gefangenen, dem eine Freiheitsgöttin schwebend den Kerkerschlüssel und im Schurz eingeschlagen Frau und Kinder bringt. Doch dabei ist am Ende hauptsächlich nur die Anwendung jenes Verses ein Unsinn. Ferner las ich in Köln Rötschers Buch über Seydelmann[1]), und will es Dir sehr empfohlen haben. Die Briefe und andere Aufsätze oder

1) Den Schauspieler, der eine Zierde der Stuttgarter, dann der Berliner Bühne gewesen war. Eine Abhandlung über ihn und die Rötscherſche (1845 erschienene) Schrift von C. Reinhold (R. Köstlin) hatten die Jahrbücher der Gegenw. 1845, 983 ff. 1035 ff., gebracht.

Bemerkungen von Seydelmann sind großentheils ganz klassisch und haben mich eigentlich mit Erstaunen erfüllt, da ich auf dem schriftstellerischen Felde den Mann nicht so bedeutend wußte. Es wäre freilich interessant über den sittlichen Ernst und Werth des Charakters jemand als Controle zu vernehmen, der ihn kannte, was aber nicht Köstlin sein dürfte, der mir nicht unparteiisch, sondern irgend wie persönlich erbittert gewesen zu sein scheint. Rötschers Bearbeitung ist ganz brav, nur widerte mich manches Schulmäßige an, besonders aber auch der Berliner Hochmuth, dem Seydelmann nur erst in und theilweise durch Berlin die höchste Stufe erstiegen haben muß, und dem, was S. nicht in Berlin gespielt hat, eigentlich gar nicht gespielt ist.

165. An Zeller.

Heilbronn, den 7. November 1845.

Etwas später, als wir vermutheten — es ist ja wohl schon 14 Tage oder mehr, daß Du uns verlassen — ist die Entbindung meiner Frau heute Nacht um 11 Uhr glücklich erfolgt und zwar von einem tüchtigen Buben, worüber große Freude im Hause ist, die ich Dir auch gleich mittheilen wollte. Laß Dir diese jetzt nur nicht dadurch verderben, daß ich die Bitte hinzufüge, Du möchtest, da Du diesmal doch nicht eigentlich auf die Geburt eingewirkt [1]), sie war ziemlich schwer, und alle Anrufungen der Lucina wollten lange nichts helfen — so möchtest Du bei der Wiedergeburt des Knäbleins aus Wasser und Geist behülflich sein.

Wie gesagt, Du darfst nicht zu sehr erschrecken; Schwager Heyd [2]) wird die Taufe vornehmen, und mit dem muß Märklin vorher accordiren, daß er ein billiges Formular nimmt, das kritische Gevatterleute nicht allzusehr in Verlegenheit setzt. Die Taufe wird noch nicht so plötzlich stattfinden, und wir werden uns alle Mühe geben, sie so zu legen, daß Du an Oheim Hiller's Seite persönlich Deine Stelle einnehmen kannst.

Nun um von meinem leiblichen Kind auf Dein geistiges zu kommen, so habe ich Deinen zweiten Theil bis zur aristotelischen Metaphysik jetzt durchgelesen und meine dessen entwöhnten Glieder in die-

1) Die der Tochter war an einem Tag erfolgt, an dessen Morgen Z. Strauß' Haus verlassen hatte.

2) Prediger in Heilbronn, Märklin's Schwager.

sem kühlen Gedankenbade recht erquickt. Fortwährend finde ich Deine Forschung und Darstellung vortrefflich, sie macht den ruhigen Eindruck der Sache selbst und leistet das Schwierige mit anscheinender Leichtigkeit, daß nämlich das tiefe Graben der Helle der Ansicht und Uebersicht nirgends schadet. Ich freue mich auf's Weitere von Aristoteles, von dem mir namentlich die Stelle aus de part. anim. [1]), wenn ich mich recht erinnere, wo er die Freuden rühmt, die der Naturforscher auch am scheinbar Unbedeutenden finde, unerwartet liebenswürdig erschienen ist. — —

166. An Wilhelm Strauß.

Heilbronn, den 21. Nov. 1845.

Um Ronge bin ich ganz gekommen; von einem Besuch bei mir ließ er sich durch die von Stuttgart aus ihm eingeflößte Furcht, dadurch bei seinen Anhängern anzustoßen, abhalten; und während seines Vortrags hier hatte ich Kindesnöthen im Haus. Dagegen hörte ich vor wenigen Tagen einen hiesigen Löwenwirth und Bierbrauer die Grundsätze des Deutschkatholicismus in öffentlicher Versammlung recht brav vortragen.

167. An Vischer.

Heilbronn, den 9. März 1846.

Bald ist das erste Jahr Deines auferlegten Stillschweigens vorüber; das andere wird auch herum sein ehe wir es uns versehen. Ich freue mich, bald die erste Hauptfrucht dieser unfreiwilligen Muße, Deine Aesthetik, 1. Band, genießen zu können; die kleineren in Schwegler's Jahrbüchern haben mir schon viel Genuß gemacht. Gervinus Schrift über die Deutschkatholiken war nach Form und Inhalt so gediegen, daß sie gewiß die Meisten befriedigt hatte: und doch weisest Du unwidersprechlich nach, daß sie unbefriedigend ist [2]). Goppelt sagte, es sei ihm interessant gewesen, einmal so die innersten Gedanken dieser Richtung zu vernehmen; dagegen klagte Freund Sicherer über Schwierigkeit mancher Sätze, was ich auch nicht ganz widersprechen konnte. Im andren Aufsatz hast Du klug die Gelegenheit ergriffen, auch einmal ein wenig loben und moderiren zu können; es

1) I, 5. 645 a 5.

2) In „Gervinus und die Deutschkatholiken" Jahrbb. der Gegenwart 1845, 1086 ff.

kleidet Dich gut in meinen Augen, und es wird es noch mehr in denen der Gegner thun. An Rümelin habt ihr einen schätzbaren Mitarbeiter gewonnen. Der Mann hat großes schriftstellerisches und namentlich publicistisches Talent; der Aufsatz im Beobachter gegen die Kirchenrepräsentation war sehr gut und in den Jahrbüchern sind Ausführungen wie die über deutsche Treue, durch die trockene Kaltblütigkeit im Zerstören von Lieblingsillusionen äußerst ergötzlich. Nun hat Dir ja Th. Ruoff eine Doctordissertation geliefert. Ich hoffe doch fast, daß er in der Behaglichkeit des Ehestandes zum Arbeiten im ästhetischen Felde kommen wird. Ich war kürzlich in Ludwigsburg mehrere Tage mit ihm zusammen, wahrscheinlich zum letztenmal vor seinem Abzug, und fand eben wieder, daß er ein grundgescheidter Kerl ist, und auch mehr Anhänglichkeit z. B. an Dich hat, als man oft denken möchte. Auch finde ich, daß ihm seine Ludwigsburger Quarantäne zuträglich gewesen.

168. An Wilhelm Strauß.

Heilbronn, den 2. Mai 1846.

— — Gegenwärtig ist meine Schwägerin von Nürnberg hier, die sich von einem üblen Winter, obwohl sie noch stark hustet, doch ziemlich erholt hat. Sonst unterhält man sich so gut es geht; Herr Goppelt hat in seinem Saal ein kleines Theater machen lassen, welches vorgestern durch ein von ihm und meiner Frau gespieltes kleines Lustspiel von Elsholtz, hierauf eine musikalische Scene von Haydn: Ariadne auf Naxos, von meiner Frau dargestellt, eröffnet wurde. Voran ging ein Prolog von mir[1]), gesprochen von einem Hauptmann der hiesigen Garnison. Es ging Alles recht gut und Jedermann unterhielt sich. Gestern Abend muß Vischer mit seiner Frau bei Märklin eingetroffen sein, ich erwarte ihn jeden Augenblick. Seine Aussichten auf baldige Restitution sind natürlich trüb, da der König dem Vorschlag des Senats, Zeller zum außerordentlichen prof. philos. zu machen, aus religiösen Gründen seine Zustimmung versagt hat.

1) Derselbe folgt unten.

Prolog

zur Eröffnung des Liebhabertheaters im Goppeltſchen Hauſe.

Es kam der Frühling und mit ihm die Störche;
Es ſchmückte ſich die Flur mit neuem Grün;
Aus jungen Saaten ſtieg empor die Lerche,
Und jubelte am blauen Himmel hin;
In frohen Sprüngen ſahn wir aus dem Pferche
Die zarten Lämmer mit den Müttern ziehn;
Wir ſelbſt, zu neuer Daſeinsluſt geladen,
Erfüllten wieder Feld und Promenaden.

Doch, wie des Frühlings Boten zu uns kamen,
Wie uns Natur den Tempel aufgethan,
Verließen uns die Herren und die Damen,
Die wir im Heiligthum Thaliens ſah'n;
Nicht Jakob Winter[1]) nur, treu ſeinem Namen,
Entfloh einſt furchtſam bei des Lenzes Nah'n:
Auch Fräulein Ringelmann, mit 20 Köpfen,
Verließ uns an Palmarum mit den Schnepfen.

Wohl wird es keinen unter uns verdrießen,
Natur, der guten Mutter, Gaſt zu ſein;
Braunbier im Aktiengarten zu genießen,
Bei Dederer den kühlen alten Wein;
Den Wartberg ſich zum Ziele zu erkieſen,
Nach Böckingen zu pilgern oder Flein;
Am Bach der Gruppen und am See der Trappen[2])
Nach Butterbrod mit friſcher Luſt zu ſchnappen.

Doch immer nur Natur, genügt uns nimmer;
Wir ſind einmal auch an die Kunſt gewöhnt,
An ſie, die mit des Ideales Schimmer
Die Proſa dieſer Wirklichkeit verſchönt;
Auch hält uns oft die Witterung im Zimmer,
Wenn Regenſturm an unſre Fenſter dröhnt:
O ſagt, was wollen wir alsdann beginnen,
Daß uns nicht gar zu träg die Stunden rinnen?

Ihr ſeht's: dem Freunde, den wir alle achten,
An deſſen Wiege nicht Merkur allein,
Nein, auch die beiden Schweſterchöre lachten,
Die holden Drei und die beredten Neun,
Ihm, der zu dichten weiß, nicht bloß zu trachten,
Ihm gaben ſie den Lichtgedanken ein,

1) Der von Strauß Geſ. Schr. II, 345 ff. verewigte „alte Schauſpieldirector". — 2) Das Dorf Gruppenbach und der Trappenſee.

Uns dieſe Bretter, die die Welt bedeuten,
In ſeines Saales Raume zu bereiten.

Liebhaber ſpielen hier, gleichſam freiwillige
Soldaten der Thalia und Melpomene,
Drum hoffen wir von Eurer Güte billige
Beurtheilung auch für das Unvollkommene;
Und wenn erſt Der und Die von Euch als willige
Mitſpieler unterſtützen uns Beklommene:
Ja, dann verſprechen wir Euch manche labende
Und unvergeßliche Theaterabende.

Doch ſind der Reime jetzt genug gekoppelt,
Zeit iſts, o Vorhang, daß Du Dich erhebeſt;
Die Herzen fühlen ihren Schlag verdoppelt,
Erwartend was Du wohl zu ſchauen gebeſt;
Zum Spiel gerüſtet iſt Herr Adolf Goppelt,
Gerüſtet Madam Strauß geborne Schebeſt;
Jetzt Aug' und Ohren auf! und iſt's zu Ende,
So ſparet nicht den lauten Zoll der Hände!

169. An Viſcher.

Heilbronn, den 3. Juni 1846.

Schon vor 14 Tagen war ich mit dem Studium Deiner Aeſthetik ſo weit gediehen, daß ich Dir darüber ſchreiben wollte; allein es kam ein 8tägiger Aufenthalt in Ludwigsburg dazwiſchen, und nun habe ich, um mir den Gang des Buches aufs Neue zu vergegenwärtigen, vom erſten, ſchwierigeren Theil die §§ noch einmal für ſich durchgeleſen. Ich habe dies ſehr dienlich gefunden, denn die Strömung der Expoſition des Begriffs in den §§ wird durch die theilweiſe hiſtoriſche und exegetiſche Strömung in den Anmerkungen beſonders in der erſten Hälfte nicht ſelten gekreuzt, ſo daß man wohl thut, am Schluß der Anmerkung den § noch einmal zu leſen. In der zweiten Hälfte mindert ſich dieſe Schwierigkeit, indem hier die Anmerkungen mehrentheils Erläuterungen des § ſelbſt enthalten. Jene hiſtoriſchen Rückblicke waren, wie ich wohl einſehe, nothwendig, da ſie ſich aber nicht als vollſtändige Stufenleiter zu dem von Dir erreichten Standpunkt verhalten, ſo lohnen ſie doch die Mühe nur ſpärlich, die der Leſer darauf verwenden muß. Du ſiehſt, ich bin ein ſehr bequemer und unakademiſcher Leſer geworden, denn vom akademiſchen Standpunkt aus kann gegen die Nothwendigkeit jener geſchichtlichen Excurſe keine Einrede ſtattfinden. Auch die Strenge des philoſophiſchen Ausdrucks iſt mir mitunter

ſchwierig geweſen; woraus Du nur erſehen ſollſt, wie man vollends dem großen Publikum gegenüber in jetziger Zeit kaum populär genug ſein kann.

Soll ich nun von dem Eindruck reden, den das ganze Werk, ſoweit es vorliegt, auf mich gemacht hat, ſo iſt es der der Reife und eines Ariſtoteliſchen beruhigten Reichthums an feſtem und ſicherem Begriffserwerb. Man ſieht, der Verfaſſer hat die Schlüſſel, die er uns hier darreicht, vorher an unzähligen Schlöſſern probirt und viel Arbeit gehabt, ſie für alle gerecht zu machen. Bei der Breite der Grundlagen und der Vollſtändigkeit und Bequemlichkeit der Eintheilung des Baues (ich habe auch den Entwurf der Aeſthetik in Deinen Kritiſchen Gängen wieder mit großer Befriedigung geleſen) gewinnt man ein gewiſſes Gefühl der Sicherheit, und auch der auf anderem Boden Stehende wird vorläufig gewonnen. Hinſichtlich der Eintheilung habe ich in Betreff der Frage, ob wirklich die Metaphyſik dieſes erſten den folgenden ſo voranzuſchicken ſei, mit allerlei Anfechtungen zu kämpfen gehabt. Daß es gut und zweckmäßig iſt, dieſe Grundbegriffe ſo in ihrem eigenen Zuſammenhang zu entwickeln, iſt einleuchtend; dagegen iſt aber doch die immer wiederkehrende Nothwendigkeit, um nur das Abgehandelte verſtändlich zu machen, Späteres zu anticipiren, hier ebenſo wie in Hegel's Logik bedenklich, und namentlich geſtehe ich, daß ich die Schlußformel ſowohl hier als bei Hegel, daß der in ſeinen Momenten vollendete Begriff ſich in Daſein umſetze, nicht mehr gläubiger, als ein hoc est corpus meum[1]) ſprechen kann. Du ſiehſt, wie tief mich die graſſirenden Zweifel gegen das Hegel'ſche Syſtem als ſolches, d. h. in ſeiner geſchloſſenen Schulform, ſchon angeſteckt haben. Ich habe es noch, aber nur wie einen wackligen Zahn im Munde, auf den ich nicht mehr ſo wie Du das Herz hätte zu beißen. Wie geſagt jedoch, der Standpunkt im Allgemeinen und eine Maſſe von Anſchauungen im Einzelnen (erſterer mit ſolchen Modifikationen, wie für Dein Fach Du ſie hier anbringſt) bleibt mir dabei immer. Unter dieſen Modifikationen iſt mir beſonders die die Stellung der Religion beleuchtende wichtig und einleuchtend geweſen, wie überhaupt Deine die Religion beſprechenden §§ von höchſter Bedeutung ſind. In den Anmerkungen dazu haſt Du Dich zwar kurz gefaßt, doch nichts vertuſcht

1) „Dieß iſt mein Leib".

und es kann da allerdings wieder Angriffe geben. Indeß finde ich ſowohl hier, als auch gegen abweichende Anſichten Deinen Ton durchweg gehalten und mäßig, ſo daß ich für mich Manchem, wie z. B. dem Weiße, ſchärfere Lauge gegönnt hätte, wohl einſehend indeß, daß für die Sache, d. h. ein ſolches Buch, Dein Ton der rechte iſt. Die gewählte Form überhaupt betreffend, ſo iſt freilich das „für Vorleſungen“ auf dem Titel dem 3bändigen Umfang des Werkes nicht recht entſprechend; es kann kaum etwas Andres bedeuten als „aus Vorleſungen entſtanden“; denn als Vorleſebuch den Zuhörern in die Hand gegeben, müßte es mit dem Umfang des Einen Bandes vollendet ſein. Davon abgeſehen indeß finde ich die Art mit Paragraphen und Anmerkungen für dieſen Stoff ganz praktiſch, da, der Natur des äſthetiſchen Stoffs wegen, neben der begrifflichen Entwickelung immer Beiſpiele und Rückſicht auf ſolche hergehen muß. Auch ſind Deine §§ ungemein concentrirt und fruchtbar; ſie erinnern nicht ſelten an das Körnige Kantiſcher Definitionen und das Beziehungsreiche Schleiermacher'ſcher §§ in der kurzen Darſtellung[1]). Die Anmerkungen ſind der Natur der Sache nach zwar weniger friſch, aber deſto gemeſſener, als die entſprechenden Ausführungen in dem Erhabenen und Komiſchen. Das Buch gefällt je weiter es vorrückt, deſto beſſer, und wird in den folgenden Theilen noch mehr gefallen. Ich freue mich namentlich gleich auf den zweiten.

Auf Einzelnes einzugehen iſt hier nicht thunlich. Es fiel mir Manches beim Leſen ein, und beim Weiterleſen wieder aus. Vortrefflich — dies habe ich z. B. behalten — iſt Deine Expoſition der verſchiedenen Arten der Zufälligkeit; warum Du aber den abſolut ſtörenden Zufall § 40 nur aus der Colliſion verſchiedener Gattungen ableiteſt, iſt mir nicht recht klar geweſen. Ob einem Menſchen durch einen Ochſen das Auge ausgeſtoßen wird, oder durch den Stock eines Menſchen, der ſich im Umwenden nicht auf jenen verſah, ſcheint mir auf Eins hinauszulaufen. Man wird freilich in den meiſten Fällen dieſer Art Unvorſichtigkeit finden können, doch oft auch nur eine ſolche, wo man ſich gar nicht regen müßte, wenn man ſie durchaus vermeiden wollte. Ein anderer Punkt, der mir eben einfällt. Du ſtellſt

1) Schleiermachers „Kurze Darſtellung des theologiſchen Studiums“ (1810. 1830).

170. An Vischer.

Heilbronn, den 9. Juni 1846.

Jetzt sei nur kein Narr. Erstens wird bei gleicher Güte immer ein einzelner rasch hingeworfener Aufsatz über einen concreten Stoff amüsanter sein, als ein systematisches Werk; selbst Hegel's Aufsatz über Hamann ꝛc. ist insofern angenehmer als seine Encyklopädie; ein System, ein Bau von unten auf, läßt sich ohne eine Dosis Schwerfälligkeit und Langweiligkeit nicht zu Stande bringen. Das weißt Du wohl und weiß jeder kundige Leser Deines Werkes.

Zweitens glaube ich allerdings, daß Dir immer eine Arbeit, die dem concreten Gegenstande näher steht, besser gelingen wird, als die auf der Seite des abstrakten Gedankens liegt. Aber sei darüber froh; das macht Dich eben zum geborenen Aesthetiker. Wenn man auf diesen das Wort anwenden will: das Eine thun und das Andere nicht lassen, so wird unter's Thun die Anschauung und Empfindung des Einzelnen, unter's Nichtlassen die Erkenntniß des Allgemeinen zu stellen sein. Eben weil es sich bei einem Rötscher, Hotho ꝛc. umgekehrt verhält, sind sie keine rechten Aesthetiker. Zu einer und mehreren Gruppen ästhetischen Stoffs die ordnenden Begriffe zu finden, wird Dir immer leicht sein, das machst Du mit einem raschen Griff ab, der für den Zuschauer selbst wieder ein ästhetischer Gegenstand ist; um dagegen über der Gesammtheit des Aesthetischwirklichen eine Begriffsreihe als continuum fortzuführen, dazu wirst Du Dich hin und wieder strecken müssen, und diese Mühe wird man Deiner Arbeit ansehen. Besser immerhin, als wenn Du das Einzelne nach Begriffen reckteſt, wie die Doctrinärs, oder wenn Du Dich in demselben begrifflos verwirrteſt, wie die Empiriker. Summa: ich habe die Ueberzeugung, daß Du so, wie ich sonst Niemand weiß, zum Aesthetiker organisirt bist, und daß Du auch in diesem Buch das Möglichste geleistet hast. Was uns in demselben als schwerfällig (verzwickt ist es nicht, den Eindruck kann es nicht machen) erscheint, hat theilweise seinen Grund in der Sache, in der Natur der Grundlegung, theils in dem Ursprung, der Dich zu historischen und polemisch-apologetischen Ausführungen veranlaßt, die im Buch zum Theil entbehrlich waren. Aber ein Mangel Deiner Aesthetikernatur zeigt sich darin gar nicht, und wer Dir das weiß machen will, der ist nicht gescheidt und wenn Du selbst es wäreſt.

Deinen Aufſatz über die ſatiriſchen Zeichner [1]) habe ich jetzt auch geleſen, und über Deiner Beſchreibung der Scenen mit dem Hund, der auf einen Telegraphen fällt ꝛc., habe ich auf dem Muſeum ganz ſimpelhaft lachen müſſen, während unſer Prälat hinter mir ſaß. Leider habe ich den Töpffer nicht mehr bekommen können, dagegen hat ſich Sicherer gleich den Gavarni kommen laſſen, wo ich ihn zu ſehen bekommen werde. Deine kleineren Aufſätze neuerer Zeit ſind reife Früchte, welche eine Luftbewegung vom Baum weht; in Deiner Aeſthetik wird der Baum geſchüttelt, wo Manches mit muß, das ſonſt noch länger oben geblieben wäre; das iſt der ganze Unterſchied. Was ich an Dir noch beſonders loben muß, iſt der ſichere Schwerpunkt, den Du immer im Aeſthetiſchen behältſt und, bei aller billigen Anziehungskraft des politiſchen Elements, doch niemals bis in dieſes hinüber Dir verrücken läſſeſt. Unterſcheidet Dich dies von den meiſten jetzigen äſthetiſchen Stimmführern, ſo biſt Du durch Deine lebhaften Sympathien für den politiſch-ſocialen Fortſchritt doch wohlthätig von den Romantikern getrennt. Dieſes aequilibrium [2]) zu behaupten wäre ſchwierig, wenn Du genöthigt ſein ſollteſt, die academiſche Stellung aufzugeben — —. Doch iſt ja noch kein beſtimmter Grund zur Beſorgniß.

Den 2. Theil ſollteſt Du aber nun durchaus bald folgen laſſen. Schwierigkeit kann Dir nur die erſte Hälfte, vom Naturſchönen, machen, und von dieſem wieder nur das Naturſchöne im engeren Sinn: Geologiſches, Zoologiſches und — doch kaum — die Pflanzenwelt; dann kommt ja das Menſchliche, wo höchſtens noch das Anatomiſche, das Dir ja aber, ſo weit es in Betracht kommt, auch nicht fremd iſt, Schwierigkeit machen kann. Ich habe da eben Humboldt's Kosmos vor mir liegen. Einzelnes Brauchbare mag ſich ſchon hier finden; dann ſind aber hinten als frühere Werke Humboldt's angezeigt: Ideen zu einer Phyſiognomik der Gewächſe, Anſichten der Natur mit wiſſenſchaftlichen Erläuterungen, wo ſich gewiß Manches findet, was Du brauchen kannſt. Hätteſt Du denn keinen jüngeren Docenten oben, der Dir das Nöthige beibringen oder nachweiſen kann? Auch könnteſt Du ja, wenn Du noch allzu vieles nachzuleſen haſt, in der Ausarbeitung einſtweilen beim Menſchen oder der Phantaſie anfangen.

---

1) Jetzt Altes und Neues S. 61 ff. — 2) „Gleichgewicht".

Nur kalt laß Dich jetzt nicht werden. Und im Allgemeinen mußt Du Dich ja doch halten bei dieser Excursion in die Naturwissenschaften.

Deinen vorigen Brief hat mir Märklin richtig überliefern lassen. Warum man Regenbögen nicht malen soll; wenn Du das nicht herausbringst, wie soll ich es wissen? Hat nicht Hegel in der Aesthetik darüber eine Stelle? — Was der Alex. Simon über die Stuttgarter Kunstausstellung sagt, ist, bei aller Unerträglichkeit und eitlen Verzwicktheit der Form, doch wohl theilweise gut; auch von seinen allgemeinen Aussprüchen hat mich der z. B. als wahr frappirt, daß für die Malerei das Pflanzenreich über dem Thierreich stehe.

171. An Märklin.

Köln, den 22. Juli 1846.

Ich muß Dir doch von meinem Patmos aus — wo ich nur leider keine Offenbarungen habe — auch einmal schreiben, wäre es auch nur, um einen Brief von Dir zu erzielen. Mein Aufenthalt ist abwechselnd Bonn[1]) und Köln; in ersterem Ort war ich nach meiner Ankunft 4, und später wieder einmal ich glaube 5 Tage, die übrige Zeit hier in Köln. Da ich über meinen Bruder für den Augenblick beruhigt sein kann, so bin ich lieber hier, wo ich Raum habe allein zu sein, als in Bonn, wo — wie in einem Badaufenthalt — die ganze Familie in 4 Zimmer zusammengesperrt ist. Meinen Bruder traf ich zuerst in einem bedenklichen Zustand. Sein Arzt ist der Geheimerath Nasse, der einst mit Eschenmayer das von mir seiner Zeit fleißig studirte Archiv für thierischen Magnetismus herausgegeben, ein alter Romantiker ächtester Farbe aber nach allgemeiner Meinung der Gegend ein ausgezeichneter Arzt, und so viel ich sehe äußerst sorgsam und nachdenkend für seinen Kranken.

— Gelesen habe ich in dieser Einsamkeit schon ziemlich fleißig. Zuerst nahm ich Baur's Johannes[2]) vor, in den ich bis dahin nur

1) Wohin Strauß' Bruder sich zum Gebrauche einer ärztlichen Kur von seinem Wohnsitz Köln aus vorübergehend begeben hatte.

2) Die Schrift, welche zuerst 1844 in den Theologischen Jahrbüchern, dann 1847 in den „Krit. Untersuchungen über die kanonischen Evangelien" erschien. In dem letzteren Werke gibt Baur S. 40—52 eine eingehende Auseinandersetzung über das Verhältniß seiner Kritik zu der Strauß'schen, deren Bedeutung in vollem Maß anerkannt wird. Weiteres oben Br. 9.

hineingesehen hatte. Ich freue mich, daß, unerachtet mich diese Arbeit persönlich nicht angenehm berührt, ich doch fähig bin, sie von Herzen zu loben und ihre Resultate in vollstem Maße anzuerkennen. Jetzt, aber auch jetzt erst, ist dies Gespenst des angeblichen Johannes gebannt, das mich und andere immer wieder geäfft hatte, und immer wiederkehrte, wenn wir es eben beschworen zu haben glaubten. Es ist gebannt, weil Baur das Wort seines Räthsels, das constituens seines Wesens ausgesprochen hat. Hiegegen ist keine Widerrede möglich, weil Baur's Schlüssel in alle Schlüssellöcher dieses wunderlichen Baues paßt und alle, oder doch fast alle Kammern desselben aufschließt. Auch formell ist das Werk sehr schön, und hat namentlich vor Baur's Paulus den Vorzug, daß es einen aufsteigenden Klimax bildet, dessen höchste Spitze, die Schlußuntersuchung über den Verfasser, in ein Gebiet führt, wo die tiefste Psychologie zugleich höchste Poesie ist. Wer die Resultate dieses Werks leugnen kann, — (und zwar ist mir hier der, der sie nur äußerlich leugnet, also bewußt lügt, noch lieber als wer es so weit gebracht hat, sie auch vor sich selbst leugnen zu können) von dem darf gesagt werden, er habe dem heiligen Geist der Wissenschaft gelogen. Ich selbst werde in Baur's Abhandlung oft polemisch berücksichtigt, und mein Standpunkt für das 4. Evangelium als ungenügend bezeichnet. Das ist in der Ordnung, und B. hat, wo er mir entgegentritt, durchweg Recht. Es kann dieß dem, den es betrifft, leid thun, aber es wird ihm nicht weh thun, er wird sich von dem, der jene Urtheile ausspricht, nicht gekränkt fühlen. Nun aber stellt mich Baur immer mit Lücke ꝛc. in Eine Reihe, hebt nirgends hervor was die Kritik der Evangelisten, und auch die des 4., mir verdankt und zeigt überhaupt gegen meine Arbeiten eine unfreundliche, abgeneigte Stimmung. Ich kann nun auch dies theilweise aus der Sache selbst zurechtlegen; ich bin kein Historiker, es ist bei mir Alles vom dogmatischen (resp. antidogmatischen) Interesse ausgegangen, und das mag er mit Recht von seinem historisch-kritischen Standpunkte aus mißbilligen. Allein er sollte doch bedenken, wie meine Art für den Anfang gerade angemessen und natürlich war, und wie *sie* ohne meinen Vorgang heute gewiß noch nicht da stünden, wo sie stehen. Blicke ich nun zurück, so finde ich auch früher eigentlich nirgends ein anerkennendes Wort Baur's für meine Arbeiten, immer ablehnend, theilweise mich ignorirend, wo es sich geradezu von meinen Ideen handelt, wie in der Versöhnungs-

lehre, wo in dem Abſchnitt über die neueſte Zeit, der ſich um die Frage: Chriſtus Individuum oder Menſchheit? dreht, ich gar nicht genannt werde. — — Ich geſtehe, mein perſönliches Verhältniß zu Baur finde ich durch dieſe Sache geſtört, deßwegen preiſe ich aber doch ſein Werk als ein Meiſter- und Muſterwerk der Kritik. — —

Ueberhaupt, wenn es zwar eine ſchlimme Sache iſt jetzt um die Theologie, ſo hat es in anderer Hinſicht ein Theologe jetzt leichter als je. Wenn einer heutigen Tages Baur's Johannes und Paulus auf der einen und auf der andern Seite Feuerbach's Weſen des Chriſtenthums geleſen hat, ſo weiß er Alles, was die heutige Theologie weiß, und kann alles Andere füglich ungeleſen laſſen. Von Zeller habe ich neulich einen Aufſatz über Religion gegen F. in ſeiner Zeitſchrift[1]) geleſen, der mir aber vorkam, wie die Flattiſch-Süskindiſchen Aufſätze gegen Kant: die Abwehr iſt matt, durch die Berührung wird man angeſteckt, und hat am Ende mehr verloren als gewonnen. Ich ſage nicht, daß nicht manche gute Ideen drin ſeien, aber ſie ſind noch nicht ſo concentrirt, um gegen F. etwas ausrichten zu können: für jetzt und vielleicht noch geraume Zeit behauptet er das Feld, ſeine Theorie iſt die Wahrheit für dieſe Zeit. Daß nun in dieſer Poſition ich etwas ſchreiben ſollte, iſt eine pure Unmöglichkeit. Da meine Senſibilität für wiſſenſchaftliche Wahrheit unendlich größer iſt als meine eigene Produktionskraft, da deßwegen, wenn ein Anderer Recht hat, ich mir gewiß nie einbilde, ich habe Recht, vielmehr das Umgekehrte mir ſchon begegnet iſt, ſo hält mich die Empfindung fremder Wahrheit zunächſt ganz darnieder, und es bedürfte weit mehr Friſche und Lebensmuth, als ich noch habe, um mich wieder auf die Beine zu bringen und mich in Stand zu ſetzen, den Wettlauf mit den ſchon ſo weit Vorangeeilten noch einmal zu beginnen.

172. An Viſcher.

Köln, den 25. Juli 1846.

Ich hoffte immer, von Dir einen Brief hierher zu erhalten; vielleicht dachteſt Du, ich ſolle Dir zuerſt ſchreiben, wie hiermit geſchieht; mich wird ein Brief von Dir immer noch geraume Zeit hier treffen. Zunächſt dachte ich, Dir heute mehr ſchreiben zu können, da ich geſtern in Düſſeldorf war, mit Deinen kritiſchen Gängen in der Taſche, um

1) Theol. Jahrbücher 1845, 66 ff.

die Aquarellcopien von Rambour [1]) zu ſehen und ihretwegen vielleicht mehrere Tage dort zu bleiben: aber ſiehe da, oder vielmehr ſiehe nicht — ſie waren durch eine Kunſtausſtellung verſtellt. Dieſe ſah ich nun zwar, kann aber nicht ſagen, daß mir etwas daran ſich beſonders eingeprägt hätte. Auch hier iſt eine Kunſtausſtellung: 5 belgiſche Maler haben wieder Maler gemalt: den Rembrandt und Rubens, Cimabue und Giotto, z. B. Katalog: „Rubens verläßt ſchleunigſt Genua, um ſeine kranke Mutter zu beſuchen. Bei ſeiner Ankunft in Antwerpen findet er ſie todt; darüber großen Schmerz empfindend zieht er ſich in die Abtei St. Michel zurück.“ Da ſitzt er nun, ein Geiſtlicher ſteht hinter ihm; das iſt das Ganze, welches gar nichts ausdrückt und ohne Erklärung ſchlechthin unverſtändlich iſt. Dieſes charakteriſtiſche Zeichen der Leerheit, Eitelkeit und Selbſtbeſpiegelung der jetzigen Kunſt, daß Maler Maler malen und Dichter über Dichter dichten (Gutzkow: R. Savage und Urbild des Tartüffe, Laube: Gottſched und Gellert ꝛc.) ſollteſt Du gelegentlich auch einmal berühren [2]). Doch nein, die Künſtler laſſen ſich ja auch mit Macht in den Stoff und zwar den Zeitſtoff ein: da iſt „die Wittwe des Armen“; dort gar ein Proletarier, der über der Kölner Zeitung, die er in der Hand hat, und darin die neue Geſindeordnung lieſt, in Thränen ausbricht! Das ſchon vor dem Jahr zu ſehende Jagdrecht, wo ein das Wild von ſeinem Acker abwehrender Bauer vom Jäger geſchoſſen iſt, habe ich geſtern in Düſſeldorf noch einmal ſehen müſſen. Leineweber fehlen heuer; doch leſe ich eben heute in der Zeitung einen Roman von L. Storch angekündigt: Ein deutſcher Leineweber! Es ſei ein ſehr intereſſanter Beitrag zur Romanlitteratur ſagt Herr L. Schücking, der ſich neuerdings in die Tendenz mit aller Unkritik eines Romantikers hineinzuſtürzen anfängt. Wohl thun einem nach ſolchen Fratzen die Landſchaften, deren recht ſchöne da ſind; doch iſt die Wirkung des Landſchaftlichen auf mich verhältnißmäßig ſchwach. Wohl thun auch einige Verſuche im wirklich hiſtoriſchen Fach; ein Karl V. im Kloſter St. Juſt, von Jacquard in Paris hat mich durch den guten Porträtkopf des Kaiſers angezogen; das iſt doch ein welthiſtoriſcher Kopf. Die Scene drückt

1) Viſcher, Krit. Gänge I, 207 ff. — 2) Strauß ſelbſt that dieſes in der weiteren Ausführung der obigen Gedanken. Jahrbb. d. Gegenwart 1847, 379 ff. „Aeſthetiſche Grillen. Erſter Sang“.

nichts aus: der Kaiſer hat Uhrenräder, Schraubſtöcke ꝛc. vor ſich, ein Novize bringt Erfriſchungen, hinter dem Kaiſer ſteht ein Mönch mit finſterer Miene und einem aufgeſchlagenen Buch, und nun heißt es im Katalog: „Der Prior des Kloſters St. Juſt ſagte dem Kaiſer, der ſich mit mechaniſchen Arbeiten beſchäftigte, eines Tags: Bei Gott, ſeid entweder das Eine oder das Andere, Mönch oder Kaiſer.“ Das muß man Einem nun wieder ſagen; der Kaiſer macht eben jenes zähe, bedenkliche Geſicht hin, das wir an ihm kennen, weiter nichts. Für den alten Jacobs hat es mich gefreut, daß ſein Sohn (denn das iſt doch E. Jacobs in Gotha?) eine recht ſchöne Antigone am Grabe ihres Bruders geliefert hat, d. h. ſie hat mich als eine edle und anmuthige Figur angeſprochen, obwohl ich mir denken kann, daß der Kenner vielleicht Manches auszuſetzen haben könnte, indem vielleicht Farbe und Modellirung kräftiger und der Geſichtsausdruck (ſie ſitzt, nachdem ſie die Arbeit vollendet, den Kopf in die Hand geſtützt, die Schaufel neben ihr) etwas weniger weich ſein dürfte. Minder ſprach mich von demſelben Maler das noch größere Tableau: Simſon, bei Delila gebunden, an; ſie iſt eine gar zu moderne Kokette, er zu alt und bei großer Musculoſität zu wenig ſaftſtrotzend. Ein Zeller aus Zürich hat die Felicetta von Albano porträtirt, die mir aus A. Reumonts röm. Briefen als maleriſche Hauptſchönheit der letzten Jahre bekannt war, ein brillantes Bild, das Geſicht etwas dümmlicht, die Frons tenuis [1]) des Horaz, aber eine Jugendfülle und -friſche, die unvergleichlich ſind. Derſelbe malt ein Mädchen vom Sabinergebirge im Gebete: elende, erlogene, und faſt über die Verſtellung ſelbſt lachende Fratze. Schiavoni aus Venedig: Flora — franzöſiſch — kokett, kleinlich. Derſelbe: Das Nachdenken. Eine weibliche Figur mit entblößten Schultern ſtützt in die eine Hand den Kopf, während ſie in der andern einen Stift hält und eine Rolle Papier vor ſich liegen hat. Der im Vergleich mit der Felicetta unreine Teint und das trutzige Geſicht dieſes Frauenzimmers, ohnehin der Allgemeinbegriff: Nachdenken, gefielen mir anfänglich nicht; bei wiederholtem Beſuch indeß ſöhnte ich mich immer mehr damit aus, und dachte: das Modell muß gar nicht übel ſein; — freilich eine ſehr zweideutige Wirkung eines Kunſtwerks. Komiſche Sachen, etliche recht hübſche, beſonders von 2 Franzoſen: Biard, der

1) „Schmale Stirne“.

durch V. Hugo illustrirte, malt (so ist's verzeihlich) einen classischen Maler, der mit dem Helm auf dem Kopf in den Spiegel sieht, um sein Conterfei auf ein zur Seite hängendes Schlachtbild zu übertragen. Der unclassische Kopf unter dem Helm, die kurze bourgeoismäßige Figur im grauen Rock, das heldenmäßige Gesicht, das er hinmachen will, sind recht wirksam.

Ferner Jacquard, derselbe von dem der Kaiser Karl V. ist, malt einen Pfaffen, der nach dem Essen sich seinen Kaffee einschenkt und bläst; im Gesicht scheinen die leeren Weinflaschen wieder, die man hinten sieht, und der Stupor postprandialis [1]) vermischt sich trefflich mit dem Epicureismus sacerdotalis. Doch nun genug, da ich schon auf dem letzten Blatte bin.

Daß Dein trefflicher Töpffer so schnell daran mußte! Ob er wohl Deine Kritik noch gelesen hat?

173. An Märklin.

Bonn, den 28. Juli 1846.

— — Vorige Woche war ich in Düsseldorf, um die von Vischer gerühmten Aquarellcopien von Rambour zu sehen; sie waren aber durch eine Kunstausstellung verdeckt. Um nicht ganz vergeblich in D. gewesen zu sein, besuchte ich den Jacobi'schen Garten in Pempelfort wieder, eine wahrhaft fürstliche Anlage, deren hohe alte Bäume an dem heißen Tage herrliche Kühlung gaben, und wo man in den Alleen noch die Gruppen der großen Geister aus den 70er und 80er Jahren wandeln zu sehen glaubte. Das Haus ist unansehnlich, das jenen Männern so oft ein Mäcenatisches Dach bot; da es noch von der Familie bewohnt ist, konnte ich nicht wohl hineingehen.

Eine andere Wallfahrt zu der Stätte eines verstorbenen Autors machte ich bald nach meiner Ankunft hier vor 4 Wochen. Wir fuhren Nachmittags nach Plittersdorf, wo eine hübsche Gartenwirthschaft am Rhein ist, mit der Aussicht auf's Siebengebirge. In halber Höhe hinter einem Hügel am entgegengesetzten Ufer sah ich ein röthliches Gebäude mit Zinnen wie eine restaurirte Burg, ich fragte, was das sei, und erhielt die Antwort, das sei das Landhaus des verstorbenen Geh. Raths Rehfues [2]). Ich erinnerte mich, daß er mir von da aus

1) „Die Schläfrigkeit nach dem Essen", „dem Epikureismus des Pfaffen."
2) Vgl. S. 72.

vor 4 Jahren nach Köln geſchrieben hatte. Ich ließ mich allein im Nachen überſetzen, durchwandelte den Garten, — ein alter Bauer, der dieſen beſorgt, führte mich ins Haus, deſſen Zimmer aber verſchloſſen waren, in einem ſei eine Bibliothek, wenigſtens 6 Fuhren Bücher, ſagte er, da habe der Geh. Rath gearbeitet; es ſei hier ein altes Herrenhaus geſtanden, über 100 Jahr alt, aber noch ganz ſchnack, der Geh. Rath jedoch habe es abbrechen und dieſes ganz neu bauen laſſen. Das Gut umfaßt außer dem Garten noch eine ziemliche Anzahl Aecker und Wieſen, die verpachtet ſind. $^1/_2$ Stunde davon, in Pfaffenrath, ſei ein 2. Gut des Geh. Raths, mit ſchönen Weinbergen und einem einfacheren Hauſe. Das bedeutendſte Bauweſen aber habe er 1 Stunde ſeitwärts im Heiſterbacher Thale aufgeführt, wo er auch ein Gut beſeſſen, das er aber vor ſeinem Tode noch verkauft habe. Daß er in den letzten Jahren noch einmal geheirathet, wie mir berichtet worden war, ſei falſch, da aber ſeine Frau viel jünger als er geweſen und ausgeſehen, ſo ſeien ähnliche Irrungen öfters vorgekommen.

Schneckenlied.

Ei wie gibt es dieſes Jahr
Doch ſo viele Schnecken!
Kohl und Kraut benagen ſie,
Freſſen Baum und Hecken;
Wo man geht und ſteht, da tritt
Man auf ſie mit Schrecken;
Ei wie gibt es dieſes Jahr
Doch ſo gar viel Schnecken.

Und wie eigen ſie nach uns
Ihre Hörner ſtrecken!
Iſt es doch als thäten ſie's,
Uns damit zu necken;
Sonſt ſo furchtſam, wurden ſie
Plötzlich nun zu kecken;
Ei wie iſts ſo ſonderbar
Heuer mit den Schnecken!

Schon auch glaub' ich, ihren Sinn
Deutend zu entdecken:
Baut ihr immer, ſpotten ſie,
Eiſenbahnenſtrecken,

Reist und denkt im Flug, nur hofft
Uns nicht anzustecken;
Schnecken bleiben hin wie her
Bei der Post der Schnecken.

174. An Vischer.

Köln, den 16. August 1846.

— — Du fürchtest, ich könnte wieder schwach werden, und darin kennst Du das menschliche und speciell *mein* Herz ganz gut; er fällt mir sehr schwer, dieser Schritt, allein ich sehe, daß ich ihn thun muß, und dann — ist meine Ehre im Spiel, ich habe mich *schämen* müssen, und müßte es fortwährend — dies entscheidet. Und die Entfernung hilft auf's Beste; ich gehe nicht mehr hin bis alles gerichtlich eingeleitet und mein Erscheinen vor Gericht nothwendig ist.

Ich freue mich, an Rapp bald wieder schreiben zu können. — Doch soll es nicht geschehen, als bis die Ehe als gelöst gelten kann, und ich dann *faktisch* bei Rapp entschuldigt bin. Es wäre mir fatal, mit Entschuldigungen anfangen zu müssen; wir müssen uns gleich aus vollem Herzen schreiben können.

— In einer eigenen Lage befinde ich mich Zeller gegenüber. Ich bin ihm unendlichen Dank schuldig in Bezug auf mein bisheriges ehliches Verhältniß. Er ist der einzige, dessen angelischer Natur es gegeben war, auf diesen Kohlen ohne Schmerz zu gehen; er allein ging bei uns ein und aus, wie wenn er nicht anders wüßte, als daß Alles zwischen uns gut stehe. Dies, daß es doch Einem Menschen in unserem Hause wohl war, hat auch mir unendlich wohl gethan; es stand auch wohl, so lange er da war; weil *er* es zu glauben schien, glaubten auch wir es, und so rechne ich die Tage, die er bei uns zu verschiedenen Zeiten zubrachte, zu den wenigen Oasen dieser Wüste. Ebendeßwegen weiß ich aber das Wort so schwer gegen ihn zu finden, weil es das erste sein müßte. Dir wird es leichter sein, es ihm zu sagen, da ihr gewiß schon sonst von der Sache gesprochen habt. Sag' ihm aber dabei, wie innig lieb er mir dadurch geworden sei, und wie ich dies nicht ohne die tiefste Rührung schreibe. In ihm, in der Erinnerung an die Art, wie er sich bei uns gab, lebte für mich diese Ehe idealisch, wie sie hätte sein sollen, bisher fort; mit dem ersten Wort, daß ich ihm die Wirklichkeit gestehe, zerfließt für mich (denn *er* mußte das Wahre längst wissen) dieser Zauber. Ja, als eine Natura

angelica hat er ſich in dieſer Sache bewährt, und wenn wir zuweilen geneigt ſind, das Mangelhafte, was eine ſolche Natur hat, hervorzukehren, ſo habe ich zugleich das volle Gefühl des Höheren bekommen, welches darin liegt, und das uns fehlt[1]).

175. An Zeller.

Heilbronn, den 19. November 1846.

— — Ewald hat ja ganz unerwartet eine Mine ſpringen laſſen, deren Stücke jedoch an Dir vorübergeflogen ſind[2]). Mich haben ſie inſofern auch nicht getroffen, als abgeſchiedene Schatten nicht mehr zu treffen ſind. Daß ihr Jahrbücher jetzt mit ihm in Verlegenheit kommt, geſchieht euch recht. Das kommt heraus bei der Gemeinſchaft mit Narren. Hat Sirach darüber keinen Spruch? — —

176. An Zeller.

Heilbronn, den 1. Februar 1847.

Um auf Dein letztes Freundes- und Freudenſchreiben würdig zu antworten, wollte ich eigentlich warten, bis mir die Umſtände ein freies und freudiges Aufathmen wieder geſtatten. Allein, da es mir hiemit leicht gehen könnte, wie dem horaziſchen Rusticus exspectat ꝛc.[3]) ſo verſchiebe ich es nicht länger, Dir eigenhändig zu ſagen, wie herzlich mich die ſchöne Doppelpoſt von Deiner Berufung und Auserwählung — für Dich, für Deine liebenswürdige Braut, die ich mich jetzt doppelt freue, perſönlich kennen gelernt zu haben, ſo wie für unſern gemeinſchaftlichen Papa erfreut hat. Denn das bleibt er mir, mag er auch von mir als einem halbverſtoßenen Simeon ſich zu Euch jungen Joſephen und Benjaminen gewendet haben. — —

---

1) Der Herausgeber glaubte dieſe Stelle, in welcher ſich das Gemüth ſeines Freundes ſo ſchön und ergreifend ausſpricht, nicht auslaſſen zu dürfen; fühlt ſich aber zu dem Bekenntniſſe verpflichtet, daß an der von Strauß gerühmten Unbefangenheit ſeines Verhaltens denn doch auch die Unerfahrenheit einen erheblichen Antheil hatte, welche ihn manche Störung, die auch ihm nicht entgehen konnte, in ihrer Bedeutung und Tragweite unterſchätzen ließ.

2) Noch im Auguſt 1846 hatte ſich Ewald in den Jahrbb. d. Gegenw. S. 788 ff. gegen ein Pietiſtenblatt zur Wehre geſetzt; wenige Monate darauf machte er aber in der Flugſchrift „Ueber einige wiſſenſchaftliche Erſcheinungen auf der Univerſität Tübingen“ (Stuttg. 1846) im Namen des „Chriſtenthums“ einen gehäſſigen Angriff auf Strauß und Viſcher und ohne ihn zu nennen auch auf Baur.

3) „Der Bauer wartet, bis der Strom abgefloſſen iſt.“

177. An Vischer. Heilbronn, den 20. Februar 1847.

Möge bis mein Brief ankommt, Deine Frau — da ich aus Deinem Brief an Märklin ersehe, daß die Stunde nahe ist — Dich zum Vater eines gesunden Knaben oder Mädchens — denn das Glück ist, besonders so lang noch kein Kind vorhanden ist[1]), dasselbe — gemacht haben!

Mit der Restitution lassen sich ja auch die Sachen wenigstens nicht schlimm an. Hoffen wir also das Beste. Unsre Differenz in Betreff Deines Verhaltens beim Wiedereintritt betreffend, so bin ich schon zufrieden, daß Du wenigstens über den Styl Deiner ersten Vorlesung mit mir einverstanden bist. Was das andere betrifft, so empfehle ich Dir, die Geschichte und Akten des Abgangs Fichte's von Jena (auch was Goethe darüber sagt) zu studiren, um zu sehen, wie auch ein Ehrenmann, eben weil er dies in überspanntem Grade ist, fehlen und schaden kann.

178. An Vischer. Heilbronn, den 11. Mai 1847.

— — Von Zeller habe ich jetzt einen Brief. Die Christine ist gestorben. Auch „ein Stück gute alte Zeit." Hatte von den Scherflein, die sie von mir und Andern geschenkt bekommen, so viel zusammengespart, um ehrlich begraben werden zu können, weil sie die Anatomie fürchtete, der sie als Spitälerin anheimgefallen wäre. Auch zu kleinen Vermächtnissen an ihre Freundinnen im Armenhaus reichte es noch. Das zog sie sich am Kaffee ab, wozu, als ihrem Lieblingsgetränk, meine Gaben vorzüglich bestimmt waren.

179. An Vischer. Heilbronn, Pfingstmontag 1847.

Warum ich Deinen soeben erhaltenen Brief gleich beantworte, davon ist der nächste Grund der, damit, wenn Du dem Schwegler noch nichts von dem Julian gesagt hast, Du es nicht thun sollst, da er sich unter der Arbeit so gestaltet, daß er nicht für die Zeitschrift taugt. Ich schrieb ihn zwar dieser Bestimmung wegen absichtlich so, daß ich kein einziges Citat machte, unerachtet ich eine Masse Stellen excerpirt hatte; nun ist es aber nicht, weil mich diese Stellen dauern, sondern weil sie für den Eindruck der Arbeit unentbehrlich sind, daß

1) Vischers erstes, Brief 160 erwähntes Kind war bald wieder gestorben.

ich ſie doch theilweiſe beigeben muß. Da nämlich eine Parallele des antiken Romantikers mit jetzigen beabſichtigt iſt, und dieſe oft überraſchend genau ausfällt, ſo muß man die Beweiſe nothwendig ſchwarz auf weiß ſehen, um nicht das Ganze für einen ſchlechten Witz zu halten. Zuerſt hat mir daher Märklin zugeſprochen, das Ding beſonders drucken zu laſſen, und ich will das jetzt ſo thun, daß ich ihm die Form einer Rede gebe, der ich die Quellenſtellen als Zugabe hintennachſchicke; es wird dann ein kleines Broſchürchen, wie ſie ja jetzt Mode ſind, und ich will mich damit an Baſſermann wenden, dem ich auch den Schubart geben möchte.

— Daß Schwegler dem Ewald[1]) diplomatiſch antwortet[2]), wundert mich vorläufig auch; ich erwartete und freute mich auf etwas mit ſpaniſchem Pfeffer Gewürztes aus ſeiner Feder. Bei Dir weiß ich freilich ſelber nicht zu unterſcheiden, was klüger iſt, gedruckt oder durch eine Klage antworten. In Acht nehmen wirſt Du Dich, denn es wäre ja gar zu arg, wenn Du über dieſen Narren fallen ſollteſt. Ich werde mich nicht regen, begreife aber wohl, daß das bei Dir als Lehrer ein Anderes iſt.

— Leſe jetzt Abends ein Manuſcript von Kerners Jugendgeſchichte[3]), meiſtens in Ludwigsburg ſpielend, ein ganz eigenes Produkt, ohne allen Pragmatismus, aber auch kaum gemüthlich, ſondern eine Reihe der tollſten Grotesken, Amtsdiener, die die Buben mit ihren Zöpfen herumſchlagen, Profeſſoren, die, nachdem ein alter Gaul mit ihnen durchgegangen, von den feurigen Roſſen Eliä irrereden ꝛc.

— Hahn[4]) †!! Seit Wochen ſchon erwarte ich täglich ſeinen Trauerbrief zu leſen, weil ich tief fühlte, daß ihn der 46er ſeiner höheren Beſtimmung entgegen führen müſſe. Have p. a![5])

180. An Viſcher.

Heilbronn, den 18. Juni 1847.

— — Endlich bin ich auch dazu gekommen, Deinen Artikel über Hebbel[6]) zu leſen, und mich, wie immer aus Deinen Sachen,

1) Vgl. Br. 175. — 2) Jahrbb. d. Gegenw. 1847, S. 461.

3) Das „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit".

4) Der „Oberfamulus" des Seminars Blaubeuren, welchem ſchon zu Strauß' und Viſchers Zeit der Wein nicht ſelten gefährlich geworden war.

5) „Fahre wohl, fromme Seele!"

6) Jetzt Krit. Gänge N. F. II, 1 ff.

ſehr daraus zu inſtruiren. So lang Du von ſeinen frühern Dramen ſprichſt, wurde ich ganz ungeduldig über Dein glimpfliches Verfahren, weil das ſcheußliche Monſtra ſein müſſen, beim neuſten aber konnte ich, wenigſtens in Deiner Darlegung, nicht umhin zuzugeſtehen, daß es recht intereſſant ſein muß. Du ſollteſt nun aber faſt nothwendig auch an Gutzkow's und Laube's Stücke gehen. Das kann ich nicht, weil dazu ein durchgreifender, ſyſtematiſcher Maßſtab gehört, der mir nicht zu Gebote ſteht. Dies iſt auch der Grund, warum ich Deine Aeſthetik nicht recenſiren kann; doch verſpreche ich Dir, wenn ich mich nach Erſcheinung des zweiten Theiles im Stande ſehen ſollte, etwa einige aphoriſtiſche Streiflichter darauf zu werfen, ihm einen eigenen Grillenfang[1]) widmen zu wollen. Was ich nämlich an äſthetiſchem Beſitz mein nenne, ſind nur einige kleine Enclaven, welche als mediatiſirte Herrſchaften in Dein großes Gebiet hineinfallen, — ſo fehlt es mir an einem ſelbſtſtändigen Standpunkt Dir gegenüber. Nun weißt Du, ohne daß ich Dir's ſage, daß ich im Stande bin, anzuerkennen, und daß es mir Befriedigung gewährt, Anerkennung, die ich empfinde, auszuſprechen; — allein mit der bloßen Anerkennung iſt man noch nicht zur Recenſion berufen, ſelbſt dann nicht, wenn man etwa Einzelnes ausſtellen könnte. Dies mit Bezug auf eine frühere briefliche Aeußerung von Dir zu nachträglicher und vorläufiger Verſtändigung

181. An Rapp.

Heilbronn, den 24. Juni 1847.

Im Fiſch- und Geigers-Enthuſiasmus habe ich, glaub ich, während unſeres Beſuches bei Dir ganz vergeſſen, Dir zu erzählen, daß ich eine kleine Schrift über den Kaiſer Julian geſchrieben habe, die demnächſt bei Baſſermann in Mannheim gedruckt werden wird. Auch habe ich aus meinen Schubartianis einen Aufſatz über Schubart's Stellung zu den 4 großen Dichtern Klopſtock, Wieland, Goethe und Schiller herausgearbeitet[2]).

182. An Viſcher.

Heilbronn, den 10. Juli 1847.

O Du, deſſen Vortrefflichkeit als Freund nur an ſeiner Saumſeligkeit als Correſpondent ein Seitenſtück hat, — ſchon ſeit 3 Wochen

1) Vgl. S. 185, 2. — 2) Von demſelben erſchien nur der erſte Abſchnitt: „Schubart u. Klopſtock" im „Morgenblatt f. geb. Leſer" 1847, Nr. 167. 168

liegt ein Brief an Woldemar Kern[1]) in meinem Pulte, der nicht abgehen kann, weil Du mir seine Adresse nicht schreibst. 89 Schubartsbriefe sind indes von Hoyer eingegangen[2]), höchst willkommen und wichtig, — und wieviele könnte ich nun vielleicht auch schon von Kern haben, wenn Du mir seine Adresse schriebest! Ich bin mit Eifer am Abschreiben, raschen Ausziehen der Briefe, die ich Hoyer wieder zurückgeben muß, und wünschte, wenn ich damit fertig bin, gleich an die etwaigen Kernischen gehen zu können.

Dies ist kein Brief, sondern ein
Presser[3]),
Johann Jakob Presser, mit Mörike[4]) zu reden,
Abgeschickt von
Deinem
St.

183. **An Zeller.** Heilbronn, den 11. Juli 1847.

Schon über zwei Monate ist Dein lieber Brief alt, der mich seiner Zeit als erste genauere Nachricht über Dein Befinden in der neuen Heimath sehr erfreut hat. In 6—7 Wochen, schriebst Du damals, werdest Du wieder in's Land kommen, um Hochzeit zu machen; da ließ man dann die ersten 4 Wochen so hinstreichen, alsdann dachte man: jetzt ist's nicht mehr der Mühe werth, vor seiner Hieherkunft nach Bern zu schreiben, man beglückwünscht ihn nach Tübingen zur Hochzeit. Doch auch dies wurde uns dadurch vereitelt, daß wir über die Zeit Deiner Ankunft und Deines Bleibens in Tübingen zu spät Nachricht erhielten, und so sind dann die Heilbronner Glückwünsche in Nachtrab gekommen. Doch wirst Du und Deine liebe Frau sie darum nicht für minder herzlich halten, sondern überzeugt sein, daß ich an Eurer alle Bürgschaften des schönsten Lebensglücks in sich tragenden Verbindung so innigen Antheil nehme, als wenn es einen Bruder oder eine Schwester von mir beträfe. Hoffentlich hat sich Deine liebe Frau indessen schon angewöhnt in den neuen Verhältnissen und zu Deinem Glück wird ohnehin nichts fehlen. Auch Deine äußere

1) Einen Urenkel Schubarts, Sohn des Br. 109 genannten Professors.
2) Vgl. Strauß Litter. Denk. Ges. Schr. I, 17.
3) „Presser" = Gerichtsvollzieher.
4) In dem Gedicht: „Zur Warnung", Gedichte 1. Ausg. S. 213.

Stellung hat ſich ja nun durch den Tauſch der Fächer weit unverfänglicher gemacht und als neuen Profeſſor der Kirchengeſchichte wird Dich eine Entdeckung unſeres Freundes Rapp intereſſiren, die er kürzlich auf einer gemeinſchaftlichen Tour nach Erligheim[1]) vortrug (wo wir ein koſtbares Exemplar von einem Onkel kennen gelernt hatten) —: daß man nämlich von den Kirchenvätern noch Kirchen-Onkel unterſcheiden ſollte. So fruchtbar mir dieſe Idee Anfangs vorkam, ſo fand ich doch nachher kein Subject, das ich unter die neue Rubrik hätte ſtellen können, weil mir keiner der Herren gutmüthig genug war; und ſo bleibt es Dir vorbehalten, der Galle dieſes von unſerem theologiſchen Leverrier berechneten neuen Planetenrings zu werden — —[2]).

184. **An Viſcher.** Heilbronn, den 26. Juli 1847.

— — Nimm, meinen armen Julian hat die Stuttgarter Cenſur (da er hier gedruckt werden ſollte) ſo zerſtrichen, daß er für todt lag. Nun hat ihn der Verleger zu ſich in's Badiſche geflüchtet, wo er die Cenſur ohne Anſtand paſſirt hat und jetzt bald vollends gedruckt ſein wird. Es iſt aber ein gar kleines Büchlein geworden, und wird kaum über 4 Bogen reichen. Nach dieſem Vorgang ſeh ich als beſtimmt an, daß auch mein Aufſatz über Liſt von der Cenſur beanſtandet werden wird[3]).

Nun laß bald den zweiten Band Deiner Aeſthetik auffliegen! Daß er getheilt wird, iſt, da ja der Stoff ſelbſt ſo zerfällt, ganz zweckmäßig. Deinem Aufſatz de illustrando Fischarto[4]) könnteſt Du wohl auch meine vor etlichen Jahren in myſtificirender Form in der Europa niedergelegte Idee de illustrandis umbris itinerariis[5]) einflechten. Von dem Schubartiſchen Viſcher wünſchte nur unter dem Text bemerken zu können, daß er Dein Großvater geweſen. Geſtern hat Sicherer 2 altauthentiſche Büſten von Carl und Franziska[6]) er-

1) Dorf unweit Heilbronn. — 2) Der von Leverrier durch Rechnung gefundene Planet Neptun iſt bekanntlich von Galle zuerſt geſehen worden.

3) Derſelbe erſchien u. d. T. „Zwei deutſche Märtyrer“ (Arndt u. Liſt), Jahrbücher d. Gegenw. 1847, 689 ff.

4) „Ueber Illuſtrationen zu Fiſchart.“ Gemeint iſt der Aufſatz: „Ein maleriſcher Stoff“, Jahrb. d. Gegenw. 1847, 779 ff. (Altes u. Neues“ I, 152 ff.).

5) „Ueber Illuſtrationen zu den Reiſeſchatten“ (J. Kerners).

6) Herzog Karl Eugen von Württemberg (über den S. 161, 2) zu vergleichen iſt) und ſeine zweite Gemahlin, Gräfin Franziska von Hohenheim.

halten, die nun im Carlszimmer ſeines Hauſes aufgeſtellt werden. Sie koſten ihn 30 fl., ſind aber wirklich recht hübſch.

185. An Viſcher.

Heilbronn, den 29. Juli 1847.

Mein letzter Brief[1]) an Dich iſt ganz anders ausgefallen als er eigentlich ſollte. Ich wollte an dem zu Anfang berührten Thema fortmachen; allein es verſtimmte mich und ſo bog ich in ein litterariſches Geſchwätz ab, das mich gleich ärgerte, weil es einer Wichtigthuerei ähnlich ſieht. Ich wollte Dir eigentlich ſagen, daß ich doppelt und dreifach unglücklich bin. Ich habe ſeit einiger Zeit für meine Frau eine ſolche Empfindung im Herzen, daß ich den Augenblick weinen könnte. Alle gute Seiten, die ſie hat, ſtellen ſich mir vor, und wenn ich des Nachts von ihr träume, ſo iſt's in ruhig freundlicher Weiſe, wie wenn nichts vorgefallen oder Alles ausgeglichen wäre. So viel iſt gewiß, hätte ſie nicht durch ihr gewaltſames Vorſchreiten und Veröffentlichen der Sache eine unüberſteigliche Mauer zwiſchen uns aufgeführt, ſo würde ich einen abermaligen Verſuch mit ihr machen, — der freilich ohne allen Zweifel eben ſo übel ausſchlagen würde als alle bisherigen. In Köln, als ſie ſich in die zeitweiſe Entfernung ergab, war ich ſo gerührt von dieſem Zuge von Hingebung, daß ich mir im Stillen vornahm, ihre Entfernung abzukürzen, und mich auf's Zärtlichſte von ihr verabſchiedete. Aber als ich nach Hauſe kam, tadelte mein Bruder mein weiches Benehmen ſehr und meinte, jetzt ſei das Uebel nur ärger gemacht.

186. An Viſcher.

Heilbronn, den 15. Oktober 1847.

— — Ich forderte Dich kürzlich auf, die jungen Dramatiker zu kritiſiren. Du erwiderteſt, Du leſeſt ſie ſpät Abends und da bleibe Dir nichts. Ich antworte: So lies ſie früher, und ich füge auch noch die Lyriker hinzu. Es iſt ſchlechterdings nothwendig, daß Du Dich nicht ſo ſeitab hältſt, ſondern in die Mitte des heutigen poetiſchen Betriebs hineintrittſt, und die Richtwage in die Hand nimmſt, die Dir gebührt. Das wird dann erſt auch Deiner Aeſthetik Eingang ſchaffen. Du mußt Deinen Principien praktiſch Achtung erzwingen. Glaub nur,

1) Hier nicht aufgenommen.

die Laube's ꝛc. ſind heilig froh, daß Du noch nicht hinter ſie gekommen biſt, wie hinter den Herwegh. Du ſollteſt in den Jahrbüchern 2 Galerien für die jetzigen Dramatiker und Lyriker eröffnen, und nach einander alle bedeutenden durchnehmen. Du kannſt's dann ganz nach Bequemlichkeit ausführen, aber kündig's nur einmal an und gib einen Anfang. Ich werde Dich nicht in Ruhe laſſen, bis Du mir folgſt, weil ich weiß, daß ich Recht habe.

Wislicenus [1]) hat mir einen ſchönen Brief geſchrieben, er wünſcht Beiträge in ſeine Zeitſchrift. Ich möchte ihm gar zu gern ſeinen Wunſch erfüllen, weiß aber noch kein Thema. Sein Boden, ſeine Gemeinde ꝛc. iſt mir zu unbekannt. Ihn ſelbſt aber ſchätze ich hoch, ſeit ich ſeine erſte Schrift: Ob Schrift, ob Geiſt? geleſen habe. Er und Uhlich ſind wie Wein und Thee.

187. An Rapp.

Heilbronn, den 21. Oktober 1847.

— Der Julian, nachdem er lange ſtill gelegen, fängt jetzt endlich an, zu rumoren und die Allgemeine Zeitung bringt einen Artikel, der den König von Preußen und das Chriſtenthum gegen eine ſolche Parallele in Schutz nimmt. Mit dem Chriſtenthum ſtehe es noch nicht ſo ſchlecht, wie damals mit dem Heidenthum und die jetzige Philoſophie ſei lange nicht ſo gut, wie das damalige Chriſtenthum und Friedrich Wilhelm IV. lange nicht — ſo mächtig, wie Julian. So iſt's recht! ſolche Leute müſſen wir haben . . ꝛc. —

188. An Rapp.

Heilbronn, den 12. November 1847.

— In Weinsberg kehrte ich bei Kerners ein, es war ½11 Uhr, ich wollte gleich wieder fort, ſie behielten mich aber beim Eſſen. Zur Unterhaltung brachte Kerner vor Tiſch ſeine Briefbände, worin wir blätterten und laſen, meiſt von Verſtorbenen. Kerner ſagte, das Leſen dieſer Briefe von Menſchen, die mit ihren Beziehungen und Ver-

1) Prediger W. in Halle, welcher durch die genannte Schrift den Anlaß gegeben hatte, daß ſich aus der von Uhlich geleiteten Geſellſchaft der „proteſtantiſchen Freunde" eine von der Landeskirche getrennte freie Gemeinde abzweigte, die aber mit den übrigen um jene Zeit entſtandenen freien Gemeinden im Kampf mit der ſtaatskirchlichen Reaktion ſich nicht auf die Dauer behaupten konnte.

hältniſſen längſt untergegangen ſeien, mache ihn überaus wehmüthig und betrübt. Ich erwiederte, auf mich mache es umgekehrt einen beruhigenden und erheiternden Eindruck, alle dieſe Lebenskämpfe nunmehr ſo beigelegt zu ſehen. Bei Tiſch ſagte Frau Kerner, es freue ſie, mich einmal wieder an ihrem Tiſch zu ſehen, es verſetze ſie in vergangene Zeiten, die doch recht ſchöne Zeiten geweſen. Dieſes Wort rührte mich und that mir wohl. — Zu Hauſe traf ich eine Reihe Briefe, worunter einen ſehr kühlen von Baſſermann, — wenn meine Bedingungen nicht ſehr mäßig ſeien, ſo könne er den Schubart nicht nehmen, da dieſer doch nur eine ſchwäbiſche Celebrität ſei und im übrigen Deutſchland weniger Anklang gefunden habe.

189. **An Viſcher.** Heilbronn, den 16. November 1847.

— — Daß ich's wegen Deiner Aeſthetik bei der Allgemeinen Zeitung hinterlegt habe, iſt Dir durch Märklin geſchrieben worden. Und nun ſchreibt mir Schwegler von der Umgeſtaltung der Jahrbücher. Da kannſt Du dann gleich Deine kritiſche Guillotine aufſchlagen für moderne Poeten. Erlaub mir, Deine Einwendungen ziehen nicht. Ich verſichere Dich, daß ich vergangenes Jahr ſehr bald aus dem Morgenblatt, der Allgemeinen Zeitung ꝛc. gewußt habe, wie man über die Karlsſchüler in München und Berlin, in Mannheim und Dresden urtheilte, und ſo auch früher über Zopf und Schwert, Gottſched und Gellert ꝛc. Wie viel leichter kannſt Du dies bei Eurer trefflichen Leſeanſtalt. Du wirſt ſagen: Ich habe keine Zeit; ich antworte auch hier: ſo mußt Du Dir ſie nehmen, und an gelehrten Studien abziehen. Mein Bruder führt mir gegenüber den Spruch im Mund: Dir ſteckt der Doktor noch im Leib! — ſo möcht ich Dir zurufen, daß Dir der Profeſſor noch zu ſehr im Leib ſteckt. Du nimmſt die Sachen zu gründlich und ſchwer, wie ſie heut z. B. nicht mehr genommen ſein wollen. Es dankts einem kein Teufel mehr, im Gegentheil. — Ob die Lyrik jetzt noch eine berechtigte Exiſtenz hat oder nicht, thut zu unſerer Streitſache nichts: genug, ſie nimmt ſich eine ſolche und zwar eine ſehr breite, und fordert alſo die Kritik heraus. Ich las kürzlich H. Königs Klubiſten in Mainz, die Allgemeine Zeitung hatte mich gelegentlich Deiner Aeſthetik zu einer Anzeige davon eingeladen; ſie gefielen mir wohl, allein ich leſe dergl. Sachen in meiner jetzigen Stimmung zu ſtoffartig, ich verbrauche ſie für mich, und kann ſie daher nicht recen-

ſiren. Mörike! Es hat mich ſehr gefreut, ihn in neuer Ausgabe zu ſehen. Durchgegangen habe ich ſie noch nicht.

190. An Wilhelm Strauß.

Heilbronn, den 8. Dezember 1847.

— — Als Ludwigsburger Curioſum ſetze ich folgenden Artikel her, den ich vorigen Monat in den Beobachter rücken ließ, der vielſeitig Freude gemacht hat:

Neue Schrifterfüllung in Ludwigsburg.

Als vor einiger Zeit der Strafgefangene Chriſtof Friedrich Jäger von Eſchenau einen mißlungenen Mordverſuch auf den Herrn Ober-Juſtizrath von Klett in Ludwigsburg gemacht hatte, zeigte letzterer im Schwäb. Merkur an, daß damit buchſtäblich die Schrift erfüllt ſei, welche Pſalm 91, V. 3 ſpricht: Denn er errettet mich vom Strick des Jägers (obgleich die Waffe des Eſchenauer Jägers kein Strick, ſondern ein Stück Eiſendraht geweſen war). Allein wiederum ſtehet auch geſchrieben 1. Moſes 27, V. 33: Wo iſt denn der Jäger? — Und ſiehe da, nach dem Ludwigsburger Tagblatt iſt nun auch dieſe Schrift, und zwar wirklich buchſtäblich erfüllt; denn Ch. F. Jäger iſt durchgegangen.

191. An Rapp.

Heilbronn, den 8. Dezember 1847.

— Den Tag nach Deiner Abreiſe iſt ein theilnehmender Brief von Varnhagen gekommen, meine häuslichen Verhältniſſe betreffend; wegen des Schubart aber, meinte er, würden ſich die dortigen Verleger wundern und ein übles Vorurtheil bekommen, wenn ihn kein hieländiſcher nehmen wolle. So ſchrieb ich denn vorläufig ohne Einſendung des Manuſkripts an Cotta und fragte, ob ihm die Ausfälle gegen Herzog Karl kein Anſtoß wären. Nun bekam ich aber geſtern ſchon einen zweiten Brief von Varnhagen, daß der Berliner Buchhändler Duncker Luſt zu dem Buche hätte, nur müßte er's natürlich erſt ſehen. Ich will nun abwarten, was Cotta ſchreibt. — — Daß Du mich alt und zerfallen gefunden, wundert mich nicht, weil es wahr iſt und thut mir nicht weh, weil es mich doch von der Ausſicht auf langes Leben befreit, die ich früher hatte. Das Bild meiner beſten Zeit lebt nun in Euch und Ihr werdet es auch einſt meinen Kindern überliefern müſſen, denen es außerdem ganz verloren wäre. Ich wünſche, daß Ihr mich

Digitized by Google

recht lange überleben möget, da Ihr doch im Verhältniß zu mir immerhin die Glücklichen zu nennen seid.

192. An Vischer.

Heilbronn, den 18. Dezember 1847.

— — Der Schubart hat nun schon 4 Körbe aufzuweisen: einen klugen von Bassermann, einen dummen von Osiander, einen höflichen von Cotta, einen groben von Franckh. Bassermann hatte das ganze Manuskript, Cotta gar nichts, die übrigen einen Theil in der Hand. Dem Bassermann hatte ich 500 fl. gefordert, bei den andern kams gar zu keiner Forderung. Gestern ist nun der ganze Pack nach Berlin zu Varnhagen gewandert. Dies kam so. Er hatte an Kerner von üblen Gerüchten geschrieben, die dort über mich in Bezug auf meine Ehetrennung gehen, und Kerner forderte mich auf, an ihn zur Berichtigung zu schreiben. Ich that dies und erhielt eine sehr theilnehmende Antwort. Zugleich benachrichtigte er mich, da ich ihm auch von meinem Schubartsverlag geschrieben, daß Alex. Duncker in Berlin Lust dazu hätte, doch müßte er das Manuskript erst sehen. Er, V., erbiete sich zur Vermittelung. Ich gab ihm nun zugleich Vollmacht, in den Briefen zu streichen, wenn er's passend fände. Ich habe nämlich hierin zwar gethan, was ich konnte, ganze und halbe Briefe herausgeworfen — aber immer sind's noch 302 Nummern und zusammen ein dicker Pack. Ich weiß nichts mehr zu streichen, oder ich müßte dann gleich die Hälfte des Ganzen streichen. Vielleicht erscheint's aber einem so routinirten Meister, wie Varnhagen, anders. Wir wollen nun sehen. Bossert [1]) hat mir noch zuletzt eine hübsche Zeichnung des Gefängniß-Thurms [2]) geschickt.

Ich muß Dir auch meine Achtung bezeigen wegen Deiner Aufsätze über Thierquälerei. Das war eine recht tapfere That, und mit brennendem Pech und Schwefel geschrieben. Der erste Artikel lag mir aber auch ein paar Tage in den Nerven, und wenn ich Nachts aufwachte, geisterten mich Deine Marterbilder. Deswegen gehe ich auch solchen Scenen aus dem Wege, eine Weichlichkeit, welcher die schlechte Ueberlegung zu Hilfe kommt, daß man doch nichts ausrichtet. Du bist hierin besser und tapferer.

---

1) Einer ihrer Studiengenossen.

2) Schubarts auf Hohenasperg; vgl. Brief 195.

Eurem Mitarbeiter Springer sage ich für seine freundlichen Worte über meinen Julian den besten Dank. Er setzt mich nur auf ein gar zu hohes Pferd, auf dem ich mich nicht werde halten können. Einen Politiker kann ich nicht wohl vorstellen, wenn mir hie und da auch ein brauchbarer politischer Gedanke kommen mag. Ich bin und bleibe ein elender wissenschaftlich-künstlerischer Maulesel.

193. An Rapp.

Heilbronn, den 29./31. Dezember 1847.

— Vischer's Aesthetik II. ist ein gewaltiges, inhaltstrotzendes Buch. Ich lese sie soeben zum zweitenmal durch, da ich ja eine Anzeige in der Allgemeinen Zeitung zu machen mich anheischig gemacht habe, die mir aber nicht leicht werden wird. — Gestern Nachmittag lief ein Schreiben von Vischer ein, wonach jetzt der Tanz mit dem Ministerium aufs Neue losgeht. Seine Aesthetik II. Band unterlag, weil der Buchhändler die 1. Abtheilung unter 21 Bogen, für sich ausgeben wollte, der Censur und diese beanstandete mehrere Stellen des letzten historischen Abschnitts, theils als Beleidigung auswärtiger Staaten (das südöstliche Deutschland nach der Reformation — deutsche Türkei; Russen und Franzosen in Algier und im Kaukasus — gewissenlose Organe der Kultur ꝛc.), theils als republikanisch und Minister Schlayer verlangt drohend Aenderung dieser Stellen. Allein der Verleger hat das Buch schon versandt und so würde dies erst nichts nützen. Dieser Handel kann sehr ernst werden, ist aber ein neues Zeichen der Elendigkeit unserer Zustände.

Das Jahr schließt schlimm für Deine Freunde; sei zufrieden bei Deinen Fischen[1]), welche aber unser Aesthetiker schlecht behandelt[2]). Ueber die Fischzustände in jetziger Jahreszeit kommt bei Mörike ein hübscher Ausdruck. Das Gedicht heißt, glaub' ich, „Nixe Binsefuß" und die Worte lauten:

„Meine Fisch' die sind im Kasten,
Sie haben kalte Fasten"[3]).

1) Rapp unterhielt sich damals gerne mit Fischfang. — 2) Aesthetik II, 129 f. — 3) Auf diese Fischzeit bei Rapp beziehen sich auch folgende Verse von Strauß ohne Datum:

Wer sich versteht auf's Fischen und auf's Angeln,
Dem wird es nie an Nahrungsquellen mangeln.

194. An Vischer.

Heilbronn, den 31. Dezember 1847.

Eben war ich mit der zweiten Durchlesung des neuen Theils Deiner Aesthetik beschäftigt, um mich zu einer kurzen Anzeige desselben in der Allgemeinen Zeitung zu befähigen, als ich Deinen Brief erhielt. Das ist also die Art, wie unser württembergisches Vaterland die Werke seiner Söhne belohnt, in welchen diese die gesammelten Früchte eines halben Lebens ihm darbringen. Du hast in diesem Theile eine solche Fülle von Beobachtungen und Gedanken zusammengedrängt, daß sich der Leser ordentlich biegt unter der reichen Last, die Du ihm mitgiebst. Auch dieser Theil erfordert einen tüchtigen Schwimmer, aber nicht wie der erste wegen der Schwierigkeit der Gedanken, sondern wegen der unaufhörlichen Selbstthätigkeit, zu der Du den Leser durch die Masse von Winken und Fingerzeigen nöthigst, welche Du des Umfanges Deines Planes wegen ihm überlassen mußt, weiter auszuführen. In dieser Hinsicht erinnerte mich Deine Schrift an Humboldt's Kosmos, dessen 2. Band ich eben vorher gelesen hatte. Nur war mir dieses Werk schwieriger, weil es mir hier schwerer fiel, die Andeutungen für mich weiter auszuführen. Wie Humboldt ein allgemeines Naturgemälde vom naturwissenschaftlichen Standpunkte, so giebst Du hier vom ästhetischen ein Natur- und Geschichtsgemälde. Mußte ich im ersteren Deinen scharfen, vielseitigen Blick, auch die umfassenden Naturstudien bewundern, denen Du Dich unterzogen, so sprach mich doch Deine geschichtliche Skizze vor Allem an. Und aus dieser klauben die Tropfen Stellen aus, die in diesem Zusammenhang gar nicht politisch aufregend wirken können, ja ganz verschwinden,

---

Nie fehlt es seinem reich gedeckten Tische
An einem weißen oder schupp'gen Fische.
Auch dann, wenn andere Menschenkinder darben,
Traktirt er Frau und Kind mit fetten Barben.
Wenn Pfarrer längst aus Nahrungssorgen fechten,
Bewirthet er die Gäste noch mit Hechten.
Grinst bleicher Mangel aus dem Speziale,
Ihm glänzt der Mund vom selbstgefangenen Aale.
Ja, wenn Prälaten selbst vor Hunger bellen,
Schmaust man bei ihm noch Karpfen und Forellen.
Wie wohl versorgt darf sich die Gattin schätzen,
Die solchen Fischer fieng in Liebesnetzen.

wenn man sie nicht sucht. Vollends das gegen die fremden Mächte! Da stehen wöchentlich im Deutschen Zuschauer ganz andere Sachen.

Die Geschichte ist doppelt ärgerlich, weil sie so leicht zu vermeiden war. Hätte der Verleger den ganzen Band erscheinen lassen, so hätte kein Hahn darnach gekräht. Oder wäre diese Hälfte in Baden gedruckt worden, wieder nicht. Freilich, wer konnte sich so etwas einbilden? Nun wird Alles darauf ankommen, was der Minister macht, wenn er die bereits geschehene Versendung erfährt. Der Verleger wird da jedenfalls gestraft — sieh zu, daß sein etwaiger Ruin Dich nicht beeinträchtigt; denn daß er die Censur nicht abgewartet, — für diese Thorheit bist Du nicht verantwortlich. Gieb bald Nachricht, wenn Weiteres erfolgt, wir sind natürlich sehr begierig. —

195. An Vischer.

Heilbronn, den 3. Februar 1848.

— — Der Schubart ist nun durch Varnhagens Vermittlung an Buchhändler Alex. Duncker in Berlin für 500 Thlr. verhandelt; er macht 2 Theile draus und gibt Bilder von Schubart, dem Asperg und dem Gefängnißthurm bei, wozu mir Bossert eine Zeichnung besorgte[1]). Die Geschichte brachte mich in recht freundliche Beziehung zu Varnhagen; doch war mir's demüthigend, daß ich als alter Autor einer Fürsprache bedurfte. Ich werde nun nächstens Correctur bekommen.

Dein Aufsatz über Eichendorff[2]) (in dessen Eingang Sicherer mit großem Nachdruck bewunderte, daß so, wie Du, doch keiner schimpfen könne) hat mir auf's Neue gezeigt, welcher Proteus der Begriff der Romantik ist. Ich hatte das Büchlein in ziemlich gutem Glauben an die wirklich katholischen Tendenzen derselben gelesen, und glaube doch, daß es z. B. dem Novalis mehr Ernst damit war, als Du gelten läßt. — Auf Deinen Aufsatz über Reineke Fuchs freue ich mich[3]); aber wenn Du eben nur auch an die neueren Poeten giengst! Nun hat Gutzkow den Jürgen Wullenweber dramatisirt; bis er gedruckt wird, lies gelegentlich die historische Abhandlung über den Mann von

1) Vgl. Br. 192. — 2) Jahrb. d. Gegenwart 1848, Nr. 1 f. — 3) Er erschien ebendaselbst Nr. 30. 34.

Bartholdt, in einem Jahrgang von Raumers Taſchenbuch, ich meine zu Anfang der 40er Jahre — das wird Dir für den Stoff Intereſſe geben.

196. An Rapp.

Heilbronn, den 29. Februar 1848.

Was hat Ludwig Philipps Sturz und die Proklamirung der Republik in Enslingen für Eindruck gemacht? Was ſagt der Fiſcher von Haagen dazu, der kluge Mann? wie räſonnirt der ſchlaue Schultheiß? und flammt im Major nicht alte Kriegsluſt wieder auf? Mich hat die Nachricht faſt wie den Archimedes der römiſche Soldat überraſcht. Ein franzöſiſcher Criminalprozeß, über welchen ausführliche Berichte im National ſtehen, der auf unſerer Harmonie gehalten wird, hatte mich ſeit mehreren Tagen von allen anderen Zeitungen abgezogen. So ſaß ich auch am Samſtag, excerpirend — um einen Aufſatz für Schwegler darüber zu machen — über dem National, als mir der eintretende Diener das Extrablatt des Merkur in die Hand gab, welches L. Philipps Abdankung meldete. Ich erſtaunte nicht wenig, aber der Aufſatz über die Affaire Leotade[1]) mußte erſt fertig gemacht ſein, ehe ich mich dem Eindruck der mit jeder Poſt erſtaunlicheren Nachrichten ganz hingeben konnte. Welche Zeiten beginnen, liebſter Rapp! Und ich glaube, wir können im Grund nur gewinnen. Ich wenigſtens wüßte nicht, was ich zu verlieren hätte, das der Rede werth wäre. In der Nacht, nachdem die Kunde von der proklamirten Republik eingetroffen, war ſie bei mehrmaligem Erwachen jedesmal mein erſter Gedanke; mit Schrecken befiel mich im erſten Augenblick die Vermuthung, es möchte ein Traum ſein, und haſtig ſuchte ich mich der Wirklichkeit und meines völligen Wachens zu verſichern. Es ſind ja doch unſere jugendlichſten Wünſche, unſere innerſten Gedanken, welche damit in Erfüllung gehen. Kann ſein, daß wir uns unter den Ereigniſſen, die auf uns warten, oft nach der Ruhe der vergangenen Tage zurückſehnen werden; möglich, daß wir der Motion zu viel bekommen, wie wir ſeither zu wenig hatten: deswegen bleibt es aber doch wahr, daß zuviel hierin geſünder als zu wenig iſt. Und auch luſtiger, wenn man ſich ſelbſt nur recht verſteht.

---

1) Jahrbücher der Gegenwart 1848 Nr. 23 f.

Leb' wohl, Bürger Rapp — ſag' Niemand, daß Du einmal Hofrath geweſen, und bleibe auch in der neuen Aera gut

Deinem

D. F. St.

197. An Rapp.

Heilbronn, den 3. April 1848.

Mit meiner Antwort auf Deinen letzten Brief wollte ich den Einlauf von Nachrichten über Deine Göppinger Ritterfahrt abwarten, welche jetzt in Deinem Schreiben an Märklin erfolgt iſt. Du haſt dort die Erfahrung gemacht, die wir wohl alle machen würden in gleichem Falle, daß wir nämlich in der gegenwärtigen Bewegung, wenigſtens in ihrem jetzigen Stadium, keine Rolle ſpielen können. Obwohl wir uns zu den theoretiſchen Vorbereitern derſelben zählen können, oder vielmehr eben deswegen, iſt die praktiſche Durchführung nicht auch unſere Sache. Diderot und D'Alembert — ohne daß wir uns dieſen großen luminibus vergleichen möchten — würden im Convent nur ſchlechte Figuren gemacht haben. Sieyès war bedeutend im Anfang der erſten Nationalverſammlung, in den Convent aber taugte er nicht mehr. Und das iſt ja eben das Elend in der jetzigen Bewegung, daß ſie das Stadium der constituante, worin die Männer der Theorie zur Noth noch zu brauchen waren, nach wenigen Tagen ſchon überſprungen und ſich in die Stürme des Convents hineingeworfen hat. Dieſe aber ſind für uns beide, Dich und mich, aus gleichen, obwohl in specie auch wieder entgegengeſetzten Gründen kein Element. Für mich nicht, weil ich kein Mann des praktiſchen, für Dich, weil Du überhaupt kein Mann des Kampfes biſt.

Die Spitze, in die ich meine Gedanken und Beſtrebungen zuſammenfaſſen kann, iſt zu fein für die Kämpfe des Forums und ſelbſt der Curie, weil ſie nur für die des Lyceums und der Akademie geſchliffen iſt. Wenn ich mich — auch nur ſchriftlich — in dieſe politiſchen Kämpfe miſche, ſo iſt's als wenn einer mit Federmeſſer und Lanzette — die an ihrem Ort unerſetzlich ſind — in die Schlacht gehen wollte, Du hingegen kannſt Deine geiſtigen und Gemüthskräfte überhaupt in keine Spitze zuſammenbringen. Du hätteſt Mannſchaft genug, aber ſie iſt nicht einexercirt. Es fehlt ihnen nicht an Gewehr und Munition, aber ſie ſchießen nicht im Tempo. Bei allem Reichthum an Empfindungen und Gedanken fehlt Dir die Bündigkeit im Ausdruck. Du erſcheinſt

leicht zerſtreut und verworren, und wer Dich nicht kennt, wird Dich oft nicht verſtehen. Es iſt alſo unmöglich, daß Du in der Debatte wirken kannſt, und dies iſt ja die Form, wie jetzt allein zu wirken iſt.

Ja, lieber Rapp, täuſchen wir uns nicht, die neue Zeit, welche angebrochen iſt, kann für uns zunächſt nicht erfreulich ſein. Das Element hört auf, in dem wir uns bisher am liebſten bewegten. So mag es den Land- und Luftthieren geweſen ſein, als zu den Zeiten Noae die Waſſer hereinbrachen. Denn unſer Element war doch — wenn Du mich recht verſtehen willſt — die Theorie, ich meine die freie, nicht auf Zweck oder Bedürfniß gerichtete geiſtige Thätigkeit. Dieſe iſt jetzt kaum mehr möglich und wird bald ſogar geächtet ſein. Denn das Gleichheitsprinzip iſt auch dem geiſtigen Vorrang, wie dem materiellen feind. Es haßt Bildung wie Beſitz. Wie oft rufe ich jetzt unſern alten Schutzheiligen Goethe an, und wie ganz begreife ich das Unbehagen, das ihm der Ausbruch der franzöſiſchen Revolution verurſachte. Und was er damals zum Theil noch ohne Grund fürchtete, das iſt jetzt unabwendbar vor der Thüre.

Wir wollen nach Hohenheim gehen und ein wenig Landwirthſchaft lernen, dann wandern wir über's Jahr nach Amerika. Denn dieſes Europa iſt wie ein verhunzter Rock, — wenn man an ihm ändert, wird er vollends unbrauchbar. Es ſtand freilich bis jetzt nicht eben gut bei uns, aber es wird jetzt im Ganzen noch ſchlechter werden. Gewiß haben Alle ein Recht, ſich zu regen, aber bei uns iſt das Volk ſo dicht, daß wenn ſich alle regen wollen, ſo kann ſich keiner mehr regen. Uebervölkerung iſt unſer Grundübel, das bisher nur auf die Maſſen drückte, künftig auch den bisher noch exemt geweſenen (wie uns) die Exiſtenz beengen wird, ohne doch jene weſentlich und bleibend zu erleichtern.

Dein Fiſchen, lieber Rapp, war auch Theorie, das klare kühle Element und die materiell intereſſeloſe und doch ſo ſehr intereſſirende Arbeit daran das ſchönſte Sinnbild unſeres bisherigen geiſtigen Thuns. Dieſes reine Waſſer iſt uns nun garſtig getrübt. Doch wollen wir's niemals vergeſſen, es ſoll uns auch ferner zur Lehre und Warnung dienen. Da ich mich eben mit Moral abgebe und dieſen Morgen in Kant geleſen habe, ſo formulire ich Dir ein Moralprincip in Bezug auf die Zeitbewegung: „Laß Dich in keine Thätigkeit ein, bei der Dir's

nicht ſo wohl iſt, wie Deinen Fiſchen im Waſſer.“ Fiſche aber auch in der Wirklichkeit noch bisweilen fort, das wirkt gewiß gut.

Leb wohl, lieber Rapp! grüße die kluge verſtändige Hausfrau.

Dein

D. F. St.

198. An Viſcher.

Heilbronn, den 13. April 1848.

Eben ging ich damit um, Dir zu ſchreiben, da kommt Dein Brief. Es iſt ſchön, daß Du unſere Furcht vor einem Zuſammentreffen nicht mißverſtanden haſt. Es war bei mir weniger die Verſchiedenheit der Anſichten, als der Gegenſatz unſerer Naturen, was ich fürchtete. Offenbar hat die Bewegung dieſer Zeit uns gerade an derjenigen Stelle berührt, wo wir uns entgegen ſtehen. In Dir fand ſich durch dieſelbe alles Ritterliche und Kriegeriſche, alles politiſch Gemeinſchaftbildende angeregt und belebt; da dieß in mir, wie Niemand beſſer weiß als Du, leere Stellen ſind, ſo konnte die Berührung derſelben nur empfindlich und verſtimmend auf mich wirken. Einer Natur wie der meinigen war es unter dem alten Polizeiſtaat viel wohler als jetzt, wo man doch Ruhe auf den Straßen hatte und einem keine aufgeregten Menſchen, keine neumodiſchen Schlapphüte und Bärte begegneten. Man konnte in Geſellſchaft noch ein Wort von Litteratur und Kunſt, von Originalen und dergl. ſprechen, man konnte ſich gehen laſſen — was jetzt Alles nicht mehr möglich iſt. Der Beſte iſt nicht mehr zu brauchen, ich gehe ſchlechthin in keine Geſellſchaft mehr. So befand und befinde ich mich, ſeit die Geſchichten anfiengen, unwohl und unbehaglich, und da es eine Zeitlang ſchien, bei Dir ſei ganz das Gegentheil der Fall, ſo konnten wir uns ſchon vor einem Zuſammenſtoß fürchten. Deine Erfahrungen in Stuttgart haben uns nun ſo weit ausgeglichen, als dies bei jener Naturverſchiedenheit möglich iſt. Denn Du reichſt mit der Deinigen in dieſe neue Zeit und Staatsform hinüber, was bei mir nicht der Fall iſt. Ich lernte mich in dieſen Tagen deutlicher als jemals dahin kennen, daß ich ein Epigone jener Periode der Individualbildung bin, deren Typus Goethe bezeichnet, und aus dieſen Schranken weder heraus kann noch will. Gegen dieſen Ausguß des Geiſtes auf Knechte und Mägde, gegen dieſe jetzige Weisheit auf allen Gaſſen, kann ich mich nur ſchneidend ironiſch,

ſchnöde verachtend verhalten. Odi profanum vulgus et arceo [1]) iſt und bleibt mein Wahlſpruch. Eine ſolche Verſammlung auch nur als Zuhörer zu beſuchen, wäre mir unmöglich. Eben deßwegen kann es mir auch nicht einfallen, jetzt nach Stuttgart zu gehen, um mich gleichſam in Erinnerung zu bringen. Ich wünſche weder eine Stelle im württembergiſchen noch im deutſchen Parlament. Wenn ich auch für Beides einige Fähigkeiten habe, ſo iſt doch eine ſolche Stellung kein Element für meine Natur. Und wenn Du mir nun das allgemeine Beſte entgegen hältſt, ſo beharre ich auf meinem Individualprincip und ſage: nur wenn und wo mir wohl iſt, wo ich mir genüge, kann ich der Welt genügen und wohlthun. Auch die verwünſchten Merkurartikel, welche dieſe Geſchichten mir abnöthigen, mache ich nur, um mich ihrer zu erwehren. Ich leſe ſo wenig Zeitungen als möglich, ſpreche ſo wenig Menſchen als möglich, aber das Zeug ſteigt einem auf's Zimmer, und ſo muß man's doch wieder los zu werden ſuchen. Das Alles iſt bei Dir anders und beſſer; Du haſt eine Karte auf die Zukunft, die mir fehlt; es wäre für Dich und die Sache höchſt wünſchenswerth, daß Du in die Wahl nach Frankfurt kämeſt. Allein dieſe Wahlen, ſcheint's, kommen ganz in die Hände der Agitation. Tritt Du eben auf, wer kann reden wie Du, Du haſt Dich zur freien Rede lang geübt, und kannſt da gewiß durchdringen. Das freilich mußt Du Dir gefallen laſſen, daß eine ſolche Verſammlung des ſouveränen Volks Scherriſchen Communismus und Zimmermann'ſchen Unſinn [2]) Deinen Gedanken mindeſtens zur Seite ſtellt. Ich kann in Geſellſchaften nichts für Dich wirken, da ich keine beſuche; es in einem Blatte zu thun, will ich Gelegenheit erſpähen. Es iſt nur mißlich daß Du das Gleiche ſchon für mich gethan haſt, wobei dann Gemeine Gemeines denken könnten, wenn ſie's wiſſen. Doch das iſt Eins. Du haſt meinetwegen mit den Miniſtern geſprochen. Allein ich wünſche mir kein Amt. Gerade in dieſen Zeiten am wenigſten. Wenigſtens ſo lang ich noch ohne das zu eſſen habe.

---

1) „Ich haſſe das gemeine Volk u. halt' es mir vom Leibe". (Horaz).

2) Joh. Scherr, ſpäter in Zürich, wo er als Hiſtoriker u. Politiker eine Rolle ſpielte; Zimmermann, der S. 26, 1 genannte.

199. An Wilhelm Strauß.

Ludwigsburg, den 22. April 1848.

— Du ſiehſt, ich ſchwimme mitten im Strom eines Wahlkampfs[1]). Auf den Beſchluß des hieſigen Comité's hatten mich Otto Ruoff[2]), Bender und Brüſtle mit Liſt abgeholt, ſonſt wäre ich gewiß nicht hergegangen. Von Ludwigsburg hatte ich gleich nach dem erſten Auftreten $^2/_3$ der Stimmen gewiß, auf dem Land aber machen die Pietiſten raſende Umtriebe. Heut Abend halte ich in Markgröningen eine Rede, morgen hier, und übermorgen vor einer großen Verſammlung im Schloßhof. Bald amüſirt, bald ärgert mich das Ding, der Erfolg iſt zweifelhaft, doch jedenfalls der Verſuch intereſſant. Onkel Ruoff[2]), bei dem ich wohne, iſt voll Eifer. In 8 Tagen werde ich Dir von der Wahl ein Reſultat melden können.

200. An Rapp.

Heilbronn, den 1. Mai 1848.

Seit unſeren letzten Briefen iſt allerhand mit mir vorgegangen. Obgleich das äußere Reſultat ungünſtig iſt, ſo gäbe ich doch die Erfahrung dieſer 14 Tage um Vieles nicht her. Meine Ludwigsburger haben ſich ſelbſt übertroffen und gezeigt, daß der Ludwigsburgiſche Patriotismus nicht ein bloßer Spaß iſt, ſondern eine wirkliche gemüthliche Anhänglichkeit zur Grundlage hat. Du glaubſt nicht, wie viel Wohlwollen mir meine Landsleute aller Klaſſen — Leute, die ich größtentheils von Perſon gar nicht kannte — erwieſen haben. Zugleich aber lernte ich auch an mir ſelbſt eine Seite kennen, die mir nicht bekannt war, nämlich die Fähigkeit auf Maſſen zu wirken. Im Eindruck des perſönlichen Auftretens und Redens war ich den Gegnern jedesmal ganz entſchieden überlegen. Nur hinterher ſchlich dann die pfäffiſche und pietiſtiſche Einflüſterung, welcher die einfältige Mehrheit natürlich nichts entgegenzuſetzen hatte.

201. An Viſcher.

Heilbronn, den 5./6. Mai 1848.

Aus Deiner Erklärung in der heutigen Zeitung[3]) erſehe ich, daß Du wieder in Tübingen biſt, kann alſo an Dich ſchreiben. Daß

1) Vgl. zum folgenden: Litterar. Denkwürd. Geſ. Schr. I, 18.

2) Kaufmann in Ludwigsburg, Bruder des S. 26,[2]) genannten Dr. Th. Ruoff, und Sohn des „Onkel Ruoff".

3) Als Strauß mit der Candidatur für das deutſche Parlament keinen

ein ſo indiscreter Antrag an Dich geſchehen iſt, war mir peinlich zu vernehmen, ja auch die für mich allzu ehrenvolle Art, wie Du ihn ablehnſt, drückt mich. Ich kann es mir nicht gefallen laſſen, daß ich mehr werth ſein ſoll als Du, und dem Briefſchreiber hätte nach meinem Gefühl eine tüchtige Grobheit gehört. Du haſt ihn wohl nur deswegen ſo glimpflich wegkommen laſſen, um dadurch zugleich noch ein Votum für mich abzugeben, was ich dankbar erkennen muß, obwohl ich zweifle, ob ſich noch etwas wird machen laſſen. Für einen badiſchen Liberalen wenigſtens habe ich das Maß nicht, da fehlen mir verſchiedene Zoll, ſelbſt wenn ich mich auf die Zehen ſtelle. Eher vielleicht in der preuß. Provinz Sachſen, wo ich noch theologiſche Anhänger beſitze. Uebrigens bin ich in dieſer Sache ſehr beruhigt, ohne lebhaften Wunſch und noch mehr ohne Verdruß, weil ich mit dem, was ich erreicht habe, zufrieden bin.

Dein Brief traf mich bereits in Ludwigsburg und machte mir inſofern Freude, als mich Deine Vorwürfe nicht mehr trafen. Für Deine Wahl zu wirken, was ich natürlich gern gethan hätte, war bereits nicht mehr die Zeit, als ich Deinen Brief erhielt; es war bereits das Stadium vorhanden, wo nur noch die eigene Perſönlichkeit, höchſtens die Empfehlung des Comité's hinzugerechnet, wirken konnte. Und ſo iſt es Dir ja auch durch Dich ſelbſt gelungen. Am unangenehmſten iſt es unſerem Märklin gegangen, der mit communiſtiſcher Gemeinheit zu kämpfen hatte. Da iſt der Streit gegen religiöſen Fanatismus immer noch erhebender.

— Du könnteſt wohl Deinen Weg nach Frankfurt über hier nehmen. Es wäre noch ſo Manches zu ſprechen und zu erzählen von allen Seiten. Jedenfalls gieb mir noch ſchriftlich oder mündlich einige Fingerzeige über ein litterariſches Thema, in das ich mich durch mein

---

Erfolg gehabt hatte, war Viſcher aufgefordert worden, auf ſeinen Sitz in demſelben zu Strauß' Gunſten zu verzichten. Dieß veranlaßte ihn zu einer Erklärung im Schwäbiſchen Merkur (5. Mai 1848), worin er ſagte, er würde nur eine Pflicht gegen das Vaterland erfüllen, wenn er „für den Mann, deſſen Kräfte weit über den meinigen ſtehen", zurückträte; er finde es aber nicht thunlich, einen neuen ſchweren Wahlkampf mit ganz unſicherem Ausgang zu veranlaſſen, und „gebe die Hoffnung nicht auf, daß wir den klaren, ſcharfen, reinen und freien Geiſt unſeres Strauß noch auf anderem Wege für den deutſchen Reichstag gewinnen."

Ungeſchick im Abſchlagen von Brockhaus für das neue Converſations-Lexikon der Gegenwart habe verwickeln laſſen. Nämlich „Schiller und Goethe in der Gegenwart", — das ſoll heißen, wie er mir's explicirt, 1) nach ihrer fortwährenden Einwirkung auf die deutſche Nation; 2) Cultus derſelben von Seiten der Nation und 3) Litteratur über ſie. — Ich kann das Ding noch an keinem Zipfel kriegen, — weißt Du mir nichts zu ſagen, oder vielleicht Bücher zu nennen, die mich anregen könnten?

Nächſte Woche wirſt Du durch die Buchhandlung ein Exemplar meiner Reden bekommen. Ich hätte ſie, wenn ich durchgedrungen wäre, nicht drucken laſſen; ſo aber muß die Geſchichte ihr litterariſches Denkmal haben.

202. An Käferle.

Heilbronn, 11. Mai 1848.

Deine beiden Briefe — den letzten von Wildbad — habe ich richtig erhalten und hätte ſie auch ſchon beantwortet, wenn ich nicht hätte warten wollen, bis ich Dir ein Exemplar meiner Ludwigsburger Reden ſchicken könnte, welches hiemit zu freundlicher Aufnahme folgt. Ja, unſere Ludwigsburger haben ſich vortrefflich gehalten, und mehr gethan, als wir jemals von ihnen erwartet hätten. Daß es mißlang, war nicht ihre Schuld. Da ich um eben dieſelbe Zeit ſchlechterdings nicht wußte, wohin meine Wohnung verlegen, da ich hier nicht bleiben mag und nach Stuttgart nicht kann, ſo entſchloß ich mich friſchweg, nach Ludwigsburg zu ziehen, wo ich alſo von Jakobi an zu finden bin. — —

— — Ich bin begierig, ob es uns heuer gelingen wird, uns wiederzuſehen. Im März, wie es um uns her in Köpfen und Gaſſen ſo unruhig wurde, dachte ich ſo: du mußt am End' auf den Dobel[1]) ziehen, um dieſem Weſen zu entgehen: da las ich auf einmal im Beobachter, daß der Schultheiß vom Dobel an der Spitze ſeiner Bauern nach Neuenbürg gezogen ſei. — Daraus erkannte ich, daß die Ueberſchwemmung eine allgemeine ſei, da ſelbſt der Dobel unter Waſſer ſtand. Meine Stimmungen und Empfindungen in Betreff der öffentlichen Zuſtände ſind ſehr wechſelnd, weil noch immer nicht abzuſehen iſt, wohin ſie uns führen werden. Neben manchem Erfreulichen ſind

1) Käferles auf einem hohen Bergrücken gelegener Pfarrſitz.

doch auch Vorzeichen drohender Barbarei nicht zu verkennen. Ueberhaupt recht wohl würde mir in der Politik wohl nie werden; ich bin deswegen sehr beruhigt über das Mißlingen meiner Frankfurter Candidatur.

Dem armen Schubart bekommen diese Zeiten und besonders die Berliner Setzerausstände gar nicht wohl. Der Druck schreitet langsam vorwärts und schwerlich wird er vor Herbst fertig werden. — —

203. An Wilhelm Strauß.

Heilbronn, den 19. Mai 1848.

— — Von meinen seitherigen Erlebnissen, d. h. daß ich in der Frankfurter Wahl durchgefallen, haben die Zeitungen berichtet; auch die aufgetauchte Vermuthung einer Wahl im Badischen hat sich nicht bestätigt; worüber ich bei den höchst zweifelhaften Aussichten der constituirenden Versammlung, der es schwerlich besser ergehen wird als der Pariser, sehr getröstet bin. Meine Ludwigsburger Reden wirst Du von Cotta aus erhalten haben. Morgen ist nun Landstandswahl (zum Württemb. Landtag) in Ludwigsburg, und da ist meine Wahl sicher; sie wollen sie festlich begehen (s. Programm) und da muß ich nun hinauf. Ich wehrte mich dagegen, mich feiern zu lassen, ehe ich etwas gethan und unter so trüben politischen Aussichten; aber es nützte nichts, sie schickten mir eine Wahlmänneradresse mit einer Menge Unterschriften, der Stadtschultheiß schrieb selbst, Otto[1]), Bender u. A. wurden ordentlich grob in ihren Briefen, und selbst Onkel Ruoff schrieb, es lasse sich nicht umgehen. So geh ich also morgen hinauf, und von dort ohne Zweifel auf 8 Tage zu Rapp. Diese merkwürdige Anhänglichkeit unsrer Ludwigsburger an mich, die vom General Röder bis zum Schneider Jung, und vom Bierbrauer Körner bis zum Metzger Löbelenz geht, thut mir in der That von Herzen wohl. Wie komisch sie sich oft äußert, ersiehst Du aus beifolgender Beschreibung, welche die Tante Hiller von der Trauerfeierlichkeit wegen des Mißlingens meiner Wahl nach Frankfurt macht:

„ . . Daß Herr Körner noch vor seine Vatter Stadt ein genummen ist, hat mich recht gefreut und daß Sie den Markt-Bronnen so mit Trauer behängt haben und eine so rierente Trauer-Musik vom Turm herab gemacht haben, und alle Bronnen mit Trauer Weiten

1) Der S. 209, 2) erwähnte.

und Flör umwonten haben und unſer Nachbar ſeinen ſchönen Tannen Baum hat abhauen laßen um zu ſchmüken, weil er geklaubt hat, Du werdeſt abgeortneter, er iſt geweſen wie ein Strutelichs Waſſer."

204. **An Wilhelm Strauß.** Ludwigsburg, den 20. Mai 1848.

— — Noch einmal, liebſter Bruder, verkenne mich nicht, und laß Dich durch mein Schreiben (hier wurde ich durch ein Ständchen des Liederkranzes unterbrochen) nicht noch mehr verſtimmen, als Du ſchon durch die Zeitumſtände verſtimmt ſein magſt.

Alſo unſre Ludwigsburger. Ja, deren Lieblingspuppe bin ich nun gegenwärtig. Wie ich hieherkam, fand ich Thüren und Häuſer mit Fahnen dekorirt, an der Poſt wartete eine Unzahl Menſchen auf mich und begleitete mich mit Muſik in's Onkels Haus; dann war Mittageſſen von 200 Perſonen im Waldhornſaal, wo nicht einmal Alle Platz hatten, hierauf zog man wieder in Prozeſſion und mit Muſik in den ehemals Wintermantelſchen Garten, wo man den Nachmittag zubrachte. Daß es an Reden und Toaſten nicht fehlte, kannſt Du Dir denken.

205. **An Emilie Sigel.** Heilbronn, den 5. Juli 1848.

Wenn ich mit dem Schreiben an Sie bis zu dem Termin warten wollte, den ich mir ſelbſt geſetzt hatte, ſo könnte es Herbſt, ja Winter werden, und das wäre mir doch gar zu lang. Ich hatte nämlich im Sinn, mich durch Schubart zuerſt wieder bei Ihnen einführen zu laſſen, d. h. durch eine Sammlung von Briefen Schubarts mit biographiſchen Einleitungen von mir, woran gegenwärtig, aber leider äußerſt langſam, gedruckt wird. Mit der Arbeit an dieſem Schubartsbüchlein habe ich mir nämlich das Schmerzensjahr 1847 vertrieben, und meine nun, eine Freundin müſſe das dem Büchlein anfühlen, und in demſelben mithin wie in einem Zauberſpiegel das Schickſal und die Stimmung des Freundes ſehen können. Zwar habe ich ſelbſt mit Schubart gar keine und auch mein Schickſal mit dem ſeinigen ſo viel wie keine Aehnlichkeit; allein wenn ein Muſiker während eines ſchweren Leidens einen Walzer zu componiren hat, ſo kann der recht luſtig ſein für die Tanzgeſellſchaft, aber wer den Muſiker genau kennt, der wird doch die Schmerzenstöne heraushören, behaupte ich, und Sie werden mich verſtehen.

Deßwegen alſo wollte ich bis zur Vollendung des Schubarts warten, um Ihnen ſo gleichſam unter Maskenfreiheit recht viel von mir zu erzählen, d. h. um gar nicht nöthig zu haben, von mir zu ſprechen, da Sie in dem Schubart Alles gefunden hätten, was zu ſagen war. Doch wie geſagt, das ſtünde, wie ich nun ſchon ſehe, gar zu lange an, ich warte es alſo nicht ab; weil ich aber doch einmal mir in Kopf geſetzt habe, den Schubart als Einlaßkarte bei Ihnen zu benutzen, ſo ſchicke ich Ihnen einige Stücke Morgenblatt, worin Proben ſeiner Briefe abgedruckt ſind, obwohl dieſe Stücke mit ihren flüchtigen Einleitungen dasjenige nicht leiſten können, was ich mir von dem Buch verſpreche, Ihnen hinter der Schubartiſchen Leidensgeſchichte meine eigene zu zeigen. Ich bitte, behalten Sie die Blätter, bis ich ſie durch das Buch auslöſe.

Vor einiger Zeit fielen mir beim Durchſuchen einer Stuttgarter Briefkiſte Briefe von Ihnen in die Hand; ich habe hierauf alle zuſammengeſucht, die ich finden konnte, und ſie wiedergeleſen. Ich fühlte mich wie ein Geſtorbener, dem Bilder aus ſeinem vergangenen Leben wieder lebendig werden. Es war ein irdiſches Leben, d. h. ein Leben mit allerlei Seufzen und Pein, aber doch immer beſſer als ſein jetziges im Fegfeuer oder beſten Falls im freudloſen Schattenreich. Einen Theil Ihrer Briefe hatte ich vor Jahren — nothgedrungen oder ſchwach, wie Sie wollen, es läuft auch am Ende auf Eins hinaus — dem Asmodi im Feuer geopfert; nun ſehe ich aber zu meiner Freude, daß mir noch ſo viele geblieben ſind, um eine geräumige Brieftaſche dermaßen zu überfüllen, daß ſie wie eine gefüllte Nelke immer wieder aufplatzt.

Wenn Sie nur auch meine lieben Küchlein bisweilen ſehen könnten, die ſeit Oſtern in Stuttgart ſind. Zu Sautters kommen ſie manchmal, da könnten Sie's doch vielleicht richten. Könnten und möchten Sie mir dann ein paar Zeilen von ihnen ſchreiben, ſo wär's wie der Waſſertropfen auf die Zunge des reichen Mannes in der Flamme. Am Pfingſtmontag habe ich die erſte und einzige Nachricht von ihnen durch Sautter erhalten. Sehen hätte ich ſie freilich unter der Zeit können; aber das fürchte ich, wie Sie mitempfinden werden. Ich bin begierig, wie Ihnen die armen Geſchöpfe vorkommen. Zuerſt gleichen ſie ſehr ausdrücklich der Mutter, was ihnen in mancher Hinſicht wohl zu gönnen iſt; ich ſollte aber doch denken, daß, wenn

auch nur aus dem Hintergrunde, der Vater ein wenig herausſehen ſollte. — —

Die nächſte Woche erwarte ich einen Beſuch von Rapp; im Mai war ich eine recht ſchöne Woche bei ihm in Enslingen, und vorigen Monat ebenſo lang auf dem Dobel bei Käferle, von dem Sie doch auch wiſſen; nun zieh ich auf Jacobi von hier weg, weiß aber im ſtrengſten Verſtand noch nicht wohin — in Ludwigsburg habe ich eine Wohnung gemiethet, möchte aber jetzt lieber nach München, doch hat mich auch das ſchon wieder gereut.

Von Ihnen, liebe Emilie, bekomme ich zuweilen durch Kauffmann's etwas zu hören, wohl auch zu leſen. Dieſe Zeit bekommt Ihnen auch nicht ſehr gut, wie ich finde. Die Welt iſt eben in der Maus; freilich ein unbehaglicher Zuſtand, aber es werden ſchon wieder friſche Federn wachſen, und dann ſingt der Vogel auch wieder. Freilich, wer's erlebt. Alſo l e b e n Sie, l. Emilie, halten Sie ſich friſch und aufrecht, und laſſen ſich heute recht herzlich grüßen.

206. An Rapp.

Heilbronn, den 7. Juli 1848.

Ich habe die ganze Zeit, ſeit ich von Dir zurück bin, gar nichts als Horaz leſen können, die Satiren und Epiſteln der Reihe nach mit Wielands behaglichem Commentar und die Epoden in Orelli's Ausgabe, nun kommen die Oden.

Schriftſtellerei gibt es ſeit dem 24. Februar für mich nicht mehr; zur politiſchen habe ich weder Luſt noch Fähigkeit. Ich bin ein Künſtler, freilich von Gottes Ungnaden, der mir wohl Kunſttrieb und Formſinn, aber die Phantaſie nicht gab, jene Formen vollzugießen. So nehme ich den Inhalt aus der Wiſſenſchaft.

207. An Wilhelm Strauß.

Heilbronn, den 17. Juli 1848.

— — Die politiſchen Conſtellationen ſind doch jetzt bedeutend heller als vor 4 Wochen; die Wendung der Dinge in Paris hat bei uns manche Schreier kleinlaut und den Regierungen wieder etwas mehr Muth gemacht; die Wahl des Reichsverweſers ſollte, wie ich hoffe, zur Wiederbelebung des Vertrauens beitragen — obwohl mancher Orten, insbeſondere in Preußen, die Verhältniſſe noch immer bedenklich ſind. Viſchers Stellung in Frankfurt gefällt mir gar nicht, und

wie ich höre, gefällt er ſich ſelbſt darin nicht; wie froh bin ich, daß ich nichts mit dieſen Sachen zu thun habe!

208. **An Märklin.** München, den 29. Juli 1848.

— — Mir iſt es auf der Reiſe gut und ſchlimm ergangen. — —

Gut weiterhin durch abwechſelnde gute Geſellſchaft im Eilwagen und auf der Eiſenbahn. Von Süßen bis Augsburg fuhr ich mit einem Ludwigsburger, Ferd. Jung, Fabrikant in Göppingen, der mir manches von Mörike erzählte, mit dem er fortwährend in genauer, vielfach hülfreicher Verbindung ſteht. Von Günzburg bis hieher kam noch Baron von Reck, ein höchſt angenehmer Ariſtokrat, dazu, an dem ich ähnlich wie Sicherer am Affen-Werner[1]), einen Affen fraß.

Hier empfing mich Freund Neumann[2]) ſehr herzlich, führte mich auf dem Muſeum ein, wo wir zu unſerer Ueberraſchung Fallmerayer trafen, der ſehr erfreut war, mich zu ſehen, und mit dem ich, da er vier Wochen Urlaub hat, und mit Neumann ſehr genau ſteht, angenehmen Verkehr hoffe. Er iſt eine kurze unterſetzte Figur mit braunem Geſicht und Schnurrbart, die man ſich unwillkürlich in Tirolertracht mit Stutzen denken muß; den Stiliſten würde Niemand in ſeinem Aeußern ſuchen. Geſtern Morgen verrichtete ich meine erſte Morgenandacht in der Glyptothek; eine wahre Andacht, die mich wie ein Seelenbad erfriſchte. Geſtern Abend war ich im Theater, wo man den Uriel Akoſta — bisher verboten — zum erſten Mal gab. Trotz des ſchönen Wetters war das Haus voll, und manche Stellen, die zum Theil ein feineres Verſtändniß fordern, wurden lebhaft applaudirt. Ein Urtheil über das Stück kann ich nicht wohl fällen, denn das Mutato nomine de te fabula narratur[3]) war allzu ſtark. Ich meinte oft, die Leute müßten merken, daß ich es ſei, von dem da gehandelt werde. Daß Akoſta einen Rabbi, der im Talmud vorkommt, für eine „bloße Mythe“ erklärt, bricht ihm vor dem Sanhedrin den Hals. Bei der Scene zwiſchen Uriel und ſeiner Mutter nach der Verfluchung habe ich mich der Thränen nicht enthalten können; freilich ſind meine Augen auch in dieſer Hinſicht ſchwach. Uebrigens kommen auch Stellen vor, wie ſonſt oft in Predigten junger Hegeliſcher Vikare; z. B.:

1) Einem Stuttgarter Wirth, der eine kleine Menagerie hatte.
2) Der bekannte Hiſtoriker und Orientaliſt.
3) „Es iſt unter anderem Namen Deine Geſchichte.“

— denn das Anders ſein
Iſt die Gewähr für jegliches Entſtehen.

An's bairiſche Bier habe ich mich ſchon recht ordentlich gewöhnt, und verlange nach keinem Wein mehr. Auch die Münchener Art gefällt mir; gleich am erſten Abend traf ich in einem Garten einen Bürgerwehr Hauptmann, der gar nicht begreifen konnte, daß in Ulm, nach der Erzählung eines Ulmers, es nicht gemüthlich ſein ſollte; er meinte, wenn man nur recht zuvorkommend gegen einander ſei, ſo müſſe ja „eine rechte Gemüatlichkeit entſtähn". Es iſt dies ſehr bezeichnend, denn die Schwaben meinen, zur Gemüthlichkeit und ihrer belobten Biederkeit gehöre vielmehr ein unzuvorkommendes Weſen. — —

209. **An Rapp.**

München, den 4. Auguſt 1848.

— — — Eben ehe ich zu ſchreiben anfing, kam ich aus der Glyptothek zurück — zum 3. oder 4. mal; denn hier habe ich meinen eigentlichen Aufenthalt genommen und weiß bereits ſo ziemlich Alles ohne Katalog. Gleich im 2. Saal (nach den Aegyptiern und vor den Aegineten) fand ich meine Schönheitslinie in einem aus Thon gebrannten Basrelief eines Junokopfs; der Anblick durchſchauerte mich mit Andacht, und ich gebrauche ihn jedesmal beim Eintritt wie einen Weihkeſſel. Er iſt die Grenzlinie zwiſchen dem Schönen und Erhabenen, oder wenn Du willſt Schrecklichen, der ſtrengſte altgriechiſche Styl, wo ich mit meinem Schönheitsſinn wurzle und ewig wurzeln werde. Die Aegineten hierauf ſind mir zuwider und ich gehe gewöhnlich ſchnell hindurch, um an den Maskengeſichtern vorbei zu kommen. Der ſchlafende Faun im nächſten Saal mit der bis zur Täuſchung gehenden Naturwahrheit ſeines Kopfs iſt gewiß um ſo merkwürdiger, als man ſo etwas bei den Alten kaum ſucht; auch die Juno mit dem Bacchuskinde, der ſterbende Niobide und der Tronk des Knieenden ſind Arbeiten im edelſten Styl; am liebſten aber ruhe ich auf einem Seſſel unter dem Bogenfenſter des Eckſaals zwiſchen 2 Venusſtatuen aus, einer in der Art der Mediceiſchen und einem Nachbilde der Knidiſchen. Hat einem zuerſt die erſtere, ſchlanke, gefällige wohlgefallen, ſo hält einen darauf die andere übermächtig feſt, welche mit dem Reize die Hoheit vereinigt. Was Ariſtoteles von Reinigung der Leidenſchaften durch die Tragödie ſpricht — hier iſt es in Bezug auf das Wohlgefallen an weiblichen Formen durch die Plaſtik im höchſten Sinne geleiſtet. Von hier an werden

dann die Bildniſſe die Hauptſache. Voran die nackte Statue Alexanders mit dem herrlichen Kopf und den im Verhältniß zu dem untern Theile des Körpers unverhältnißmäßig ſtarken Schultern; die überaus edle Büſte des Perikles; Demoſthenes mit dem Zeichen des Stotterers; Hannibal als Hannikel; im großen Römerſaal ein wahrhaft erhabener Cicero; vor Allem aber mehrfach wiederholt Auguſtus — ein Kopf von unwiderſtehlicher Feinheit und Liebenswürdigkeit. Wenn man wiſſen will, warum Louis Philipp bei ſo vielfacher Aehnlichkeit in Zwecken und Verfahren, doch ſo ganz anders endete, darf man nur die 2 Köpfe vergleichen. An einen Kopf wie dieſer Auguſtus mußte ſelbſt ein Beranger, ein Uhland Horaziſche Huldigungsoden dichten. Madame Livia habe ich nicht ganz ſo ſchön gefunden, als ſie Märklins [1]) Wielandiſcher Pinſel uns ſchildert. Sie hat eine gefährlich vorſpringende und lange Naſe. Dagegen Tiberius ein ebenſo ſchöner als bedeutender Kopf; neben dem unheimlich kropfigen Nero ein rührend gütiger Titus, und erheiternd wie immer der von Leckerbiſſen triefende Mund des Vitellius. —

210. An Märklin und Rapp.

München, den 20. Auguſt 1848.

— — Die Reiſe, von der ich zurückkomme, ging an den Starnberger- und Kochelſee, und ſollte auch noch ins Gebirge gehen, wenn nicht Regen dazwiſchen gekommen wäre. Mein Gefährte war Neumann, der nach China gereiſte, hier herum aller Wege kundige, alſo fehlte es nicht an einem erfahrenen Führer. Unſer Ausgang war nicht günſtig. Gleich vor der Stadt überfiel uns Regen, und wir mußten im nächſten Dorf, Sendling, eine Stunde lang unterſtehen. Endlich erhellte ſich der Himmel, und wir gingen trocken bis Forſtenried, von wo wir uns durch den Forſt bis nahe vor Starnberg führen ließen. Von da ließen wir uns im ſchönſten Sonnenſchein erſt auf's öſtliche Ufer zu Leoni, dann quer über den See nach Poſſenhofen ſetzen, wo der Anſchlag an den Eingängen des Herzog Maxiſchen Parks: „Den Fremden iſt der Eintritt unterſagt" — nicht nur auf meinen radicalen Begleiter, der deſſen ungeachtet hineinwollte, ſondern auch auf mich gemäßigten Mann, einen ſehr ärgerlichen Eindruck machte. Von da

1) Deſſen Schulrede über Livia Strauß zu einer kleinen Humoreske (Poët. Gedenkbuch S. 33) veranlaßt hatte.

zu Fuß am westlichen Seeufer hin in der schönsten Abendbeleuchtung ein herrlicher Gang; der Weg wie durch einen Park mit Baumgruppen und grünen Hügeln, der See bald offen, bald durch Bäume hindurchschimmernd, hie und da Ruheplätze angebracht, auf die man sich nicht aus Müdigkeit, sondern der Aussicht und der Musik des vor den Füßen plätschernden Seeufers wegen setzt. Nachtquartier in Tutzing, einem Gräfl. Viereggischen Dorf. Auf die Frage nach Wein, da uns das 4eggische Bier nicht behagt, die Gegenfrage, ob wir süßen oder sauren wollen? Auf die Antwort: sauren nicht, also süßen, ergibt sich, daß unter diesem Muskat verstanden wird, unter jenem aber Deidesheimer, der aus dem Eiskeller geholt, da hier ein Jahr vergehen kann, eh jemand Wein verlangt, ganz gut ist. Am Wirthstisch ein pensionirter Hauptmann, der seinen Sommeraufenthalt am See macht, und sich die Zeit — Rapp! — mit Fischen vertreibt. Er hatte den ganzen Tag gefischt und 3 Stück gefangen. Ein vortrefflicher Mann. Alle Leidenschaften eines bewegten Lebens — er war im Feld gewesen, auch einmal, wie es scheint in Algier — ich hörte das nicht recht — in ein Harem, freilich ein leeres, hineingekommen — waren in dem kühlen Elemente seines jetzigen Métiers untergegangen. Seine Stimme, sonst gewohnt, laut und rauh Cohorten zu commandiren, hatte jetzt jene sanfte Dämpfung angenommen, die uns an dem Meergreis von Haagen[1]) so anzieht. Am andern Morgen sprach ich ihn noch, wie er mit der Angelschnur zu seinem Tagwerk auszog; ich wünschte ihm einen glücklichen Tag — Mittere siquis, quod non habet ipse, potest, sagt Ovid, nämlich salutem[2]), in den Tristien. Es war ein schöner Morgen, als wir uns von Tutzing über den Karpfenwinkel nach Seeshaupt, dem obersten Punkte des Sees, rudern ließen. Es war ein alter, etlich und 70jähriger Fischer, aber noch stattlich und rüstig, obwohl er auf dem Austrag bei einem nicht guten Sohn und einer bösen Schwiegertochter lebt. Sie geben ihm nicht, was sie ihm zu zahlen haben, und so hat er zu seinem und seines Weibs, die noch älter ist, Unterhalt nichts als seinen Nachen. So lang er jetzt auf dem See fährt, ist ihm noch kein Unfall begegnet, aber sein Vater ist darin — in einem Sturm? — ja wohl! im Kopf, vom Trinken, — ertrunken. In

---

1) s. Brief 196. — 2) „Wenn jemand das Wohlsein, woran es ihm selbst fehlt, einem andern anwünschen kann."

Seeshaupt ein Bad im See vor dem Mittageſſen, recht angenehm. Von da zu Fuß dem Kochelſee und Gebirge zu; ein heißer, ſchwüler Tag, das Gebirg ſchwarz. Ich finde die Zwiebelform der Kirchthurmdächer hier zu Land mongoliſch; Neumann beſtätigt es, ſie ſei buddhiſtiſch. Abendſtation: Schleedorf am Kochelſee. Vor dem Dorf gegen das ehmalige Kloſter hin eine Ehrenpforte, mit Schuljugend und Proviſor. Kaum können wir noch fragen, was das bedeute, ſo kommt ſchon eine ſchwer bepackte Kutſche hinter uns drein, „Heil unſern edlen Wohlthätern!“ ruft der Proviſor; „ſie leben hoch!“ rufen die Jungen nach, indem die Kutſche durchfährt, und zugleich fallen von einer Anhöhe zur Seite mehrere Schüſſe. Das Dorf war nämlich vor 2 Jahren gänzlich abgebrannt, ſo daß außer dem ſeitwärts auf einer Anhöhe ſtehenden Kloſter ſammt Kirche auch nicht ein Haus übrig blieb, und jetzt alles geradlinig und gleichförmig, darum nicht eben erfreulich, wieder aufgebaut iſt. Da hatte nun die Profeſſorsfamilie in der Kutſche, die ſich jeden Sommer einige Zeit in dem leeren Kloſter aufzuhalten pflegt, durch ihre Verbindungen in München den Leuten reiche Unterſtützung verſchafft; daher jetzt der feierliche Empfang. Nun zeigte ſich aber das Komiſche, daß mein Begleiter, wie er mir geſtand, in frühern ledigen Jahren der Dame, die jetzt im Triumph einzog, die Cour gemacht hatte, und zwar gerade auch hier am Ort, wo er jetzt als demüthiger Fußgänger ihrem Wagen ausweichen mußte. Dies gab zu vieler Heiterkeit und am folgenden Regentag zu mehreren ſcherzhaften Gedichten Veranlaſſung, die ich, uns die Zeit zu vertreiben, an ihn richtete. Denn kaum waren wir ins Wirthshaus und die Triumphatrix ins Kloſter eingezogen, ſo entlud ſich ein Gewitter und Regen, der die ganze Nacht und den ganzen folgenden Tag auf ganz hoffnungsloſe Weiſe anhielt. In der Verzweiflung entſchloßen wir uns gegen Abend, uns im Regen über den See nach Kochel ſetzen zu laſſen, um von da vielleicht zu Wagen weiter zu kommen. Die Berge kaum zur Hälfte ſichtbar, wir unter die Schirme geduckt, jeden Augenblick gewärtig, daß aus irgend einer Schlucht ein Windſtoß uns mit den Schirmen ins Waſſer werfe. Zum Glück kam keiner. Schon vorher hatte ich an Neumann folgende Verſe gerichtet:

Schau Eins die Wolken doch,
Die Nebelhauben!

Ja, euer Hochgebirg
Iſt feſt im Glauben.
Es ward ihm angezeigt
Von ſeinen Spähern,
Daß dem Bezirke ſich
Zwei Ketzer nähern.
Seitdem nun ſchüttet es
Recht aus dem Vollen:
Es ſoll das Ketzerpaar
Sich wieder trollen.
Du Mann des Widerſtands,
Jetzt fragt ſich eben,
Obs recht und würdig ſei,
Hier nachzugeben?

Eine Fahrgelegenheit fördert uns ſchnell weiter nach Benedictbeuren, während der Regen unvermindert fortmacht. Wegen Unruhen in der Nähe liegen in dem ehemaligen Benedictinerkloſter jetzt Soldaten. Im Wirthshaus treffen wir ihren Chef, einen Oberſtlieutenant, mit Frau und 2 Töchtern, wovon die eine, eine Figur in der Art der Seejungfrau, alsbald meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt, auch in Kurzem von mir in ein Geſpräch gezogen wird, woran die Mutter ſehr gutmüthigen Antheil nimmt. Allein da die liebenswürdige Familie nicht im Wirthshaus wohnt, ſo entfernt ſie ſich ſofort, worauf Neumann mich mit dem Komplimente erfreut, daß er mir ſo viel Erfahrung, wie er ſich ausdrückt, gar nicht zugetraut hätte. Ganz paſſend tauft er die Schöne als Juno (wogegen ich nur bemerkte, daß ſie βοῶπις [1]) nicht wohl genannt werden könne, da ihre Augen in der Fülle des Geſichts ſich nicht ohne Schwierigkeit öffneten, was jedoch bei der Größe und Schlankheit der Figur nur als ein Reiz mehr wirkte); ja er war bereit, mir zu lieb, den Aufenthalt im Orte zu verlängern, um eine ſo angenehme Bekanntſchaft noch weiter cultiviren zu können. Allein der Regen währte die ganze Nacht, und ohne Hoffnung, die Gebirgsreiſe machen zu können, entſchloſſen wir uns zur Rückkehr per Stellwagen, der eben am andern Morgen abfuhr. Doch kaum waren wir eine Stunde gefahren, ſo zeigten ſich blaue Lücken am Himmel, die stratus gerannen zu cumulus zuſammen, dieſe fingen an ſich zu cirrus auszuzupfen — leider beſannen wir uns

1) „Ochſenäugig".

zu lang und ſtiegen erſt in Wolfrathshauſen aus, wo es ſchon zu weit vom Gebirge ab war, und uns nur übrig blieb auf dem angenehmſten Wege zu Fuß hierher zurückzukehren. Giengen alſo über die Berge an den See, fuhren im Nachen nach Starnberg, gingen dort ins Theater, zu dem ein geſchriebener Zettel einlud, und wo zur Anfangsſtunde ein Trommler durch's Städtchen zog, um zuſammenzurufen — doch leider war dies das Beſte daran, und ich glaube, daß mein Begleiter einen kleinen Kolikanfall dort ſich holte. War doch am andern Morgen wieder friſch, und wir gingen zu Fuß am Ufer der Wurm, theilweiſe durch ganz reizende Wald- und Wieſenpartien, bis Paſing, von wo uns die Eiſenbahn hierher zurückbrachte. Gleich zu Anfang der Tour hatte ich zu meinem Erſtaunen ſchon Zeitloſen auf den Wieſen bemerkt, woher das beiliegende Gedicht [1]), das ich an Kerner zu geben bitte, doch daß er's nicht drucken läßt. Damit ihr ſehet welches andere Thema mich immer noch umtreibt, ſchreibe ich ein paar andere Verſe hierher.

Zur Beherzigung[2]).

Ein Eheband zu knüpfen, rede Du
Niemals zu;
Da oft, wenn zwei ſich hochbeglückt vereinen,
Engel weinen.
Doch wollen Gatten wieder trennen ſich,
Da widerſprich!
Denn wo ein Bund ſich löſt, da ohne Zweifel
Lachen die Teufel.

— — Mit einem ſo ſchnellen Wiederfortreiſen wird's nun doch nichts. Nach genauer Erkundigung paßt mir weder die Geſellſchaft ganz, noch auch die Route. Ich will nach Berchtesgaden und Salzburg und werde nun vielleicht noch die Woche hier bleiben, um dann mit Muße die Reiſe anzutreten. Geſellſchaft, wenn ich ſie will, treffe ich gewiß unterwegs.

Hoffentlich erhalte ich vorher noch Briefe von Euch. Ihr dürft mich nicht ſo ganz im Stich laſſen. Ich habe das Heimweh nach den Heilbronner Weinbergen doch ein wenig. Herzliche Grüße an Kauffmann's; ich habe auf meiner kleinen Wanderung oft an ihn gedacht

1) „Zeitloſen vor der Zeit." Poet. Gedenkbuch (Geſ. Schr. XII) S. 54.
2) Ebend. S. 50.

und ihn herbeigewünſcht. Lachner wollte ich ſchon 2 mal beſuchen, da er ganz in meiner Nähe wohnt, traf ihn aber nicht. Auch an den Oberpoſtmeiſter die beſten Grüße; Sicherer wird noch nicht zurück ſein. Mein Andenken der ganzen Gräßlesgeſellſchaft. Und zuletzt der Ordnung, aber nicht der Empfindung nach, alles Herzliche euren lieben Frauen, die mir ja gut bleiben ſollen, wie ſie in meinem Herzen jede eine eigene Kapelle der Neigung und Verehrung haben und und behalten. Ich bin

Euer alter

D. F. Strauß.

W e ſt ö ſt l i ch [1]).

Ich wollte reiſen: nun verreiſ' ich nicht.
Doch ob ich bleiben werde, weiß ich nicht.
Daß hier ich in der Fremde bin, iſt ſicher:
Wo meine Heimath ſei, daß weiß ich nicht.
Ich mein', ich hatt' einmal zwei liebe Kinder:
Ob dies nicht blos ein Traum ſei, weiß ich nicht.
Ein Weib verſtieß ich: ob zu Haß die Liebe,
Ob Haß zu Liebe wurde, weiß ich nicht.
Sie ſagen, Bücher hätt' ich einſt geſchrieben:
Ob's Wahrheit oder Spott iſt, weiß ich nicht.
Ungläubig, hör' ich, nennen mich die Leute:
Ob ich nicht eher fromm bin, weiß ich nicht.
Nie hab' ich vor dem Tode mich gefürchtet:
Ob ich nicht längſt geſtorben, weiß ich nicht.

---

211. An Wilhelm Strauß.

Stuttgart, den 27. September 1848.

Leider bin ich nun alſo hier, als Mitglied des Landtags. Kaum hier eingetroffen, zog ich mir durch Erkältung eine Heiſerkeit zu, die mich in einigen Sitzungen kaum vernehmlich ja oder nein ſagen ließ; eine Vorbedeutung der ſtummen Rolle, die ich überhaupt auf dieſem Poſten ſpielen werde. Denn in dieſem Gewirre, in welches nunmehr unſre innern Angelegenheiten hineingerathen ſind, und in welchem nur der unvermeidliche Zug ins Verderben deutlich zu unterſcheiden iſt, fühle ich mich vollkommen gelähmt; nichts, keine Richtung, keine Partei, begeiſtert mich weder zu Neigung noch zu Haß, ſondern während ich mich und

---

1) A. a. O. S. 64.

die Dinge einem unwiderſtehlichen Strome preisgegeben ſehe, empfinde ich für mich nur den Ekel, in ein ſolches Treiben hineingerathen zu ſein, — einen Ekel, der mir den Hals zuſchnürt und kein Wort herausläßt. Damit werden ſich nun freilich meine Wähler ſehr ſchlecht zufriedengeſtellt wiſſen, und dieſe Erwägung trägt nicht dazu bei, meine hieſige Stimmung zu verbeſſern. Mein einziger Troſt iſt, daß hoffentlich dieſer Landtag mit der Verkündigung der Grundrechte von Frankfurt aus, welche bald in Ausſicht ſtehen ſoll, ſich auflöſt, und ich wieder hinkann, wo ich will, welches aller Wahrſcheinlichkeit nach München ſein wird, wo ich wenigſtens von politiſchem wie häuslichem Jammer weniger behelligt war und ſein werde.

212. An Rapp.

Stuttgart, den 28. September 1848.

Daß Dein Nachbar in M. aus meiner Stellung zur Kammer und zum Beobachter nicht klug werden kann, wundert mich nicht. Die Sache iſt einfach die, daß ich in der Kammer als Mann des bürgerlichen Centrums eben ſo ſehr gegen die anarchiſtiſche Linke als gegen die ariſtokratiſche Rechte kämpfe und daß ich aus den Angriffen der Blätter auf mich mir nur einen Spaß mache. —

Dieſen Vormittag werde ich noch zu Römer gehen, der mir geſtern ſagte, daß er etwas mit mir zu ſprechen habe. — Unterdeſſen bin ich bei Römer geweſen, es war nicht wegen meiner Privatverhältniſſe, wie ich geglaubt hatte, ſondern der König hatte ihn beauftragt, mich zu fragen, ob ich nicht bei einer projektirten Regierungszeitung die Hauptrolle übernehmen würde. Da waren wir freilich bald fertig, indem ich erklärte, daß mich der König eben ſo gut zum Huſaren-Oberſten als zum Redakteur einer politiſchen Zeitung machen könnte. Laß dieß unter uns bleiben, indem ich nicht wünſche, daß die Blätter es brächten und den Korb zu Ungunſten der Regierung ausbeuteten.

213. An Schöll.

Stuttgart, den 28. Oktober 1848.

Schon nach dem Leſen der von Dir geſammelten und bearbeiteten Briefe und Aufſätze Goethes wollte ich Dir ſchreiben und Dir ſagen, wie ſehr Du dadurch einen alten Bekannten erfreut haſt; jetzt, nachdem ich die Goethe'ſchen Briefe an Frau von

Stein' mit Deinen Einleitungen gelesen, will ich meinen Dank nicht länger verschieben. Seit Du in Weimar bist, lebt immer im Stillen die Aussicht in mir, nach diesem Mekka einmal zu pilgern, und mich von Dir an all seinen Heiligthümern herumführen, in all seine Erinnerungen einweihen zu lassen. Für jetzt erlauben's freilich die Zeiten nicht, da nun auch dort politischer Streit an der Tagesordnung ist. Doch werden hoffentlich auch wieder friedliche Tage kommen!

Wie lang ist es schon, daß wir uns nicht mehr gesehen haben! es muß mindestens 20 Jahre sein! Ich bin Deinem Gange immer aufmerksam gefolgt und habe namentlich seiner Zeit Deinen Sophokles mit Nutzen und Vergnügen gelesen. Besonders aber freute mich, wie gesagt, Deine Anstellung in Weimar, da ich in Dir den würdigsten Priester jener Tempel sah. Auch mit mir hat sich seitdem allerhand ereignet, und jetzt sitze ich in unsrer Abgeordnetenkammer wie Saul unter den Propheten, oder wie eine Lerche unter nützlichen Hühnern. Hoffentlich geht der Landtag bald zu Ende und ich werde dadurch eine Stellung los, in welcher ich mir nicht behage und dem gemeinen Wesen nichts nütze, da die Verhältnisse allzu schwierig sind.

— Nun noch eine Goethefrage. Ist es denn wahr, daß die Aenderung in der Bühnebearbeitung des Faust:

Lebte nur von Milch und Käse
— — —
Als wie der gelehrtste Chinese —

von Goethe selbst ist? Dingelstedt behauptet's, und ich möcht's nicht ohne Noth auf dem Alten sitzen lassen.

L. Freund, schreib mir auch Persönliches von Dir, ob Du Familie hast und dergl. Mir verzeihst Du, daß ich, was mich betrifft, hierüber schweige. Vielleicht einmal mündlich.

214. An Märklin.

Stuttgart, den 3. November 1848.

— — Nach Heilbronn komm ich dann, eh' ich von hier weggehe. Möglicherweise könnte das doch bälder geschehen, als man meint; denn die erste Kammer fängt an, Sprünge zu machen, und wenn sie uns einen der wichtigeren Gesetzesentwürfe (Zehntablösung und dergl.) verwirft, so sind wir mit der Linken einig im Vorsatz, uns dann aufzulösen und an die constituirende zu appelliren. Für mich wäre mir

das ſehr recht, obgleich ich für's Allgemeine die Aufregung, die dadurch entſtünde, bedauern müßte. Ich ſchwimme nun zwar ſo ziemlich mit dem politiſchen Strome, doch iſt mein inneres Verhalten dazu noch wie am erſten Tag. Es iſt einem, der ſich bis dahin ausſchließlich mit Wiſſenſchaft, Gemüth und Kunſt abgegeben, und nun an die Politik ſoll, wie einem, der von Ambroſia nun auf Sauerkraut und Blutwurſt angewieſen wird — eine gute Koſt, nur muß man ſie gewohnt ſein und den Magen dazu haben. In unſeren Beſchäftigungen ſind wir eben doch unvermerkt Cicaden geworden, die vom Thau des Himmels leben und denen die Koſt der Politik zu viel Erdſchwere hat. Sonſt hätte ich Manches zu loben und dankbar anzuerkennen. Wir haben jetzt einen Klub immer mehr ausgebildet, in welchem außer mir noch die beiden Wieſt, Menzel, Adam von Ulm, Seybold, Weber, Reyſcher ꝛc. ſind, und ich kann ſagen, daß mir dieſe Männer nach und nach ein Vertrauen, ja eine Anhänglichkeit geſchenkt haben, die mir innig wohl thut. Sie würden mich in Allem voranſtellen, und meinen, mir ſei nichts zu ſchwer, wenn ich's nicht leider beſſer wüßte. Am merkwürdigſten iſt hiebei mein Verhältniß zu Menzel. Wir ſind ſeitdem in einigen 5 Männercommiſſionen von unſerem Klub aus zuſammengeweſen, und dadurch ordentlich vertraulich geworden. Menzel hat politiſchen Verſtand und parlamentariſche Routine, es iſt in dieſer Hinſicht gut und lohnend mit ihm zu verkehren. Wir waren zuerſt befangen, dann artig, und ſind jetzt freundlich gegen einander. Ich kann dies deswegen, weil ich im Stand bin, einen Menſchen, wenn ich ihn mit Augen ſehe, als einen ganz anderen zu nehmen, als den, welchen ich früher aus Büchern las. Vielleicht geht's ihm ebenſo mit mir. Geſtern Abend ſchloß ich unſere Klubzuſammenkunft mit dem Vorſchlag: wir wollen uns als disciplinirtes Corps ausbilden und Freund Menzel, ein Mann der alten (Oppoſitions-) Garde ſoll unſer Exerciermeiſter ſein. Eine ſolche Disciplinirung, Anlagen von Operationsplänen für jede wichtige Sitzung, Vertheilung der Rollen ꝛc. thut ſehr noth und ich werde nun das beſonders betreiben. Damit gehen aber auch die edeln Abende vollends verloren, und man behält nichts mehr für ſich[1]). — —

1) M. vgl. zu dem vorſtehenden und den weiteren Briefen dieſes Jahres Strauß' Mittheilungen Geſ. Schr. I, 19—23. Auf die einzelnen oben

215. An Märklin.

Stuttgart, den 9. November Abends, 1848.

Erlaube mir, daß ich vor unſerer Zuſammenkunft noch mein Herz gegen Dich ausſchütte; denn thue ich dies jetzt nicht ſchriftlich, ſo würde es dann mündlich geſchehen, wodurch ich mir den Humor jenes Tages ganz verderben würde.

Meine Lage hier iſt ſeit der letzten Zeit der Art geworden, daß ich nicht einſehe, wie ich ſie in die Länge aushalten ſoll. Du wirſt zum Folgenden ſagen, ich habe einen Fehler gemacht; und doch habe ich nur gethan, was ich nicht laſſen konnte. Ich konnte nicht anders, ich mußte meiner Frau meine veränderte Stimmung gegen ſie zu erkennen geben. Ich wählte dazu ſtumme Zeichen, und zwar die anſpruchsloſeſten und unſcheinbarſten, indem ich ihr, wie ich Dir, glaub' ich, noch erzählte, gelegentlich Trauben, Wein ꝛc. ſchickte. Nun ergriff ſie die Gelegenheit von unſeres Fritz Geburtstag mir zu ſchreiben. Der Brief ließ zwar viel zu wünſchen übrig, weßwegen ich ihn auch gleich verbrannte, weil ich mir ihn gern, unwiderlegt durch das vorhandene Document, beſſer vorſtellen mochte, als er wirklich war: — Dennoch machte ſich in meiner Antwort die lang verſchloſſene Empfindung gewaltſam Luft, und ich bekannte ihr, obwohl feſthaltend an dem Axiom, daß von einer Wiedervereinigung nicht mehr die Rede ſein könne, den ganzen Stand meines Gemüths in Bezug auf ſie. Darauf nun eine Antwort ſehr bewegt, hoffend, — aber auch ſo grell die alten Mißtöne — Selbſtzufriedenheit, Scherz ꝛc. — daß ich meine Täuſchung mit Schrecken erkennen mußte. Es iſt wunderlich, daß ich von Täuſchung rede, da ich mich doch, wenn ich an der Unmöglichkeit einer Wiedervereinigung ſchon vorher feſthielt, dennoch über die Frau nicht getäuſcht hatte. Allein die Sache iſt ungefähr die: Im Bedürfniß, ein Weib liebend im Herzen zu tragen und gerade an dieſes Weib durch die Kinder, durch Erinnerungen ſchönerer Tage und durch die beſſere Grundlage ihrer Natur innerlich gebunden, benützte ich die Entfernung von ihr, ſie mir ſo vorzuſtellen, wie ich ſie haben möchte, um dadurch den quälenden Widerſpruch zwiſchen meinem Bedürfniß und ihrer wirklichen Beſchaffenheit wenigſtens in der Einbildung auszugleichen. Aus dieſem Traume hat ſie mich nun ſelbſt wieder durch

---

genannten Mitglieder der damaligen württembergiſchen Volksvertretung iſt hier nicht weiter einzugehen.

ihr Schreiben gerissen, durch das ich freilich nichts Neues erfahren habe, aber auf etwas Altes sehr unsanft wieder hingestoßen worden bin. Ich kann nun, ohne damit eine Feindseligkeit zu zeigen, die fernere Antwort unterlassen, und werde dies gewiß thun; aber ich habe seit Sonntag Tage und Nächte durchgemacht, die mich an den Rand der Verzweiflung, — oder, was für hier damit gleichbedeutend ist, — des Durchgehens führten. Ja, wenn ich nur unter irgend einem Vorwande mich losmachen könnte! Denn es ist jetzt gar kein Ende unseres Beisammenseins vorauszusehen, indem von Frankfurt aus die Möglichkeit eröffnet zu werden scheint, daß die Regierung die Verfassungsänderungen noch mit unserer Kammer zu Stande bringe. Nun sage mir, wozu soll ich mich hier am langsamen Feuer rösten lassen, um doch nichts auszurichten? Denn ausrichten kann ich gewiß nichts, am wenigsten in diesem inneren Zustand, wo mir Kopf und Mund wie zugeriegelt sind. O bester Märklin, wüßtest Du Hülfe.

216. An Rapp.

Stuttgart, den 11. November 1848.

— — Du wirst sagen, ich solle mich dadurch von meinen inneren Leiden kuriren, daß ich mich mit ganzer Seele meiner ständischen Wirksamkeit hingebe; allein das ist ein so wunderlich verführter Karren, daß man ihn durch Vorwärts- wie durch Rückwärtsziehen gleicherweise noch mehr zu verführen fürchten muß; so läßt man ihn am sichersten stehen; daß das nun aber kein Pathos abgeben kann, siehst Du ein. — O lieber Rapp, was ist unser Leben? Eine hundertmal ausgepreßte Citrone, an die man immer wieder Wasser schüttet und dann meint, es sei noch Citronensaft, eine hundertmal mit Wasser aufgefüllte Dinte, wie diese hier, wo dann bald Satz bald Wasser in die Feder kommt. —

217. An Märklin.

Stuttgart, den 16. November 1848.

Seit gestern ging ich wieder, obwohl nur erst halb hergestellt, aus und habe gleich gestern und heut zwei hitzige Kämpfe in der Kammer gehabt. Gestern machte ich einen Angriff auf's Consistorium, und heut sprach ich mich gegen das Bedauernsvotum wegen der Hinrichtung R. Blums aus. Als gestern die Linke mir zujauchzte, wußte ich bereits, daß sie heute wüthend über mich werden würde. Und das wurde

ſie auch ordentlich. Schnitzer[1]) heulte ſchier vor Wuth, als er mir antwortete. Ich hatte vorigen Freitag, ſchon halb krank, zu der Adreſſe wegen Wien geſchwiegen und ja geſagt; als ich die Verhandlungen nachher las, ſchämte ich mich deſſen, und gedachte mir nun bei heutigem Anlaß Satisfaction zu nehmen. Ich habe meine Ueberzeugung unumwunden ausgeſprochen, und bin deſſen froh, obwohl es mich dem Haſſe der Menge bloßſtellt, und auch von meinen rückſichtsvolleren Freunden mich iſolirt. Doch dies, und nur dies iſt ja meine naturgemäße Stellung. Gründlich zum Ekel iſt mir nun aber vollends eine Rolle geworden, wo man entweder Heuchler oder Volksſchmeichler ſein muß, oder auf jedem Schritt ſich Feinde macht. Dieſen Morgen ging — wer ſollte ſo was glauben? — eine Petition vom Volksverein bei der Kammer ein, ihm das Lokal der Ständeverſammlung zu einer Todtenfeier für R. Blum einzuräumen; ſollte das durchgehen, ſo wäre dies für mich eine willkommene Veranlaſſung, meinen Austritt zu erklären. Und es wäre wohl möglich, daß es durchginge, wenn Du bedenkſt, daß die Bedauernsadreſſe mit allen gegen 11 Stimmen durchgegangen iſt[2]). — —

— — P. S. Eben war Georgii[3]) bei mir und erzählte, daß Helfer Haakh heut in der Kammer geweſen und von meiner Anti-Blums-Rede ganz begeiſtert ſei. Seit Oſtermontag hat ſich alſo doch ſchon viel geändert.

218. An Rapp.

Stuttgart, den 30. November 1848.

Ich bin wieder wohl und habe, wie Du aus der Zeitung wirſt erſehen haben, ſeither zwei Kammerſchlachten gehabt. Nachdem ich Tags zuvor in das Weſpenneſt des Conſiſtoriums geſtochen hatte, ſtach ich Tags darauf in das Horniſſenneſt der republikaniſchen Sympathien für Robert Blum. — Ich halte mich jetzt zu gar keinem Klub mehr; ich

---

1) Strauß' Freund (vgl. S. 139, 2), der aber 1848 tief in's radikale Fahrwaſſer gerathen war.

2) Ausführlich behandelt dieſe und die ſich daran anknüpfenden Vorgänge, unter Mittheilung darauf bezüglicher Schriftſtücke, Hausrath. D. F. Strauß II, 162 ff. Beil. S. 3—16.

3) Ein Freund von Strauß, 2 Jahre jünger als er, damals Dekan in Brackenheim, jetzt Prälat a. D.

kann nicht gemeinsam wirken, d. h. aber freilich auch, ich bin nicht zu politischer Wirksamkeit gemacht. Sei's darum; ich erkenne kein höheres Gesetz, als meiner Natur treu zu sein. Ich passe nur auf einen Anlaß, um aus der Kammer zu treten. — Es ist nun auch die Stammprovinz meines Reichs gegen mich aufgetreten, indem ein Theil der Ludwigsburger sich gegen mich erhoben hat. Dum haec Romae geruntur [1]), pflegt Livius zu sagen, geht's auch im Innern oft wunderlich zu. Ich schicke Dir hier ein paar Gedichte. Die Chansons von Béranger will ich Dir sehr empfohlen haben. Dies ist wirklich ein Dichter voll Bon sens, Laune, Volksthümlichkeit und Wohllaut. Nur merkt man ihm die unreine Pariser Atmosphäre oft zu sehr an.

Goethe's Briefe an Frau von Stein hat Schöll ähnlich eingerahmt, wie ich die Schubart'schen, deren Druck langsam fortschreitet. Der König sagte neulich zu Hardegg: „Aber Ihr Strauß hat courage; übrigens habe ich das immer gedacht. Denn wer das Herz hat die Pfaffen anzugreifen, der muß überhaupt Herz haben."

219. An Märklin.

Stuttgart, den 23. November 1848.

Es ist nicht recht, daß Du mich in diesen kritischen Tagen, wo mir die Zusprache eines Freundes so sehr Bedürfniß ist, die Deinige entbehren lässest. Du weißt ja doch, daß von Dir auch ein tadelndes Wort bei mir seine Stelle findet; ja, Du weißt auch, daß, wenn ich einen Fehler gemacht habe, es eines solchen Wortes nicht erst bedarf, um mich zum Bewußtsein und zur Anerkennung davon zu bringen. Daß ich aber einen bedeutenden Fehler gemacht habe, das kann ich ja aus dem Erfolg mit Händen greifen. Die Stimmung auch in Ludwigsburg ist so, daß ich nur noch auf eine erbetene authentische Auskunft warte, um meine Stelle niederzulegen. Indem ich den republikanischen Tendenzen entgegentreten wollte, welche den Gegenstand in die Kammer geworfen hatten, übersah und verletzte ich die deutschen und menschlichen Sympathien, welche der Getödete für sich hat, und die sich jetzt überall geltend machen. Ich beging hier wieder einmal den Urfehler, der mir schon so viel geschadet hat, zu etwas mir Widerwärtigem zu lange zu schweigen und dann endlich am unrechten Ort allzuheftig loszubrechen. Weiter zurück aber liegt der Fehler, daß ich überhaupt

1) „Während dieser Vorgänge in Rom".

eine Stellung, die mir ſo abſolut widerwärtig war, gar nicht hätte annehmen oder beibehalten ſollen. Was einem ſo ganz gegen den Mann geht, darin kann man gewiß nichts wirken. Als mildernde Umſtände treten dann freilich die Perfidie der Umſturzpartei in der Kammer, die mich in Leidenſchaft verſetzte, und die krankhafte Stimmung in Folge meiner Privatverhältniſſe hinzu. Du ſiehſt, ich bin nicht ohne Einſicht in meine Fehler; aber leider auch nicht in Bezug auf die Folgen, die ſich für mich daran knüpfen. Der Austritt aus der Kammer wäre das wenigſte. Auch daß mir hier eine Katzenmuſik drohte und vielleicht bei irgend einem Anlaß doch noch kommt. Sondern die Sache wird mich in ganz Deutſchland ſo verhaßt machen, daß ich nun gar nicht weiß wohin. Namentlich mein theures Aſyl München wird mir nun keine Zuflucht geben. Schon als Univerſitätsſtadt nicht. Wohin aber dann? Hier führe ich ein ſchauderhaftes Leben, gehe nicht mehr aus dem Haus, und ſehe Niemand, wenn nicht Sautter oder Georgii einen Augenblick nach mir ſehen. Es wäre ſehr menſchlich, wenn Du bald, etwa am Sonntag, mich beſuchteſt. Von einer Zuſammenkunft kann unter ſolchen Umſtänden nicht die Rede ſein. — —

— — Ich ſpiele die Rolle des Kreon in der Antigone, und das iſt eine fatale Rolle.

220. **An Märklin.** Stuttgart, den 24. November 1848.

Zwar hat ſich die düſtere Stimmung, in der ich Dir geſtern ſchrieb, heute wieder aufgehellt, hauptſächlich auch infolge davon, daß ich nun officiell an's Stadtſchultheißenamt in Ludwigsburg geſchrieben und erklärt habe, von meinen Grundſätzen, die ich ihnen ſchon dieß Frühjahr ausgeſprochen habe, ſei ich nicht abgegangen, und werde ich nicht abgehen, möge es gefallen oder mißfallen, wem es wolle. Dagegen achte ich mich meines Poſtens, den ich nur auf ihren Wunſch, gegen eigene Neigung übernommen habe, ebenſobald entbunden, als ich wiſſe, daß die Mehrheit meiner Mitbürger mich nicht mehr auf jenem Poſten haben wolle, darüber bitte ich ihn, ſichere Erkundigung einzuziehen. Ebendeßwegen aber kann ich in Ludwigsburg jetzt keine Zuſammenkunft haben, wie Du ſelbſt einſiehſt; es wäre alſo jedenfalls auf einen andern Ort Bedacht zu nehmen; auch wünſchte ich, daß der Handel wegen meiner Wähler ſo oder ſo ſich vorher entwickelt hätte. Warten wir alſo noch.

Nun iſt ja in Heilbronn auch ein Todtenfeſt gefeiert worden, und wer iſt denn Dein Namensbruder, der dabei aufgetreten iſt? Am Ende feiern ſie auch noch in Ludwigsburg eins und das würde ich doch als definitive Aufforderung zum Rücktritt betrachten.

Las dieſer Tage den 2. Theil des Goethe-Stein'ſchen Briefwechſels; eine beſſere Koſt als die politiſche Sudelkocherei. In ein ſonderbares Buch von Alex. Jung über Hölderlin habe auch hineingeſehen; kommt mir ziemlich althegeliſch vor. — —

221. An Märklin.

Stuttgart, den 11. Dezember 1848.

Längſt hätteſt Du eine Antwort auf Deinen Brief, wenn Du nicht das fatale Schreiben von Viſcher beigelegt hätteſt. Das hätteſt Du mir nicht ſchicken ſollen, und dem V. ſchreiben, warum Du's nicht thuſt. Denn antworten werde ich ihm nicht, und was ich Dir etwa für ihn zu ſchreiben hätte, weißt Du längſt. Es iſt nichts anderes als dies, daß V. und ich als Politiker für einander vernünftigerweiſe gar nicht exiſtiren ſollten, weil das Politiſche das Nichtſeiende an uns iſt. Oder meinetwegen auch das Vor- und Urſeiende, der jenſeits der Vernunft liegende Temperamentsgrund unſeres Weſens, über den ſich nicht ſtreiten läßt.

Ich habe nun zwar den Plan, ſogleich aus der Kammer zu ſcheiden, aufgeben müſſen, aber ich bin noch immer nur mit einem Fuße drin und mit dem andren zum Sprunge gefaßt. Denn mein Ueberdruß an der Sache wächſt täglich, und ich finde mich auch mit jedem Tage unluſtiger und untüchtiger, in der Kammer mehr als blos paſſiven Widerſtand zu leiſten. Nimmt man dazu — — doch Du weißt ja Alles. —

Kerner danke für ſeinen Brief; ich will ihm antworten, wenn ich einmal beſſer aufgelegt bin. Gegen ſeinen Theobald werde ich nie in der Kammer ſprechen. Das verſteht ſich.

— Pfizmajer [1]) war letzthin hier, und wünſcht, daß ihm Kauffmann ſeinen Bohnenberger und beſonders Ohm ſchicken ſoll; er will die Mathematik wieder vornehmen, auf den Fall, daß die Pfarrer abgängig werden.

---

1) Ein Compromotional von Strauß und Märklin.

222. An Käferle.

Stuttgart, Thomastag 1848.

Den schönsten Dank — gleichfalls noch im alten Jahr — für Deine beiden lieben Briefe! Der letztere beruhigt mich doch, nachdem ich auf den ersten hin bereits fürchtete, Du habest Dich über die „Salamander und Molche und Drachen" die Du in dem „aufgewühlten Meeresgrund" gesehen, doch in etwas alterirt. Ich wollte darum das Goethe'sche Epigramm auf mich anwenden:

Frech wohl bin ich geworden; es ist kein Wunder. Ihr Götter
Wißt, und wißt nicht allein, daß ich auch fromm bin und treu.

Das Neueste an mir ist also nun, daß ich gestern meine Abgeordnetenstelle niedergelegt habe. Es war nämlich gestern die letzte Sitzung vor den Weihnachtsferien, und schon seit einigen Wochen hatte ich mir vorgenommen, während dieser Zeit meinen Abschied zu nehmen. Nun hatte ich in der gestrigen Sitzung noch Veranlassung, so von der Leber weg zu reden, daß der Präsident mich zur Ordnung rief, worauf ich dann gestern meinen Rücktritt anzeigte. Es ist mir jetzt ein großer Berg vom Hals, ich war gemüthlich und auch körperlich ganz krank geworden in diesem Treiben politischer Leidenschaften und Intriguen.

Jetzt ist aber noch ein schweres Stück übrig, nämlich von hier fort zu kommen. Armida, die verschmähte, versucht auf's Neue allen ihren Zauber — und welcher Zauber liegt in 2 lieben Kindern! — und Rinaldo schwankt, ob er gleich meint, fest zur Abfahrt entschlossen zu sein. Was das Ende sein wird, das wissen die Götter, mir ist's verborgen. Wird Dir dort droben eine Schicksalsstimme kund, so laß mich's wissen. Ja, wär ich nur erst fort!

Du wünschest die Schöpfung zu hören. Ich hörte kürzlich das Requiem, die A dur und C Moll Symphonie, und hörte sie doch leider nicht. Wie der, welcher eine belegte Zunge hat, den Geschmack der Speisen nicht spürt, so gibt es auch Zustände, wo Ohr und Herz belegt sind und Musik nicht in sich aufnehmen können. So geht's mir jetzt, und ich nahm mir das letztemal vor, in kein Conzert mehr zu gehen, da es doch vergeblich ist, und ich nichts höre als das ewige Klagelied, das mein Herz mir vorsingt.

Ich glaube, wäre der Christtag nicht, wo ich noch mit meinen Kindern sein will, so ging ich geradezu durch — jetzt nicht mehr der Kammer, sondern der Armida oder Medea — und flüch-

tete mich ſo weit weg als möglich, d. h. ohne Zweifel wieder nach München.

Meine Georgine ſagte kürzlich, ſie (meine Kinder) haben es doch beſſer als andere; dieſe dürfen nur ſpazieren gehen, ſie aber dürfen allemal auch noch den Vater beſuchen. — Den Jammer, der in dieſer Rede kindlicher Unſchuld liegt, weiß ich freilich in keinen Reim zu bringen.

Laß mich ſchließen und freue Dich Deines Glücks. Hat man Dich auch beſtohlen, und wär's Dein halbes Beſitzthum, ſo hat man Dir doch nicht Dein halbes Herz aus dem Leib genommen.

Lebe wohl und mache frohe Feiertage. — —

Dritte Abtheilung.

1849—1854.

Als Strauß am Schluß des Jahres 1848 unter den früher (S. 129) geſchilderten Verhältniſſen Württemberg verlaſſen hatte, wandte er ſich zunächſt nach München und kehrte hier zu ſeinem früheren Junggeſellenleben zurück, während ſeine Kinder bei ihrer Mutter blieben. Im Herbſt 1851 ſollte das jüngere von dieſen, der Knabe, nach Vollendung ſeines ſechsten Lebensjahres der Obhut des Vaters übergeben werden; die Mutter geſtattete jedoch, um die Geſchwiſter nicht zu trennen, daß dieſer beide zu ſich nahm. Damit ergab ſich für Strauß die Nothwendigkeit ſich wieder eine eigene Haushaltung einzurichten, für deren Leitung die nöthige weibliche Hülfe gewonnen wurde. Als Wohnort wählte er zunächſt Weimar, wohin er im Herbſt 1851 überſiedelte. Indeſſen vertauſchte er dieſe Stadt ſchon im Sommer 1852 mit Köln, wo das Haus ſeines einzigen Bruders den Hauptanziehungspunkt für ihn bildete. Doch war auch hier ſeines Bleibens nicht allzulange, indem er Köln bereits nach zwei Jahren gleichfalls wieder verließ und ſeinen Wohnſitz für längere Zeit nach Heidelberg verlegte. Ueber ſeine Erlebniſſe, ſeine Gemüthszuſtände und ſeine Arbeiten während des ſechsjährigen Zeitraums, der in dem obigen äußerlich umriſſen iſt, geben die nachſtehenden Briefe Auskunft.

223. An Märklin.

München, den 29. Januar 1849.

— — Da ich den Merkur nicht leſe, ſo weiß ich nichts Weiteres von der dortigen Wahlangelegenheit. Dem Bunz geſchieht's recht, wenn er's wird[1]); es wird ihm gewiß ſchlecht behagen. Uebrigens gefallen mir die politiſchen Aſpekten gar nicht; die Regenten zeigen zu viel böſen Willen. Wie haben ſie ſich in Preußen durch die Prozeſſirung der Steuerverweigerer die Wahlen verdorben! Und hier — ſoll Rohmer in Nymphenburg beim König aus- und eingehen, und weil der junge ſich nicht zu rathen weiß, König Ludwig immer mehr wieder Alles in die Hände bekommen. Aber Uhland's Rede in der Kaiſerfrage! es beſtätigt ſich wörtlich, was ich vor 10 Jahren in meinem Aufſatz über Kerner[2]) von ihm ſagte, und was mir ſeitdem oft zu abſprechend erſcheinen wollte. Von den Dorfgeſchichten habe ich in Stuttgart ganz zuletzt mehrere geleſen, und ſie haben auch mir recht wohl gefallen. Sie ſind ohne Affectation erzählt; ich habe mich gewundert, wie es Auerbach als Juden möglich war, ſo in das Weſen und Leben unſres Landvolks einzudringen, und aller Ehren werth iſt es, wie er die Erinnerungen ſeiner Kindheit und Knabenzeit — denn das ſcheinen es größtentheils zu ſein — ſo poëtiſch auszubeuten gewußt hat.

Beiliegend 1) ein Schreiben an Kerner, das aber nur zu übergeben iſt, wenn es mit ſeiner Tochter wieder beſſer ſteht. 2) etwas für Schwabbach[3]). — Dem Sicherer ſag, Deine Austriae laus[4]) habe ein hieſiger Demokrat, dem ich ſie vorſagte, ſo überſetzt:

Drei Schwertkometen drohn an Oeſtreichs Freiheitshimmel:
Radetzky, Windiſch-Grätz und Jellachich, die Lümmel.

224. An Viſcher.

München, den 31. Januar 1849.

P. P., welches diesmal heißt: praetermissis politicis[5]), muß ich Dir doch endlich wieder ein Lebenszeichen geben. Seit dem Dreikönigstag bin ich alſo hier, und kann es bereits gar nicht mehr begreifen, wie ich jemals im Stande war, in einer Kammer zu ſitzen. Freilich war es in Stuttgart nicht die Kammer allein, was mir zu ſchaffen machte, ſondern ich ſollte hier mit dem Kopfe Dienſt thun, während

1) Nämlich Strauß' Nachfolger als Abgeordneter für Ludwigsburg, was derſelbe denn auch wurde. — 2) Jetzt Geſ. Schr. I, 137 f. — 3) Ein Ort, in dem ſich Strauß zeitweiſe mit Heilbronner und andern Freunden zuſammenfand. — 4) „Lob Oeſterreichs". — 5) „Mit Uebergehung alles Politiſchen".

im Herzen alte Wunden aufbrachen, und unaufhörlich fließend erhalten wurden. Genug, es war eine Unmöglichkeit, daß ich länger blieb, und ich kann meinen Rücktritt vor jedem Richterstuhle rechtfertigen. Nun also wieder in München, von wo ich Dir noch gar nicht geschrieben habe. Hier ist es mir vergleichungsweise wohl, erstlich weil mir mein Jammer weit hinter den Bergen liegt — der Raum ist doch etwas sehr Reales. Zweitens bin ich hier als Fremder weit weniger veranlaßt, mich mit Politischem einzulassen. Drittens habe ich einen kleinen Kreis von Menschen, wie ich ihn zum Umgang bedarf, nämlich in erster Linie das Haus des Prof. Neumann, von dem ich nicht weiß, ob Du ihn kennst, ein getaufter Jude, aber ein Mann von gediegenem Wissen nicht nur, sondern auch von so viel Gemüthstakt, als dazu gehört, um als der Republikaner, der er ist, mit mir ohne Anstoß bei fast täglichem Zusammensein auszukommen. Da er auch eine sehr gebildete und wackere (christliche) Frau hat, so macht dies, mit seinen drei wohlerzogenen Kindern, einen recht artigen Kreis, in welchem es mir wohl wird, und wo wir auch schon angefangen haben durch gemeinsame Lectüre uns zu unterhalten.

— Meine Gänge zu den Kunstschätzen habe ich im Sommer so fleißig gemacht, daß ich jetzt nur meinem Hauptheiligthum, der Glyptothek, den Anstandsbesuch gemacht habe. Könnte ich diese Räume einmal an Deiner Seite und durch Deine Anmerkungen und Aufschlüsse geleitet, durchwandern! — Was Klima und Lebensart hier betrifft, so schlagen sie mir zum Verwundern (da mir sonst scharfe Luft nie zuträglich war) gut zu; auch habe ich mich an das Bier, beinah ausschließlich, gewöhnt und mich dadurch von einer schauderhaften Schlaflosigkeit, die mich in Stuttgart zu allem Andern noch quälte, curirt.

Wie sehr wünsche ich — Du wirst mir dies von meinem Standpunkt aus erlauben, auch wenn es mit Deinen Wünschen nicht übereinstimmt —, daß auch Du bald Deinem wissenschaftlich-litterarischen Berufe wiedergegeben werden mögest! Das würde dann auch mir dazu verhelfen, eine alte Schuld gegen Dich, die mich nicht wenig im Gewissen drückt, endlich noch abzutragen, ich meine die Anzeige Deiner Aesthetik. So schwer ich die Sache nehme, weil es einen Baum zu schütteln gilt, den ich nicht zum 6. Theil umspannen kann — so wäre es doch schon längst geschehen, wenn Du noch in Tübingen wärest. Aber Deine Gestalt als Parlamentsmitglied, wenn sie mir einmal

mahnend heraufſteigt, hat in dieſer Sache gar keine Kraft, weil ich denke: der iſt ja ſelbſt zum Stiefvater an ſeinem Kind geworden, wie kann er von mir die Erfüllung meiner Pathenpflichten fordern? Im Ernſt geſprochen bin ich jetzt daran, die erſten Fäden einer größeren theologiſchen Arbeit anzulegen, deren Ausführung freilich mehr als problematiſch iſt; wäre ſie einmal im Gang, ſo könnte ich eher wieder was Anderes zwiſcheneinſchieben.

225. An Rapp.

München, den 22. Februar 1849.

— Bei Neumann kommen wir morgen an den Sophocles (Elektra). Tauſend Schönes hat mir die Venus von Knidos, der ich heute früh mit Neumann die Aufwartung machte, an Dich aufgegeben. Sie war diesmal beſonders freundlich — denn ſie hatte behaglich warm — es war geheizt. Als ich im Herumgehen das Lächeln des Auguſtus mit dem ihrigen verglich, fiel mir ein, daß Virgil ſein Geſchlecht von ihr herleitet und ich fand dies auf ganz Sicherer'ſche Weiſe wahrſcheinlich, ſo ſehr gleicht einander dieſes Lächeln. Ja, wenn wir noch Götter hätten! Neumann ſagte geſtern, nachdem wir ein Stück von Aeſchylus geleſen, ob ein Mann von ſo hoher philoſophiſcher und ſittlicher Einſicht wie Aeſchylus an die Realität ſeiner Götter habe glauben können; ich erwiderte, in der Glyptothek ſei ich immer nahe daran, ſelbſt an ſie zu glauben — und deßwegen gingen wir heute hin. In der That, die griechiſchen Götter ſind ungleich möglichere Weſen, als der chriſtliche Gott. Ein allervollkommenſtes oder vielmehr alle Vollkommenheiten in ſich vereinigendes Subjekt iſt ein viel größerer Widerſpruch, als eine Mehrheit von einſeitig vollkommenen Perſönlichkeiten.

Als wir aus der Glyptothek gingen — das muß ich noch nachholen — ſagte ich zu Neumann: „Dieſe Venus von Knidos iſt nun, das weiß ich gewiß, ein ebenſo hohes Kunſtwerk als die Antigone von Sophocles oder die Iphigenie von Goethe, und zwar nicht blos quantitativ gleich trefflich, aber in verſchiedener Art, ſondern auf ganz verwandte Weiſe und weſentlich durch dieſelben Mittel, wie dieſe. Dies näher zu unterſuchen iſt ſchwierig, aber wäre intereſſant". — „Nun gut, erwiderte N., dies ſoll der Gegenſtand unſeres Geſprächs auf unſerem nächſten Spaziergang ſein". Du ſiehſt, wir treiben's faſt wie

in den platoniſchen Dialogen, wenn auch N. nicht eben ein plaſtiſcher Jüngling [1]) iſt.

226. **An Viſcher.** München, den 24. Februar 1849.

Dacht' ichs doch, daß ich bei Dir nicht ſo leichten Kaufs davonkommen würde. Ich wollte um unſere politiſche Differenz herumſchleichen wie eine Katze, da kommſt Du wie ein „Biedermann" und ziehſt mich mitten hinein. In der That iſt unſere Hund- und Katzenliebhaberei für uns beide bezeichnender, als man glaubt, und wenn wir uns einmal für Hardeggs Galerie merkwürdiger Ludwigsburger malen laſſen, ſo wird man uns dieſe Thiere, wie den Evangeliſten ihre Ochſen, Löwen ꝛc. beigeben müſſen.

Daß ich dieſe Sache umgehen will und kann, Du aber nicht, das ſcheint mir einfach daher zu rühren, daß ich mich davon los gemacht habe, Du aber noch darin ſteckſt; daher, daß ich einfach ſage: Politik iſt uns beiden ein ganz gleich fremdes Feld, Du haſt ſo wenig etwas in Frankfurt zu ſchaffen, als ich in Stuttgart hatte, alſo gleich von gleich geht auf — daß ich dieſes einräume, ſag' ich, Du aber es von Dir nicht einräumſt. Du ſagſt, Du wäreſt, entfernt vom Schauplatz, zerborſten; — das glaube ich, aber es beweiſt nichts für Deinen Beruf, ſondern nur für einen Trieb, deren unvollſtändige Naturen wie wir manche in ſich tragen, die zu keinem fruchtbaren Ziel führen, ſondern uns nur äffen. Du habeſt Manches durchſetzen helfen, wie z. B. die Aufhebung der Spielbanken; — nun deßwegen brauchteſt Du nicht nach Frankfurt zu gehen, die würden ſich gewiß nicht länger gehalten haben. Aber das Wehrgeſetz — das iſt Dein Steckenpferd, worüber ich mir kein Urtheil erlaube, weil ich mich hiezu blos ironiſch verhalten kann — Du wirſt ſagen, wie der Fuchs zur hochhängenden Traube — was ich mir gefallen laſſen muß. Du geſtehſt, daß es Dir in Frankfurt nicht wohl iſt, und damit habe ich vollkommen genug; denn ich bleibe auf dem Axiom: wofür einer Beruf hat, in deſſen Ausübung iſt ihm auch wohl. Daß Du dieſe Gleichheit zwiſchen uns nicht einräumſt, hat auch darin noch ſeinen Grund, daß Du mit Neigung, ich gegen dieſelbe in die Politik hineingezogen worden bin.

1) Hegel Geſch. der Phil. II, 57 beneidet Sokrates um die „plaſtiſchen Jünglinge," die in ihren Antworten auf ſeine Fragen ſo ganz bei der Stange bleiben.

Du wollteſt mitrathen, tratſt aus eigenem innerem Antrieb auf: mich ſchoben Andere hinterrücks in die Lanne[1]), die Ludwigsburger packten mich an der ſchwächſten Seite, an der gemüthlichen, und aus dieſer Rückſicht gab ich mich zu einer Rolle her, die mir an ſich immer fatal erſchien. Zur ganz gerechten Strafe für ein ſolches Handeln aus bloßer Rückſicht ſchlug dann die gemüthliche Stimmung der Ludwigsburger in der Weiſe um, die mich zur Fortführung der Stelle unfähig machte. Du hingegen kommſt mir vor wie ein Mann, der als Maler groß wäre und die erſte Stellung einnehmen könnte, — er hat aber eine Marotte für Muſik, und ſpielt lieber bei einem Orcheſter die 6. Violine oder den Triangel, als dort die erſte Rolle zu ſpielen.

Ganz gleichartig ſind unſere beiden Naturen darin, daß ſie künſtleriſch-wiſſenſchaftliche ſind. Den Unterſchied in dieſer Einheit möchte ich ſo ausdrücken, daß Du ein wiſſenſchaftlicher Künſtler, ich ein künſtleriſcher Wiſſenſchafter bin, d. h. Dir iſt die Kunſt Stoff, den Du wiſſenſchaftlich behandelſt, mir iſt die Wiſſenſchaft Stoff, den ich künſtleriſch zu geſtalten ſtrebe. Daraus kann ich für mich gleich ableiten, warum für mich Politik kein Feld iſt. Goethe ſchreibt einmal, ich meine an die Stein, nachdem ihm als Staatsmann manches mißlungen, — nun wolle er ſich aber mit nichts mehr befaſſen, was er nicht ſo ganz in ſeiner Gewalt habe wie ein Gedicht. Das iſt's. Wer wird denn auf eine Fläche malen wollen, auf der im nächſten Augenblick andere mit Bärenfüßen herumtreten? Dann kommt noch das allzu Affiçible meiner Natur hinzu, kraft deſſen mich ein tägliches perſönliches Gegenüberſtehen mit Menſchen, deren Treiben ich haſſe und von denen ich weiß, daß ſie mich haſſen, aufreibt. Machte mich dieß überhaupt für politiſch-parlamentariſches Wirken zu jeder Zeit untauglich, ſo kommt für die Politik der Gegenwart noch mein abſoluter Widerwillen gegen alles Revolutionäre, die Maſſen Entfeſſelnde hinzu. Dieſer Widerwille iſt ſehr natürlich, er iſt der Schauder jedes Geſchöpfs vor einem Element, in dem es nicht leben kann. Unter ruſſiſchem Deſpotismus könnte ich, zwar mit beſchnittenen Flügeln, doch noch exiſtiren, aber Maſſenherrſchaft würde mich vernichten. Daher haſſe ich, was dahin führt, ſo ſehr wie ich nie etwas gehaßt habe, weil mir nie etwas mich ſo abſolut Regirendes entgegengetreten war. So ſehr nun

1) Die Doppeldeichſel des einſpännigen Wagens, der Scheerbaum.

aber der vernünftige Politiker der Gegenwart auf Bezähmung dieſes Elements aus ſein muß, ſo darf er dieß doch nur ſo, wie Mephiſtopheles: „Sei ruhig, freundlich Element!“ — er muß nöthigenfalls ſelbſt ein wenig drin leben können, darf es nicht, wie ich, ſchlechterdings perhorresciren. Hieran nun würde es bei Dir nicht fehlen; es käme Dir das Kriegeriſche in Deiner Natur zu Hülfe; aber im Ergebniß würdeſt Du gewiß immer zu kurz kommen, weil, wie Du ſelbſt ſagſt, nur blinde (und unreine) Kräfte den Ausſchlag geben.

Den politiſchen Hang Deiner Natur halte ich für einen zu beſchneidenden Seitenſchößling, den ich mit meiner zeitweiſen Neigung zum Verſemachen in Parallele ſetze. Es iſt wahr, zur künſtleriſchen Bearbeitung gehört eigentlich auch ein künſtleriſcher, von der Phantaſie geſchaffner Stoff; künſtleriſche Bearbeitung der Wiſſenſchaft iſt das Belegen eines Eſels durch ein Pferd; deßwegen wird der ſo wie ich Angelegte nothwendig bisweilen den Trieb zu ganz künſtleriſcher Production empfinden, was aber, da die Phantaſie fehlt, ein Umarmen der Wolke ſtatt der Juno, mithin ganz fruchtlos, iſt. Kann daher aus dieſem Treiben nie etwas Selbſtſtändiges werden und iſt es daher ſehr ſtreng zu beſchneiden, ſo wird es doch, in dieſen Schranken gehalten, durch Verfeinerung des Formſinns auch für die künſtleriſch-wiſſenſchaftliche Thätigkeit nicht ohne Nutzen ſein. Ebenſo nun, wie mir die Wiſſenſchaft, ſcheint Dir die Kunſt als Stoff oft nicht ganz genügen zu wollen. Sie ſcheint Dir oft zu unwirklich, unlebendig, jenſeitig zu zu ſein. Und dazu auch die wiſſenſchaftliche Thätigkeit zu abſtrakt. So willſt Du Leben lebendig geſtalten. Ganz recht! es wird Deiner wiſſenſchaftlich-künſtleriſchen mithin Deiner Berufsthätigkeit zu Gute kommen, Du wirſt die Kunſt als Gewächs aus dem Leben heraus lebendig behandeln. Aber mehr auch nicht. Beweis: daß Du, den die Natur zum Protagoniſten in ſeinem Fach gebildet hat, es dort unter ſo vielen Schreiern nicht einmal zum Tritagoniſten bringen kannſt; daß es Dir nicht wohl iſt in Deiner politiſchen Thätigkeit; daß Du Dir beſonders ſolche Gegenſtände herauswählſt, die, wie die Wehrfrage, Deine äſthetiſche Seite berühren, eine Seite, die aber politiſch nur Nebenſache ſein kann.

Noch einmal und mit Einem Wort: in ſo unvollſtändigen und ungleichmäßigen Naturen, wie die unſern, gibt es Reize, die keinen Beruf anzeigen, keine Frucht verſprechen, denen man mithin nicht, oder

nur sehr mit Maße nachhängen darf. So will ich ja gar nicht sagen, daß Dein Frankfurter Aufenthalt Dir ganz unnütz gewesen sei. Aber ich erwarte die Frucht davon nicht in den Paragraphen der künftigen Reichsverfassung, sondern des 3. Theils Deiner Aesthetik zu sehen.

Nun genug! replicire bald, damit wir den Punkt vom Hals bekommen und uns wieder wie sonst schreiben können. Die besten Grüße Deiner Frau und dem Kleinen. Aber

„Macht, daß Ihr fortkommt!

Euer

treuer Isolan."

Eben sehe ich, heut ist ja der Jahrestag der glorreichen französischen Revolution, die jetzt jedermann dort im Stillen reut. — Mit Neumann heut ziemlich politisirt; ich war Anfangs ängstlich, unser gutes Vernehmen dadurch zu stören, das meinen hiesigen Aufenthalt bedingt; doch sehe ich jetzt, es hat keine Gefahr.

227. An Zeller.

München, den 13. März 1849.

— — Mit meinem Austritt aus der Kammer habe ich meiner Natur gemäß gehandelt, und zu einem höheren Moralprinzip habe ich mich, wenigstens praktisch, niemals zu erschwingen vermocht. Du mußt nämlich wissen — weßwegen mir gleich das Moralprinzip in die Feder kommt, daß ich, — weil man doch etwas thun muß, und ich eben nichts Anderes zu thun weiß, mich mit Moral beschäftige, d. h. mit Vorarbeiten zu einer Kritik der christlichen Moral; ein Geschäft, das seiner Weitschichtigkeit nach wenigstens die gute Eigenschaft hat, daß es leicht sich so lang verziehen kann, bis Deutschland und Europa wieder in seinen Fugen und somit wieder lesefähig ist, möchte auch dieser Curprozeß noch so lange dauern. Ja, daß es überhaupt wieder in seine Fugen komme, ist bei Europa viel wahrscheinlicher, als daß es bei meiner Arbeit je zum Zusammenfügen kommen werde. Denn nicht nur ist der Stoff in einer unendlichen Masse von Werken zerstreut — man müßte eigentlich fast Alles lesen — sondern er ist auch in sich selber ungleich weniger fest bestimmt und geformt, folglich auch für die Kritik weniger faßlich als der dogmatische; dessen lebendige geschichtliche Fortbildung er auch nicht zu theilen scheint. Kannst Du mir in dieser Sache einen belehrenden und erleichternden Fingerzeig geben, so

thuſt Du ein gutes Werk, nicht an der Wiſſenſchaft, aber an einem Freunde, der unter ſeiner Arbeitsloſigkeit moraliſch nicht minder leidet, als die Proletarier phyſiſch unter der ihrigen. — —

228. **An Rapp.**

München, den 1. April 1849.

Eigentlich wollte ich Dir nicht ſchreiben, bis ich eine kleine Arbeit fertig hätte — einen Artikel über A. W. Schlegel für die Brockhauſſche Gegenwart. — Daß ich meine Kinder nicht vergeſſen ſollte, nahm ich wie zum Troſte, nicht zur Ermahnung geſagt. Denn was meinſt Du, daß ich jetzt bei jedem Spaziergang empfinden muß, wenn ich, wo Sonne und Grün iſt, Kinder ſich tummeln ſehe? An meinem Fenſter ſteht ein kleiner Epheuſtock; der treibt nun friſch und unter jedem Blatt quillt ein Büſchel kleiner Würzelchen hervor, die beſtimmt ſind, in eine Mauer oder einen Baumſtamm ſich einzuſchlagen; da ihnen dieſe hier fehlen, ſo müſſen ſie verdorren. Wie ich das zum erſtenmal ſah, traf mich ſchmerzlich der Gedanke an meine Kinder, deren Trieb zum Vater auch ſo in der leeren Luft verdorren muß. —

Die Allgemeine Zeitung leſe ich, ſonſt keine. Die Frankfurter haben ſich bankrott geſchafft und Viſcher hat ſein redlich Theil dazu beigetragen. Er hat kein Quentchen politiſchen Verſtand, bei ſo großen ſonſtigen Geiſtes- und Herzensgaben. Aber gerade die letzteren und die Phantaſie verdunkeln ihm die praktiſche Einſicht. Gott geb, wie wir mit ihm wieder ins Gleis kommen, denn er iſt natürlich vollkommen gerüſtet, jede ſeiner Abſtimmungen und Reden gegen jeden Einwurf zu vertheidigen und ſagt man ihm: wir wollen's gut ſein laſſen, ſo beweiſt er, daß ſolches Zudecken zwiſchen Freunden nicht ſtattfinden dürfe.

229. **An Märklin.**

München, den 5. Mai 1849.

So gut die politiſche Kriſis bei Euch vorübergegangen iſt, ſo drohend ſieht's im übrigen Deutſchland aus; Du wirſt ſehen, daß der König von Preußen noch fort muß. Er iſt, und zwar für alle Parteien gleicherweiſe, unbrauchbar. —

Hier iſt's ſehr ruhig, weil die Altbayern nichts von der Reichsverfaſſung und noch weniger von dem preußiſchen Kaiſerthum wollen.

Mir iſt's die Zeit her nicht beſonders gegangen. Erſtlich war ich nicht wohl; die Beſchwerden, die mich den letzten Winter in Heil-

bronn plagten, kamen wieder, nicht ohne Mitwirkung des gepriesenen Münchener Biers, dessen Gebrauch ich daher einige Zeitlang sehr reducirt habe. Auch mit den Arbeiten ging's nicht recht; ich fing allerlei an, das ich wieder verbrannte; der Diderot fing an mir zu entleiden; seine Schriften taugen weniger als seine Briefe, die ich zuerst gelesen hatte, was ganz seiner Natur gemäß ist; doch will ich ihn nicht liegen lassen, und dann zur Moral zurückkehren. Schon seit 14 Tagen ist mir der Schubart als fertig angekündigt, obwohl mir noch kein Exemplar zukam; Du wirst 6 Stück erhalten, je eins für Dich, Kerner, Kauffmann, Sicherer, Künzel [1]) und Zeller, was ich Dich zu besorgen bitte. Georgii wird seins direct von Stuttgart aus bekommen. Hast Du den Artikel über Görres in der Gegenwart (von Neumann) noch nicht gelesen? er ist sehr interessant und eine vortreffliche Arbeit. So möchte ich arbeiten, und namentlich Material sammeln können wie Neumann; er ist jetzt mitten in seiner Geschichte des Ministeriums Abel, die ein eigenes Buch gibt; er hat zu dem Ende schon während dieses Ministeriums selbst ein Tagbuch geführt. Moritz Wagner ist jetzt in Dänemark; Du wirst seine Artikel aus Eckernförde und Kolding, mit M. W. gezeichnet, in der A. Z. bemerkt haben.

Gerne schriebe ich an Kerner; aber was kann man in einer solchen Lage, wie die seine ist, einem sagen? Wär' ich dort, so legte ich meine Hand auf seine Schulter, und wir blickten uns in die blinden Augen. Immer gebe ich die Hoffnung noch nicht auf, ihn diesen Sommer hier zu sehen, wo er viele Verehrer zählt. Er muß schon deswegen kommen, damit ich den Breslau, Schubert ꝛc. kennen lerne, die ich längst besucht hätte, wenn ich nicht auf ihn warten wollte. (Die letztere Wendung werdet ihr beide vortrefflich finden. Ich wenigstens bin sehr mit ihr zufrieden.)

Endlich hat sich auch hier der Frühling sehr liebenswürdig eingestellt; es ist merkwürdig, was auf dieser Steppe, die auf ödem Kiesgrund kaum eine Hand tief fruchtbaren Boden hat, sich doch ein frisches,

1) Derselbe dienstfertige Freund, ein Heilbronner Kaufmann, den Str. Ges. Schr. II, 365 ff. als „Papierreisenden" einführt, während ihn einer der dortigen Philologen um dieses seines Geschäfts willen Papirius Cursor nannte. Seine Ausgabe von Schillers noch ungedrucktem Lustspiel: „Ich habe mich rasiren lassen" wurde von Strauß, der ihm bei derselben an die Hand gegangen war, in der A. Allgem. Zeitung 1860 Nr. 17 besprochen.

ſchönes Grün entwickelt. Eheſter Tage werde ich mit Neumann eine kleine Tour unternehmen, wahrſcheinlich an den Ammerſee, wo ich im vorigen Jahr noch nicht war.

A propos! Weil Du doch auf die chriſtliche Tugend der Demuth von jeher einen Zahn hatteſt, ſo wird Dich's freuen, daß Diderot ſie geradezu eine Lüge nennt. Ein anderes ſchönes Dictum von ihm: „Er ſchreibt ſo fehlerhaft, wie eine Wäſcherin oder ein Biſchof". Ueber die Verſchiedenheit der Ausgaben der Rouss. Confess. kann ich Dir jetzt aus Grimm's Correſpondenz die Auskunft geben, daß in der gleich nach R.'s Tod erſchienenen erſten Ausgabe mehrere anſtößige Stellen von den Verlegern unterdrückt wurden, die ſpäter hergeſtellt worden ſind. Die genannten Briefe Diderot's (Memoires et ouvrages inédits) will ich Dir als ſehr anziehende Lektüre empfohlen haben, aus der man jene Zeit trefflich kennen lernt.

230. **An Käferle.** München, 10. Mai 49.

Während die Welt an allen 4 Ecken brennt (vielleicht heute ſchon an 5; wer kann das wiſſen?) war ich geſtern Abend im Fidelio. Man gab ihn zum Beſten der Hinterlaſſenen eines Schauſpielers, der ſich vorige Woche in der Iſar ertränkt hatte. Der Mann gab die Alten, ehrwürdige und komiſche, beide gut. Ich hatte ihn als 100-jährigen Rabbi Akiba in Gutzkow's Uriel Akoſta, und als den Bedienten Juſt in Leſſing's Minna mit gleichem Vergnügen geſehen. Aber die häuslichen, namentlich ökonomiſchen Umſtände des Mannes waren zerrüttet. Genug; ſie haben ein Uebriges gethan, und ſpielten im Zwiſchenact auch noch die Leonorenouvertüre, die ich, zu meiner Schande geſagt, nur an dem Trompetenſignal wieder erkannte, das darin vorkommt, die rettende Ankunft des Miniſters anzudeuten. Dem guten Fidelio ſtand ſeine Männertracht ſehr ſchlecht; es war eine lange, magere Perſon mit großen Händen, eine brave Sängerin, nur ohne alle Anmuth. Es ſind jetzt gerade 7 Jahre, ſeit ich den Fidelio zuletzt geſehen hatte; Du denkſt Dir von wem. So miſcht ſich in meine muſikaliſchen Genüſſe meiſtens ein bitterer Tropfen Erinnerung, der ihnen einen ganz eigenen Geſchmack gibt. Ich weiche ihm nicht aus; doch iſt ein Unterſchied. Die Montecchi und Capuleti z. B. möchte ich um alle Welt nicht wieder ſehen. Uebrigens entſteht in mir, wenn ich an der Hand dieſer muſikaliſchen Darſtellungen gleich-

ſam zur erſten Quelle jenes Verhältniſſes hinaufſteige, eine Empfindung, in welcher die beiden ſeither ſo weit auseinandergegangenen Strömungen wieder Eins werden; es iſt wie ein Zurückgehen feindſeliger Zwillinge in Mutterleib, wo ſie einträchtig beieinander waren. Vergebens!

Die Gedichte, deren Dein liebes Schreiben wieder gedenkt, ſind ſämmtlich in den Feuerofen gewandert. Es war ein Gefäß mit reinen und unreinen Thieren, eine Zeitlang wirklich der Spiegel meines Innern, oder vielmehr meines Zuſtandes, mit deſſen glücklicher Aenderung mir jenes Conterfei widrig wurde. Nunc itaque et versus et cetera ludicra pono [1]), ſagt praeceptor Horatius. Statt deſſen warf ich mich eine Zeitlang eifrig in's Geſchäft, Anfangs, wie ich Dir ſchon ſchrieb, für die Moral legendo et excerpendo [2]); allein dies Arbeiten für eine erſt in Jahr und Tag mögliche Ausführung warf mir für den Augenblick zu wenig Troſt ab, ich machte mich alſo an etliche Sachen von kürzerer Sicht, wovon Dir vielleicht im Morgenblatt Soirées de Grandval und ein Artikel über A. W. Schlegel in einem der nächſten Hefte der Gegenwart [3]) zu Geſicht kommt; bin aber nun nächſtens, auch hievon unbefriedigt, bei den Kirchenvätern zurück, — leider noch nicht wirklich, denn die letzten Tage habe ich einen Roman (Die Epigonen von Immermann) geleſen. Du ſiehſt, mein Schiffchen iſt ſehr baufällig, die Segel verſchliſſen, das Steuerruder ſchwach, und das zu einer Zeit, wo ſolche Stürme im Anzug ſind. Wie ſicher wohnſt Du auf Deinem Berge! Haſt all das Getümmel unter Dir; geigſt mit Deinen Schulmeiſtern und unterrichteſt Deine Kinder. Letztere Nachricht hat mich gefreut, das iſt gewiß eine ſchöne, ſich ſelbſt lohnende Beſchäftigung. Und für Dich ganz geeignet als einen homo Socraticus. Könnte ich nur dieſen Sommer wieder ein paar Tage in Deiner oberen Stube zubringen. Ich werde dieſe Luft, wenn man dort das Fenſter öffnet, dieſen Blick nach dem Rhein, den Weg nach Herrenalb, Eure ſtille, freundliche Häuslichkeit nie vergeſſen. Es iſt mir recht von Herzen wohl dort geweſen. Wie ſchön muß es jetzt oben ſein, da ſchon hier auf dieſer dürren Haide der Frühling ſo anmuthig ſeinen Einzug hält.

---

1) „Jetzt entſag' ich den Verſen und all dem anderen Tande".
2) „Mit Leſen und Excerpiren." — 3) Jetzt Geſ. Schr. II, 17 ff. 119 ff.

Laß mich nicht allzu lang ohne eine Stimme von oben. Sie erquickt und erhebt mich, und ich kann's brauchen. Grüße mir auf's Herzlichste Deine liebe Frau. Empfiehl mich dem Herrn Collega in Loffenau und wer sich sonst meiner gern erinnert. Adje lieber Alter. Wenn's gewiß ist, bekommst Du ehestens von Ludwigsburg aus den Schubart. Fertig ist er; nur zaudert der Verleger, wie's scheint, bei diesem Sturmwetter die Taube ausfliegen zu lassen, aus Furcht, sie bringe ihm kein Oelblatt zurück. Tausendmal Adje.

231. An Vischer.

München, den 22. Mai 1849.

Dein Brief vom 3. v. M. hat mich sehr erfreut. Ich traue der jetzigen Zeit gar nichts Gutes zu in Betreff alter Freundschaften, fand nun aber zu meinem Troste, daß sie der unsrigen nichts anhaben kann. Dies gab mir auch, wie Du gefunden haben wirst, sogleich die Stimmung, Deine Aesthetik für die Allgemeine Zeitung anzuzeigen[1]), und zwar ganz aus dem Herzen, da ich das Buch nicht zur Hand hatte, was aber am Ende für diesen Zweck nichts geschadet hat. Wegen der mitunterlaufenden Neckereien braucht es bei Dir gewiß keine Entschuldigung: da ich am Werk selbst nichts tadeln konnte, so mochte ich doch nicht Zucker in Zucker kochen, sondern nahm etwas Johannisbeersäure dazu. Endlich ist auch der Schubart fertig geworden, und wird Dir ehestens zukommen. Der Unstern verfolgt den armen Teufel auch im Buch. Wäre er vorige Weihnachten erschienen, so wäre er gewiß gekauft worden, da zu jener Zeit und nachher eine politische Pause eingetreten war, und W. Humboldts Briefe eine 3. Auflage erlebten; allein der Verleger betrieb den Druck gar zu schläfrig und muthlos, wodurch er sich nun selbst geschadet hat. Dem Vorwurf, zu viel haben stehen zu lassen, werde ich nicht entgehen können; mich entschuldigt nur, daß theils das Manuskript mit Ende des Jahres 1847 aus meinen Händen war, theils (was freilich nur eine subjective Entschuldigung ist) daß ich mich vor dem eigenen Lebensmißgeschick in das fremde flüchtete, und mich in alle Winkel desselben mit einer Neigung einhauste, die keinen davon preiszugeben sich entschließen mochte[2]). — Jetzt wäre ich nicht ungeneigt, einen Artikel über Immer-

1) Die Anzeige erschien dort 13. Apr. 1849 Nr. 103.

2) Hier folgen Mittheilungen über Strauß' Arbeiten, welche mit dem S. 241 und 245 gebrachten übereinstimmen.

mann für Brockhaus' Gegenwart zu schreiben[1]); was ist denn in nuce Deine Ansicht von dem Mann und seiner Stellung im Entwicklungsgange deutscher Dichtung?

Deine Kunstausflüge in die Pfalz, die mich sehr für Dich freuten, hast Du eben noch zur rechten Zeit gemacht; jetzt ist's vorderhand aus mit dergleichen, und Du wirst streng an Frankfurt gebunden sein. Die neuste Wendung der Dinge ist trostlos; auch meine erste Empfindung war Unwille über die Fürsten, die ihren bösen Willen für die deutsche Sache so unzweideutig an den Tag gelegt haben; nur Eins fällt nach meinem Urtheil auch Euch zur Last, die Verschwörung nämlich, auf keine weiteren Abänderungsvorschläge einzugehen; ich finde das weder recht noch in letzter Wirkung klug; niemand wird seinen Zweck dabei erreicht haben als die Schreckensmänner der äußersten Linken, die den Bruch wollen.

— Ich lese soeben Stahr's Ein Jahr in Italien. Es ist doch schade, daß Du nicht so etwas geschrieben hast. So brav jenes Buch ist, so vermisse ich doch das Mark.

232. **An Zeller.**

München, den 30. Mai 1849.

— — Deine Rückkehr ins Vaterland bleibt erfreulich, wenn es auch vorerst nicht gerade d e r Ort ist, an den Du gewünscht hättest zu kommen. Wirklich an einer kurhessischen Hochschule, bist Du fortan an jeder deutschen möglich. Freilich findest Du die deutschen Verhältnisse in einem Zustande, der unmöglich kläglicher sein könnte. Rechts und links, bei Fürsten und Volksmännern, ebensowenig Einsicht als Redlichkeit, und der drohende Bruch eigentlich nur dadurch noch aufgehalten, daß die Rathlosigkeit beiderseits zu groß ist. Mein Glaubensbekenntniß in diesen Wirren ist kurz beisammen. Ich war aufrichtig für Durchführung eines wahren Constitutionalismus und einer festen Einheit mit möglichster Schonung des Bestehenden: geht es aber damit nicht, und habe ich nur zwischen fürstlichem und Massendespotismus zu wählen, so bin ich unbedenklich für den ersteren. — —

233. **An Rapp.**

München, den 9. Juni 1849.

— Mit meinem Umgang hier fängt es allmählig sehr schlecht zu stehen an. Zwischen Neumann und mir öffnen die immer mehr

1) Aus der er in die Ges. Schr. II, 159 ff. übergieng.

ſich ſpannenden politiſchen Konflikte eine immer größere Kluft. Man kann nicht mehr miteinander reden, denn was er reden möchte, iſt mir peinlich und wovon ich gerne ſpräche, das intereſſirt ihn in ſeinem furor democraticus[1]) nicht. — Kürzlich lernte ich in einem Biergarten Kaulbach kennen; ich will ihn nun einmal beſuchen. — Ich leſe jetzt Immermann's opera omnia, um einen Artikel in die „Gegenwart" über ihn zu machen. Auch um einen Artikel über Goethe plagt mich Brockhaus fortwährend; aber dieſer Stoff iſt mir — ich weiß nicht — zu groß oder zu nah, wahrſcheinlich beides, ſo gerne ich namentlich auf's Jubiläum etwas ſchreiben möchte. Vor einiger Zeit erhielt ich aus Anlaß der Krankheit meines kleinen Fritz einen Brief von meiner Frau, den erſten ſeit undenklicher Zeit, der mich nicht krank machte, ſondern mir eher wohlthat. Denn er war, wenn man bei einigen Stellen die Augen zudrückte, freundlich und mild geſchrieben. Wenn es doch gelingen wollte, das Verhältniß als freundſchaftliches Getrenntſein zu conſtituiren. — Obwohl ich Deine Bedauernsäußerung über die Verbrennung meiner Gedichte nur für Spott halte, ſo geſtehe ich Dir doch Folgendes: Bald nach dem Zerſtörungsakt begann ich zu fühlen, daß ich hier zu viel gethan hatte und mehr als wozu ich berechtigt ſein konnte, indem in jenen Sachen ein großer Theil meines Lebens und Empfindens ſteckte. Die Geiſter der unſchuldig gemordeten Kinder umſchwebten mich beſtändig und flehten mit leiſer flüſternder Stimme, wieder verkörpert zu werden. Was wollte ich machen? ich kaufte alſo ein ſauberes, in violettes Leder gebundenes Schreibheft und trug darin Alles, deſſen ich mich ohne Mißfallen erinnerte, auf's Neue ein. Es war ein natürlicher Wiederherſtellungsproceß, ein Treiben von innen heraus, wie wenn einem Krebs die abgeriſſene Scheere oder einer Eidechſe der abgeſchlagene Schwanz wieder wächſt. So wurden in 3—4 Tagen über 100 Stück wieder hergeſtellt. Mit dieſer Wiederherſtellung des Zerſtörten aber war der Trieb befriedigt und nicht ein einziger neuer Vers kam hinzu.

234. An Rapp.

München, den 28. Oktober 1849.

Deine beiden Briefe, der eine geſchrieben ehe, der andere nachdem Du von dem Verluſte wußteſt, der uns betroffen hat, habe ich richtig

1) „Seinem demokratiſchen Fanatismus."

erhalten; Du kannſt Dir denken, wie die Botſchaft auf mich wirkte, da ich Märklins Ankunft jeden Tag erwartete, ſein Bett ſtand aufgeſchlagen, dem er jedoch das Grab vorzog. Er hatte ſo Unrecht nicht! Doch hätte er noch ein wenig auf uns warten ſollen. Wir ſind gar zu ſehr verarmt durch ſeinen Tod, insbeſondere ich, der ich nur von meinen Freunden lebe. — Ich habe gleich den Vorſatz gefaßt, ihm ein biographiſches Denkmal zu errichten. — Ich empfinde Märklins Tod wie ein Schuldner den Tod ſeines Bürgen empfinden mag. Seine Freundſchaft verbürgte mir, daß ich überhaupt noch etwas werth bin. Mit der Stockung meiner wiſſenſchaftlichen Thätigkeit und dem Verluſt meiner Familie ſind die beiden Springfedern, die das Innere höher heben konnten, lahm geworden und ich lebe ſtatt in beſtändigem Streben wie ſonſt, nur noch in beſtändigem Bemühen des Selbſtvergeſſens. Da war es nun Märklins Freundſchaft, durch die ich mich an das Gebiet des Idealen geknüpft glauben konnte. Nun dieſes Band zerriſſen iſt, komme ich mir ganz gottverlaſſen vor.

235. An Kauffmann.

München, den 3. November 1849.

— Hier haben wir dieſe Woche viel Muſik gehabt; Sonntag die Zauberflöte, die ſehr gut gegeben wurde; Neumann's waren mit drin, und da hätteſt Du Deine Freude gehabt, wie Neumann ſich vor Allem für den Text zu intereſſiren anfing: die Grundidee ſei ganz indiſch: Götter, Menſchen und Thiere kriechen durcheinander wie in der indiſchen Poeſie; die Königin der Nacht ſei Kali, die Gattin des Shiwa; es liege eine ganze Kulturgeſchichte abgelagert in dieſem Libretto; „Sei ſtandhaft, duldſam und verſchwiegen", ja über das komme auch die tiefſinnigſte Moral nicht hinaus ꝛc. Doch auch die Muſik machte ihn ganz glücklich, ſo daß er beim Herausgehen, als es ſich um die Frage: Bier- oder Weinkneipe? handelte, ausrief: „Nach der Zauberflöte trinkt man kein Bier!" und wir zu Mittnacht einbogen. Die Hoffnung, die Du ihm rückſichtlich des Chapuſets eröffneſt, freut ihn ſehr und es wäre möglich, daß er Deine Bemühungen durch eine Abhandlung über die Quellen der Zauberflöte (freilich hat ihn der nachher geleſene Text etwas abgekühlt) erwidern würde. Auch Frau Neumann war durch Deinen Gruß erfreut; beide gedenken Deiner auf's Freundſchaftlichſte. —

Doch, auf die Muſik zurückzukommen, ſo war vorgeſtern als erſtes Abonnements-Konzert Beethovens 2. Simfonie, in D, ferner Mendelſohns erſte Walpurgisnacht, wo ich beſonders gewünſcht hätte, daß Du dabei geweſen wäreſt, um Dein Urtheil zu vernehmen. Er hat ſich manche Freiheiten genommen: im erſten Abſatz fällt ſchon bei Zeile 4 ein Frauenchor ein; der Abſatz: Einer aus dem Volke, wird von einer weiblichen Stimme geſungen u. ſ. f. Was die übrige Beſetzung betrifft, ſo iſt der Druide am Anfang Tenor, ſpäter immer Baß, der chriſtliche Wächter wieder Tenor, Alles dieſes wie mir ſchien ganz paſſend. Das Einzelne müßte ich erſt noch öfter hören, um etwas darüber ſagen zu können; die herrlichen Verſe gleich am Anfang: „Doch eilen wir nach oben" ꝛc. hatte ich durchſchlagender erwartet; dagegen war der zweite Vers: „Doch iſt es Tag, ſobald man mag ein reines Herz Dir bringen" — wie auch der Schluß: „So reinig' unſern Glauben" ꝛc. ſehr ergreifend, nicht minder der Höllenſpektakel recht wohl gelungen.

236. An Rapp.

München, den 11. November 1849.

— Du tadelſt mich, weil ich immer noch von einer Neigung rede, wo ich doch ſelbſt eine Vereinigung als unmöglich erkenne. Jene Hinneigung, wenn man es ſo nennen will, beruht auf zweierlei. Erſtlich die Kinder. In den Kindern kann man doch ſich und die Mutter nicht trennen. Die noch ſo zwieträchtigen Elemente — hier ſind ſie realiter vereinigt. Dann die Gewißheit, dieſer Kinder, des einen jedenfalls, bei der Trennung niemals recht froh werden zu können — welcher beſtändige Reiz für die Phantaſie, ſich eine Wiedervereinigung als möglich vorzuſpiegeln! Und Du glaubſt nicht, wie tief ſich dieſe Kinder bei ihrem letzten Beſuch in die innerſten Falten meines Herzens wieder eingewurzelt haben! — Der andere Punkt iſt die Erinnerung an die erſten Zeiten meiner Neigung. Dieſe waren und bleiben doch die ſchönſten meines Lebens. Das Beſte, was an mir iſt, Kunſtbegeiſterung und Liebe, hatten ſich damals zu einer Blüthe vereinigt. Kann ich dieſe Tage nicht aus meiner Erinnerung reißen, ſo folgt dann das Andere. So wie in der Gegenwart die abſolut conträren Eindrücke zurücktreten, ſo erſcheint mir die Frau wieder im Nachklang der Empfindung von damals. — Sei ganz ruhig, ſie wird immer

dafür sorgen, daß ich bei jedem Versuch der Annäherung durch einen conträren Eindruck aus dem Traum geweckt werde.

Gelesen habe ich zuletzt, außer Gervinus über Shakespeare, Laube's erstes deutsches Parlament und Ranke's preußische Geschichte; in ersterem Buch sind die Expositionen der Tragödien vollkommen gelungen, während für die Lustspiele der Mann zu ernsthaft und moralisch ist, zu wenig Humor und reine Freude am Unsinn hat. Laube ist ein vortreffliches Buch, kerngesunde politische Farbe neben meisterlicher Darstellung, besonders Porträtirung. Ranke ist ein Hofhistoriograph geworden, malt Figuren, die den Pinsel eines Rembrandt forderten, in der Manier von van der Werff. So kann man herunterkommen? Ja wohl und sehe Jeder, daß es ihm nicht auch so gehe!

237. An Vischer.

München, den $\frac{\text{30. November}}{\text{1. Dezember}}$ 1849.

— — Das Material, das Dir Baur für mich mittheilte, ist mir vom höchsten Werth und ich will es gewiß discret benutzen [1]). Auf der andern Seite jedoch ist gerade diese Partie für mich nicht ohne Schwierigkeit. Ich kann nämlich in diesem Kampfe durchaus nicht Märklin oder der speculativen Theologie geradezu Recht geben gegen die Pietisten. Meine Meinung ist in Kurzem die, daß die Speculativen sich eine Stelle innerhalb der Kirche nur durch Unwahrheit, Untreue gegen ihr eigenes Princip, erkaufen können. So ist es uns allen gegangen: man wird erst ganz wahr, nachdem man den letzten Schritt aus den Grenzen dieser Selbstbelügungsanstalt herausgemacht hat. Auch Märklin, dieser Wahrheitsliebende, zeigt sich in seinem Pietismus und den Vertheidigungsschriften in diesem Gewebe von Accommodationen und Reticenzen, Ausdeutungen und Umdeutungen, auf eine keineswegs erfreuliche Weise befangen. Insofern, die faktische Richtigkeit der exegetischen und dogmatischen Behauptungen betreffend, sind die Pietisten gegen ihn großentheils im Recht. Blickt man weiter, so ist das höhere, culturhistorische Recht freilich auf seiner Seite, aber erkauft durch hundert Unwahrheiten in Bezug auf das Zunächstliegende. Ich bin überzeugt, daß M. jene ganze theologische Stellung

1) Für die Biographie Märklin's (Ges. Schr. X,) von der S. 67 ff. zum folgenden zu vergleichen ist.

(ſeines Pietismus ꝛc.) ſpäter nicht mehr vertreten haben würde, nachdem er den Fuß auf's feſte Land einer außerkirchlichen Stellung geſetzt hatte. Dieſes nun ſo zu ſagen, wie ich es anſehe, iſt mir zwar keineswegs in Bezug auf den Verſtorbenen bedenklich, erſtlich weil er auch ſo durchaus ehrenwerth erſcheint, und zweitens weil ich durch Ausſprechen der Wahrheit, ob ſie auch unlieb ſei, ganz in ſeinem Sinn zu handeln überzeugt bin; aber in Bezug auf die uns gleichdenkenden Kirchendiener, ich will nur z. B. ſagen Rapp, — werde ich mich äußerſt in Acht zu nehmen haben, um ihnen nicht zu ſchaden. Es wird dies am Ende nur ſo geſchehen können, daß ich dieſe ganze Partie doch nicht ſo ins Licht rücke, wie Du meinſt. — Daß ich hiernach darin ganz mit Dir zuſammenſtimme, es für ein Glück zu halten, daß M. nicht nach Tübingen kam, verſteht ſich; ſo wie auch der ſittliche Grundgedanke der ganzen Darſtellung, wie Du ihn bezeichneſt, ganz der meinige iſt.

— Mit Kauffmann wird's am beſten ſo ſein, Du gehſt in ſeiner Vakanz 8 Tage nach Heilbronn, oder ladeſt ihn ſo lang zu Dir; da arbeitet ihr Vormittags zuſammen, und er demonſtrirt Dir das Fragliche auf'm Klavier. Er hat aber auch eine Letze von ſeiner Lungenentzündung; wenn er meine 3 Treppen herauf war, ſchnaufte er ſehr bedenklich.

238. An Viſcher.

München, den 1. Januar 1850.

— — Vortreffliches Material habe ich ſeither namentlich durch Rapp bekommen. Märklin's Briefe an ihn ſind werthvoller als die an mich, er ſchließt ſich ihm mehr auf, iſt lehrhafter, mir wollte das Anfangs weh thun, allein ich fand es der weiblichen, receptiven Natur Rapp's gegenüber natürlich; wahrſcheinlich ſchreiben auch wir beide an Rapp unſere beſten Briefe. Gar liebenswürdig ſind auch M.'s Briefe an Emma Gärtner in Calw, die mir Frau Märklin verſchafft hat, ſo wie einige an ſeinen Vater noch aus der Univerſitätszeit. Mit Einer Schwierigkeit, die ſich bei biographiſchen Arbeiten leicht einſtellt, werde ich ganz beſonders zu kämpfen haben, nämlich mit der Antinomie zwiſchen allgemeiner Charakterſchilderung und fortlaufender Erzählung; ich liebe das Voraus- und Nachſchicken der erſteren nicht, und doch iſt auch das gelegentliche Einſchalten einzelner Züge mißlich, weil es

leicht den historischen Fortschritt stört, und dabei die Totalanschauung des Charakters erschwert. Dennoch will ich diesen Weg versuchen.

— Auf Deine Abhandlung über Religion und Revolution bin ich begierig; aber Rath in Bezug auf den praktischen Punkt, von welchem Du sprichst, weiß ich keinen. Ohne eine Revolution bekommen wir keinen neuen Boden in der Religion, und dieser läßt sich nicht legen, ohne eine Revolution herbeizuführen, und zwar eine ziemlich bestialische, wenn die alte Religion die Leute nicht mehr recht im Zaume hält, und die neue noch nicht da ist.

239. **An Vischer.**

München, den 3. Februar 1850.

Dein letztes Schreiben sammt den Beilagen habe ich richtig und dankbar erhalten. Ich bin nun seit 8 Tagen mit dem Concept der Arbeit fertig, schreibe seitdem daran in's Reine, und werde in ca. 12 bis 14 Tagen die Abschrift — erschrick nur nicht — Dir zur Revision schicken. Ich weiß wohl, wie ungeschickt Dir bei Deinen vielen Geschäften die Durchsicht von etlich und 30 geschriebenen Bogen kommen mag, und würde Dir's bei einer andern Arbeit auch nicht zumuthen als bei dieser, wo Du das Opfer zugleich dem verstorbenen Freunde bringst. Unmöglich kann ich ein solches Denkmal ganz auf meine eigene Verantwortung nehmen; ein gemeinschaftlicher Freund muß es durchsehen, um jeden Mißlaut zu tilgen, den der Verfasser im Eifer des Machens leichter überhört. Dazu kommen dann so manche faktische Punkte, wo ich nicht ganz sicher bin, und die Du leicht berichtigen oder feststellen kannst. Du wirst Dich vielleicht wundern, daß die Arbeit eine solche Ausdehnung gewonnen hat. Allein ich schrieb sie so, wie ich dergl. Bücher gerne lese, nämlich ganz concret und episch.

— Also sei so gut und halte Dich mit Deiner Zeit ein wenig auf dieses Geschäft gefaßt; von Dir aus soll dann das Manuscript an Frau Märklin gehen, die es auch vorher lesen muß.

240. **An Rapp.**

München, den 7. März 1850.

Meine Märklinsbiographie ist jetzt bald 4 Wochen auf der Revisionsreise (so lange als ich brauchte, sie zu machen). Vischer behielt sie 14 Tage (allein er hatte die Grippe und machte einige gute Bemerkungen, die ich benützen werde), nun aber liegt das Manuscript

ſeit 12 Tagen in Heilbronn — ich ſchrieb Frau Märklin, das Liebſte wäre mir, ſie gäbe es Niemand zu leſen, damit ihr Niemand Flöhe in die Ohren ſetze. Dies ſcheint nun aber doch geſchehen zu ſein. — Meine Entſchlüſſe ſind aber ſehr beſtimmt, ich werde mich auf Mildern und Vertuſchen nicht einlaſſen, ſondern lieber das Ganze im Pult behalten.

241. **An Viſcher.** München, den 16. März 1850.

Vor einigen Tagen habe ich nun von Frau Märklin mein Manuſcript zurückerhalten, und ſeitdem an demſelben alle diejenigen Verbeſſerungen vorgenommen, welche Du in Antrag gebracht hatteſt, ebenſo Baur's Aenderungen eingetragen, wie auch einige Bemerkungen, welche Frau M. mir gemacht hatte, berückſichtigt. Dieſe Frau ſchreibt in ihrer Herzensnoth ſo ächt weiblich und ſo grundgut und brav, daß ich ihr nicht böſe werden kann, ſo ſehr mich auch die Stockung, welche ihre Zaghaftigkeit in die Sache der Biographie bringt, ärgert.

— Sie ſchreibt, ich ſolle ihr nur noch einige Zeit laſſen, ſie hoffe, ſich wieder zu faſſen, und ſetzt hinzu, wenn ſie die Sache mit einem oder einigen von den Freunden hätte durchſprechen können, ſo würde ſie eher zu einer Entſchiedenheit gelangt ſein. Das iſt es freilich. Sie hat keinen Mann an der Seite, der ihr hierin eine Stütze ſein könnte. Kauffmann taugt zu ſolcher Rolle nicht, und Rümelin ſteht ihr nicht nahe genug. Nun ſetze ich große Hoffnung darauf, daß Du in Deiner nächſtens beginnenden Vakanz einige Tage daran wendeſt, in Heilbronn zu verweilen und hier beruhigend und kräftigend einzuwirken. Dabei handelt es ſich (was Du natürlich wohl weißt, ich will nur zeigen, daß auch ich es weiß und nichts andres will) nicht darum, einen ſchnellen Entſchluß herbeizuführen, welchem ſpäter ein Rückfall folgen könnte, ſondern eben dieſem letzteren durch Pflanzung einer klaren Einſicht in die Sache und den Stand der Verhältniſſe, vorzubeugen. Zu dem Ende ſollten, meines unmaßgeblichen Erachtens, folgende Punkte hauptſächlich in's Licht geſtellt werden:

1. In den letzten Jahren ſind, auch in religiöſen Dingen, ſolche Anſichten zu Tage gefördert worden, gegen welche *unſere* Ketzereien als ſehr zahme erſcheinen. Es ſind nicht mehr die Calwer Jahre, wo auch das Unverfänglichſte Aufſehen und Anſtoß erregte. Die gute Frau ſchreibt, ſie ſei kürzlich auf einem Spaziergang vielen Menſchen be-

gegnet; da hätte ſie in den Boden ſinken mögen (wahrſcheinlich im Gedanken an die Möglichkeit, daß dieſe Menſchen das Geheimniß der Ketzerei ihres Mannes erführen). Allein dieſe Menſchen wiſſen es zum Theil ſchon; zum Theil, und zwar zum größern, leſen ſie ein ſolches Buch nicht, und erfahren alſo nie mehr als ſie ſchon wiſſen; zum Theil iſt es ihnen ſehr gleichgültig, was der verſtorbene Profeſſor geglaubt hat, und was nicht.

2. In Märklin's Natur und Art war eine Schüchternheit, ein rückſichtsvolles Zurückhalten, in deſſen Sinne ſeine Wittwe ganz zu handeln glauben kann, wenn ſie der Veröffentlichung ſeines Lebens und ſeiner Geſinnungen entgegen iſt. Allein dies war für's Erſte an Märklin entſchieden ſeine ſchwächere, ſterbliche Seite, wie er ſelbſt erkannte, und für's Andere hatte jene Zurückhaltung bei ihm den guten Grund, daß er ſich durch offenes Hervortreten die Möglichkeit praktiſchen Wirkens abgeſchnitten haben würde. Dieſe Rückſicht fällt jetzt weg.

Und ſo weiter. —

242. An Kauffmann.

München, den 28. Mai 1850.

— — Emilie[1]) fährt fort, an mir und meinen Kindern wie ein Engel zu handeln. Ohne ſie wäre ich ganz von ihnen abgeſchnitten. Ihre Briefe über ihr Zuſammenſein mit den Kindern ſind Idyllen. Neumann's verehren ſie ſehr; ich zeige ihnen manchmal einen Brief, was aber E. nicht wiſſen darf.

Auf den Oheim Hiller habe ich das Mörike'ſche: „Der Engel iſt hinüber" — angewendet. Was Du von ſeiner Heiterkeit bis zuletzt ſchreibſt, hat mich ſehr gefreut. Er muß ſchrecklich elend geworden ſein; ich kann mir ein ſolches Ausſehen an ihm gar nicht vorſtellen. Letzthin ſah ich ihn im Traum ganz jung und roſig, wie das Simanowitziſche Bild in ſeiner Stube[2]).

---

1) Emilie Zigel; vgl. Br. 205. — 2) Eine Photographie dieſes (noch vorhandenen) Bildes, wie es ſcheint für Viſcher beſtimmt, begleitete Str. im Herbſt 1870 von Rorſchach aus mit den nachſtehenden Verſen:

Kennſt Du ihn nicht? Sieh ihn genauer an!
Wir waren jung, er ſchon ein ältrer Mann;
Uns lockten Wein und Scherz, er war dabei;
Wir hatten Ferien, er war immer frei;

243. An Viſcher.

München, den 28. Mai 1850.

— — Wegen eines Titels für Deine 2 Abhandlungen, auf die ich mich freue, ſprach ich auch mit Neumann, da ich wenig Erfindungsgabe für Büchertitel habe; er meinte, Du ſolleſt ſie „Zwei Zeitfragen" betiteln; wobei dann nur vielleicht die Ueberſchrift der Abhandlung über Deine Haltung in der deutſchen Frage etwas objectiver zu faſſen wäre. Auf's Neue iſt es mir aber beim Leſen einer Anzeige von Gervinus Shakeſpeare 4 Bände (das Buch ſelbſt habe ich noch nicht geleſen) gekommen, wie abſolut nothwendig dieſer immer toller werdenden Shakeſpeareolatrie gegenüber ein verſtändigendes Wort von Dir wäre, das Du in ſechs Wochen fertig haben könnteſt und das Dir beſſer honorirt werden würde, als die Aeſthetik, die es um ſo weniger beeinträchtigen wird, als Du Vieles daraus in den dritten Band brauchen könnteſt. Folge mir doch nur auch einmal, da ich Dir ſchon ſo oft gefolgt bin. Ein ſpecielles Anliegen von mir wären dabei vindiciae Goethianae [1]), d. h. ein Nachweis, daß Goethe keineswegs ſo ſchlechthin unter Shakeſpeare ſteht, ſondern ſeine Sphäre hat, wo e r Herr iſt und Sh. nicht hin kann. Damit wirſt Du doch auch übereinſtimmen?

Möchteſt Du mir nicht zu einer Abhandlung über Rückert und Platen, die ich zu meinen zu ſammelnden kleinen Schriften noch machen möchte, einige leitende Gedanken beiſteuern? Ich leide ſo ſehr an meiner Dilettanterie im äſthetiſchen Felde; für's Einzelne ſind meine Fühlfäden fein, aber der geſchichtliche Ueberblick und ſyſtematiſche Richtpunkt fehlen. So glaube ich ſehr genau zu wiſſen, daß beider Dramen nichts taugen; aber warum? Da bin ich überfragt.

Wo man den beſten trank in Stadt und Land,
Im Hirſch, im Ochſen, war ihm ſtets bekannt;
Im Bruckenhauſe, bei gebacknem Fiſch,
Wie ſaß er fröhlich unter uns zu Tiſch;
Von ſeinen Sprüchen drollig und geſund,
Lebt mancher heute noch in unſrem Mund;
Und wer vergäße, welch ein Feſt es war,
Sang er das Kaplied uns mit Kommentar?
Jetzt kennſt Du ihn: zwar lange ſchon ein Stiller,
Spricht er im Bilde noch — der Onkel Hiller.

1) „Schutzſchrift für Goethe".

Von Vieweg bin ich auf meinen Brief, der ihn bat, mir seinerseits einen Vorschlag wegen der näheren Bedingungen hinsichtlich des Märklinschen Manuscripts zu machen, zu dessen Uebernahme er sich, leidliche Bedingungen vorausgesetzt, bereit erklärt hatte, seit einem Monat ohne Antwort; und habe nun eventuell das Manuscript zurückbegehrt. Es ist kein Segen in dieser Sache von vorn herein; ich glaube gewiß, daß auch das Manuscript noch zu Grund geht, dessen Concept ich im Unmuth längst verbrannt habe. Sprich mit Frau Märklin ein freundliches Wort für mich und mache gut soviel sich an der Sache noch gut machen läßt.

244. An Käferle.

München, den 30. Mai 1850.

Schon wieder ist Dein unstet- und flüchtiger Freund auf dem Sprung, seinen Sommerflug zu beginnen; freilich — patriae quis exul Se quoque fugit[1])? schreibt Horaz, besonders wenn in dem Se eine Frau mitsteckt, von der ein zwar ziemlich schlechterer Dichter als Horaz — übrigens diesmal wenigstens ganz bezeichnend — gesungen hat: Sie, die ich liebe, hasse, verstieß und doch nicht lasse. Da ich dasselbe von meiner geistigen Frau, der Theologie, sagen kann, so bin ich freilich von beiden Seiten gehörig angeführt. Zwar lösen sich von beiden Seiten die alten Bande immer mehr und es kommt allmählig zum Lassen, besonders bei der geistigen Frau; doch da sich auf beiden Gebieten neue Bande theils nicht knüpfen wollen, theils nicht knüpfen können, so bleibt eben Dein Freund ein Blatt, welches schon im Sommer herbstlich abgefallen, vom Winde hin und her geweht wird. Wie glücklich bist Du, im festen Boden menschlichen Daseins Angewachsener! War ich denn hiezu untauglich? Ich kann es nicht glauben; im Gegentheil ich traue mir einiges Talent zum Stillleben zu, auch scheint das dafür zu sprechen, daß ich mein jetziges unangebundenes Dasein so wenig zu genießen weiß. Und doch glaube ich, daß im Grunde der Mensch selbst seines Schicksals Schmied ist, daß uns, im Großen wenigstens, nichts widerfährt, was uns ganz fremdartig wäre. Doch was nützen solche Grübeleien?

Morgen also erwarte ich meinen Bruder hier, den ich einige Tage bei den Göttern und sonstigen Herrlichkeiten Münchens herumführen,

1) „Wer entflieht mit der Heimath Boden sich selbst auch?"

und dann Mitte künftiger Woche nach Kissingen begleiten will, wo ich bis gegen Ende Juni mich aufzuhalten gedenke. Ich hoffe und freue mich darauf, dort bald einen Brief von Dir zu bekommen. Ob mir dieser den Einzug Goethes in's Dobler Pfarrhaus melden wird, bin ich begierig; mit Deiner Bestellung wenigstens bist Du vom Regen in die Traufe gekommen, da die Demokraten dem Goethe noch weniger hold sind, als die Pietisten, besonders die patriarchalisch gesinnten.

245. **An Schöll.** München, den 25. Juli 1850.

— — Die Mittheilung über Deinen Pindarischen Plan mit beigelegter Probe hat mich sehr interessirt. Zwar halte ich die Position eines Pindarübersetzers für mißlicher als die des Uebersetzers irgend eines andern alten Dichters. Denn wenn er einerseits ganz unstreitig die Metra des Originals genau einhalten muß, so erwächst ihm doch, wenn er dies leistet, daraus aus eben der Ursache kein rechter Dank, welche ihm die Arbeit so schwer macht, weil nämlich die Pindarischen Maaße in unsrem Ohr niemals in der Art lebendig werden können, wie die horazischen, die epischen und tragischen, bei welchen letztern selbst die Chorgesänge, wenigstens in ihren anapästischen Theilen, unsrem Gehöre näher liegen. Sehr glücklich ist daher Dein Gedanke, die Uebersetzung mit einem Zeitgemälde zu umgeben, und dem Leser so die Befriedigung, die ihm jene für sich der Natur der Sache nach nicht geben kann, auf andrem Wege zu ersetzen. Deine Uebersetzung finde ich sowohl in Vergleichung mit dem Original, als mit der freien Humboldt'schen, sehr wohlgelungen; sie liest sich, trotz der metrischen Strenge, leichter als diese und ich habe mir nur wenige Stellen als solche angestrichen, die ich nicht gleich verstand.

— Du schreibst von der Möglichkeit einer Anstellung für Dich in Wien. Vorausgesetzt, daß Du es über Dich gewinnen könntest, den Docentenberuf so leicht zu nehmen, als Du bei Deiner Befähigung berechtigt wärest, so wäre die Sache der Ueberlegung wohl werth; vorausgesetzt freilich ferner, daß Du in Weimar keine Aussicht hättest, so gestellt zu werden, daß Du ökonomischer Sorgen überhoben wärest. Denn wenn sich dieses irgend erwarten ließe, so denke ich mir Dich doch immer am liebsten als Hüter der Weimarischen Heiligthümer.

Um von Weimar auf die Unsterblichkeit zu kommen, so bin ich in meinem Letzten diesem Punkte deswegen ausgewichen, weil man in

unſern Jahren einander nicht mehr bekehrt. Die Ueberzeugung in dieſem Stücke iſt eine ſolche, die erlebt ſein muß; nun iſt in früheren Jahren wohl eine theoretiſche An- oder Einſicht im Stande, ſich im Menſchen feſtzuſetzen und es darauf ankommen zu laſſen, ob ſie ſich im Leben behaupten, oder von demſelben wieder abgeſetzt werden wird. So iſt es mir mit dem Sterblichkeitsdogma ergangen; es empfahl ſich mir zuerſt von rein theoretiſcher Seite, aber ich fand hernach auch praktiſch, daß ſich im Leben gar wohl ohne den Glauben an Unſterblichkeit auskommen läßt, welcher ſonach in mir auf ganz natürlichem und unwiederbringlichem Wege exſtirpirt iſt. Ich ſuche aber keine Proſelyten zu machen, wenigſtens bei Altersgenoſſen nicht, weil ich weiß, daß das unmöglich und auch unnöthig iſt. Jenes, weil in unſern Jahren ein theoretiſcher Satz gegen die Lebensgewohnheiten immer zu kurz kommt; dieſes, weil mir Freund Schöll lieb und theuer iſt mit oder ohne Unſterblichkeit.

246. **An Schöll.** München, den 16. Auguſt 1850.

— — Die Mittheilungen über Deine Goethe betreffenden Arbeiten haben aufs Neue die Begierde in mir erregt, die Früchte derſelben recht bald genießen zu können. Wenn auch zunächſt getrennte Behandlung beider Themen paſſend ſein mag, ſo ſcheint mir doch, als müßten in letzter Ueberarbeitung beide Stücke in einander geſchmolzen werden. Denn wie das allmählige Entſtehen der Werke, ſo gehören ja auch die Wirkungen und Rückwirkungen zur Biographie, wenn dieſe in ihrem vollen Sinne genommen wird. In dieſem Sinne aber — welche herrliche Aufgabe! und daß in ihrer Löſung Dir gewiß Niemand zuvoreilen wird, das ſollte man Dir eigentlich gar nicht ſagen, um Dich nicht zur Zögerung zu verleiten, ſo gewiß es auch iſt, da ſonſt Keiner die äußeren wie inneren Mittel ſo beiſammen hat.

In Betreff des Pindar ſind wir eigentlich ganz einig. Wie weit ſich das deutſche Ohr für Versmaße noch entwickeln mag, darüber verneinend abzuſprechen, kann mir nicht einfallen; ich ſage nur: für jetzt ſind die Pindariſchen Maße unſrem Ohre als Ganzes nicht faßlich (denn daß hie und da eine oder ein paar Zeilen ihm eingehen, damit iſt es nicht gethan). Ich ſchließe dabei von dem grünen Holz auf das dürre: kann ich z. B. die Platen'ſchen Hymnen nicht leſen, ohne entweder das Metrum, oder wenn ich dieſem nachgehe, den Sinn dahinten

zu laſſen, wie wird es dem gewöhnlichen gebildeten Publikum gehen! Und nun eine Gewiſſensfrage: bei Deiner Ueberſetzung — kannſt Du da eine ganze Strophe aus dem Kopf metriſiren, d. h. lebt das Metrum als ſolches, und unabhängig von den Worten des griechiſchen Textes, die Du etwa auswendig kannſt, in Deiner Einbildungskraft, wie dies beim alcäiſchen u. a. Versmaßen, ohnehin beim Trimeter allerdings der Fall iſt? Denn daß auch dieſe ſchwer nachzubilden ſind, das iſt etwas ganz anderes. So lang Du nicht auf jene Fragen ausdrücklich Ja ſagſt, erlaubſt Du mir, daß ich es bezweifle; obwohl auch das Ja des langjährig ex professo damit beſchäftigten Ueberſetzers für's Allgemeine noch nicht beweiſend wäre. Im Ernſt, an eine bedeutende Erweiterung der Grenzen unſrer metriſchen Faſſungskraft nach dieſer Richtung hin glaube ich nicht, und halte daher die Hymnen Platens geradezu für Verirrungen. Etwas ganz anderes iſt es mit einer Pindarüberſetzung: ſie iſt eine unumgängliche und bisher ungelöſte Aufgabe für uns Deutſche; alſo nur — langſam voran!

In Betreff der Unſterblichkeitsfrage würde ich einem Gelehrten, der mir die Frage vorlegte, in heiterer Stimmung etwa Folgendes erwidern: Ueber das bewußte ſpinoſe Thema mit E. Wohlgeboren meine unmaßgeblichen Meinungen auszutauſchen, würde mir vor beiläufig 10 Jahren überaus angenehm geweſen ſein, und es iſt Schade, daß E. W. mir nicht dazumal die Fragen vorgelegt haben, die in dem werthen Neueſten zu leſen ſind. Wie ich ſie übrigens damals beantwortet haben dürfte, das können E. W. noch heute in meiner um jene Zeit geſchriebenen Dogmatik finden, wobei ich mir nur von Ihrer Güte ausbitten müßte, daß dieſelben nicht blos meine Prüfung des philoſophiſchen Unſterblichkeitsglaubens, ſondern auch die der kirchlichen Eſchatologie Ihrer geneigten Durchſicht würdigen möchten, — eine Lectüre, die zwar im Allgemeinen langweilig, doch im Einzelnen manches Kurzweilige darbieten dürfte. Zwar weiß Niemand beſſer als ich, daß ich dort non optime disputavi; aber melius[1]) — Sie möchten mich unter die Kelter legen — könnte ich's auch heute nicht. Ueberhaupt, verehrteſter Gönner, ſpüren Sie denn nicht auch etwas Aehnliches? ich komme mir ſeit einigen Jahren oft ganz wie eine Puppe vor. Zwar weiß ich leider, daß ich zu keinem Schmetterling beſtimmt

1) „Daß ich dort nicht das Beſte geleiſtet habe, aber beſſer".

bin, weder dies- noch jenſeits, und ohne dieſe Beſtimmung iſt der Puppenzuſtand freilich ein unvollkommnerer als der der Raupe; aber es iſt ſo: die 10 oder 12 dialektiſchen Raupenfüße ſammt Freßwerkzeugen früherer Jahre ſind mir abgegangen, und ich lebe nun ſo als maul-, fuß- und flügelloſe Puppe in einfacher Empfindung deſſen, was ich als Raupe in mich hineingefreſſen, reſp. verzehrt habe, wozu denn auch die s. v. Unſterblichkeit gehört, die ich jetzt, wie Sie hiernach ſelbſt einſehen werden, unmöglich vor dero werthen Augen noch einmal aufeſſen, ſondern nur verſichern kann, daß ich ſie ſeiner Zeit wirklich verſchluckt, und bis heute noch keine Urſache gefunden habe, ſie wieder von mir zu geben. Doch für welchen Grillenfänger werden Sie Ihren Ergebenſten halten, daß er ſich in ſolche tropiſche Redensarten verwickelt! Damit Sie ſehen, er iſt wenigſtens in dem Einen noch vernünftig, daß er zur rechten Zeit zu ſchließen weiß, genehmigen Sie pp.

247. **An Viſcher.**

München, den 13. Oktober 1850.

— — Eine erfreuliche Neuigkeit kann ich melden: Baſſermann hat den Märklin in Verlag genommen, freilich gegen ein Honorar, das ich gar nicht ſchreiben mag, doch ſchrieb er mir einen artigen Brief, worin er ſagt, das Büchlein ſei ihm im Leſen lieb geworden — was ich als gutes Vorzeichen ſeines Eindrucks auf das Publikum betrachte. Er will den Druck ſchnell fördern und ich erwarte eheſtens die erſte Korrektur.

Nach Venedig gehe ich dieſen Herbſt nun nicht mehr, dann aber wahrſcheinlich auf's Frühjahr gleich auch noch weiter. Am Tag nach Deinem Abgang ſah ich mich nach einem italieniſchen Lehrer um, und fand einen ſchon ältlichen Florentiner, einen artigen, unterrichteten Mann, von dem ich zwar nicht mit Zimmermann ſagen kann: „ein vortrefflicher Mann, er lieſt meine Schriften", — der aber doch meinen Namen und was daran hängt, kennt. Dies muß ich des Folgenden wegen erwähnen; denn höre nur wie der Himmel Dich, oder vielmehr Deinen Hund, an meiner ungaſtfreundlichen Miſokynie rächte. Der Italiener nämlich, mit dem ich dem Obigen zufolge bereits auf dem Fuß der Artigkeit ſtand, brachte in die erſte Stunde ſeinen Hund, einen Pinſcher, mit und nicht etwa nur ins Haus, oder nur ins Zimmer, ſondern er band ihn mit einem kleinen Strick an den Stuhl feſt, auf den er ſich ſetzte. Zwar, als ich bei ſeinem zweiten Kommen

fragte, ob wir den Hund nicht in der Küche lassen könnten? verstand mich der Mann vollständig, und erklärte gleich, ihn künftig zu Hause lassen zu wollen; indeß wer weiß, ob nicht der Hund und die Störung, die er während der ersten Stunden in mein Gehirn brachte, Schuld daran ist, daß ich am schnellen Erlernen des Italienischen verzweifelnd, die Reise für dies Jahr aufgab?

Doch auch an Dir haben die Himmlischen eine recht exemplarische Strafe vollstreckt: am Sonntag nach Deiner Abreise war — die Zauberflöte. Binnen 8 Tagen die zwei schönsten Opern, die es gibt, und bei der einen Du noch nicht da, bei der andern nicht mehr — das deutet auf eine schwere Verschuldung, die Du gegen die Musik auf dem Gewissen hast. Wären wir noch Heiden, so müßtest Du auf ein Sühnopfer denken; im Zeitalter der Vernunft bleibt nichts übrig, als die werkthätige Buße, daß Du bei dergl. Productionen, sowie bei den Abonnementsconcerten, öfters nach Stuttgart gehst. Denn mit solchem Götterzorn gegen Dich, ist es ja ganz unmöglich, daß Du das musikalische Kapitel in Deiner Aesthetik schreibst.

Außer dem Italienischtreiben las ich in letzter Zeit das Buch über Henriette Herz, das sehr viel Interessantes über das geistig-gesellige Leben Berlins von 1780—1806 ꝛc. enthält, und einen Briefwechsel Schleiermacher's mit der schönen Jüdin in Aussicht stellt; ferner Düntzer's Commentar zum Faust, in dem ich aber seiner Ungesalzenheit wegen nicht fort komme. Deine Kritik[1]) muß ihn ungeheuer geärgert haben, da er ihrer in der Vorrede gar nicht gedenkt. Du meinst, ich sollte auch wieder etwas Anderes thun, als lesen, und die Art, wie Du diese Forderung motivirst, ist lustig und pikant. Nur solltest Du nicht verkennen, daß meine jetzige Unproductivität doch keineswegs blos Folge subjectiver Verstimmung, sondern zugleich einer recht objectiven Schwierigkeit ist. Gewiß gestehst Du der Abgeschnittenheit meiner Natur zu, daß mein Feld nicht das unbestimmte des Litteraten überhaupt sein kann, sondern ich war berufen, zwar von allgemeinen, von philosophischen Gesichtspunkten aus und in allgemein genießbarer ästhetischer Form, — aber doch ein bestimmtes Fach zu bebauen. Daß dies gerade die Theologie wurde, war ein Unglück, da mir diese unter den Händen zerging. Denn abgesehen von der Frage, ob in

1) Krit. Gänge II, 118 ff.

der Theologie jetzt überhaupt noch etwas zu machen ist, so ist sie für mich wenigstens nicht mehr vorhanden, seit nach meiner Entfernung von Tübingen auch die übrigen Hoffnungen einer theologischen Anstellung sich zerschlagen haben. Doch das mutheſt Du mir auch selbst nicht zu, an dem theologischen Faden weiter zu spinnen. Aber was dann? Zur Philosophie als solcher habe ich kein Talent, auch sagst Du ja selbst in Deinem Brief, daß es eine solche jetzt gar nicht gibt. Bassermann meint, ich solle ihm politische Didaskalien schreiben, die würde er auch besser honoriren können. Allein die Politik, wenn ich nur dran denke, setzt mich aus allem produktiven Humor heraus. Das politische Wesen der Gegenwart, so unberechenbar und jede Gegenwirkung des Individuums ausschließend, wie es ist, kann ich nur allenfalls wie einen neben mir stehenden Elephanten betrachten, von dem ich gewärtig sein muß, mit der nächsten Bewegung, die er macht, sammt den fremden und eigenen Pflanzungen, in denen ich mich ergehe, zertrampelt zu werden. Einem solchen Ungethüm muß ich den Rücken kehren, wenn ich mich zum Produciren stimmen will; denn auch der Gedanke an das Heil, was aus den Trümmern der nächsten Zerstörungen erspriessen werde, kann mich so wenig trösten, als die Bewohner der verschütteten Vesuvstädte bei ihrem Untergang der Gedanke an die schönen Weinberge beruhigen konnte, die einst über ihren Gräbern wachsen würden. Nun wüßte ich nur allenfalls noch die Kunst- und überhaupt ästhetische Kritik, — und wirklich ist die Kunst im weitesten Sinne, miteingeschlossen noch die menschlich-biographische Seite der Geschichte, noch das Einzige, was mich anzieht und glücklich macht; auch hätte ich es vielleicht in diesem Felde der litterarischen Thätigkeit zu etwas bringen können, wenn ich es zeitig als Fach betrieben hätte; obwohl mir die Schwäche des Hauptsinns für Kunstanschauung immer im Wege gestanden wäre. Nun aber bin ich auf diesem Felde bloßer Dilettant geblieben, der wohl hie und da einen richtigen Blick, einen guten Gedanken hat, aber dem es an zusammenhängender Ein- und Uebersicht, sowohl in historischer, als in philosophischer Hinsicht fehlt. Und mit dem Bewußtsein des Dilettantismus kann man doch höchstens ein Aufsätzchen, eine Recension, unternehmen, aber nicht eine größere Arbeit, von der man Befriedigung hofft. Eine solche hält man doch nur dann aus, wenn man sich bewußt ist, daß sie kein Anderer, wenigstens dermalen, so zu machen im Stande wäre.

Stellte ſich mir eine Aufgabe unter dieſem Geſichtspunkte dar, ſo habe ich ſie jederzeit am Kopf genommen; ſo zuletzt noch die Arbeit über Märklin, da ich wußte, daß Du ſie aus Mangel an Zeit nicht machen konnteſt. Ein Weiteres iſt, daß ich, um eine größere Arbeit über mich zu nehmen, durchaus einen pathologiſchen Antrieb brauche; die pathologiſchen Antriebe meines jetzigen Lebens aber zu wiſſenſchaftlichen Arbeiten, die ich doch allein machen kann, nicht zu brauchen ſind.

248. **An Viſcher.**

München, den 22. Dezember 1850.

Heut Abend iſt die Zauberflöte; ich habe alſo einen guten Tag, und den will ich benutzen, Dir zu ſchreiben — die Tage ſind ſonſt jetzt ſo kurz und trübe. Wir beide ſtehen inſofern jetzt an den Polen der Menſchheit, als Du vom zu viel zu Thunhaben leideſt, ich vom zu wenig. Ich erinnere mich noch von meiner Mutter her — 2 oder 3 mal, daß ich weiß, begegnete es ihr, mit einer Arbeit fertig zu ſein und nicht gleich eine neue zu wiſſen, da ſagte ſie, ſie habe ausgeſchafft, wobei ſie ſich aber durchaus komiſch vorkam und allen Humor über ſich ſelbſt ergoß. Was nun Dich und Deine Ueberladung mit Arbeiten betrifft, ſo ſcheint mir das Bedenkliche dabei das zu ſein, daß Du Dich auf dieſe Weiſe aufreiben mußt. Auch ſcheinſt Du ſelbſt zu fühlen, daß hier ein ſelbſtgemachtes Zuviel im Spiele iſt. Dieſes ſehe ich nicht ſowohl in Deiner neuen Umarbeitung der bewußten Vorleſung, als in dem Einſtudiren zum freien Vortrag. Meines Erachtens iſt es mit akademiſchen Vorleſungen ſo: Entweder ſtrenges Concept und abgeleſen, oder freier Vortrag, der ſich aber an kein Concept hält. Aus dieſem Entweder — Oder (um Hegeliſch zu reden) ein Sowohl — Als Auch zu machen, ſcheint mir ein Uebermaß, bei dem's kein Lehrer aushalten kann. Verzeih mir, aber mir ſcheint, Du habeſt Deine Zuhörer hierin etwas verwöhnt. Was brauchen die Jungen einen freien und doch ſtyliſirten Vortrag? Du biſt hin dabei und ſie haben am Ende doch nicht mehr davon, als wenn Du Dich etwas mehr gehen ließeſt. Ein Blatt mit auf dem Katheder mit den Notizen für die Stunde und dann frei, wie's einem der Geiſt eingeben mag. Ich weiß ſehr gut: ich könnte das nicht und hätte es wohl auch nie gelernt. Darum würde ich wohl immer beim Hefte geblieben ſein. Aber Du kannſt's, wenn Du's nur nicht allzu genau nimmſt. Erinnere Dich doch, wie hoch uns einſt der Vortrag von Gans erfreut

und angeregt hat. Und wie improviſirt — mit allen Mängeln des Improviſirten war er doch! Alſo ſtimme Dich etwas herunter und bedenke, wen Du vor Dir haſt. Dann bekommen wir umſo bälder das nächſte Heft der Aeſthetik und vielleicht auch einmal eines jener „Blätter für Künſtler und Kunſtfreunde", die ich immer noch nicht aufgegeben habe, von Dir zu begehren. Willſt Du dazu einmal einen Beitrag von mir haben, ſo ſollſt Du ihn eher bekommen, als jetzt die Württembergiſche Zeitung einen über Politik, deren gegenwärtige Unvermeidlichkeit ich nur mit der Ubiquität eines gewiſſen Gaſes in einem Haus, wo der Abtritt gereinigt wird, zu vergleichen weiß.

Was Du über den Gutzkow'ſchen Roman [1]) (von dem ja jetzt ſchon der 2. Band da iſt, den ich aber noch nicht geleſen habe) urtheilen wirſt, bin ich begierig. Ich kann mir nämlich nicht verbergen, daß ich in Abſicht auf Romane der ſtoffartigſte, lebenslänglich 17jährige Leſer von der Welt bin. Vom alten Keſtner las ich ſeine römiſchen Studien: zwar desinit in piscem [2]), ſofern die 2. Hälfte des Büchleins ſich mit der nazareniſchen Malerſchule beſchäftigt, mit welcher der Mann durch perſönliche Befreundung und Religionszöpfchen verwickelt ſcheint; doch zeigt er ſich ſonſt als ein Mann von Verſtand und Empfindung, einzelne Artikel, wie über Thorwaldſen, Koch ꝛc. enthalten intereſſante Züge dieſer Künſtlerperſönlichkeiten, und vollends der über die ſchöne Vittoria von Albano wirkt im tiefſten Sinne wohlthuend. Einen muſikaliſchen Schriftſteller, den ich Dir ſehr recommandiren kann, lernte ich gleichfalls inzwiſchen kennen: Rochlitz, für Freunde der Tonkunſt, 4 Thle. Vom äſthetiſchen und rein menſchlichen Standpunkt zum muſikaliſchen Kunſtwerk hinleitend, mithin ganz für unſer einen.

249. An Kauffmann.

München, den 31. Dezember 1850.

Von unſern nunmehr in erſter Hälfte geſchloſſenen Konzerten wirſt Du vielleicht die Anzeige in den Zeitungen geleſen haben; das letzte war Jephtha, wobei ich zu bedauern hatte, daß ich nicht meine Bekanntſchaft mit Lachner dazu benutzt habe, in einer Probe Zutritt zu erhalten. Denn ſo etwas auf's erſtemal ſo zu faſſen, daß man

1) Die Ritter vom Geiſt; vgl. Br. 251.

2) „Oben ein reizendes Weib, abwärts ein ſchuppiger Fiſchleib" (Horaz).

einen nur einigermaßen ganzen und dadurch befriedigenden Eindruck hätte, ist für einen meinesgleichen unmöglich. So viel empfand ich wohl, daß die Chöre wieder mächtig, die Recitative ausdrucksvoll, die Arien und Duette das Schwächere sind; auch ist das Sujet, wie mir scheint, zu dramatisch. Da bleiben doch der Messias und die Schöpfung unerreicht. Im Text kommt einmal der Hegel'sche Satz vor: „Was immer ist (what ever is), ist recht," als Ausdruck der Resignation (der Chor singt's), wie das Opfer der Tochter (die hernach durch Dazwischenkunft eines Engels Iphigenienartig gerettet wird) unvermeidlich scheint. Da kriechen nun in den 3 ersten Worten die Töne in allerlei gezogenen Windungen wie auf den Knien heran, um mit dem „ist recht" jedesmal in 2 Fortissimo abgestoßenen, kürzesten Noten ihre aus göttlicher Machtfülle gesprochene Abfertigung zu erhalten. Da hiermit der zweite Theil des Oratoriums schließt, so ist es von ungeheurer Wirkung. Im Theater war indessen nur die Zauberflöte; doch ist seit Sonntag die Palm-Spatzer von Stuttgart hier, und da hoffe ich immer auf den Fidelio, den sie ohne Gast jetzt hier nicht geben können.

Unter den musikalischen Büchern, von denen ich Dir das letztemal schrieb, fand ich in Rochlitz einen sehr vortrefflichen Mann; kannst Du Dir einmal das Buch: Für Freunde der Tonkunst, 4 Bände verschaffen, so wird es Dich auch erfreuen. Dieser treffliche Mann führt das Andante der A dur Symphonie als Muster des Anmuthigen auf; auch sonst finde ich, daß A dur die Tonart der Zufriedenheit sei; dies macht mich an meiner Empfindung irr, welche bei jenem Andante immer die des seligsten Schmerzes war; zwar selig, aber doch nur wegen der Reinheit des Schmerzes. Dabei muß ich freilich sagen, daß dieses Andante eines der ersten Stücke dieser Art war, die ich hörte (Hardegg spielte mir's auf dem Klavier) in einer Zeit, wo ich ganz ohne Uebung im Hören war; es könnte also sein, daß ich einen falschen Eindruck bekommen hätte, der nun nicht mehr weichen wollte. Sei so gut und kläre mich hierüber auf.

250. **An Schöll.** München, den 10. Januar 1851.

Es war am Christtag Abend, und ich wollte eben ins Oratorium Jephtha, als ich Deinen Kreuzband erhielt. Lesen konnte ich nun im Augenblick nichts mehr, aber ich sah doch, was drin war, und wider-

ſtand deswegen nach dem Concert einem Bekannten, der mich ins Wirthshaus mitnehmen wollte, ſoweit, daß ich nach Haus ging und Deinen Aufſatz: zu Goethe's Leben — las. Er intereſſirte und erfreute mich ſehr, ich ſehe Deine Beweisführung hinſichtlich der Geſchwiſter für unwiderleglich und für ein wahres Muſter einer ſolchen biographiſchen Deduction an. Perge! perge![1]) ſo mußt Du uns den ganzen Goethe bearbeiten, denn was ſonſt herauskommt, Schäfer einſchließlich, iſt doch gar zu ordinär. Und doch ſollte der Umſtand, daß die erſten 25 Jahre ſeines Lebens Goethe ſelbſt beſchrieben hat, eine Arbeit, neben der ſich jede andre, die ſich auf den gleichen biographiſch-erzählenden Boden mit ihr ſtellt, unvermeidlich höchſt elend ausnehmen muß, den jetzigen Bearbeiter von ſelbſt auf die einzig noch mögliche Bahn, die analytiſche oder wie wir ſie nennen wollen, kurz diejenige, wie Du ſie hier einſchlägſt, hindrängen. Alſo würde das allmählich zu einem Ganzen! Nur Eins erlaubſt Du mir zu erinnern: für's große Publikum etwas weniger Nüſſe in der Darſtellung! obwohl ich gern bekenne, daß ich keine einzige hohl, ja nicht wenige zweikernig gefunden habe.

Auch Dein Brief vom 1. November war eine ſehr werthvolle, inhaltsreiche Gabe, in deren Erwiderung mir faſt nur die Erklärung meiner vollen Zuſtimmung übrig bleibt. Viſcher, von dem es mich freut, daß Ihr Euch freundlich berührt habt, weil er es nach Geiſt und Herz verdient, trug mir gleichfalls ſeine Idee mit dem 2. Theil Fauſt vor, ohne auch bei mir mit ſolcher Conjecturalpoeſie Glück zu machen. Schon im Allgemeinen kann ich ſolches Entwerfen nur demjenigen zugeſtehen, der die Skizzen auch ausführen kann, mithin dem Dichter; denn nur im Ausführen ins Einzelne entdeckt ſich ja, ob jene Skizzen poetiſch lebensfähig ſind oder nicht. Im Beſondern, den Fauſt betreffend, bin ich dann mit Dir ganz einverſtanden, und kann Viſcher nicht ganz von einem politiſchen Stich in ſeinen Anſichten von der Kunſt der Zukunft freiſprechen. Doch iſt dies, da es die wirkliche Aeſthetik nur mit Vergangenheit und Gegenwart zu thun hat, vorerſt eine unſchädliche Liebhaberei.

Den Pindar betreffend können wir uns nun auch einſtweilen vergleichen. Meine Ausſtellungen betrafen 1) Platen, worin Du mit mir Einer Anſicht biſt; 2) erkenne ich natürlich zum Voraus an, daß

1) „Fortgefahren! fortgefahren!"

eine Erſcheinung wie die Pindariſche Lyrik im Zuſammenhange der griechiſchen Kunſtentwicklung normal war, daß wir mithin auch ſie ſchön finden müßten, wenn wir uns nur in alle ihre Bedingungen ꝛc. hineindenken könnten. Letzteres iſt aber eben ſehr ſchwer und gewiß ungleich ſchwerer als bei den Werken der antiken Bau- und Bildhauerkunſt, die Du, im Uebrigen höchſt treffend, als Parallele herbeibringſt. Alſo: ich *glaube* an die Schönheit dieſer Lyrik, weil ich ihren Zuſammenhang mit der übrigen griechiſchen Kunſt einſehe, deren Entwicklung ich als eine normale erkenne; aber ich *empfinde* dieſe Schönheit noch nicht, hoffe aber nach den Proben, die Du mir ſowohl von der Ueberſetzung als der Erläuterung gibſt, daß ich und Viele ſie durch Dich werden empfinden lernen.

251. **An Viſcher.** München, den 10. Januar 1851.

— — Am Chriſttag erhielt ich von Schöll das erſte Heft des Prutz'ſchen Muſeums mit ſeinem Goethe-Artikel, der mich ſehr anſprach. Seine Deduction der Goethe'ſchen „Geſchwiſter" aus dem Verhältniß zu Frau v. Stein iſt überraſchend und wie mir ſcheint unwiderleglich. Wird auch das Bedenkliche dieſer Dichtung dadurch objectiv nicht gehoben, ſo wird der Dichter doch ſubjectiv dadurch entlaſtet, daß wir nun ſehen: es war die Schranke einer blos fingirten oder metaphoriſchen Geſchwiſterlichkeit, gegen welche er anging, und das Anſtößige rührt nur daher, daß er in der poëtiſchen Objectivirung die metaphoriſche Geſchwiſterlichkeit in eine, wenn auch nur vermeintlich, wirkliche verwandelte. Nur etwas natürlicher ſchreiben ſollte Schöll, welches ich ihm auch in meiner Antwort an's Herz gelegt habe. Das gewaltſame Streben nach Kürze bei einem ſo weichen Menſchen iſt mir ein pſychologiſches Räthſel. Prutz hat mich unterdeſſen auch zur Theilnahme an ſeiner Zeitſchrift eingeladen, und ich möchte ſeinen Wunſch gern erfüllen, wüßte ich nur womit. Es wird mir immer deutlicher, daß mein hieſiger Aufenthalt, in Ermanglung eines Umgangs, der mich in das Techniſche der hier zur Schau ſtehenden Kunſtſchätze einführen könnte, täglich unfruchtbarer für mich wird. Ich wollte ſagen, über ſolche Gegenſtände allein möchte ich allenfalls für Prutz etwas ſchreiben; aber ſo wie ich jetzt bin, kann ich's nicht, da ich Gründliches darüber nicht zu ſagen weiß, und an dilettantiſchem Geſchwätz, gedruckt, mich ſchämen würde. So iſt mir nun auch die italieniſche

Reiſe wieder ganz zweifelhaft geworden. Ich kann den Muth des dazu gehörigen Entſchluſſes nicht mehr finden, und ſage mir dann auch, es ſei Unſinn, nach Italien zu gehen, ehe man Dresden recht geſehen hat. Nun mit letzterem Gedanken umgehend, griff ich neulich zu dem Buch J. Moſen's über die Dresdener Galerie, zog aber die Hand ſchnell zurück, da ich einem argen Monſtrum in den Pelz gegriffen hatte. Es iſt ganz wie Hinrichs' Commentar zu Schiller's Gedichten, ſucht die verſchiedenen Gemälde durch einen geſchichtsphiloſophiſchen Ideengang aneinander zu fädeln, findet in Guido Reni's Ecce homo den Todesſchrei des ſterbenden Italiens, in Rubens' Mercur, den Argus einſchläfernd, eine Allegorie auf Wilhelm von Oranien und die ſpaniſche Inquiſition — „denn — im Gemüth und Werke des Künſtlers ſpiegelt ſich immer ſeine Zeit ab".

— Nun laß mich Dein neues Aeſthetikheft bald ſehen und ſei nicht ſo fleißig. Jetzt kriegen wir ja den Dingelſtedt als Theaterintendanten. Die Anſtalt kann's brauchen, ſie iſt ſeit den zwei Jahren, die ich hier bin, arg herabgekommen.

252. **An Rapp.** München, den 23. Januar 1851.

— Statt Balzac rathe ich Dir jetzt Gutzkow's Ritter vom Geiſt zu leſen (1—4 erſchienen). Es iſt ein ebenſo anziehender, als lehrreicher, ebenſo lebensvoller, als ſittlicher, kurz ein höchſt reſpektabler Roman, vor deſſen Verfaſſer ich den Hut abziehe. Was er darin einmal ſagt, es gebe Männer, deren Schickſal es zu ſein ſcheine, immer in diejenigen Weiber ſich zu verlieben, die am wenigſten für ſie paſſen — das hat ſich an mir, wie bisher, ſo jetzt wieder, in ipso actu beſtätigt, indem ich mich in ſeine Heldin ordentlich verliebt habe, von der Du Dir hieraus ſchon wirſt vorſtellen können, was ſie für eine gefährliche Perſon iſt. — Uebrigens ſei froh, daß Du eine Natur und ſonſt nichts biſt, Du biſt wenigſtens Eines ganz. Ich ſollte zwar eigentlich ein Kopf ſein, aber die Natur, das Stimmungsartige in mir, verderbt den Kopf. Der Kopf läßt die Natur nicht aufkommen. Die Natur verkrümmt den Charakter und dieſer knebelt wieder die Natur. So kommt gar nichts heraus. Uebrigens freue ich mich doch über unſere alte Eintheilung, ſo oft ſie mir in einer Ecke wieder begegnet, weil ſie eben doch gut iſt. — Hier habe ich, was Umgang betrifft, eigentlich ſo wenig als Du dort. Neumann iſt ein Arbeiter, ein

ouvrier; wir werden uns im Innersten ewig fremd bleiben. Sobald ein Dritter zwischen uns stände, so könnte es gehen, und würde der Humor sich einstellen, welcher zwischen Zweien nicht möglich ist, da er immer einen Zuschauer erfordert. Ein solcher Dritter fehlt.

— — Emiliens Briefe über meine Kinder sind das Beste, was ich habe. Schade, daß es keine Engel giebt, denn die würden sich des Verhältnisses freuen, in das sich diese unvergleichliche Freundin zu den Kindern gesetzt hat und Fritz findet einmal in diesen Briefen eine Kindheitsgeschichte, wie sie kaum je ein Mensch so im Spiegel der zartesten Liebe anzuschauen bekommen hat. — Mit der Musik steht's dieses Jahr elend. Ein angefangener Cyklus musikalischer Sonette, der ein Seitenstück zu den plastischen Epigrammen geben soll, ist daher im Stocken.

253. **An Vischer.** München, den 11. Februar 1851.

— — Um auf eine anmuthigere Materie zu transiliren, so habe ich die letzten Tage die Memoires der Stephanie-Louise de Bourbon-Conti, die Quelle zu Goethe's natürlicher Tochter, gelesen. Das Buch ergreift sehr, besonders im ersten Theil (gerade so weit geht das Goethe'sche Drama), regt aber auch manche historische Zweifel auf, denen ich im Sinne habe ein wenig nachzugehen. Die Vergleichung dieses Stoffs mit des Dichters Bearbeitung ist sehr interessant und für letztern höchst ehrenvoll. Besonders der Gerichtsrath, — für mich eine seiner liebsten Figuren, ist ganz Goethe's eigene Schöpfung, da im Buch der Mann, dem man die Heldin verheirathet, ein alter, häßlicher, niederträchtiger Rabulist und bezahlter Kerkermeister ist. Wie ganz allein durch diese Veränderung wird aber das ganze Drama möglich! Auch wird das Buch, von dem Punkt an, wo jener abscheuliche Mr. B. . . eintritt, peinlich und unergiebig. Sonst folgt Goethe dem Buch ziemlich treu, nur daß er in der Rolle des Königs dem Louis XV., unter welchen die Katastrophe fällt, höchst weislich Louis XVI. substituirt, sie überhaupt näher an die Revolution heranrückt. Daß III, 2, in einer Rede des Sekretärs, Rousseau angedeutet ist, der in den Memoiren als Erzieher der Prinzessin ein große Rolle spielt, habe ich freilich erst jetzt bemerkt. Der Reiz, den das Goethe'sche Werk immer für mich hatte, hat sich durch diese Vergleichung erhöht, obwohl ich den gefährlichen Spinozismus, der darin liegt, nicht verkenne, wo ein

Verbrechen verübt wird, aber kein Verbrecher vorhanden ist, sondern jede Person in ihrer Art ganz Recht hat. Aber welche wahrhaft göttliche Eloquenz ist in diesem Stück; so hoch geht ihr Strom meines Wissens in keinem andern Goethe'schen Werke; er hat mich an die Reden der Athene in den Eumeniden erinnert, die für mich in dieser Hinsicht ein non plus ultra bezeichnen. Doch verzeih, Du hast die fraglichen Memoiren wahrscheinlich längst gelesen und Dir Alles schon besser selbst gesagt, was ich hier vorbringe.

— Heut Abend vor vier Jahren hielt Märklin, als am Karlsfest, bei Gräßle eine Rede, wo er Karl den Großen mit Herzog Karl, durchaus zum Vortheil des letzteren, paralleliſirte.

Wollen wir nicht in Deiner Ostervakanz mit einander nach Dresden gehen? Mit Italien — — — non so, ma —.

254. An Kauffmann.

München, den 16. Februar 1851.

Da jetzt schlechterdings nichts Rechtes von Musik zu hören ist (den Oberon hörte ich kürzlich mit halber, das Nachtlager mit gar keiner Befriedigung), so kam mir's seit dem Abgang meines Letzten, mir Alles vorzustellen, was ich von musikalisch Schönem weiß, und so completirte sich schnell das Dutzend Sonette, die ich nun Dir widme, an den ich dabei immer gedacht habe. Theilst Du's Freunden mit, so sei nur besorgt, daß es Keiner per indiscretionem drucken läßt[1]. —

So eben bringt man mir das Tagblatt, das für heute Abend den Barbier anzeigt. Das ist doch hübsch.

255. An Vischer.

München, den 19. Februar 1851.

Du gibst meinem politischen Schweigen eine Deutung, die ich nicht beabsichtigte; auch ich bin für gegenseitige Freiheit in einer Correspondenz; allein die bringt es meiner Meinung nach eben mit sich, daß sich jeder aus dem Brief des Andern zum Beantworten herausnehmen darf, was er will, und ebenso liegen lassen, was er will, ausdrückliche Anfragen ausgenommen. Sofern nun der Sache nach Dein letzter Brief eine solche Anfrage enthält, so räuspere ich mich und antworte wie folgt:

1) Jetzt finden sie sich Ges. Schr. XII, 110 ff.

Bei mir ist die Politik, was in eigenen Häusern jene großen obern Stuben sind, die nicht bewohnt werden; sie sind zur Noth möblirt, auch ein Ofen drin, aber Läden und Fenster immer zu, und allerlei Gerümpelwerk darin angehäuft; wenn nun ein Freund zu mir kommt, um bei einem Glas Wein ein Stündchen mit mir zu verschwatzen, warum sollte ich ihn dann in diese unheimliche Stube führen, wo erst aufgeräumt, erst geheizt werden muß, und unerachtet der Flughitze vom Ofen aus, es doch schaurig bliebe? Nein, Bester, Du bist vernünftig und kommst mit mir in meine untere Stube, wo mein Sopha steht, meine Schwarzwälder Uhr tickt und unterm Ofen die Katze spinnt. Besuche ich umgekehrt Dich, so lass' ich mir ja gleichfalls Deine Studirstube in ihrer jetzigen Metamorphose zu einer Art von Rüstkammer gefallen; sie ist einmal Dein gewöhnlicher Aufenthalt, also wenigstens nicht unheimlich, wenn ich gleich nicht bergen kann, daß es mir wohler drin war, so lange noch statt der Musketen Gypsabgüsse drin standen, und wenn ich auch, falls Du gar an den Schlössern Deiner Pistolen ruckst, um mich von ihrer Güte zu überzeugen, mit zuvorkommender Schnelligkeit erkläre, davon zum Voraus überzeugt zu sein. Was mich noch besonders gegen politische Unterhaltung verstimmt, ist mein Verhältniß zu Neumann, in welchem ich dieses Element, im Extrem einerseits des Banausischen und andererseits des rein Negativen ganz unvermittelt an meiner Seite habe, und dadurch der Frucht des einzigen Umgangs beraubt werde, den ich hier haben könnte. Sed satis superque[1]). Mein Umgang mit ihm ist ein steter Wechsel zwischen Anziehung und Abstoßung.

Um auf einen Gegenstand zu kommen, in welchem wir mehr übereinstimmen werden, so bemerke ich, wie sehr mich in der von mir als Uebung im Italienischen gelesenen Vita di Alfieri, dessen Pferdeliebhaberei, die unter lauter literarischen Bestrebungen immer wieder ganz stoffartig hervorbricht, als etwas Naturfrisches ergötzt hat. Die Beschreibung seiner Rückreise aus England mit 14 dort gekauften Pferden, besonders seines Alpenübergangs, bei dem er, gar nicht blos im Spaß, an den des Hannibals denkt, ist überaus amüsant. Als eigentliche poetische Natur erscheint er indessen doch nicht; wie mir auch seine Tragödien, die ich einmal in der Uebersetzung angesehen zu haben

1) „Aber genug und übergenug."

mich erinnere, nicht eben im beſten Andenken ſind. — Indem ich auf der Bibliothek aus Anlaß der B. Conti'ſchen Memoiren alle Dictionnaires biographiques umſonſt durchblättere, um weitere Nachrichten über die Glaubwürdigkeit zu finden, kamen mir auch Roſenkranz' Vorleſungen über Goethe in die Hand, die ich dann mitnahm; ein merkwürdiges Gemiſch von guten, feinen Bemerkungen und von unausrottbarer Scholaſtik iſt dicht nebeneinander. So iſt ſeine Expoſition der Iphigenie trefflich, die des Taſſo größtentheils abgeſchmackt. Bei Schäfer ſcheint mir der Hauptmißgriff, daß er ſich in den Nachtheil ſtellt, Goethes Jugend, in Parallele mit Dichtung und Wahrheit, gleichfalls zu erzählen; dies darf, wie mir ſcheint, ein Biograph ſchlechterdings nicht thun, da, was er hier geben mag, neben Goethe's Werk eine elende Figur ſpielen muß; er *braucht* es aber auch nicht zu thun, da Niemand eine Biographie über G. leſen wird, der nicht ſeine Autobiographie geleſen hat; der Biograph muß ſich daher in dieſem Theil rein kritiſch (in Betreff von Dichtung und Wahrheit) und genetiſch (in Bezug auf die Werke) halten, und wird hierin dann mehr leiſten können, als Sch. geleiſtet hat. (Mit Vorleſungen iſt es natürlich eine ganz andere Sache.)

Deine Klagen in Betreff Tübingens fühle ich ſehr mit, und wie oft wünſche ich Dich hieher zu dieſen Schätzen der Kunſt, die, obwohl aller Welt offen, doch *hier* eigentlich ungehoben ſind. Ich denke dabei freilich auch an mich, wie wir dann miteinander arbeiten wollten; wir müßten, wie ich ſchon ſo oft ſagte, fliegende Kunſtblätter miteinander ſchreiben. So etwas wäre das Einzige, was ich noch arbeiten könnte; aber dazu müßte ich Dich als Führer und Meiſter perſönlich an der Seite haben. Uebrigens ſteht es jetzt hier mit einer ganzen Hälfte der Kunſt, ich meine mit Drama und Muſik, ſehr traurig; Schauſpiel- und Opernperſonal ſind ſehr herunter, das Repertoir im Verhältniß, und Concerte ſind auch ſeit Dezember keine mehr, nach der eſelhaften Einrichtung, daß ſie erſt mit Faſten wieder beginnen, alſo heuer Mitte März. Dingelſtedt hat keine leichte Aufgabe; doch ſind alle Vernünftigen froh, daß ſo ein Mann nur da iſt. Manches muß doch allmählich durch ihn beſſer werden. Ich habe dieſen Winter nach und nach ein Dutzend muſikaliſche Sonette geſchrieben, als Themata zu meinen Briefen an Kauffmann, Resumés von Muſikwerken, oder Charakteriſtiken von Tonſetzern. Freilich iſt es weit mißlicher, eine

Symphonie, als eine Statue oder ein Gemälde zu ſchildern. Dennoch fand ich auch hier, daß ein ſolches Zuſammenfaſſen dem Aufmerken und Verſtehen förderlich iſt.

Nun habe ich, weil ich eine Seite meines Briefes der maledetta politica widmen mußte, dafür eine Seite zugegeben; ich hoffe, daß Du ſolches in gleichem Falle künftig auch thuſt, und jedenfalls bitte ich Dich, nicht mehr ſo lang ſtumm zu ſein.

256. An Zeller.

München, den 12. März 1851.

— — Mit doppelter Stärke kehrt mir der Wunſch wieder, den Du in Deinem letzten Schreiben freilich mit unwiderſtehlichem Witze zurückgewieſen haſt, daß Du doch durch allmähliche Ueberſiedlung aufs philoſophiſche Gebiet Deine Berufung an eine andere Univerſität, am liebſten nach Tübingen, ermöglichen möchteſt. Wüßte ich, wie es auf wirkſame Art anzuſtellen wäre, ſo würde ich den Fichte und ſeine neuſten Producte ſo lange loben, bis er nach Berlin berufen würde, und Du ſeinen Platz einnehmen könnteſt; denn, wenn Du dich mittlerweile nur halbwegs ordentlich hielteſt, ſo würde man Dir die Stelle, wie ich denke, nicht verſagen. Gewiß, die Theologie iſt es nicht werth, daß wir uns um ihretwillen ſo ganz aus der Welt und Wirklichkeit hinausarbeiten, und was die Menſchen betrifft, ſo haben die Klugen ja die Philoſophie, und die Thoren laſſen doch nicht von ihrer theologiſchen Suppe.

257. An Rapp.

München, den 29. März 1851.

Dein Veilchen hat den ganzen Frühling nach ſich gezogen. Lerchen, Amſeln, ſpielende Knaben, gärtelnde Frauen. Gieng geſtern auf dem Türkengraben und Kanaldamm und trank auf dem Heimweg in Schwabing ein Glas Bier. Ein Münchener Bürger (wohl ein Spezereihändler) in gewiſſen Jahren, kam mit ſeiner Frau und einem kleinen Hund in dasſelbe Zimmer. Er habe heute früh auch nicht gedacht, ſagte er, daß er heute Abend in Schwabing ſein würde, aber es geſchehe des Hundes wegen. Es iſt nämlich neueſtens hier verboten worden, Hunde ins Wirthshaus in der Stadt mitzunehmen. Auch der Schneider Lechner, der ſich ſonſt nicht leicht außer der Stadt betreffen laſſe, ſei ihm heut vor den Thoren begegnet und habe ihm

gesagt, auch er gehe seinem Hund zulieb über Feld. Ich machte dem Mann bemerklich, wie gut er und sein Freund Lechner auf solche Motion heute Nacht schlafen würden; zeigte ihm, wie alle Dinge, auch die unangenehmen, ihre gute Seite haben; deutete auf den Vortheil hin, der den Dorfwirthen aus dieser Verordnung erwachse, und ihnen auch zu gönnen sei, wagte die Vermuthung, daß diese Dorfwirthe dem ganzen Verbot nicht fremd sein dürften und schloß mit der Beruhigung, daß ein so hartes Gesetz, so wenig als einst die Drakonischen, sich auf die Dauer werde halten können. Nachdem ich so den trefflichen Bürger mit seiner Frau sichtlich befriedigt hatte, trank ich mein Glas Bier aus und überließ ihn seinen Betrachtungen und seinen Leberwürsten, deren er für sich zwei und für seine Ehehälfte eine bestellt hatte und wovon auch der spazierengeführte Hund sein gutes Theil bekommen haben wird.

— Du fragst schon nach dem „Harmlos!“ [1]). Aber so weit sind wir noch nicht.

Schneeverhüllt schaut noch das Gebirg herüber;
Wasserleer noch schweigen die zwei Fontänen;
Und im Kasten winterlich eingeschlossen
Träumet der „Harmlos“.

258. An Emilie Sigel.

München, den 3. April 1851.

Da sitze ich wie eine arme Seele, die dem Charon das Ueberfahrtsgeld nicht bezahlen kann; Alles ist reisefertig, nur das Wetter nicht, das ich gern vollends austoben lassen möchte, ehe ich mich auf den Weg mache. So schreibe ich auch diesen Brief im Vorrath, und er wird liegen bleiben, so lang ich selbst noch hier vor Anker liegen muß.

Hatte ich Ihren vorvorletzten Brief (den letzten erhielt ich gestern Abend) nach dem Don Juan vorgefunden und zwar durch seine Inlagen als bitteren Nachtisch zu demselben, so erhielt ich den vorletzten als angenehme Vorkost zur Zauberflöte; ich hatte mir gerade das Glas Wein eingeschenkt, welches ich vor Musikaufführungen zur Magenstärkung zu mir zu nehmen pflege, als mir Ihr Schreiben übergeben wurde, welches ich dann gleichsam als Zuckerbrot hineintunkte und her-

1) Den „Harmlos“ nennt der Münchener eine Bildsäule im englischen Garten, weil ihre Inschrift mit diesem Wort beginnt.

nach die Zauberflöte nur um so reiner vernahm. Sie sehen, so regnet es jetzt bei uns classische Musik, nachdem wir den halben Winter Hunger darnach gelitten; denn am andern Tag war, wie ich Ihnen schon früher schrieb, das Beethovenkonzert — nicht ganz zu seinem Vortheil, meinem Gefühl nach, denn wenn nach einer guten Aufführung der Zauberflöte die himmlischen Heerschaaren selbst ein Konzert geben wollten, so würden sie bei mir kein höheres Lob herausschlagen, als daß sie es recht ordentlich gemacht haben.

Unserem Freund Vischer müssen Sie es schon zu Gute halten, daß er den Kindern nichts mitgebracht; er ist jetzt so tief in politischen Gedanken und Empfindungen drin, daß ihm alles andere unwichtig erscheint. Ich kann zwar darin nicht mitthun, da ich die Politik als eine Art Wetter betrachte, das wir nicht machen können, folglich auch nicht allzu schwer nehmen müssen; Deutschland hat seit vielhundert Jahren immer schlecht politisch Wetter gehabt, und was bei uns gerathen ist, das ist trotz dieses Wetters gerathen; es wäre zwar sehr zu wünschen, daß wir einmal besser Wetter bekämen, allein erzwingen läßt es sich nicht, selbst nicht, wenn wir uns als Buße auflegen wollten, so lang kein freundliches Gesicht mehr zu machen. Daß Sie aber den Schubart jetzt so in Gunst genommen haben, daß Sie ihn der Menschheit als Muster vorstellen, das macht mir großes Vergnügen.

Die nachaspergischen Briefe sollten Sie aber doch auch noch lesen, dort bleibt seine forcirte Religion wieder aus dem Spiel und er ist oft recht liebenswürdig. Daß Sie meinen Chr. Märklin unbekannterweis vertheidigen, ist schön von Ihnen; übrigens freut es mich, daß er (auch öffentlich) so angegriffen wird; es geht mir wie einem alten Soldaten, wenn er wieder Pulver riecht, er denkt sich in bessere Zeiten zurück, wo er noch jung war und im Feuer stand. Ihres Bruders [1]) Zeugniß in 2 Worten über das Buch freut mich mehr als ein längeres Lob; mit dem einen hat er gesagt, was wahr ist, wenn er das Buch ehrlich nennt, und mit dem andern, wonach ich wenigstens gestrebt habe. Und lustig ist, daß er mit dem Ehrlich mich im Grunde besser kennt, als Sie, die Sie mich einen Schelm nennen, was ich zwar bin, aber nur ein armer.

Mein Weg, den Sie zu wissen wünschen, geht über Innsbruck,

1) Prediger, später Prälat in Heilbronn 1805—1866.

Botzen, Trient, Roveredo nach Verona, und von da rechts hinüber durch Vicenza und Padua nach Venedig. In Verona und den beiden nächstgenannten Orten werde ich mich je 1 Tag oder mehr aufhalten, weil es da Bauwerke und Malereien zu sehen gibt.

259. **An Vischer.** München, den 4. April 1851.

Soeben wird mir das Heft Deiner Aesthetik überbracht, da ich schon seit gestern das Eilwagenbillet auf morgen nach Innsbruck gelöst habe. Ich wartete die Zeit her täglich auf das Buch, das ich anzuzeigen mir so fest vorgenommen habe, als man sich etwas vornehmen kann, ehe man's versucht hat. Ich nehme nun das Buch auf die Reise mit, wo ich wenigstens Zeit zu finden hoffe, es zu lesen, und dann kommt eben die Anzeige ein paar Wochen später. Ich werde kaum über 4 Wochen aus sein, da ich meine Reise auf den Umfang des ersten Plans zurückgeführt habe, wonach sie über Verona nach Venedig gehen, und dort ein Aufenthalt von etwa 14 Tagen gemacht werden soll. Ob ich den Rückweg über Triest und Wien machen werde, lasse ich einstweilen noch unentschieden. Dresden bleibt auf den Herbst reservirt, wo wir also doch noch zusammen treffen könnten.

Nun sind ja 2 von den Fresken an der neuen Pinakothek enthüllt, und ohne mir ein Urtheil über das Einzelne zu erlauben, das zum Theil gerechtem Tadel unterliegen mag (der Herold stürmt heraus wie ein Rasender; der trauernd sitzende Künstler vorn ist ein Räthsel ꝛc.), so ist doch der allgemeine Eindruck dieser großen, lebensvollen und bis jetzt sehr kräftig gefärbten Bilder ein höchst erfreulicher.

Was ihnen vor denen unter den Arkaden des Hofgartens jetzt einen Vorzug gibt, daß sie ganz im vollen freien Lichte stehen, muß freilich mit der Zeit der Witterung wegen ihnen zum Schaden gereichen. Doch warten wir.

— Hiermit schließe ich diesen Zettel (denn ein Brief ist es nicht, der erst nach meiner Rückkehr folgen soll) und in der Hoffnung, daß das Lichtlein meines deutschen Patriotismus nicht so schwach befunden werden möge, um sich erst an der Flamme der Paßtrübsal besser entzünden zu müssen, grüße ich Dich am Vorabend der Reise noch einmal herzlich.

260. An Emilie Sigel.

Verona, den 8. April 1851.

Mein Versprechen, Ihnen womöglich schon von der Reise aus zu schreiben, war im Stillen so gemeint, daß ich dies thun würde, wenn es mir gut gehe. Und da dies bis jetzt mehr, als ich hoffen konnte, der Fall war, so will ich dem freundlichen Schicksal, das es so fügte, meinen Dank dadurch abstatten, daß ich Ihnen erzähle, wie artig es gegen mich gewesen ist. Ich schreibe dies, nachdem ich von einem Gange nach Hause gekommen, auf dem ich das oben abgebildete Denkmal Römischer Größe[1]) mit Andacht in Augenschein genommen, in einer Abendstimmung, so still glücklich, wie ich lange keine mehr gehabt habe. Und dieses Glück rührt eben daher, daß das Schicksal, oder wie wir das Höhere über uns Waltende nennen wollen, mir bis jetzt so freundlich gezeigt hat, daß ihm doch noch etwas an mir liegt.

Gleich anfangs hat es mich ganz wie sein Kind behandelt, mir einen Gefallen gethan, von dem es selbst am besten wußte, daß er an sich nichts werth war, aber doch auf mich viel Eindruck machen würde.

Ein Hauptzweifel nämlich, der mich über die Route, die ich nehmen wollte, umtrieb, war der, ob ich auf dem Weg nach Verona von der Straße abgehen und den Gardasee besuchen sollte, wohin mich die gerühmte Schönheit seiner Ufer lockte, aber der Mangel einer Postverbindung u. s. w. abschreckte.

Wie ich nun in den Eilwagen steige, treffe ich da einen Sekretär des Königs von Bayern, der zu diesem — an den Gardasee reist.

Ein gutherziger Reisegefährte, wie diese Bayern, selbst die Hofleute sind, war gefunden, und so war mein Entschluß, diesen See zu besuchen, gefaßt.

Reise — Schnee und wieder Schnee, schon zwischen München und dem Starnberger See;

Scharnitz, die Grenze zwischen Oestreich und Bayern, tief verschneit, ein Bube von 3 Jahren, (es ist eine einsame Zollstation) strampft mit Wonne im frischgefallenen Schnee, und sein Hund, gleichfalls extravergnügt, steigt ihm mit den Vorderfüßen von hinten auf die Achseln. Inzwischen und während unsere Päße visirt werden, stellt sich der Postillon kältehalber an einer Mauer wie ein Spalierbaum in die Sonne. Immer mehr Schnee und Frost, wobei der Sekretär, auch

1) Das Amphitheater zu Verona.

für mich, für Heu und Teppiche ſorgt. Selbſt nachdem der Brenner, der höchſte Gebirgspaß, paſſirt iſt, will die Kälte kaum abnehmen. Ich äußere gegen den Sekretär die Vermuthung, daß am Ende alles, was man von der milden Luft Italiens erzählt, Mährchen ſein möchten, und mache mit ihm aus, wer den andern zuerſt mit Grund auf milde italieniſche Luft aufmerkſam mache, dem müſſe der andere eine Flaſche vom beſten Welſchtiroler Wein auftiſchen. In Trient trafen wir mit einem Paſſagier zuſammen, der meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm, und ſo gewann mir der gefl. Sekretär die Wette ab, denn nun hatte ſich wirklich eine recht liebliche Frühlingsluft eingeſchlichen. Jener Paſſagier war ein alter Karthäuſer Mönch, der, aus der Schweiz durch den Umſchwung des Freiſchaarenkriegs vertrieben, ſich nun in die Karthauſe bei Pavia zurückzuziehen gedachte. Die kindliche Einfalt des alten Mannes rührte mich, und ich wäre im Stande geweſen, hätte ich nicht das Sonderbare gefürchtet, ihn um ſeinen Segen zu bitten. Im Wagen betete er lange, lange aus ſeinem Brevier, nachdem er zuvor gefragt hatte, der wievielte heute ſei; er war der Meinung, es ſei der 23. (März), da doch der 7. April war. Nachdem er aus dem Brevier gebetet, betete er aus dem Herzen, aber darüber ſchlief er bald ein, und ſein Hut, der zum Wagen hinausſtürzen wollte, wurde nur durch mich aufgefangen.

Gardaſee — hundekalt, grauer Himmel, die Wolken in halber Höhe der umgebenden Berge. Demokratiſches Wetter, denn der König von Bayern iſt auf dem Schiff, der es gewiß beſſer gewünſcht hätte. Seinen Kammerdiener lerne ich bewundern. Ein alter grauer Mann, aber jeder Schritt wie vom Tanzmeiſter, keinen Zahn mehr im Mund, aber doch eine gewiſſe Gracie im Geſicht. Ganz Aufmerkſamkeit, ganz Dienſtbefliſſenheit, aber auch in der Erniedrigung eine gewiſſe Würde. — Ideal eines Kammerdieners. Daß er einen Tubus um den andern für ſeinen Herrn aus der Taſche zog, hätte Kauffmann gefreut, weil er da der aufgelegte graue Mann aus dem Peter Schlemihl war. Die Ufer des Sees ſind zwar noch ohne friſches Grün, außer ein wenig Gras und Weiden, die jetzt auch bei uns grün ſind (auch blühen die Pfirſiche wie bei uns), aber Wälder von Oliven mit ihrem überwinternden grauen und Lorbeer mit ſeinem hellen Grün ſind zu ſehen, und dazwiſchen die Pflanzungen von Orangen und Citronen, jetzt noch mit Brettern verdeckt wie unſere Frühbeete. Doch das

liebſte, was ich auf dem Gardaſee ſah, war mir der Commandant unſeres Dampfſchiffes, ein öſtreichiſcher Lieutenant von — 18 Jahren. Eine ſo liebe Knaben-Jünglingsgeſtalt, wie ſie mich innig rühren können. Nachdem ſein Dienſt beim König vorbei war, ſprach ich ihn italieniſch an, und er antwortete lieb und natürlich; bald fand ſich, daß er ein Deutſcher ſei, obwohl in Venedig geboren; um ſo herzlicher unterhielt ich mich mit dem friſchen unſchuldigen Menſchen und hatte die Genugthuung, daß er mir beim Abſchied von ſelbſt die Hand reichte und den Wunſch ausſprach, mich auf dem Rückweg wieder zu ſehen.

Ich werde dieſes liebenswürdige Menſchenbild nie vergeſſen.

Verona. Zufällige Empfehlung bringt mich in das Gaſthaus, wo ich dies ſchreibe, und der Zufall unſerer Ankunftszeit an eine kleine Tafel älterer italieniſcher Herren, die ich natürlich ſo wenig kenne, als ſie mich. Meine Erwähnung des Amphitheaters, das ich im Hereinfahren geſehen, bringt einen Discurs auf die Bahn, in welchem dieſe Herren ſo viel Sachkenntniß, und beſonders Einer[1]) ſo viel Geiſtestiefe verrathen, daß ich im Innerſten erwärmt, meinem bischen Italieniſch alle Schleuſen öffne, und das Glück habe, daß die Herren aufmerkſam auf mich hören, und nachher ſogar mein Italieniſch loben. Jenem Einen gebe ich nach Tiſch meine Karte und bitte, ihn morgen beſuchen zu dürfen, — es ergibt ſich, er iſt Profeſſor der Geſchichte an der Univerſität Padua, auch die andern lauter Profeſſoren. Die Ausleſe von da, hierher berufen, um die Univerſität neu ordnen zu helfen. Die Herzlichkeit, mit welcher der Mann den Zufall begrüßt, der ihm meine Bekanntſchaft verſchafft, die Wärme unſerer Unterhaltung, da er, auch in politiſchen Dingen, durchaus mit meiner Mittelſtellung zuſammenſtimmt, würde auch Sie erfreut haben, wie mich, der ich nie denken konnte, in Italien Männer zu finden, unter denen ich wie zu Hauſe wäre.

Am 9., Morgens.

Guten Morgen, l. Emilie; der Frühling kommt — mit einem Landregen. Nicht gut für meinen Kirchgang heute, weil es nämlich ein Kirchengang iſt. So muß ich ihn eben mit dem Schirm machen und damit auch dieſen Brief auf die Poſt tragen. Heut Abend oder morgen früh geht's nach Vicenza, wo ich auch ca. 1 Tag bleiben werde, dann, ohne Aufenthalt in Padua, nach Venedig, um von da

1) Menin; vgl. S. 292.

aus einen Abstecher nach Padua zu machen, wenn meine Freunde, die Professoren, wieder dort sein werden, welches in der Charwoche der Fall sein wird.

261. An Emilie Sigel.

Padua, den 22. April 1851.

Aus Venedig einen Brief von mir zu erhalten, konnten Sie so bestimmt erwarten, als ich im Sinne hatte, Ihnen von da zu schreiben; und doch, nach einem 12tägigen Aufenthalt in Venedig, fange ich diesen Brief an Sie nicht dort an, sondern im „goldenen Kreuz" in Padua, wohin ich gestern einen Ausflug unternahm, um diesen Abend noch einmal in die Lagunenstadt zurückzukehren. Denn man wird nicht fertig mit diesem Meerwunder, immer ist noch etwas zu sehen übrig, und je fester man sich vornimmt, niemals mehr in dieses Labyrinth zurückzukommen, desto weniger will man etwas ungesehen zurücklassen. Es ist eine unendlich merkwürdige, aber auch unendlich unbehagliche Stadt. Und darin haben Sie auch den Grund zu suchen, warum ich dort zu keinem Brief an Sie (sonst ohnehin an Niemand) kam — daß ich nämlich nicht eine einzige behagliche Stunde hatte. Den ganzen Tag rennt und läuft man nach den Sehenswürdigkeiten, die, selbst wenn man die Hauptwege in einer Gondel macht, noch genug Laufen's erfordern; dann Abends, statt sich zu einem Glas Wein zu setzen, muß man, um nicht allein zu sein, abermals eine Stunde oder mehr auf dem Marcusplatz auf- und ablaufen, so daß, kommt man endlich gegen 10 Uhr Nachts nach Hause, man froh ist, zu Bette gehen zu können. Soll ich in 2 Worten ausdrücken, was einem Ludwigsburger Venedig so unbehaglich macht, so ist es 1. der Mangel an allem Grün, und 2. die engen Gassen, wo jedes Wegfinden, ohne zu fragen, unmöglich ist. Bekanntlich sind die Straßen in Venedig im Durchschnitt so schmal, daß man die Häuser zu beiden Seiten mit ausgestreckten Armen erreichen kann (das Militär marschirt beim Auf die Wache ziehen in Gansreihen auf) und alle 100 Schritte wenden sie sich, man sieht auf keinen Platz, keine Kirche, nach der man sich richten könnte, daher war ich 8 Tage in Venedig, ohne meine, vom Marcusplatz gar nicht weit entfernte Wohnung auch nur einmal ungefragt finden zu können.

So weit in Padua. — Diesen Guten Morgen schreibe ich in Venedig, in einem Kaffée, bei einem Glas Cyperwein, womit ich mich nach 4 Kirchenbesuchen zu 4 weiteren stärke. Mein Ziel bei diesem

Gange ist hauptsächlich Giovanni Bellini, aber ein anderer, als der Opernbellini, ein Maler des 15. Jahrhunderts, dessen Madonnen und Christkinder einen wie die Wahrheit und Treue selbst ansehen. Guten Morgen, l. Emilie, Mittwoch nach Ostern, 1/4 auf 12 Uhr.

Abends auf meinem Zimmerchen im Gasthof zur Luna; (vor meiner Reise nach Padua wohnte ich in der aquila d'oro, wo mir die Aussicht zu wenig war;) Aussicht in den kleinen Garten des kaiserlichen Palais, weiterhin auf die Lagunen, und ein Stück von Venedig. Morgen gedenke ich mein Tagwerk in Venedig zu endigen, und in der Nacht um 12 Uhr nach Triest in See zu gehen, um den Rückweg über Wien zu machen. Heute sah ich unter Anderem in einer Kirche eine Madonna von einem uralten Maler, der sie als Schutzherrin der Gemeinde dadurch darstellt, daß er sie eine Menge Menschen unter ihren Mantel nehmen läßt. Da dies im Verhältniß zur Madonna lauter kleine Figürchen sind, so scheinen die Kinder diese Madonna als die ihrige zu betrachten, wenigstens war die Kapelle, worin das Bild sich befindet, fast mit lauter knieenden Kindern besetzt, welches einen rührenden Eindruck machte. Von einer Freundin habe ich heute auch noch Abschied genommen, die ich mir schnell in Venedig erworben, ihr noch einmal die goldenen Haare gestreichelt, und die letzten Liebkosungen mit ihr getauscht. Hoffentlich errathen Sie, daß von einer Katze die Rede ist, die mein Herz erobert hat, und gewiß auch das Ihrige erobert haben würde, wenn Sie sie gesehen hätten. Denken Sie sich einen alten Palast, der in ein Magazin von verkäuflichen Raritäten, alten Gemälden, Rococomöbeln aus den alten Zeiten Venedig's verwandelt ist. Gegen die Straße hat er eine Glasthüre mit großen Fenstern, hinter diesen Fenstern sitzt auf einem alten Pult beständig ein großer rother Kater, der sich, wie ich hineintrat, gleich erhob, sich von mir streicheln ließ und mich durch das ganze Etablissement begleitete. Man erzählte mir, der Eigenthümer der Sammlung behaupte, ihm könne nichts gestohlen werden, ohne daß er's erfahre; ich bin geneigt, diese Katze für eine Art von Hausgeist zu halten. Heute nun machte ich blos der Katze einen Besuch, und die Leute, die mich schon kennen, ließen mich ganz unbeschrien kommen und wieder gehen.

Da ich einmal an Schönheiten bin, so sei hier beiläufig bemerkt, daß mich in dieser Hinsicht Venedig ganz getäuscht hat; ich habe hier lediglich nichts gesehen, das mir an's Herz gegangen wäre, dagegen in

Padua auf dem Theater das Ideal eines Blumenmädchens (das war ihre Rolle im Stück); sie heißt Anna de Martini (so ſtand's auf dem Zettel) und ſchien mir höchſtens 16 Jahre alt zu ſein; das Profil, das ich liebe, dadurch gemildert, daß die Naſe, obwohl nach deutſchem Maßſtab nicht klein, doch nach italieniſchem eine Neigung zum Stumpfnäschen verriet. Allerliebſt.

Nun muß ich noch einmal auf den Marcusplatz, dieſen Geſellſchaftsſaal unter freiem Himmel, von der Größe eines bedeutenden Marktplatzes, durchaus mit Marmorquadern gepflaſtert, von 3 Seiten mit Paläſten und Hallen, auf der 4. durch die Marcuskirche geſchloſſen, die Anfangs dieſes Briefs abgebildet iſt — (für mich der wunderbarſte Bau Venedig's wie ein aus dem Meer aufgeſtiegener Nixenpalaſt). Da geht nun alſo Alles von 7 — 10, 11 Uhr auf und ab, von den Gaslampen, die rings um den Platz her brennen, beleuchtet, theils unter den Hallen, wo vor den Kaffée's beſetzte Tiſche und Stühle ſtehen, theils auf dem freien Platze ſelbſt; hier treffen ſich Bekannte, wie ich, z. B. heute den hieſigen deutſchen Arzt, deſſen Bekanntſchaft ich gemacht, (Gottlob nicht als Patient, obwohl ich gleich anfangs durch Erkältung einen Katarrh bekam) noch einmal zu ſprechen hoffe.

Fortſetzung 8 1/2 Uhr im Speiſehaus Gallo bei einer 1/2 Flaſche Ofener Wein. — Der Freund in Padua hielt ſich trefflich, führte mich überall herum und nahm zärtlichen Abſchied.

Er hatte mich bis zuletzt nicht für den Dr. St. gehalten; als es ſich im Geſpräch ergab, geſtand er, den hätte er ſich anders vorgeſtellt, und nicht tanto gentile e umano, wie er mich finde.

Am meiſten gelacht habe ich hier am ſchrecklichſten Ort, in den alten Kerkern Venedigs, in welche der alte Aufſeher ſich amtshalber ſo verliebt hatte, daß er ſie als die angenehmſten Logis von der Welt darzuſtellen ſuchte. Einen beſonderen Zahn hatte er auf die Schriftſteller, die ſo ſchreckliche Mährchen (Lügen, ſo groß wie der St. Marcusplatz, ſagte er) über dieſe Gefängniſſe ausgebreitet haben. Die Herren Schriftſteller, ſprach er mit Nachdruck, ſollen erſt kommen und ſehen, und dann ſchreiben. Uebrigens hat er ſo Unrecht nicht; dieſe Kerker ſind beſſer als ihr Ruf. —

Guten Morgen, l. Emilie! d. h. guten Abend, denn es iſt bald 5 Uhr (am 24.).

Mein Tagwerk in Venedig iſt nun gethan, das Billet auf das

Dampfſchiff gelöſt, mit dem ich dieſe Nacht nach Trieſt reiſen werde. Dieſen Morgen war ich noch in der Gondel in einigen Kirchen am äußerſten Saume Venedigs, die ich bis dahin noch nicht beſucht hatte, aber nicht unbeſucht laſſen wollte, weil ſie Bilder meines theuren Bellini enthalten. Bei der Gelegenheit kam ich durch mehrere der abgelegenen Quartiere der Stadt, wo man deren traurigen Verfall recht ſehen kann. Die Häuſer, zum Theil ehemalige Paläſte, ſind mehr als nur halbe Ruinen, ganzen Stockwerken fehlen oft die Fenſter; einen Balkon ſah ich, deſſen Einfaſſung herabgefallen und durch einen herumgeſpannten Strick erſetzt war. Vor den 2 Säulen, die Sie hier oben ſehen, ſteht das Dampfſchiff, mit dem ich abfahren werde.

Zum Wappenthier ſollte ſich Venedig eigentlich den Taſchenkrebs gewählt haben, wie einen ſolchen eine griechiſche Stadt Siciliens wirklich auf ihren Münzen führte, während Venedig vornehmer ſich den geflügelten Löwen des heiligen Marcus erkoren hat. Das eigentliche, lebendige Stadtthier aber iſt hier, wie geſagt, der Taſchenkrebs. Fährt man durch die Kanäle der Stadt, deren Häuſer bekanntlich in's Waſſer ſelbſt hineingebaut ſind, ſo ſitzt unten an den Mauern, wo das Waſſer ſie beſpült, Alles ſo voll von Taſchenkrebſen, wie bei uns zu gewiſſen Zeiten die Fenſter mit Fliegen. Auch die Jugend, wie ſie bei uns einen Maikäfer am Faden fliegen läßt, ſo ſah ich gleich in den erſten Tagen ein paar Jungen, die einen armen Taſchenkrebs am Faden durch die Straßen zogen.

Der Morgen war hier ſehr heiß und hell, jetzt iſt's ein wenig weiß überlaufen und windig, doch das iſt der tägliche Wechſel ſchon ſeit mehr als 8 Tagen, und immer ſieht man um 10 Uhr wieder die Sterne, und in der Frühe geht die Sonne wieder heiter auf. Und ſo, hoffe ich, ſoll mich das Schiff ohne Seekrankheit in die deutſche Heimath zurücktragen, die zwar in Trieſt noch nicht recht anfängt, doch werde ich, nur nach wenigen Stunden Aufenthalt, von da weiter nach Wien gehen, wohin man den größten Theil des Weges ſchon Eiſenbahnen hat. In Wien gedenke ich hierauf etwa eine Woche zu bleiben, um nach 4 wöchentlicher Abweſenheit in meine Stiefheimath München zurückzukehren. Denn die wahre werde ich wohl mein Leben lang nicht mehr erreichen, und gebe mich ſchon darein, ich, der Reiſeunluſtigſte aller Menſchen, zum beſtändigen Flüchtling und Pilgern beſtimmt zu ſein.

Von Wien aus erhalten Sie noch einen Brief von mir; jetzt will ich diesen zu befördern suchen; ich sorge immer, trotz der östreichischen Francokarten, wovon mir der Postsekretär in Verona sagte, damit sei der Brief frei bis an's Ende der Welt — müssen Sie doch noch etwas dafür zahlen.

262. An Emilie Sigel.

Dresden, den 4. Mai 1851.
(Heller Sonntag-Morgen.)

Sie werden sich wundern, theuerste Emilie, daß meine Reisebriefe Wien überschlagen, wo Sie sich, wie ich selbst, gleichfalls einen längeren Aufenthalt gedacht haben werden, und daß Sie nun gar einen von Dresden aus erhalten, wohin ich eigentlich gar nicht im Sinne hatte, meine Reise auszudehnen.

Allein das Schicksal verfährt mit Ihrem Freunde nach einer unerbittlich strengen Regel: alles Geistige, alles, was mit seiner litterarischen Stellung zusammenhängt, gewährt es ihm vollauf; sein bloßer Name genügt, daß an jedem Orte die gebildetsten, besten Menschen sich beeifern, ihm Dienste zu leisten; eine Fülle von neuen Kunstanschauungen und Ideen strömt ihm zu, ein Schatz, an dem er den ganzen Rest seines Lebens hindurch zu zehren haben wird: — aber alles behagliche Glück anderer Menschenkinder, woran auch er seinen Theil haben möchte, das versagt ihm sein Schicksal mit eiserner, ja höhnischer Folgerichtigkeit. So mußten ihn aus Wien, wo er nach den Mühseligkeiten des fremdartigen Venedigs eine Woche voll Behagens sich versprochen hatte, — sobald das Nöthigste gesehen und ein paar litterarische Bekanntschaften gemacht waren, nach 4 Tagen die Wanzen wörtlich hinausbeißen (es war nämlich durch einen merkwürdigen Unstern Wien gerade so voll von Fremden, daß in einem wanzenfreien d. h. neuen Gasthof an kein Unterkommen zu denken war), und nur, um nicht mit diesem Verdruß nach Haus zu kommen, auch weil ich nach so vielem Reiseungemach zweifeln mußte, ob ich so bald wieder zu einer Reise kommen würde, entschloß ich mich, den Besuch Dresden's, den ich eigentlich für den Herbst bestimmt hatte, gleich an die jetzige Reise anzuhängen.

Es ist dies auch ganz gut so, wie ich nun sehe, da der Kreis malerischer Anschauungen, in dem ich mich auf der ganzen Reise bewege, in der hiesigen Galerie seinen würdigsten Abschluß findet. Dieser

Galerie wohne ich gegenüber, im Hôtel de Saxe, auf dem Neumarkt, und bin nun hier zum erstenmal auch mit der Wohnung zufrieden. Die Galerie und ihre Gemälde kann ich Ihnen nicht schildern wollen, ebenso wenig die Aussicht von der Elbbrücke, oder der Brühl'schen Terrasse (und so wenig ich der nur einmal auf der Welt vorhandenen Aussicht vom Marcusthurm in Venedig in meinem früheren Briefe gedacht habe); nur so viel, daß mich das Studium jener Kunstwerke beglückt, so sehr, daß ich bis jetzt nicht einmal eine litterarische Bekanntschaft zu machen gesucht habe, welches ich jedoch heute thun und dem Dichter Gutzkow einen Besuch machen werde.

Auf dieser ganzen letzten Strecke meiner Reise bin ich durch die Heimath meiner Frau gezogen: sie ist in Wien geboren, in Theresienstadt in Böhmen aufgewachsen, und hier in Dresden musikalisch gebildet worden; besonders der Anblick von Theresienstadt stimmte mich weich, und ich gab ihm meinen Segen für alles Gute und Böse, das ich daher empfangen.

Unter dem Guten verstehe ich besonders die Kinder; sie sind doch gesund geblieben, und ich darf bei meiner Rückkehr nicht vor übeln Nachrichten bange sein?

Mittags halb Zwei. — Soeben komme ich vom Besuch bei Gutzkow zurück, der mich nach Tisch, (hier speist man um 2 Uhr) mit seiner Familie zu einer Landparthie in den Plauen'schen Grund abholen wird. Der treffliche Mann dachte schon an eine Gesellschaft aller möglichen, hier lebenden Schriftsteller und Künstler, die er meinetwegen zusammenrufen wolle, bis ich ihm bedeutete, daß mir der engste Kreis der liebste, und es mir nur um wenige, aber solche Bekanntschaften zu thun sei, die geeignet sind, im Herzen fortzuleben. Auf den Abend ist Don Juan, und so scheinen die bisherigen musikalischen Leiden dieser meiner Reise einmal einer musikalischen Freude Platz machen zu wollen.

Die Sachsen sind ein freundliches, zutrauliches Völkchen. In einem Gartenkonzert auf der Brühl'schen Terrasse fragte mich gestern eine alte Dame nach der Uhr, und ich gab ihr mit Vergnügen Auskunft. Aber die Gute glaubte mir auch den Grund schuldig zu sein, warum sie fragte; wir erwarten, setzte sie hinzu, zwei junge Menschen, Lehrlinge in der Salomonsapotheke, die um 7 Uhr zu kommen versprochen haben. Da es $^1/_2$8 Uhr vorbei war, so wollte die Dame

ſchon die Hoffnung aufgeben; doch beruhigte ich ſie durch die Bemerkung, daß ſie vielleicht durch Geſchäfte über die Zeit aufgehalten worden ſeien, und ſiehe da, indem wir noch redeten, kamen die 2 Lehrlinge in der Salomonsapotheke zur Thüre des Gartenſaals herein.

Am 5., geſchwind noch vor Tiſch: Für einen Vater, der ein Töchterchen hat, gibt es nichts Rührenderes, als ein Bild, das in den von mir beſuchten Galerien häufig wiederkehrt: Maria als kleines Mädchen, wie ſie ſich dem Tempeldienſte widmet. Vor dem Tempel eine hohe Treppe, oben der Hoheprieſter wartend, die Treppen ſteigt das blonde Mädchen mit einem Lichtlein in der Hand hinauf, ringsum Volk, das auf das Kind hinſieht. Guten Tag, l. Emilie, ich werde zu Tiſch gerufen. —

Nach Tiſch. — Geſtern Nachmittag machte ich alſo die Landpartie mit Gutzkow, Auerbach, und deren Frauen; die Gegend iſt wirklich recht hübſch; kaum $^1/_2$ Stunde von der Stadt hat man die romantiſchſten Berg- und Felsparthien. Und Alles auf Weg und Stegen voll Menſchen, d. h. ſpazierengehenden Dresdenern. Was anderer Leute Frauen betrifft, ſo habe ich mir zwar ſeit meinen eigenen Unfällen zum 11. Gebote gemacht: „Du ſollſt nicht richten über Deines Nächſten Weib, noch ſein Kind, — Knecht, — Magd, — Ochſen, — Eſel ꝛc.", doch weil Loben nicht zum Richten gehört, ſo darf ich von Gutzkow's junger Frau (er iſt ſeit 1 Jahr zum zweitenmal verheirathet) ſagen, daß ſie eines der lieblichſten Geſchöpfe iſt, die mir jemals vorgekommen. Sie iſt eine Frankfurterin, durchaus friſch und naiv, und doch von den gewandteſten Formen.

Den 6., Morgens 9 Uhr, in Erwartung eines Malers, der mich in die Galerie abholen ſoll. Nun, liebſte Emilie, fängt mir ſogar das Behagen zu kommen an, aber nun muß auch geſchieden ſein, — morgen, längſtens übermorgen reiſe ich, und zwar ohne Unterbrechung, nach Hauſe. Eben die Bekanntſchaften, die man an einem ſolchen Orte macht und die uns den Aufenthalt verſchönern, ſind es auch, die einen wieder forttreiben: ſie opfern einem ihre Zeit, und ſo würde man ihnen in die Länge läſtig. Nun erwarte ich ſo bald als möglich einen Brief von Ihnen zu erhalten; wenn Sie brav waren, ſo haben Sie unterdeſſen bisweilen eine Zeile für mich aufgeſchrieben, die Sie nun gleich abſchicken können, — und doch bin ich wahrſchein-

lich immer noch vor Ihrem Briefe zu Haus, der übrigens, wenn er vorher kommt, mir wohl aufgehoben wird.

Guten Morgen für heute; später noch eine Zeile, wenn ich den Brief abgehen lasse.

½ 2 Uhr. Von einem Gang durch die Gemäldegallerie in Begleitung eines Malers und durch die Antikengallerie in Begleitung des Direktors zurückgekehrt, mache ich diesen Brief sammt Einschluß an Benedict zum Abgang fertig.

263. An Kauffmann.

München, Pankraz 1851.

Wollte ich die musikalischen Leiden und Freuden der Reise, von der ich vorgestern Abend zurückgekehrt bin, episch beschreiben, so müßte ich von dem Zorn der Hl. Cäcilie darüber ausgehen, daß ich der Aufführung der C-moll Symphonie hier davon gereist bin. Eigentlich hatte diese Heilige einen doppelten Groll auf mich, einen musikalischen und einen malerischen, sofern ich mich nämlich seit meinem Hiersein des Wohlgefallens schämte, das ich vor 19 Jahren in Dresden an ihrem von Carlo Dolce gemalten Bildniß gefunden hatte, — bis ich bei meiner jetzigen Anwesenheit in Dresden fand, daß das Bildniß wirklich schön ist, ich mithin meine falsche Scham, und damit auch die Heilige den Groll zurücknahm, mit dem sie mich bis dahin auf der Reise verfolgt hatte.

Nach diesem epischen prooemium von neuem ausholend, beginne ich mit einer Frage. Ist es richtig, daß der Mensch sich immer nur Eines vorsetzen, und diesem Hauptzweck mit Ausschluß aller Nebenzwecke allein nachgehen soll? Das Schicksal wenigstens hat auf meiner Reise diese Frage mit einem strengen Ja beantwortet. Gemälde zu sehen war mein Hauptzweck, den hat es mich im vollsten Maße erreichen lassen; doch meinte ich, auch etwas von alter Kirchenmusik in Venedig hören zu können — das hat es mir mit Hohn verweigert. Alle Porpora's und Konsuelo's im Kopfe kam ich einige Tage vor dem Palmtag nach Venedig, suchte die Corte Minelli, (die sich aber nur mit Einem l schreibt) und die Kirche, wo sonst die Zöglinge des Conservatoriums sangen, auf: allein das Conservatorium ist so spurlos verschwunden, daß mir Niemand auch nur recht zu sagen wußte, wann es eingegangen ist. In der Revolution sagten die Einen; nein, schon anno 42, die Andern; o, schon zu den Zeiten der alten Republik,

meinte ein Dritter. Ich immer noch voll Eifer, wohnte am Palmtag dem Hochamt bei, das der (8 Tage darauf gestorbene) Patriarch celebrirte — lauter Donizetti'sche Opernmusik. In der Kirche des ehemaligen Conservatoriums, Carità oder Pietà, ich weiß nicht mehr recht, genannt, fragte ich den Sakristan, ob denn nichts mehr von guter Musik zu hören sei. Er zuckte die Achseln; wenn ich kommen wolle auf den Abend, so werde ich es ja hören, aber es werde kaum der Mühe werth sein, indem nur ein paar Veteraninnen einen Choral singen werden. Kam, hörte, und ging wieder: triviale Melodien, von schetterigen Stimmen gesungen. Poëtisch, poëtisch, poëtisch! wann werden wir einmal klug werden? Im Theater il furioso von Donizetti, — nomen et omen. Nun kommt aber der zweite Akt: Wien, eigentlich die Hauptsache an der Sache. Einige interessante Autographen fand ich auf der Bibliothek, wovon ich eines abschriftlich beilege, und machte die Bekanntschaft eines Professors Fischhof, des ersten Musiklehrers von Wien, der auf den Abend ein Concert von fast lauter Bach'schen Stücken veranstaltet hatte und mich nun auf's Freundlichste dazu einlud. Ich freute mich sehr, einmal auch von Bach etwas zu hören, wie ich mich gefreut hatte, in Padua etwas von Giotto und Mantegna zu sehen — aber siehe da, was geschah. Die Hl. Cäcilia (tantaene animis coelestibus irae[1]) hatte sich (flectere si nequeo superos, Acheronta movebo[2]) an den Herrn der Ratten und der Mäuse, der Fliegen, Frösche, Wanzen, Läuse — gewendet und dieser sendete nun die Nacht vor dem Conzert eine Deputation von 2 Stück der unterstrichenen Thierchen in mein Bett, welche mich dermaßen desperat machten, daß ich erst einen andern Gasthof suchte, dann aber, als ich wegen Ueberfüllung nirgends Raum fand, ohne eine zweite Wanzennacht abzuwarten, gerade um die Stunde, wo das Conzert anfing, von Wien abreiste. In Dresden am ersten Abend eine Beethoven'sche Symphonie als Gartenconzert. Neues Marthyrium, nicht wegen schlechten Spiels, sondern wegen flüsternder Damen, klappernder Tassen und Gläser, gerückter Stühle ꝛc. Nun endlich that ich vor dem Bilde der Cäcilia die schon Eingangs erwähnte Abbitte: Versöhnung der Heiligen und deß zum Pfande am andern Abend eine recht brave Aufführung des Don Juan.

1) „Ist derartiger Zorn in himmlischen Seelen?" — 2) „Rühr' ich die Oberen nicht, so ruf' ich die Hölle zu Hülfe." (Beides aus Virgil.)

Meine menſchlichen Freuden und Leiden habe ich an Emilie, die maleriſchen muß ich an Viſcher ſchreiben, suum cuique[1]). Hoffentlich treffen wir uns bald beim Radetzkymarſch. Das Palais des Helden in Verona ſah ich; ihn ſelbſt nicht. Dem Laube beſchrieb ich die Aufführung ſeiner Karlsſchüler in Wimpfen, was ihn ſehr amüſirte. Gutzkow verſprach mir, ſeine Heldin nicht allzu unglücklich zu machen. Neumann iſt von Kerner's Gedicht an den König für ſeinen Sohn ſehr ergriffen geweſen. Und nun Punctum, ſchreib mir recht bald.

Doch ein Stück von meinen menſchlichen Leiden gehört noch für Dich. In höchſt traurigem Zuſtand fand ich in Venedig das Getränk. Das iſt eine Stadt, die nach Eichner[2]) kein Waſſer, keinen Wein, kein Bier ſondern nur Südfrüchte hat. — — —

264. An Viſcher.

München, den 13. Mai 1851.

Meinen Brief mit der Anzeige meiner (Samſtag Abend erfolgten Rückkehr von der Reiſe muß ich mit einer Entſchuldigung anfangen). Ich hatte Deine Aeſthetik mitgenommen und gedachte ſie unterwegs zu leſen: doch wahrſcheinlich wußteſt Du aus mehreren Reiſeerfahrungen beſſer als ich, was auf Reiſen möglich iſt und was nicht; unmöglich nämlich, ein Buch zu leſen, das ſtudirt werden muß, wozu man ſich zuſammennehmen, einem geſchloſſenen Gedankenzuſammenhang nachgehen muß. In den 14 Tagen, die ich in Venedig, den 4, die ich in Wien, und den 8, die ich in Dresden zubrachte (kürzere Aufenthalte ohnehin nicht zu rechnen) hatte ich kaum Zeit und Applikation, das Nöthigſte im Förſter und Kugler nachzuleſen, ſo viel gab's zu laufen und zu ſehen, und ſo wenig hatte ich auch nur Luſt, mich im Zimmer aufzuhalten, nachdem ich mich gleich in den erſten Tagen dadurch erkältet hatte. Alſo laß mich nur hier ein wenig zu Athem kommen, ſo werde ich mich dahinter machen und mein Verſprechen zu löſen ſuchen.

Meine Reiſe hat mir als Kunſtreiſe viel, als litterariſche Bekanntſchaftsreiſe ziemlich, als Vergnügungsreiſe wenig Ausbeute gewährt. Von dem Eindruck Venedigs in ſeiner einzigen Eigenthümlichkeit, der Ausſicht vom Markusthurm, des Markusplatzes u. ſ. f. rede ich nicht, da ſich dieſer Eindruck in der Hauptſache bei jedem Eindrucksfähigen

1) „Jedem das Seine". — 2) Der mit Str. befreundete katholiſche Stadt- und Garniſonspfarrer von Ludwigsburg.

gleich ſehen wird. Die venezianiſche Malerſchule kennen gelernt zu haben, was man doch, wie es ſcheint, nur in Venedig ſelber kann, achte ich für einen großen Gewinn. Es waren große und glückliche Menſchen, groß durch ihre Gabe aus dem vollen Leben zu ſchöpfen, und glücklich dadurch, daß ſich ihnen ein ſo reiches Leben bot. Auch die Verbindung von Kunſt und vaterländiſcher Geſchichte im Dogenpalaſt, ich meine, daß hier die Bilder noch an ihrer urſprünglichen, geſchichtlich beſtimmten Stelle ſtehen, nicht in einer Sammlung entwurzelt aufbewahrt werden, iſt von eigenthümlicher Wirkung. Von den einzelnen Meiſtern iſt Paul Veroneſe ein überaus flotter Kerl (ſeine ganze Größe ging mir zuerſt in S. Sebaſtiano, wo er begraben iſt, auf, vor dem großen Gemälde: S. Marco e S. Marcellino incorraggiati da S. Sebastiano); Tintoretto, obwohl in vieler Hinſicht höchſt tüchtig, wurde mir doch durch ſeine Breite und ſeine gedunkelten Farben etwas zu viel; aber meine innigſte Liebe und Verehrung mußte ich Giov. Bellini zuwenden, deſſen Madonnen und Chriſtkindern ich, ganz wie Platen von ſich ſchreibt, bis in die fernſten Kirchen, bis nach S. Giobbe, wo der Sacriſtan einen mir kaum mehr verſtändlichen Dialect ſprach, nachgegangen bin. Von Tizian habe ich in Venedig eigentlich ein Porträt, das des Jac. Soranzo in der Akademie, am meiſten bewundert; an ſeiner Himmelfahrt Mariä fand ich zwar die Compoſition, die Charakterköpfe und die Färbung herrlich, aber die Madonna genügte mir nicht, wie mich überhaupt von Tizians Madonnen nur Eine, und zwar eine dolorosa, anſprach. Es konnte ihm eine Venus und eine Herodias, eine Danaë und eine ſchmerzhafte Madonna gelingen, aber jene ruhige Mitte göttlicher Anmuth nicht. Rührend für mich als Vater eines Töchterchens war ſein großes und herrliches Bild, wo die kleine Maria mit dem Lichtchen die Treppe zum Tempel hinaufſteigt. Weil ich oben mich auf ein Platen'ſches Gedicht bezog, ſo will ich hier hinzuſetzen, daß mir ſeine venezianiſchen Sonette weit mehr im Gemüth aufgegangen ſind während meines dortigen Aufenthalts, als Goethe's mir an und für ſich ſo werthe venezianiſche Epigramme. Ein Grund mag in der Verſchiedenheit der Zeiten liegen, daß das dunklere Colorit der Platen'ſchen Gedichte zu dem jetzigen Zuſtande Venedigs beſſer paßt, als das helle der Goethe'ſchen; ein anderer Grund lag aber leider in mir, da ich mich durchaus unfähig fühlte, auch nur einen Anklang von dem Behagen in mir zur Wirklichkeit zu bringen, das in jenen Goethe'ſchen Gedichten ſich ſo löſt-

lich ausspricht. Mein ängstliches und gedrücktes Wesen plagte mich nirgends mehr als in Venedig, und nur vor einem oder dem andern Bilde wurde es mir bisweilen wohl. Erleichterung gewährte mir während der ersten 6 Tage die Anwesenheit von Moriz Wagner, den ich von hier aus kannte, und mit dem ich auch in S. Lazaro war; ferner während der ganzen Zeit meines Aufenthalts die guten Dienste des Fremdenführers Bulgari, den ich in jeder Hinsicht — auf Kenntnisse, Gefälligkeit und Rechtlichkeit, nur rühmen kann. — In Padua hatte ich einen trefflichen Führer in dem dortigen Geschichtsprofessor Menin, dessen Bekanntschaft ich in Verona zufällig gemacht hatte; er hat mir Giotto's und Mantegna's Fresken Stück für Stück mit seiner Kenntniß erläutert. Der geist- und kenntnißreiche Mann hat ein Buch in Folio über die Trachten aller Zeiten und Völker, mit Kupfern, geschrieben; am 3. Band, die neuere Zeit enthaltend, arbeitet er jetzt; ich sagte ihm von H. Hauffs Buch, allein er kann nicht Deutsch und ins Französische ist's wohl nicht übersetzt? ich hab' ihm Nachricht versprochen. — In Wien sah ich die Sammlung im Belvedere, die Esterhazy'sche Galerie, die Münzen- und Gemmensammlung, bestieg den Kahlenberg, wohnte in Laube's Loge einer Aufführung des Clavigo im Burgtheater bei, und sollte eben ein Concert von Bach'scher Musik anhören: als eine Wanzennacht mich toll machte und forttrieb. — In Dresden wurde mir's zum erstenmal recht wohl; ich logirte mich der Galerie gegenüber im hôtel de Saxe ein, und war täglich dort, einmal in Begleitung des Malers Prof. Hübner, der mir die Gläser vor der Sist. Madonna und andern Hauptbildern wegnehmen ließ; ebenso in der Antikengalerie einmal in Begleitung des Reg.-Rath Schulz, ferner in der Quandt'schen Sammlung, in den Ateliers von Rietschel, Bendemann ꝛc. Ich suchte Gutzkow auf und befreundete mich mit demjenigen in ihm, was Mensch und Poët, nicht litterarisch ist, auch mit seiner äußerst reizenden (2.) Frau; traf Auerbach, welcher den Wunsch aussprach, Du solltest eine ästhetische Zeitschrift als kritisches Tribunal aufthun, um Deine Gewalt in dieser Hinsicht auch äußerlich als Macht zu bethätigen — worin ich ihm gar nicht Unrecht geben konnte. Von der Dresdener Galerie kann ich hier eigentlich nicht mehr anfangen. Nur Eins also. In Betreff der Sixtinischen Madonna hatte mich Rumohrs Bericht fast ängstlich gemacht, ein Werk von zweifelhafter Integrität zu finden; allein beim Anschauen fand ich

mich einmal wie das andere ganz einfach überwältigt, und so, wie mir dies noch bei keinem Kunstwerk begegnet ist. Eine solche Unendlichkeit in Einem Blick, weiß ich sonst nirgends. Von den Restaurationen sagte Hübner, sie haben nur den Leib des Kindes, das Gewand der Madonna und den Kopf der hl. Barbara betroffen; ein anderer Maler meinte, die Idee des Werks sei auch durch Uebermalung, schlechte Copie ꝛc. nicht umzubringen, — Letzteres in dieser Allgemeinheit gewiß falsch — allein was ist hierin das Wesen? Wie vieles möchte ich noch sagen von Holbeins Madonna mit der Bürgermeisterfamilie, der Tizianischen Venus, den herrlichen Ruysdaels, Correggio's Lichtschatten und zweifelhafter Zeichnung; in anderer Hinsicht von Rembrandt's Ganymed, der mich förmlich unglücklich machte, und mich durch die tiefe nordische Häßlichkeitsluft, die er verräth (denn Humor suchte ich vergeblich darin), vollends ganz von diesem Mann, den ich nie geliebt habe, abwendete. — Doch das Papier geht zu Ende und der Brief soll fort. Also nur noch die herzlichsten Grüße.

265. **An Vischer.** München, den 4. Juni 1851.

— — Deine Bemerkungen über die Venetianische Schule finde ich höchst treffend. Den Tizianischen Christus mit dem Zinsgroschen in Dresden habe ich sehr genau wiederholt betrachtet und vergaß ihn nur in meinem Letzten unter dem, was mich besonders angezogen hatte, zu nennen. Das protestantisch-Rationelle, wovon Du sprichst, läge bei ihm darin, daß er den Pharisäer nicht als supernaturaler Gottmensch, sondern mit der bloßen Kraft der sittlichen Wahrheit niederschlägt. Was uns Deutsche in Venedig so zu Bellini zog, ist doch wohl, außer dem Künstlerischen, noch das, daß uns seine Innigkeit neben dem expansiven Streben der andern Venetianer gemüthlich wohl that. Aber je mehr ich aus Deinen Darstellungen die Wichtigkeit jener zweiten (mythischen) Welt für die bildende Kunst erkennen lerne, desto mehr beschleicht mich der Zweifel, ob wirklich ohne eine solche eine blühende Malerei möglich sei? Eigentliche Beweise haben wir noch nicht; wir postuliren's bloß; freilich kann man sagen, für historische Belege sei es noch zu früh.

Die Oberflächlichkeit meiner Anzeige Deines Werks in der Allgemeinen Zeitung wirst Du entschuldigt haben. Eingehend davon zu sprechen in einer Art, die für diesen Ort paßte, wollte mir nicht ge-

lingen: so hielt ich mich lediglich an den praktischen Zweck, das Publikum aufmerksam zu machen. Mir hat das Heft hohen Genuß gewährt; ich habe nichts gefunden, dem ich nicht zustimmen mußte; Einzelnes wie z. B. Deine Exposition von König Lear[1]), hat mich wahrhaftig hingerissen. Perge bonis avibus[2]).

266. **An Käferle.** München, Sonntag Trin. 1851.

— — Doch nun will ich nicht länger säumen, Dir zu sagen, daß ich von meiner Reise wohl und im Ganzen befriedigt zurückgekommen bin, und auch in der Zwischenzeit fleißig Deiner gedacht habe.

Im Ganzen befriedigt, sage ich; denn eine ziemliche Portion Täuschung läuft bei solchen Reisen, besonders wenn Italien ihr Schauplatz ist, immer mit unter. Man hofft sich zu amüsiren, zu belehren, nebenher wohl auch etwas zu ärgern; und das wirkliche Ergebniß ist, daß in erster Linie umgekehrt die Beschwerden, in zweiter die Belehrung, und erst ganz hintenan mit einer ganz kleinen Ziffer das Amüsement steht. Hinterher findet man auch das in der Ordnung, und ist froh, wenn das Bischen Vergnügen und die allerhand Plackerei vorübergegangen, den Gewinn an Belehrung und neuen Anschauungen bleibend in sich zu tragen.

Meine Reise ging (in der 2. Aprilwoche) über den Brenner an den Gardasee, weiter nach Verona, endlich nach Venedig, wo ich einen Aufenthalt von 14 Tagen machte, nur von einem $1^1/_2$ tägigen Abstecher nach Padua unterbrochen, wo ich doch nothwendig Herrn Schwertleins Grab beim heil. Antonius besuchen mußte. Für Venedig wüßte ich, was den Eindruck, den sein Anblick macht, betrifft, kein Prädicat, als daß ich es fabelhaft, zauberisch nenne. Daß die Aussicht von dem St. Markusthurm — die Stadt mit ihren Häusermassen, Thürmen und Kuppeln unter sich, von allen Seiten im Wasser stehend, mit dem festen Lande nur durch die eine Stunde lange Eisenbahnbrücke in Zusammenhang, umher Inseln, vor Anker liegende Schiffe und ein Gewimmel rudernder Barken — daß diese Aussicht einzig in der Welt ist, kann man wissen, ohne noch viel von der Welt gesehen zu haben. Die Markuskirche mit ihren Kuppeln und Spitzen, ihren Vergoldungen und Mosaiken macht einen Eindruck, als wäre sie eben wie ein Nixen-

1) Vischer Aesthetik III, 46—49. — 2) „Viel Glück zur Fortsetzung."

palaſt aus dem Meer emporgeſtiegen — (erinnert aber im Innern den Ludwigsburger deutlich an ſeine Schloßkirche). Von ihrem Markusplatz führen die Venezianer mit Selbſtgefühl das treffende Wort Napoleons an, er ſei der ſchönſte Saal der Welt, mit dem Firmament als allein würdiger Decke. Ein fleißiger Kirchengänger war ich in Venedig, und mein Dienſt darin darum nicht minder andächtig, weil er ein Augendienſt war — ich meine die herrlichen Werke der Venezianiſchen Malerſchule. Giovanni Bellini heißt ihr Patriarch, deſſen Madonnen und Chriſtkinder mit den geigenden und blaſenden Engelknaben von herber Süßigkeit und grad zum Herzen gehender Wahrheit ſind. Von da an geht die Roſe raſch in die reichſte und glühendſte Blätterfülle auseinander: Titian mit ſeinen Juno-Madonnen und Venus-Magdalenen, Paul Veroneſe, der die Hochzeit zu Kana und das δεῖπνον [1]) des Levi als Veneziani ſche Feſtmahlzeiten behandelt, wenn er auch noch nicht ſoweit geht wie ein ſpäterer, der bei der Hochzeit zu K. einen Flügel aufſtellt. Die Leute ſchöpften aus dem vollen Leben ihrer reichen Gegenwart, und thaten Recht daran.

267. An Kauffmann.

München, den 16. Juni 1851.

— — Vorigen Freitag wohnte ich der erſten Aufführung des Matrimonio segreto bei. Seit ich ins Theater gehe (welches unter Anleitung meiner beſeligten Tante Rike frühzeitig der Fall war) weiß ich mich eines ſolchen Jubels des Publikums nicht zu erinnern. Eigentlich waren die Leute in der Stimmung, Alles da capo zu verlangen; nachdem es jedoch Einmal geſchehen war, dämpfte die Einſicht Einiger, daß es ſo unmöglich fortgehen könne, der Uebrigen und ihren eigenen Eifer ſo weit, daß man ſich mit Herausklatſchen der einzelnen Sänger nach jeder Hauptnummer, mit Hervorruf aller nach beiden Akten und mit Beklatſchen faſt aller einzelnen Nummern begnügte. So viele Freude ich an der Muſik hatte, ſo freute mich diesmal doch das Publikum ebenſo ſehr. Wie wohl thut Einem — ſo hörte ich einen Herrn in meiner Nähe zum andern ſagen — ſolche natürliche Muſik nach dem Meyerbeer! und in einem Biergarten, wohin ich nach dem Konzert noch ging, ſagte ein ganz einfacher Mann, der eben daher kam, zu ſeinen Bekannten, denen er das Stück beſchrieb: Nur eine einzige De-

1) „Mahl".

koration, und doch so unterhaltend! — Ich freue mich, wenn, wie nicht zu zweifeln, die Oper bald wiederholt wird, sie nochmals zu hören, um mir über sie ein bestimmteres Urtheil zu bilden, als daß sie mich eben sehr, sehr amüsirt hat. Gestern war Don Juan, wobei mich die gemeinen Sprechscenen, nachdem ich sie in Dresden recitativisch hatte vortragen hören, wobei natürlich die ärgsten Plattheiten des Textes wegfallen, nicht wenig genirten. Neulich brachte ich einen Nachmittag allein mit Franz Lachner zu, den ich zufällig auf dem Weg nach Föhring traf; wir unterhielten uns recht gut und machten aus, öfter zusammen zu gehen. Ich werde ihn dieser Tage einmal abholen. Er sagte, daß im Propheten nicht eine Nummer sei, für die er sich interessiren könne. Dagegen war er für das Matrimonio segreto begeistert und beklagte nur, daß Lindpaintner sich nicht aller Retouchen enthalten habe; es wären keine nöthig gewesen.

In meinem letzten vergaß ich zu melden, wie ich in Dresden von Auerbach hörte, daß dem Mörike der 6jährige Genuß einer Tiedgestiftung, zu circa 100 Thaler jährlich, zuerkannt worden sei. Seitdem erzählte mir Dr. Lichtenstein, der zur Zeit meiner Reise in Mergentheim war, Mörike sei, bald nach seiner Ankunft daselbst, nach Konstanz abgereist, um dort mit seiner Schwester eine Mädchenerziehungsanstalt zu errichten. So sehr mich für ihn jede Veränderung freuen würde, die ihn mehr wieder beleben könnte, so hat für mich dieser Plan doch etwas Amtmännisches[1]).

Oulibischeff sei gestorben, hörte ich von dem Custos Musicalium auf der K. K. Bibliothek in Wien, der es aus sicherer Quelle zu wissen behauptete. Du solltest sein Buch deutsch bearbeiten; theils bedürfte es einiger Kürzungen, theils ist die Stuttgarter Uebersetzung gar zu scheußlich; in den Theilen, die ich mit dem französischen Original verglich, wollte ich auf jeder Seite einen Schnitzer und an allen Hauptstellen nachweisen, daß dabei dem Uebersetzer alle Gedanken ausgegangen waren.

268. An Vischer.

München, den 30. Juni 1851.

— — Dein Urtheil über Gutzkow's Roman freut mich doppelt, einmal für den Mann, und dann für mich, weil es mir meine eigene

1) D. h. an E. Mörike's Bruder, den Amtmann Karl M. in Scheer, Erinnerndes.

Empfindung bestätigt. Was Du von der Mischung des Gediegenen und Litteratenhaften in dem Buch sagst, zeichnet ebenso den Verfasser selbst. Doch wiegt auch in ihm das Erstere vor und ich habe ein wirkliches Interesse auch für seine Persönlichkeit gefaßt. Daß Dir der Schlurk gefällt, freut mich als Verehrer aller Epicuräer natürlich ganz besonders; unter den Proletariern ist mir der französische Kunsttischler Armand noch mehr als Hackert zuwider. Die Dehnung durch 9 Bände ist freilich nicht zu entschuldigen — im 5. und 6. Band fängt sie erst recht lähmend zu wirken an — doch erinnere ich mich, daß Gutzkow selbst sein Loos beseufzte, so viel Ballast mitgeben zu müssen (aus ökonomischen Gründen). Im 4. Bande macht der Schluß Vieles gut; mich hat nicht leicht eine Romanscene so ergriffen wie diese (ich meine wie Melanie die Papiere zurück gibt und der Alte ihr um den Hals fällt). Für diese Heldin habe ich bei dem Dichter die Schubartin gemacht, d. h. Fürbitte eingelegt [1]), weil es mir schien, er wolle es ihr noch recht schlecht gehen lassen; ich erhielt aber die tröstliche Versicherung, daß sie noch Fürstin von Hohenberg werde.

269. An Emilie Sigel.

Den 24. August 1851.

Nachdem ich Ihnen von Venedig und Dresden aus geschrieben habe, will ich Ihnen auch einmal von Echterdingen aus schreiben.

Daß mir dies möglich wird, wenn es Ihnen angenehm ist, verdanken Sie dem Nichteintreffen von Vischer, oder vielmehr seines Briefs, der mir sagen sollte, daß er erst morgen kommt, und der nach Enslingen lief, wo ich nicht war.

Ich war also vergangene Woche in Heilbronn, wohnte bei Sicherer, speiste alle Tage im Carlszimmer, zwischen den Büsten von Carl Herzog und Franciska, und vor einer von Pfr. Hahn in Kornwestheim [2]) verfertigten Carlsuhr. Sah alle Freunde wieder, wenige abwesende, z. B. St. R. Goppelt, ausgenommen, und trank in altbekannten Kneipen, vor allem bei Gräßle, verschiedene Schoppen. Der Mensch ist doch ein leichtsinniges Geschöpf.

Nach Neuenstadt, wie ich vorausgesehen, führte mich mein trefflicher

1) Ein Brief, worin sich Frau Schubart' bei Miller für einige seiner Romanfiguren verwendet, findet sich in Strauß' Schubart, Ges. Schr. VIII, 294.

2) Einem nicht blos in Württemberg hochangesehenen Mechaniker aus der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. — Ueber Sicherer S. 155, 1). 161, 2). 195, 6.

Gaſtfreund, um den Oberförſter Schiller kennen zu lernen, welcher mir beim Eſſen im Stern die Krebſe ſchälte. Auch intereſſante Familienbilder ſahen wir bei ihm; doch das wichtigſte, ſein Vater, von Frau Simanowitz, iſt in Stuttgart bei Bildhauer Hofer, wo Sie es doch auch zu ſehen ſuchen ſollten. Kauffmann ſpielte mir mit ſeinem Sohn — Klavier und Violine, den ganzen Don Juan durch, was mir großes Vergnügen gewährte.

270. An Viſcher.

Weimar, den 14. Oktober 1851.

— — Ich vermiſſe freilich hier Manches. Erſtens meine neue, reinliche Wohnung — die mir hier verſpätet gemiethete iſt mal-propre; dann das edle Bier — doch habe ich geſtern mit Hülfe eines andern Hofraths als Schöll ein leidliches bairiſches aufgefunden; vor Allem dann den Zweck meines Hieherzugs — die Kinder, von denen ich jedoch nun hoffe, daß ſie freiwillig werden verabfolgt werden, ihre Mutter hat's wenigſtens ausdrücklich verſprochen.

Von vorn herein lege ichs nun hier blos auf einen $^1/_2$jährigen Aufenthalt an. Um Georgii ſoll mir die Heimat frei gemacht werden, und da gedenke ich gleich hinzuziehen. Es iſt mir in der letzten Zeit meine Empfindung und Bedürfniß ganz klar geworden; allein wäre ich wohl lange nicht mehr heimgekommen, aber mit Familie mag ich nur dort mein Neſt haben.

Wie es mit der Geſelligkeit hier gehen wird, kann ich noch nicht ſagen. Schöll iſt lieb und gut und gefällig, aber ein Theetrinker. Sauppe[1]), den ich mag und der eher auch in eine Kneipe zu bringen ſein ſoll, iſt im Augenblick verreiſt. Die Muſiker hier, deren einen ich kennen lernte, ſind alle toll von einem gewiſſen Wagner, der den Lohengrin ꝛc. componirt hat und mir aus Allem, was ich von ihm weiß, als eine Art von muſikaliſchem Rohmer[2]) zuwider iſt u. ſ. f. — In Neuſes bei Coburg Rückert beſucht; freundlich aufgenommen; kräftig und bedeutend, doch das Unabgeſtaubte ſeiner Poeſien aus ſeinen Umgebungen im Zimmer begriffen.

---

1) Der bekannte, 1892 als Profeſſor in Göttingen geſtorbene Philolog, damals Gymnaſialdirektor in Weimar. — 2) Friedrich R. (1814—1857), der ſich als philoſophiſch-politiſchen Meſſias aufſpielte und von einer Anzahl unbedingter Anhänger als ſolcher bewundert wurde.

271. An Wilhelm Strauß.

Weimar, den 20. Oktober 1851.

— — Doch wollte ich Dir eigentlich erzählen: bei Liszt, der hier Kapellmeiſter iſt, einem Violinquartett beigewohnt, und mich dabei von der ruſſiſchen Fürſtin Wittgenſtein, die er nächſtens heirathen wird, anrauchen laſſen — was will man mehr? Das Quartett iſt gut, nur ſind die Leute etwas rapplig durch einen allerneuſten Komponiſten, Namens Wagner, der ſich hier aufgehalten hat, ſo daß ihnen Beethoven ſelbſt noch nicht toll genug iſt, wenigſtens ſpielen ſie ſeine ſpäteſten krauſeſten Sachen am liebſten. Meine beſcheidene Anfrage an Violino I°, einen geſcheidten ganz jungen Virtuoſen, ob denn auch der alte Haydn noch bei ihnen ankommen dürfe, führte dann doch ein Geſpräch herbei, deſſen Ende war, daß er mir ungebeten verſprach, nächſten Sonntag ſolle ich ein Haydn'ſches Quartett von ihnen hören.

272. An Kauffmann.

Weimar, den 7. Dezember 1851.

— — Den Romanzero und den Fauſt als Ballet habe ich auch geleſen; letzteres iſt ein leeres Machwerk; in erſterem hat auch mich Manches angeſprochen, oder vielmehr meinen Aerger über ſo vieles Gemeine oder Platte entwaffnet; Heine bleibt ſich eben gleich und daß er dies thut, iſt doch Etwas unter ſolchen Umſtänden. Mit der Bekehrung hat es nicht viel auf ſich, obwohl ich ſie als Probabelfinden des Gottesgedankens nicht bezweifeln möchte.

Von Muſik habe ich ſeither nichts gehört, als 3 Quartette von Haydn, Mozart und Beethoven, die in einer öffentlichen Quartettſoirée, dergleichen noch 3 folgen werden, ſo viel ich merken konnte, ſehr gut ausgeführt wurden. Das Opernrepertoir (Zampa, Martha ꝛc.) wird mich nicht oft in's Theater ziehen; um ſo mehr freue ich mich, daß ſich die Stuttgarter Oper putzt. Die glänzenden Nachrichten aus München in muſikaliſcher Beziehung haben mich doch oft geſtochen.

In Paris iſt ja der Teufel wieder los. Möchte er doch bei dieſer Gelegenheit einmal das ganze Neſt holen, von dem doch nur unverdautes und unverdauliches Zeug ausgeht!

273. An Viſcher.

Weimar, Thomas-Abend 1851.

— — Dieſer Tage war Künzel hier und amüſirte mich ſehr. Er kam von Berlin und Dresden, wo er, ſeiner Verſicherung nach,

die Guſtel von Blaſewitz als jetzige Stadträthin N. N. geſehen hatte. Wie er zu ihr hindurchdrang, der er, da ſie dieſe Verewigung krumm genommen, den Grund nicht ſagen durfte, bildete ein Künzelianum, bei deſſen Erzählung ich immer an Märklin denken mußte, wie herzlich der darüber gelacht hätte.

274. An Wilhelm Strauß.

Weimar, den 18. Februar 1852.

Alle herumreiſenden Sängerinnen zum Kuckuck wünſchend, habe ich die Sonntag, die hier 3mal ſang, nicht gehört, überhaupt ſeit Januar nichts Geſcheidtes mehr, obwohl ich letzthin einem muſikaliſchen Abend bei Liszt nicht ausweichen konnte. Während der Faſten ſoll nun die 9. Symphonie von Beethoven, und ſpäter die Muſik zu Goethe's Fauſt vom Fürſten Radziwill ſein, auf welche ich wenigſtens neugierig bin.

Haben Euch Waſſer und Winde nicht beſchädigt? Hier war vor 14 Tagen das ganze Wieſenthal, vom Park bis zum Goethe'ſchen Garten durch die Ilm überſchwemmt, wobei ich mich an ſein unvergleichliches Gedicht An den Mond V. 7 erinnerte, wo die vor ſeinem Garten vorbeifließende Ilm gemeint iſt.

275. An Viſcher.

Weimar, den 26. Februar 1852.

— — Von der Politik erinnerſt Du Dich wohl nicht, mir in Deinem Letzten verboten zu haben, nunmehr noch zu ſchreiben. Daß ich mir dies nicht ungern verbieten ließ, kannſt Du Dir denken. Es kann zwiſchen uns in dieſem Punkte nur zu Zerrereien kommen, aus zwei Gründen:

1. nämlich empfinde und denke ich in dieſer Sache zum Theil ganz anders als Du. Der jetzige Zuſtand der öſtreichiſchen Angelegenheiten, ſo unerfreulich er auch mir iſt, iſt mir doch immer noch lieber als der, den wir unter radikalem Regiment zu erwarten gehabt hätten. Ich bekenne offen, ſo lange wir noch in Europa ſind, will ich lieber ruſſiſch als demokratiſch regiert ſein.

2. Empfinde ich auch, was ich gleich mit Dir empfinde, doch lange nicht ſo ſtark und leidenſchaftlich. Dies a) ſchon deswegen nicht, weil bei mir die Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten nie vorwaltete, ſondern nur den blaſſen landſchaftlichen Hintergrund meines

Lebens bildete. Noch mehr deswegen nicht, weil ich b) keineswegs so bestimmt, wie Du, zu wissen glaube, welcher Weg uns zum politischen Heile führen kann. Daß in unserer *πολυχοιρανίη*[1]) unser Unglück besteht, weiß und empfinde ich klar und tief; allein, wie aus derselben herauszukommen, weiß ich nicht, und kann es nun auf keine Weise als meine Pflicht betrachten, mich abzuärgern, daß der Knoten sich verwickelter gezeigt hat, als wir vor 4 Jahren glaubten. Ich lasse das Weitere mit Resignation an mich kommen, das vielleicht (ich meine die vorläufige Saucrei) durch L. Napoleon näher ist, als man denkt. An diesem habe ich übrigens insofern eine Freude, als er den Franzosen anthut, was sie und ihre Revolution werth sind, und als er doch einmal wieder ein Mann ist, der das Herz hat, dem Pack gegenüber etwas auf sich zu halten.

Doch satis superque[2])! Du wirst mir eine schöne Zeche machen schon über das Bisherige. Meinetwegen — nur laß nicht mehr so lang auf einen Brief warten und in alle möglichen Zweifel gerathen

Deinen

D. F. Strauß.

276. An Vischer.

Weimar, den 25. April 1852.

Aus Deinem l. Schreiben vom 22. greife ich vor Allem den passus wegen des musikalischen Theils Deiner Aesthetik auf und bemerke Folgendes. Seit vier Monaten dem ganz elementarischen Unterrichte meiner Kinder im Klavier bei einem tüchtigen Lehrer regelmäßig anwohnend, habe ich oft bedauert, einen solchen nicht selbst in jungen Jahren genossen zu haben, dabei aber doch gelegentlich über so Manches klarere Vorstellungen bekommen, daß ich mir oft stille Vorwürfe darüber machte, warum ich noch jetzt nicht einen solchen Unterricht, wenigstens in rein theoretischer Absicht und mit Verzichtleistung auf alles Praktische nehme. Was ich hiemit an dieser Stelle sagen will, ist dies, daß ich glaube, Du könntest Dir durch ein paar wöchentliche Stunden, die Du bei einem tüchtigen Musiklehrer in der Theorie der Musik nähmest (wobei ein Klavier zur Verdeutlichung bei der Hand sein müßte) binnen eines halben Jahres weiter helfen, als Du Dir jetzt vorstellst. Dabei müßte aber nach meiner Meinung der Lehrer ein alter Lehrpracticus

1) „Vielherrschaft". — 2) „Genug und übergenug".

ſein, der die Methodik des ſtufenweiſen Beibringens der Dinge gewohnheitsmäßig los hätte. Ich weiß nicht, wie Du mit Silcher ſtehſt; allein ich würde, da mir Andere dort natürlich nicht bekannt ſind, in dubio[1]) zu ihm oder einem ſeinesgleichen rathen. Bis Du einen ſolchen Verſuch $^1/_2$ Jahr lang gemacht, meine ich, ſollteſt Du Dir keinen Mitarbeiter aufbürden; dann müßte wohl ein Ferienaufenthalt — ſei es in Stuttgart bei Ruoff, oder in Heilbronn bei Kauffmann — nahezu hinreichen, die Sache zum Ziele zu bringen. (Von einem Muſiktheoretiker und Aeſthetiker Marx in Berlin ſind kürzlich „Muſikaliſche Briefe von einem Wohlbekannten" erſchienen, die eine Charakteriſtik ſämmtlicher Componiſten von Gluck und Haydn bis Mendelsſohn enthalten ſollen, mir jedoch noch nicht zu Geſicht gekommen ſind.)

— Droyſen ſprach ich neulich einen Nachmittag. Sybel von Marburg, der auch hier war, leider nicht, der aber Schöll viel Freundliches über Zeller und ſeine Frau ſagte.

Verzeih, daß ich ſo bald wieder ſchreibe. Ich las einmal irgendwo, man ſollte jeden Brief gleich nach Empfang beantworten, ſo lang er noch ganz friſch wirkt. Wenn's freilich „Alle ſo machen wollten", würde ſich das Leben in Briefe auflöſen. Aber Du wirſt's auch ſchwerlich nachthun.

277. An Emilie Sigel.

Ilmenau, den 25. Mai 1852.

Auch einmal wieder einen Reiſebrief. Und zwar aus Ilmenau, mitten im Thüringer Wald. Freund Schöll beredete mich zu dem kleinen Ausflug, den noch ein 2. Hofrath, Gymnaſiumsrektor Sauppe, mitmacht. Die Kinder weinten ſchon den Abend vorher, faßten ſich aber am Morgen auf Zuſpruch Georginen's, doch kamen Fritz beim Nachſehen aus dem Fenſter wieder Thränen. Geſtern halb mit Eiſenbahn und Eilwagen, halb zu Fuß hieher, einem ehemals durch Bergwerk, jetzt noch durch gute Luft, Waſſer, und Bäder bekannten Ort, wohin Goethe öfters ſich zurückzuziehen pflegte. Heut früh bergauf durch den Tannenwald, zu dem einſamen Jagdhaus, wo der Gr.-Herzog Karl Auguſt mit Goethe und ſeinem Jagdgefolge oft luſtigen Hof hielt. Noch ein paar hundert Schritte weiter oben auf der höchſten Höhe ſteht ein hölzernes Häuschen, wo Goethe übernachtete, wenn es

1) „Im Zweifelsfalle".

ihm im herzoglichen Pavillon zu geräuſchvoll war. Da ſteht noch von ihm mit Bleiſtift an die Bretterwand geſchrieben der ſchöne Vers:

Ueber allen Gipfeln
Iſt Ruh',
In allen Wipfeln
Spüreſt du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein ruhen im Walde;
Warte nur, balde
Ruheſt du auch.

Die tiefe Waldeinſamkeit dieſer Plätze nöthigt die Phantaſie, ſie mit den Geſtalten der Vergangenheit zu beleben. Vor einer andern Waldhütte, welche ein kleines Wirthshaus iſt, trafen wir den Förſter, der uns an allen merkwürdigen Punkten und Ausſichten des Waldſtücks herumführte. Da iſt mitten unter dichten Tannen ein hoher, mit dickem Moos bewachſener Fels, Hermannſtein genannt, und in ſeiner Seite eine Höhle, wo, wie Schöll aus den von ihm herausgegebenen Briefen wußte, Goethe in den 70er Jahren ein S, den Anfangsbuchſtaben der Frau von Stein, ſeiner geliebten Freundin, eingehauen hatte. Niemand wußte ſonſt noch von dieſem S, und auch Schöll zweifelte, ob es noch zu ſehen ſei; er war zum erſtenmale da. Wir treten zu 4 in die kleine Höhle, und während die andern ſuchen, finde ich das ſchöngezogene wohlerhaltene S; Sie können ſich denken, mit welcher Freude. Ob ihm dieſe Entdeckung gut bekommen wird, ſteht dahin; denn nun werden die Reiſenden es mit Inſchriften umgeben, es überfahren und ſo ruiniren, wie ſie jenen Vers auf dem Gickelhahn (ſo heißt der Berggipfel, wo jener ſteht), ſchon ruinirt haben. Um Mittag kamen wir wieder hieher zurück, da brach ein Gewitter aus, und wie es aufgehört hatte, ein zweites — ſo daß es ſich fragt, ob wir heute weiter können, wenn wir nicht fahren. Hier kommen einige Blümchen und Blüthen von dieſen Bergen, das gelbe unſcheinbare iſt nur wenige Schritte vom S gepflückt.

278. **An Viſcher.** Weimar, den 20. Juni 1852.

— — Daß Du in Deiner Aeſthetik die Künſte einzeln herauszugeben Anſtalt machſt, finde ich ganz paſſend. Wie Du am Abfaſſen, ſo wird auch der Leſer je mit Einer genug zu verdauen haben. Laß

Dich alſo dieſes nicht bekümmern, und mach nur als[1]) fort. Auch mit der letzten Redaction und Glättung würde ich's ſo genau nicht nehmen, da Du Dir in dieſer Hinſicht bei einem in ſo langen Zwiſchenräumen geſchaffenen Werke nie ganz genügen kannſt, und es, wenn es in dieſer Geſtalt fertig iſt, auf jeden Fall in usum Delphini[2]) umgießen mußt. Mit der Muſik hätte es zwar demnach noch gute Zeit; nur ſollteſt Du einmal anfangen, Dich inſtruiren zu laſſen; ehe Du damit ½ Jahrlang fortgemacht, kannſt Du unmöglich wiſſen, wie es ſpäter bei der Abfaſſung allenfalls anzugreifen ſein möchte.

Mein Nichtsthun betreffend, habe ich mich durch den Disput aus meiner Stellung herauslocken laſſen, welches die iſt, daß mir in meinem Fach, ſeiner Scheußlichkeit wegen, nicht mehr zuzumuthen iſt, etwas zu ſchreiben, außer ſeinem Fach aber, als Dilettant, etwas zu machen, von Niemanden gefordert werden kann. So troſtlos es iſt, ſo habe ich eben in Nichts Fachſtudien, als in der Theologie; Du haſt viel früher umgeſattelt, und nicht, wie ich, erſt nachdem Du deine beſte Kraft auf jenes Unglücksfach verwendet. Ein einziger Fall wäre denkbar, den wir aber, ſelbſt im Intereſſe meiner litterariſcher Reputation, nicht wünſchen wollen: wenn Verhältniſſe einträten, die mich ökonomiſch nöthigten, wieder zu ſchreiben. Absit omen![3]).

— Wegen des Fauſts darfſt Du bei mir keine Auskunft ſuchen; Schöll meinte, das Niedergeworfenwerden ꝛc. bedeute die Unzulänglichkeit jeder Theorie zur Natur. Schöll hat eine artige Novelle geſchrieben.

Gutzkow hat ja unterdeſſen etwas aus ſeinen Knabenjahren herausgegeben, welches im Ganzen ein recht anſprechendes Büchlein iſt. — Auerbachs Roman[4]) las ich indeß auch: tüchtige dorfgeſchichtliche Maſſe mit unreifem, ſocialiſtiſchem Aufguß. Ich wäre auf Dein Urtheil begierig.

— Stahr war kürzlich bei mir. Adieu.

---

1) Dialektiſch = immerzu. — 2) „Für den Schulgebrauch"; wörtlich „für den Gebrauch des Dauphin", wie nicht ſelten auf den Titelblättern franzöſiſcher Schulausgaben aus dem 17. und 18. Jahrhundert ſteht.

3) „Unberufen"! — 4) „Neues Leben" 1851.

279. An Emilie Sigel.

Den 19. Juli 1852.

Dieſe Zeilen ſchreibe ich Ihnen auf der Rückreiſe von Marburg in Koblenz, wo ich meinen Bruder erwarte, dem der Arzt keine Ruhe gelaſſen hat, bis er ſich dazu verſtand, noch eine Molkenkur in Schlangenbad zu brauchen. Hätten wir das früher gewußt, ſo konnten wir unſere Reiſe zuſammenrichten; jetzt geht er, wann ich komme, und umgekehrt, und wir können nur unterwegs noch zuſammentreffen; denn ihm in Schlangenbad zu aſſiſtiren, konnte ich mit Rückſicht auf ſein Befinden diesmal mit Beruhigung ablehnen. Mir graut ſeit 1850 vor jedem Badaufenthalt.

In Marburg blieb ich noch bis letzten Freitag, weil Zeller vorher nicht abkommen konnte, mich eine Strecke zu begleiten. Am Freitag fuhren wir dann bis Wetzlar, bekannter als durch ſein ehemaliges Reichskammergericht durch die Goethe-Werthers-Erinnerungen. In Wetzlar ſelbſt wird noch des jungen Mannes Grab gezeigt, deſſen Selbſtmord Goethe den Anſtoß zu ſeiner Dichtung gab; wir ſahen im Vorbeigehen den ſchön gelegenen Kirchhof, das Grab aber konnte uns ein dort arbeitender Taubſtummer nicht zeigen. Den Abend ſpazierten wir dann in das Dorf Garbenheim (Wahlheim im Roman genannt), hinaus, wo ſie Goethe an ſeinem Lieblingsplätzchen ein Denkmal errichtet haben. Aber die 2 alten Linden ſind nicht mehr, und von den 3 nachgepflanzten lebt nur Eine, die andere iſt krank, und die dritte todt. Unfern davon ſaßen wir im Wirthsgärtchen unter ſchattigen Akazien, an denen ein junges Kätzchen wie ein Eichhorn auf- und abkletterte. Des Wirthes Wein war gut, er ſelbſt aber ſo melancholiſch, als ob er ein Nachkomme Werthers wäre.

Von Wetzlar gingen wir am folgenden Morgen noch vor dem Frühſtück — um der Hitze zuvorzukommen, zu Fuß nach Braunfels, der hoch auf dem Berge gelegenen Reſidenz des Fürſten von Solms-Braunfels, mit ſchönſter Ausſicht, aber garſtigem Menſchenſchlag. Dann wieder zu Wagen das Lahnthal abwärts nach Weilburg und Limburg. Von hier bis Diez mit einem ſehr ſchönen Mädchen gefahren, welcher ich, da ſie leidend war, aus dem Coupé helfen mußte.

Von Diez zu Fuß in großer Hitze nach Schaumburg, abermals ein Bergſchloß, wo ein halbverbannter Oeſtreichiſcher Erzherzog (Stephan) exiſtirt und baut, und weiter, da Herr Maier in Geilnau nicht mehr logirt, bis nach Holzappel, wo uns Herr Prieſter freundlich be-

herbergte. Hier trennten wir uns am andern Morgen, da Zeller den Sonntag braucht, um heimzukommen, wo er Montag wieder Vorlesung hat.

Immer hatte ich in Marburg bei der großen Hitze Abhülfe durch den Neumond, der am Samstag war, prophezeit, nun war der Spaß groß, als wir in der That am Sonntag Morgen drohend bewölkten Himmel sahen. Nach genommenem Abschiede ging ich auf angenehmeren Wegen nach Nassau, wo das Stammschloß des fürstlichen Geschlechts als Ruine auf dem Berge steht, und auf einem Hügel etwas tiefer das der Herren von Stein, dessen letzter Sproß der Minister von Stein war, dem Preußen und Deutschland so viel verdankt. Er trieb und stützte die schwachen Monarchen im Freiheitskampfe gegen Napoleon, begründete das Verfassungsleben in Preußen, und wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte man im Jahr 1814 die Zaunkönige nicht mehr hergestellt. Sein Schloß und Garten steht in der Stadt, ich ging hin, und wurde, da die Besitzerin, eine kinderlose Tochter des Ministers, abwesend ist, überall herumgeführt. Er hatte sich nach dem Siege über Napoleon einen 8eckigen Thurm an das Schloß angebaut, wo er arbeitete und wo die Bilder seiner Mitkämpfer für die gute Sache, eines Blücher, Scharnhorst u. s. w. nebst den Büsten der 3 Monarchen, mit deren Schwäche, Selbstsucht und Seichtigkeit er so viel zu kämpfen hatte, aufgestellt sind. Im Schlosse selbst sind 2 Bildnisse von ihm selber, ein Porträt in Oel vom Jahre 1803, noch ehe er in's Große zu wirken Gelegenheit hatte, und eine Büste aus seiner letzten Zeit († 1831), ein herrlicher Greisenkopf, mit heller Stirne, gewaltiger Nase, scharfem, doch feinem Munde.

280. **An Vischer.** Weimar, den 1. August 1852.

Meinen herzlichsten Glückwunsch zur Vollendung der Architektur! ich freue mich, sie bald gedruckt zu sehen, und noch mehr auf die Plastik. Dein Werk hat, wie ich finde, mit jedem folgenden Hefte mehr Anklang und Verständniß im Publikum gefunden, und so wird es sicher auch fortan gehen.

Dem Prutz habe ich, wie Du Dir denken kannst, abgeschrieben. Wo die Lust fehlt, kann aus dem Bewußtsein des Berufs zu einer Arbeit ein Pflichtantrieb zu derselben erwachsen und jene ersetzen; bei mir fehlte beides durchaus, und so konnte mein Entschluß nicht zwei-

felhaft ſein. Was die Luſt betrifft, ſo hätte der bloße Gedanke an das Litteraten-Weſpenneſt, in das ich mit einer ſolchen Kritik hätte ſtechen müſſen, allein hingereicht, mir ſie gründlich zu benehmen. Daß Du meinen Entſchluß, scribendo finem imponendi [1]) aus perſönlicher Empfindlichkeit herleiteſt, muß ich mir gefallen laſſen, obwohl ich mir bewußt bin, daß dies nicht der Grund iſt. Ich kann mit dem Wind dieſer Zeit als Autor nicht fahren, und ſo ſehr ich übrigens demjenigen zuſtimmen kann, was Dein Schreiben Politiſches enthält, ſo ſcheint mir doch Dein Poſtulat des Unwillens als der politiſchen Grundempfindung in jetziger Zeit, aus einer irrigen Anſicht hervorzugehen. Es iſt gewiß nicht die Schlechtigkeit, Verkehrtheit, Selbſtſucht dieſer oder jener Individuen, Stände ꝛc., welche das deutſche Einheitswerk nicht hat zu Stande kommen laſſen, ſondern der Gang der geſchichtlichen Entwicklung, welcher den Oeſtreichiſchen Staatencomplex an Deutſchland an- und aus demſelben wieder hinaus hat wachſen, ihm gegenüber Preußen entſtehen laſſen ꝛc., — zwei politiſche Exiſtenzen, die ſich nun mit hiſtoriſchem Rechte d. h. mit hiſtoriſcher Macht zu erhalten ſtreben, ſie mögen uns gefallen oder nicht. Daß ſich aus dieſer Zerklüftung Deutſchland jemals als Eines herausarbeiten werde, ob das im Gang der Entwicklung Europa's liege, können wir nicht wiſſen; hoffen mögen wir's, aber dürfen's nicht fordern. Du ſiehſt, ich kann Deine Forderung der Thätigkeit für die Verbreitung des Bewußtſeins der nationalen Einheit ganz zugeben; aber Deinen Unwillen nicht, weil er mir den rechten Geſichtspunkt zu verſchieben ſcheint. Neben dieſer Einheitsfrage aber betrachte ich das Mehr oder Weniger von Deſpotismus oder Conſtitutionalismus, Junker- oder Demokratenthum in den einzelnen deutſchen Ländern als ſehr gleichgültig.

281. An Rapp.

Köln, den 17. Oktober 1852.

Die Jahreszeit wird ſich nun bald ſchließen und ich darf mir keine Rechnung darauf machen, noch einen Freund aus der Heimath dieſes Jahr bei mir zu ſehen. Doch will ich nicht unzufrieden ſein, da erſt Sicherers und dann Viſchers Anweſenheit mir ſehr wohlthat und ich Deinen und Kauffmanns Beſuch auf nächſtes Jahr gut behalte. Viſcher war wahrhaft menſchlich und liebenswürdig und auch

1) „Nicht mehr zu ſchreiben.“

ſeine alte Kameradſchaft mit meinem Bruder gab unſerm Zuſammenſein etwas gar Trauliches.

Ach, lieber Rapp, wirſt Du denn auch ſo alt? Ich glaube, die Kinder machen's; wo es dann freilich billig iſt, daß man den Segen, den man an ihnen hat, auch theuer erkauft. Allein, man lebt eben gar nicht mehr ſelbſt, ſondern nur noch als Hülſe, Erbſenſchote, deren eigentliches Leben die jungen Erbschen ſind. Mir nur fällt dieſe Veränderung mehr auf, weil ich die Kinder nach abermaligem Junggeſellenthum ſo ſpät bekam und nun, in Ermanglung anderen Berufs, den Schwerpunkt meines Lebens ganz in ſie verlegt habe, von ihrem Hauche lebe.

282. An Viſcher.

Köln, den 24. Oktober 1852.

Etwa 8 Tage nach Deiner Abreiſe erhielt ich das neue Heft Deiner Aeſthetik und machte mich gleich dahinter. Jetzt begreife ich erſt, warum es Dir ſo viel Arbeit gemacht hat; es iſt ja ein ungeheures Material darin verarbeitet. Ich ſehe Dich aber gern ſo ſchaffen, ſo im Schurz und mit geſtülpten Aermeln zum Steinmetzen Dich geſellen. Es ſteht Dir trefflich, auch im Styl, wenn Du von ſolchen Dingen ſprichſt. Mir hat freilich dieſe techniſch-terminologiſche Seite Schwierigkeiten gemacht; es hängt mit meiner Blindheit zuſammen, daß meine Phantaſie im Vorbilden räumlicher Verhältniſſe, ſoweit ſie nicht plaſtiſch ſind, äußerſt ungeſchickt iſt. Ich müßte Zeichnungen dazu haben, um Alles zu verſtehen. Auch an der Sprache habe ich einigemal zu beißen gehabt, welches aber ebenſogut von meinen ſtumpfer werdenden Zähnen als von der Härte jener Biſſen herkommen kann. Der Inhalt, ſo weit ich ihn beurtheilen kann, hat durchweg meinen Beifall; ein paar Nebenſachen oder Ausläufer abgerechnet, wo ich vorerſt noch diſſentire. Dahin gehört Deine Hoffnung, daß auch eine Religion ohne einen objectiven Gott noch Kirchen, und zwar in neuem Style bauen werde. Dieſe Annahme ſcheint mir mehr aus dem Wunſche zu fließen, die Baukunſt der Zukunft nicht ihres Herzblattes verluſtig gehen zu laſſen, als aus der logiſchen und hiſtoriſchen Wahrſcheinlichkeit. Gehäuſe für ein Göttliches zu machen ſcheint mir für ächtkirchliche Architektur weſentlich. Nicht nur der griechiſche Tempel war das; auch die mittelalterliche Kirche war Schrein eines Reliquienſchreins, der Hoſtie ꝛc., daneben aber freilich auch Verſammlungshaus

der Gemeinde. Daß jedoch letzteres allein nicht hinreicht, einen Kirchenſtyl zu begründen, ſehen wir daraus, daß es einen proteſtantiſchen nicht giebt, obwohl der Proteſtantismus wenigſtens noch einen objectiven Gott, wenn auch freilich keinen eingekapſelten mehr hat. Und nun vollends ohne dieſen — und woher wiſſen wir denn, daß auch nur dieſes religiöſe Verſammlungsweſen fortdauern wird? Und warum ſollte die Kirchenbaukunſt nicht in ähnlicher Weiſe halbkünſtlich fortvegetiren, wie die Plaſtik? Sind nicht vielleicht überhaupt dieſe drei objectiven Künſte zu einem allmählichen Ableben beſtimmt? Denn mit der Zukunft der Malerei ſteht es doch auch höchſt bedenklich, wenn wir ehrlich ſein wollen. Einen andern Punkt haben wir mündlich ſchon berührt, die Färbung der griechiſchen Tempel. Aus Deiner Darſtellung im Buche iſt deutlich zu ſehen, daß ſie Dir äſthetiſch auch unverdaulich iſt; aber einer äſthetiſchen Sünde magſt Du doch die Griechen nicht zeihen, ſo machſt Du einen techniſchen Fehler (wegen mangelnder Dauerhaftigkeit) daraus. Das ſcheint mir mehr eine Auskunft als eine Vereinigung der Sache zu ſein. Es iſt dieſe freilich um ſo ſchwerer, weil wir doch ſo genau nicht wiſſen, wie ſo ein farbiger Tempel eigentlich ausſah. Ich helfe mir damit, daß ich die Bemalung der Tempel auf die Seite der Superſtition ſchlage, wie die Bemalung und Bekleidung der Tempelbilder. Die Maſſe will überall Farbe haben, und ſofern in dieſem religiöſen Bedürfniß auch der griechiſche Baukünſtler noch befangen war, kam ihm die künſtleriſche Forderung nicht rein zum Bewußtſein. Daß inſofern unſer anſchauender Geſchmack reiner iſt, als der hervorbringende der Griechen, ſofern er nämlich nicht mehr religiös (damit aber freilich auch nicht mehr productiv) iſt, das halte ich für einen Satz, der ſich ohne Unbeſcheidenheit vertheidigen läßt. — — —

Dein Brief hat mir, ehrlich zu geſtehen, ein paar unangenehme Stunden gemacht. Ich wollte erſt Manches entgegnen, begnüge mich aber mit Folgendem. Dir kann ſo wenig wie mir die Ueberzeugung fehlen, daß alles Pflichtpredigen nichts nützt, wenn man es nicht verſteht, in den Menſchen Neigung zu demjenigen zu erwecken, wozu man ſie ermahnt. Davon wirken ſolche Ermahnungen aber in der Regel das Gegentheil, wie ich z. B. an jenes Project vollends gar nicht denken mag ſeit Deinem Brief. Ich wiederhole, ich erkenne nur Pflichten an in beſtimmten Verhältniſſen; ſo weit ich in ſolchen ſtehe, gebe

ich mir Mühe, dieſelben zu erfüllen, eine Pflicht gegen das Publikum oder gegen die Menſchheit iſt für mich ein Unding, von dem ich nichts verſtehe. In Betreff der freien, durch kein beſtimmtes Verhältniß gebotenen Production verhält ſich der Geiſt wie die Eiche, welche Eicheln herabwirft, wenn Boden und Wetter ſie begünſtigen, aber ganz ohne Rückſicht auf die Nothdurft der lieben Schweinheit, die unten herumläuft. Mit dieſem Gleichniß werde ich zwar ſchön ankommen. So will ich ſagen: Dein Schütteln am Zwetſchgenbaum nützt nichts, wenn eben diesmal keine Zwetſchgen darauf gewachſen ſind. Belebe ſeine abgeſtorbenen Wurzelfaſern wieder und ſchaff ihm nächſtes Jahr einen ſchönern Sommer, — wenn Du kannſt; darauf will ich Dir mehr halten. Alſo Dein dixi et salvavi animam[1]) ſei Dir hiemit beſcheinigt; jetzt nimm wieder eine Zeitlang mit mir vorlieb, ſo wie ich eben bin.

283. **An Zeller.**

Köln, den 3. November 1852.

— — Vor etwa 6 Wochen kam mir auch der Schluß Deiner griechiſchen Philoſophie zu, für welches Geſchenk ich Dir herzlich danke. Ich habe, was ich in Marburg noch nicht geleſen hatte, nacheinander vorgenommen, und mich der Gründlichkeit und Klarheit Deiner Entwicklung und Darſtellung ſtets gleichmäßig zu erfreuen gehabt. Mit dem Neuplatonismus ſelbſt geht es aber doch wie mit allen Myſterien, wenn ſie enthüllt werden: es iſt nicht ſo viel dahinter, als man ſich allgemein vorſtellte.

— Der mündlich und brieflich von uns beſprochene Plan eines Dictionnaire ꝛc.[2]) ſcheint nicht gedeihen zu wollen. Auf Viſcher hat der Buchhändlersbrief noch abſchreckender als auf mich gewirkt, obwohl er darum nicht abließ, mich durch die Kantiſche Vorſtellung meiner Pflicht, zu ſchreiben ꝛc. — vollends von der Sache abzuſchrecken. Auch Baur billigt, wie V. mir ſchreibt, den Plan nicht; denn wenn er zwar nur die Wörterbuchform verwirft, ſo verwirft er mir die ganze Idee, welche für mich außer in jener Form nicht vorhanden iſt. Eine Hauptſchwierigkeit würde auch der Mangel an Büchern bilden, wodurch ich mich auf jedem Schritt gehemmt fühlen müßte. Alſo laſſen wir's vorerſt liegen.

1) „Ich habe geſprochen und meine Seele in Sicherheit gebracht."

2) Das als modernes Gegenbild des Bayle'ſchen gedacht war.

284. An Rapp.

Köln, den 5. Januar 1853.

Also das neue Jahr wäre begonnen, von meiner und meiner Kinder Seite im besten Wohl, wie denn überhaupt seit der Eröffnung meiner neuen Haushaltung vor nunmehr $^5/_4$ Jahren, im Innern derselben ich nur von Glück zu sagen habe. Die Kinder entwickeln sich gesund und gutartig, die Haushaltung geht ihren stillen Takt vorwärts und es ist in letzterem Stücke auch durch das Ausscheiden des Fräulein E. keine Veränderung eingetreten. — Emilie, die aus ihrem Krankenbette heraus auch jetzt mehr für mich thut, als ihr gesunden Freunde und Verwandte Alle zusammen, machte dieß durch schleunige Hiehersendung der von ihr auserwählten Nachfolgerin möglich. Diesem guten Zustand im Innern, steht leider ein sehr bedenklicher im Aeußern gegenüber — die Krankheit des Bruders. —

In Köln wollen im Uebrigen sich keine neue Hilfsquellen für Umgang und geistiges Leben entdecken lassen. Wegen des Mangels einer öffentlichen Bibliothek bin ich einem Bücherleseverein beigetreten. — Heute Nachmittag will ich mit den Kindern eine große Menagerie besuchen. Mein Fritz brachte heim, es sei ein Löwe darin, der Papa und Mama sagen könne. Als ich ihm die Unmöglichkeit entgegenhielt, meinte er, vielleicht sei es auch ein Affe.

285. An Käferle.

Köln, den 15. Januar 1853.

Zwar denke ich überhaupt fleißig an meinen lieben Bergpropheten, doch gestern Abend besonders lebhaft, da ich die Quartette hörte, die auf beiliegendem Zettel verzeichnet stehen. Ich dachte an die alte Zeit, da ich in der kleinen Communität[1]) Eurem Spiele zuhörte, und die ersten musikalischen Eindrücke und Ahnungen empfieng; an das Schicksal, daß nun der eine von Euch[2]) Prälat, der andere[3]) Musikdirektor, einer Pfarrer, und einer — der gute Bühler nämlich, gar gestorben oder wenigstens für mich verschollen ist[4]). Dann wünschte ich Dich herbei, an meiner Seite die schönen Sachen zu hören, oder dachte Dich an die Stelle des Violincellisten am Musikpult. Es waren wirklich herrliche Dinge — Du wirst sie ja kennen — gewissermaßen immer eines schöner als das andre, Beethoven hier gleichsam noch das horazische Böcklein,

1) Einem von den zwei Hörsälen des Tübinger evangelischen Seminars.
2) Hauber. — 3) Hetsch vgl. S. 41, [1]). — 4) Er starb erst 1882.

Cui frons turgida cornibus
Primis et Venerem et proelia destinat[1]),

in den ersten 3 Sätzen noch ganz manierlich, nur pathetischer als seine Vorgänger — nun aber fängt der 4. Satz, wo man einen felix exitus[2]) in Presto erwartet, mit einem bedenklichen Adagio an, worin sich der Baß immer bedrohlicher entwickelt — nun, denkt ein unbescheidener Kritikus, was fällt dem Sonderling ein, in den letzten Satz noch ein Zerwürfniß zu bringen, zu dessen ordentlicher Lösung der ganze Verlauf des Quartetts erforderlich wäre? — ja, so geschwind geht's nicht, denkt er weiter, es kommt nämlich auf einmal das munterste Allegro, um jenes Lastende wegzuscherzen; allein das läßt sich der Dämon mit Recht nicht gefallen, mit centnerschweren Tönen fällt er in jene Lustigkeit ein, und nun nimmt sich diese zusammen, geht in sich, entwickelt einen seelenvollen Gesang — jetzt ist's gut, und in jubelndem Prestissimo wird das Ziel erreicht.

— Kürzlich las ich die Biographie des alten Paulus[3]), die nur leider in plumpe und faule Hände gefallen ist; ich war darüber so boshaft, daß ich vor mich hinbrummte: Mein Schaden ist es nicht, daß solche Sachen nicht mir in die Hände fallen! Der Verfasser hatte nämlich von Paulus selbst das reiche Material dazu an Briefen, Tagbüchern ꝛc. erhalten.

286. An Rapp.

Köln, den 24. Januar 1853.

— — Ja, der neidische alte Tieck. Ein häßliches Bild, dieses böse, gelbe Gesicht, im Bett, und dieser Neid, diese Schrullen noch bis zum letzten Schnapper. Der bleibt sich auch treu, in seiner Art. Da ist mir Schlegel noch lieber. Auch er war ein Neidhammel, aber das Kindische seiner Eitelkeit hatte wieder etwas Gutmüthiges. — Der alte Paulus war freilich ein Mann. Es war Ein Gedanke, den er in jungen Jahren ausgeprägt und in dieser Form unverändert bis in sein höchstes Greisenalter festgehalten hat. Ein solcher Gedanke muß entweder eine innere Unendlichkeit in sich schließen, und selbst dann wird er sich nicht ohne mancherlei Wandel und innere Entwicklung festhalten lassen, wie z. B. bei einem Kant, Goethe ꝛc.; oder, je be-

1) „Dem vom ersten Gehörn die Stirn — Strotzend beides verheißt, Kämpfe und Liebeswerk." — 2) „Glücklicher Ausgang." — 3) Von Reichlin-Meldegg; vgl. Br. 288.

grenzter der Gedanke an sich, und je enger seine Fassung ist, desto mehr gehört eine gewisse Bornirtheit dazu, um ihn lebenslänglich festhalten zu können. Eine solche Bornirtheit von Seiten der Phantasie und des Geschmackes kam auch Paulus zu Statten, sonst hätte er unmöglich auf seine natürliche Erklärung leben und sterben können. —

287. **An Rapp.** Köln, den 4. Februar 1853.

— Ich schrieb Dir neulich, aus Gelegenheit des Paulus, von einer Goethe'schen Grundidee, deren Entwicklung und Darstellung dieser, wenn auch unter Modifikationen, sein ganzes Leben treu geblieben. Als der Brief fort war, fragte ich mich, wie sich denn diese Idee allenfalls aussprechen ließe und fand folgende Formel zur ungefähren Bezeichnung am bequemsten:

Die reichen Lebenskräfte der Natur in ihrer Entfaltung, ihren Stockungen (Entwicklungskrankheiten), und ihrer Wiederherstellung

a) nach der Seite des menschlichen Gemüths poëtisch darzustellen,

b) nach Seite der äußeren Natur theoretisch zu erkennen.

Im Gegensatz zur kahlen Regel, zur dürren Convenienz der französisch-deutschen Poëtik, der Zeit seines Herankommens, ist sein Götz ein solches Schöpfen aus dem vollen Meere des Lebens, ein Erschließen der Fülle quellender Kräfte in der menschlichen Natur. Noch üppiger wuchern diese im Werther, — aber hier bereits so, daß sie in der Ueberfülle ihrer eigenen Säfte ersticken. Auch Faust, auch Egmont gehören hierher; auch sie gehen, wiewohl in verschiedener Weise, an ihrem eigenen Reichthum zu Grunde. So weit geht Goethe's erste Periode. Wie nun hier herauszukommen? Wie die stockenden, sich gegen sich selbst zerstörend wendenden Kräfte wieder in gesunden Fluß bringen? Das ist das Problem der zweiten. Iphigenie eröffnet hier den Reihen, der durch Tasso, Wilhelm Meister ꝛc. fortläuft und die Antwort enthält: Durch Wahrheit und Liebe, Maß und Entsagung. Am Schlusse der 2. Periode bezeichnen die Wahlverwandtschaften eine Zurückwendung zur ersten, zum Werther, wobei aber die Errungenschaft der zweiten in den sich aufrecht erhaltenden 2 Personen (Charlotte und dem Hauptmann) unverloren bleibt. Mit der 3. Periode steht der Dichter, bei abnehmender Produktionskraft, auf der Betrachtungshöhe,

von wo ihm jeder Streit gelöst, seine eigene Entwicklung überschaulich vorliegt: Divan und Wahrheit und Dichtung. In genauer Beziehung zu diesen verschiedenen Perioden steht dann auch Goethe's jedesmalige poëtische Form. Urkräftig, Leben quellend in der ersten, lauterste Harmonie in der zweiten, Nestorsweiser, honigsüßer Mund in der dritten. Dieser produktiven Seite Goethe's in Betreff der menschlichen Natur geht seine erkennende Thätigkeit in Bezug auf die äußere Natur genau parallel. Die Metamorphose der Pflanzen und der Thiere, wie die vegetabilische Idee sich von Blatt zur Blüthe, die animalische von einer Stufe des Thierreichs zur andern und endlich zum Menschen sich emporarbeitet, wie sie, der Blüthe gleich aus Blättern, endlich die Rückenwirbel oben sich zum Schädel entfalten läßt — Alles allmählich, ordentlich, stufenweis ohne Sprung (auch der Mensch hat noch den Zwischenknochen!); — wie ebenso aus den einfachen Potenzen von Hell und Dunkel das wunderbare Reich der Farben sich ausgebiert; wie der von einer Kugel verletzte Elephantenzahn durch dieselbe Heilkraft der Natur, welche das tieferkrankte menschliche Gemüth wieder herstellen kann, sich ausheilt — selbst bis auf die Ausschließung des revolutionären Princips aus der Geologie (als Vulkanismus) und Geschichte — überall dieselbe Grundidee dieser ebenso reichen, als in sich harmonischen Natur — aber freilich eine in sich unendliche Idee, und doch, damit die Bäume nicht in den Himmel wachsen, in der zuletzt berührten Ausschließung, nicht ohne Beschränkung und Einseitigkeit. — Si tu cum tua Julia valetis, bene est, ego cum liberis valeo, nec frater male se habet [1]).

288. An Zeller.

Köln, den 25. Februar 1853.

— — An dem über Freund Gildemeister [2]) ergangenen Sturm habe ich lebhaften Antheil genommen, und mich herzlich gefreut, daß er sich so klug und glücklich herausgeholfen. Ich erfahre wohl durch Dich etwas Näheres. Und nun scheint's, will man in Heidelberg auch

1) „Wenn Du mit Deiner Frau wohl bist, ist's gut; ich mit meinen Kindern bin es, und auch meinem Bruder geht es nicht schlecht."

2) Der gelehrte Orientalist, welcher damals in Marburg mit der Vilmar'schen Partei lebhafte Kämpfe zu bestehen hatte. Str. war ihm bei seinem Br. 279 erwähnten Besuch in Marburg persönlich näher getreten. 1859 kehrte er nach Bonn zurück, wo er 1890 gestorben ist.

der philoſophiſchen Facultät auf den Leib. Ad vocem Heidelberg fällt mir das Paulus'ſche Leben von Reichlin-Meldegg ein, das ich mit lebhaftem Aerger darüber geleſen, daß ſo ein reicher, prächtiger Stoff einem ſolchen Schmierer in die Hände gefallen. Der Tropf hat ſich nicht einmal Mühe gegeben, das Material recht zu ordnen, eine Menge Briefſtellen finden ſich zweimal, und z. B. am Anfang der Würzburger Periode herrſcht eine ſolche Verwirrung, daß die Chronologie nur mit Mühe herzuſtellen iſt. Von der Seichtigkeit der Bemerkungen, der Bornirtheit, die Paulus'ſchen Erklärungen als bleibende Wahrheiten anzunehmen, der Gemeinheit der Geſinnung, ſich am liebſten an die Stellen zu hängen, wo über academiſchen Brodneid geklagt wird ꝛc., zu geſchweigen.

Das Dictionnaire [1]) könnte ich wirklich, auch wenn ich ſonſt Luſt hätte, mich auf's Neue in Händel einzulaſſen, hier am Orte nicht machen, wegen Büchermangels. Es gäbe eine Menge Notizen jeden Augenblick nachzuſchlagen, und bei meiner Art zu arbeiten würde mich der Verzug, bis allemal wieder ein Buch von Bonn ꝛc. herbeigeſchafft wäre, ganz aus dem Concept bringen.

289. An Zeller.

Köln, den 25. April 1853.

— —. Aus der Heimath kamen zuletzt allerlei betrübende Nachrichten — Hardegg's Tod, der mir ſehr nahe ging, — er war einer der geiſtreichſten und anziehendſten Menſchen, und bei aller Mephiſtophelesnatur doch von treuer Anhänglichkeit an Jugendfreunde und Jugenderinnerungen, daher auch einer der patriotiſchſten Ludwigsburger.

— Freund Gildemeiſter bitte ich zu ſeinem fabelhaften Sieg über Dummheit und Bosheit der Menſchen meinen bewundernden Glückwunſch zu machen.

290. An Rapp.

Köln, den 9. Mai 1853.

— Hardegg's Tod hat mir recht Leid gethan, er lebte gerne und wußte zu leben, wie Wenige — warum ihn nicht leben laſſen? Er war als Menſch ein ſeltenes Kunſtwerk und Künſtler zugleich, als Freund liebenswürdig, anhänglich, wenn auch vielleicht nicht zuverläſſig; als

1) Vgl. Br. 282.

Ludwigsburger das wahre Haupt dieser humoristisch-patriotischen Genossenschaft. Daß er den Pfaffen noch kommen ließ, rechne ich zum mimus vitae[1]) wie bei Talleyrand. —

Schwegler's römische Geschichte, I. 1. bis auf Romulus, ist ein opus vastae eruditionis, multi acuminis, utilius lectu quam suavius, sed mansurum[2]). — Wo er auf die Begründung des mythischen Standpunkts für die römische Geschichte kommt, da hat der alte Jagdhund in mir, obwohl längst unter dem Ofen liegend, doch gewaltig die Nasenflügel bewegt.

Sonst lese ich vor Schlafengehen einmal wieder des guten alten Wielands Oberon. Alles, was mir sonst an dem leider in der elendesten Schule, der der Franzosen, gebildeten Mann zuwider ist, tritt hier zurück; hier ist ein Dichter und zwar ein recht edler und liebenswürdiger. Wieland gleicht in vielen Stücken, auch in seiner Stellung zu Goethe, wie der andere zu Mozart, dem alten Haydn, den er freilich an Reinheit und Reichthum des Genius nicht erreicht, aber die heitere Gesundheit hat er mit ihm gemein, sowie noch besonders das, daß beide den neben ihnen heraufgewachsenen Größeren (Goethe, Mozart) nicht blos nicht beneideten, sondern sich auch durch ihn nicht niederschlagen ließen; im Gegentheil anerkennend und heiter lernten sie von ihm und producirten lustig weiter. Das thue ihnen einer nach! Und in dieser Hinsicht steht noch besonders der Oberon in Parallele mit der Schöpfung: dort Wieland geläutert und neu angeregt durch Goethe, wie hier Haydn vertieft und bereichert durch Mozart.

291. An Rapp.

Köln, den 3. Juni 1853.

— Ich las die Zeit her Rankes neues Buch über die französische Geschichte im XVI. Jahrhundert; im Einzelnen vielfach belehrt und angesprochen und doch im Ganzen nicht befriedigt. Wenn es erlaubt ist, die Eintheilung der Poësie vergleichungsweise auf andere Fächer überzutragen (und das thut ja Jedermann), so ist die Grundform der Geschichtschreibung zweifelsohne die epische. Herodot's Musen sind ein in der höheren Bildungstemperatur nur soeben erst in Prosa zerflossenes

1) „Komödie des Lebens." — 2) „Ein ungemein gelehrtes und scharfsinniges Werk, mehr nützlich als angenehm zu lesen, aber von bleibendem Werth."

Epos. Entschieden episch ist auch Livius und andere Geschichtschreiber werden es wenigstens stellenweise. Daneben drängt sich in sententiösen und pointenreichen Historikern, wie Sallust, Vellejus, etwas Epigrammatisches ein und so manche ergreifende Szenen im Tacitus dürfen wir wohl dramatisch nennen. Ranke ist ein lyrischer Geschichtschreiber. Sein Standpunkt ist nicht der des Erzählens, sondern der der Reflexion über den Erzählungsstoff, einer Reflexion mit Empfindung und Phantasie, daher ganz eigentlich lyrisch. Er verhält sich zum historischen Stoff nicht wie Homer, sondern wie Pindar zum mythischen. Er will uns nicht erst mit dem Gegenstand bekannt machen, wie das sonst die Absicht des Geschichtschreibers ist, sondern diese Bekanntschaft setzt er voraus; er entwirft nicht selbst das historische Gemälde, sondern setzt demselben, wie er es im Gedächtnis seines Lesers postulirt, nur die letzten Lichter — und oft an ganz unerwarteter Stelle auf. Dem entspricht auch sein Styl: kurze Perioden, welche in Gemüth und Einbildungskraft des Lesers in langem Echo nachhallen sollen. Offenbar ist dies eine sehr vornehme Art von Geschichtschreibung, oder wie der selige Rektor in Ludwigsburg zu sagen pflegte, höllisch nobel. Mit dem trivialen Geschichtsstoff mag man sich die Hand nicht beschmutzen, man greift nur die merkwürdigsten Stücke heraus. Auf die Neugier des Menschen, die in der lieben Unwissenheit wurzelt und dem Epiker und epischen Historiker seinen Zuhörerkreis verschafft, wird nicht gerechnet — wie grob und gemein auch unwissende und neugierige Leser voraussetzen — nein, das Publikum des Herrn Ranke weiß Alles schon, weiß mehr als ihm lieb ist und will das Bekannte nur in neuer Beleuchtung, von neuen Gesichtspunkten aus sehen. Dabei wird über das ganze Gemälde ein einhüllender Farbenton, eine elegante Glätte gebreitet. Eine Dennerisch [1]) runzlichte und borstige Haut erscheint unter solchem Pinsel wie frisch rasirt; von einem Heinrich III. von Frankreich, wie in einem früheren Ranke'schen Werk von Friedrich Wilhelm I. von Preußen, bekommt man die Borsten und Schmutzpartien kaum zu ahnen. — Ein Zeichen mehr von unserer blasirten Zeit et senescentis mundi [2]).

1) Balthasar Denner, Portraitmaler, 1685—1747. Auf seinen Portraiten „sieht man die Poren und Blutgefäße auf der Oberfläche der Haut, ... jede Runzel nachgebildet". (Seuberts Allgem. Künstlerlexikon.)

2) „Und dem Altern der Welt."

292. **An Vischer.** Köln, den 25. Juni 1853.

— — Was Du mir von dem Fortgang Deiner Arbeit an der Aesthetik schreibst, hat mich freudig überrascht, indem ich Dich noch nicht so weit vermuthete; wegen der Musik könntest Du ja allenfalls in der Herbstvakanz einige Wochen in Stuttgart zubringen und mit Ruoff und Kauffmann conferiren, dann würde sich zeigen, was weiter zu thun ist. Es ist mir leid, daß ich nicht dabei sein kann; ich verspräche mir selbst viel Genuß und Belehrung davon, und dann glaube ich, wäre ich geeignet, den Kauffmann an den für Dich erforderlichen Stellen anzubohren, überhaupt vermittelnd förderlich zu sein. Wären wir drei nur $^1/_2$ Jahr an einem Ort beisammen, so sollte die Sache auf guten Weg kommen.

Daß der Verleger von selbst so billig gewesen, ist sehr löblich, und auch insofern erfreulich, als es guten Absatz der bisherigen Theile des Buches erweist.

Ueber Mörike's Mährchen, das mir unterdessen von ihm selbst aus zugekommen, kann ich leider nicht ganz so glimpflich urtheilen wie Du. Ich halte es geradezu für ein mißlungenes Produkt einer verwilderten oder besser vergrillten Phantasie. Die Vergleichung mit dem Schatz, die er im Vorwort veranlaßt, ist der ungünstigste Maßstab, den er einem in die Hand geben kann. Das neue Mährchen verhält sich zu jenem, wie die Zaubergeschichten bei Apulejus zum Gygesring und Aehnlichem bei Herodot. Genauer tadle ich den Mangel an Einheit — es ist ein wahres Mausnest von Fabeleien, die durch einander krabbeln, ohne Plan, ohne Schürzung und Lösung eines Knotens. Indem so Eins über das Andere herpurzelt, wird nichts aus- und durchgeführt: a) nicht die Sachen. Indem das Hutzelmännchen nicht blos Hutzelbrod, sondern auch Glücksschuhe spendet, kommt bei keinem von beiden etwas Rechtes heraus. Wie anders sind Fortunats Seckel und Wunschhütlein, und selbst P. Schlemihls Schatten ausgebeutet. Insbesondere von der Schuhverwechslung erwartet man bedeutende Verwicklungen, aber es folgt nur ein Hühneraug und das weiterhin ganz sterile Gampen mit dem Fuß. Auch das Hutzelbrod ist eigentlich für nichts, denn auf die Lösung der Papageienzunge war gewiß von Anfang nicht gerechnet. b) Ebensowenig sind die Charaktere gehörig, oder auch nur nothdürftig ausgeführt. Abgesehen davon, daß vom Hutzelmännchen selbst Niemand weiß, ob es ein Mensch oder ein Gnom

iſt, ſo bekommt man auch weder für den Schuſtergeſellen die Theilnahme wie für den Goldſchmid des Schatzes, noch weniger für ſeine Geliebte oder geliebt werden Sollende auch nur den 100. Theil der Empfindung, die einem dort die Joſephe einflößt. Ueber die ſcheußliche Art, wie beide einander zuletzt zugeführt werden, haſt Du Dich ſelbſt tadelnd ausgeſprochen. Nun kommt aber überdies die Verwüſtung hinzu, welche der Umſtand, daß der Verfaſſer über dem Studium von Schmids Wörterbuch einer neuen, dialektiſchen Grille geneſen, in Sprache und Styl angerichtet, und dieſe um Haltung und Würde gebracht hat. — — Du ſiehſt, dieſes Miſch-Product hat mich ordentlich unglücklich gemacht; ich bin gewohnt, dieſen unſern Dichter ſo als ein Stück von mir zu betrachten, daß ſeine Unverdaulichkeiten und Blähungen auch mich im Bauche grimmen. Als einen beſonderen Punkt hätte ich noch die Neigung zum kraß Wunderbaren nennen ſollen, wie ſie ſich am grellſten in der Geſchichte von dem durch einen unſichtbaren Träger durchs Dorf getragenen Färbersjungen zeigt — eine wahrhaft Hoffmannſche Fratze. Eigentlich gefallen hat mir in dem Büchlein nur das Geſchichtchen mit dem Krebsſtiefelzieher, der die Bauern fängt; denn das mit der Waſſerfrau iſt zu oft dageweſen und hier mit keinem weſentlich neuen Zug erhöht oder beſeelt oder vertieft. Hoffen wir, daß mit dieſem Werklein das ganze Wurmneſt, das ſich in der Mergentheimer Einſamkeit in der Phantaſie des Dichters angeſetzt, nunmehr glücklich abgegangen ſei! — —

293. **An Rapp.**

Köln, den 16. Juli 1853.

— — — — Vorgeſtern früh ſah ich, auf meinem Balkon ſpazierend, wen anders als den alten Freund Neumann, meine Wohnung ſuchend, und auf meinen Ruf war er bei mir. Er reiſt, wie ja die Zeitungen meldeten, nach England, um für ſeine Geſchichte des angloindiſchen Reichs noch aus Parlamentsverhandlungen und perſönlicher Anfrage bei den Indiamännern (wie Lord Ellenborough ꝛc.) Manches zu ſchöpfen, oder vielleicht auch, wenn ſich ihm eine chineſiſche Anſtellung bietet, dort zu bleiben. Je nachdem ſich die Sachen anlaſſen, beabſichtigt er im Oktober noch einen Abſtecher nach Amerika zu machen, wo ein längſt verſchollener Bruder von ihm (der zuletzt bair. Gensdarm war) als vermögender Kaufmann im Staat Georgien aufgetaucht iſt, und ihn zu ſich ladet. Und zu ſolchen Unternehmungen reiſt der

unzerstörliche 56er ohne Mantel, ohne Ueberzieher, ohne Koffer, im Ueberrock, Schuhen und mit 2 Reisetaschen, um sich erst in London von einem dortigen Schneider von Kopf bis zu Fuß salonfähig kleiden zu lassen. Unser früheres Zerwürfniß war schon durch die lange Zeit aufgezehrt, und so fanden wir uns gleich auf dem Laufenden. Gestern Abend ist er mit dem Dampfschiff nach Rotterdam weiter gereist, und versprach, mir von London aus zu schreiben. — —

294. **An Rapp.** Köln, den 8. August 1853.

— Seit 14 Tagen wohne ich nun mit meiner kleinen Familie allein in einem kleinen Haus, ganz zufrieden. — Als ein gutes Zeichen wollen wir es betrachten, daß sich am ersten Morgen nach dem Einzug nach so langer Zeit zum ersten Mal wieder meine Autorfeder rührte und ich einen Artikel über Beethoven's neunte Symphonie schrieb, der in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 5. August[1]) steht. Eben als ich fertig war, fuhr unser alter Freund Hetsch (Musikdirektor)[2]) vor's Haus und blieb 3 Tage bei mir. Er hat mich durch sein an einem Musikus leider doppelt erfreuliches, weil seltenes, schlichtes und ehrliches Wesen wieder recht herzlich erfreut. —

295. **An Zeller.** Köln, den 25. Oktober 1853.

— — Meine Herbstreise, von der ich seit drei Wochen zurück bin, hat eine ganz andere Richtung angenommen, als ich gedacht hatte. Da es mir auch nach München an einem Begleiter fehlte, sofern ich auch auf Vischer im besten Falle 14 Tage hätte warten müssen, so zog ich vor, lieber einmal wieder etliche Württembergische Pfarrhäuser zu inspiciren, und wandte mich daher zuerst nach Baden-Baden, um von da aus den Dobel zu besteigen, wo ich den Pastor auf der Pfarrwiese, mit der Heugabel in der Hand behend aufladend traf, und, wie Du Dir nach diesem Anfang denken kannst, fünf Tage recht idyllisch und angenehm verlebte. Nach Baden zurückgekehrt, benutzte ich einen mehrtägigen Aufenthalt daselbst zu einem Ausflug nach Karlsruh, wo ich außer der wenig bedeutenden öffentlichen, die Privatgemäldesammlung des Baron v. Uexküll aufsuchte, die in meinen jüngeren Jahren in Lud-

1) Jetzt Ges. Schr. II, 339 ff. — 2) Vgl. S. 41, 1).

wigsburg im Hause meines Oheims Ruoff aufgestellt gewesen war. Der gefällige jetzige Besitzer gab mir sehr werthvolle Papiere seines Oheims, des Stifters der Sammlung, zur Benutzung mit, woraus ich einen Aufsatz gemacht habe, den Du nächstens in der Allgemeinen Zeitung finden wirst[1]). Das zweite Pfarrhaus, das ich inspicirte, war natürlich Münkheim, Rapp's neuer Sitz, wo ich diesen so glückselig traf, daß wir übereinkamen, zwei Scheiben, welche der Wind zerbrach, als Mahnung der Solonischen Nemesis zu betrachten. In einem geräumigen, angenehmen Pfarrhaus, mit wenigstens ausreichendem Einkommen und einer wirklich musterhaften Familie war mir der Eindruck seiner jetzigen Existenz sehr erfreulich. Daß Mehring in einer Art Ungnade und auch in Hall allgemein verfeindet ist, macht sich für Rapp ganz gut, und zum fürstlichen[2]) Hause scheinen sich gleichfalls freundliche Verhältnisse anzubahnen. Bei seiner Investitur hatte Helfferich[3]) als Zeuge die Ueberschläge vergessen, und es mußten ihm, da Rapp's Garderobe noch in Enslingen war, damit doch der Humor nicht fehle, in der Eile Ueberschläge aus einem Sacktuch geschnitten werden. — Auch in Ludwigsburg hielt ich mich natürlich mehrmals bei der Tante Hiller auf, kam mit Kaufman und Emilie Sigel etlichemal in Zuffenhausen zusammen, und machte einmal eine Partie nach Hartneck[4]), dem neuen Besitz des Vetters Ruoff — wirklich ein himmlischer Erdfleck.

Ein solcher ist leider Köln nicht, wohin ich jetzt wieder gebannt bin und mich nach diesem Besuch in der Heimath fast gar nicht mehr zurechtfinden kann; es ist ein scheußlicher Aufenthalt.

Sicherer verfehlte ich leider in Heilbronn, mit Vischer aber traf ich in Ludwigsburg zusammen.

Viel Glück zur Arbeit an der griechischen Philosophie. Ich las kürzlich Volckmar's Schrift über den Marcion, die mir, von ihm geschickt, verspätet (über Tübingen) zugekommen war, fand mich aber um so weniger dadurch wieder in die Theologie zurückgelockt, als mir daraus hervorzugehen schien, daß die positive Kritik in diesen Sachen noch lange keinen so festen Boden gefunden hat als ich glaubte.

---

1) Jetzt Ges. Schr. II, 239 ff. — 2) Hohenlohe-Langenburgischen. — 3) Ein Tübinger Universitätsfreund, Prediger in Hall. — 4) Schlößchen auf einer Höhe über dem Neckar, unweit Ludwigsburg.

296. An Rapp.

Colon. Ubior. seu Agrippinens. ipsis Calendis Jan. 1854 [1]).

Auf Deinen ersten Brief vom 17. Dec. hatte ich schon, weil die poëtischen Trostgründe nicht hinzureichen schienen, nach kirchengeschichtlichen gesucht; freilich ist es arg, daß die Gemeinde M. einen ehemaligen Dieb zum Kinderhirten haben soll; aber bedenke, hat nicht einst die gesammte Christenheit zum Oberhirten sogar einen ehemaligen Räuber und zwar Seeräuber, welches die schlimmste Sorte von Räubern sein soll, gehabt [2])? Dies und ähnliches wollte ich zu Deiner Beruhigung anführen, als Dein zweiter Brief ankam, aus welchem erhellte, daß der Inculpat Dir schon Hasen schießt, also seine ehemaligen Seeräubers und Wildererstalente dem Dienst der Kirche widmen will, was will man weiter? —

Dieser Winter hier ist besonders trübselig, der Rhein, mehr als zur Hälfte eingetrocknet, treibt in schmalem, kümmerlichem Rinnsal träge Eisschemel, fast alle Bronnen sind vertrocknet und Alles stockt. So bin ich denn auch seit 8 Tagen nicht aus dem Hause gekommen.

297. An Kauffmann.

Köln, den 17. Februar 1854.

— — Indessen hat doch die Ankündigung des Tannhäuser zur hiesigen Aufführung mich so weit gespornt, von Hetsch eine ins Einzelne gehende Beurtheilung der Musik mir zu erbitten, welche er auch kürzlich, auf Notenpapier geschrieben, das ihn ein Heidenporto gekostet haben muß, zu meiner Freude einsandte; ich will nun ehestens das Stück wieder hören, und dann kann ich vielleicht etwas darüber arbeiten. Die Notiz, daß der nach Form und Inhalt vortreffliche Aufsatz über das Karlsruher Musikfest von Gugler [3]) ist, war mir sehr interessant; ich werde von jetzt an auf sein Zeichen ein aufmerksames Auge haben; es kommt aber selten vor.

Einen Verehrer Mörike's und recht artigen Mann habe ich kürzlich in dem Dichter Wolfgang Müller kennen gelernt; ich theilte ihm den Thurmhahn mit, der ihn sehr erfreute, und jetzt hat er den Maler

1) „Köln, 1. Januar 1854". — 2) Unter den Anklagen, welche 1415 auf dem Concil zu Constanz die Absetzung des Papstes Johann XXIII. herbeiführten, kommt auch die vor, daß er in seinen jüngeren Jahren Seeräuberei getrieben habe. — 3) Professor in Stuttgart.

Rolten von mir. Dieſe Leute kennen alle nur die Idylle am Bodenſee außer den Gedichten; er verwunderte ſich, als ich ihm ſagte, daß ich den ihm gleichfalls unbekannten „Schatz“ für Mörike's Beſtes von größern Sachen halte. — —

Dieſer Brief hat, wie Du bemerkt haben wirſt, eine ſeltſame Beilage: ohne Adreſſe und Aufſchrift; ich weiß wirklich nicht, an wen ich geſchrieben habe; es verhält ſich nämlich ſo: Von meinem Karlsruher Gönner, Herrn v. Uexküll, weiß ich, daß ein Sohn des Maler Schick in Stuttgart lebe; als was aber, ſchreibt er nicht und weiß es ohne Zweifel nicht. Da ergeht nun meine Bitte an Dich, ſeinen Stand und Titel auszukundſchaften und ihm dann dieſen Brief, nachdem Du denſelben 1. innen mit einem reſp. Wohl- oder Hochwohlgeboren, 2. außen mit einem (natürlich) höchſt eleganten Kouvert und Ueberſchrift verſehen, in ſicherer Weiſe zuzuſtellen. Auch wenn etwa von Wächter's Relicten noch Aufſchluß gebende Papiere zu bekommen wären (Du kennſt ja den Beerhalter [1]), ſo würde ich ſolche gerne zu einer etwas eingehenderen Arbeit benützen.

In dem Briefe an Herrn N. N. Schick ſteckt die Gelegenheit zu den luſtigſten qui pro quo's, den Brief einem Herrn Schick zuzuſtellen, der ſich als ſicherer Mann darüber verwundert, von einem Maler Schick nichts weiß — ich bitte Dich aber dieſe Seite nicht auszubeuten [2]).

298. An Rapp.

Köln, den 13. Februar 1854.

— Neulich war ich in Bonn, um mit der Bibliothek anzuknüpfen; bei der Gelegenheit war ich auch auf dem Friedhof, um verſchiedene Grabmäler zu ſehen, von denen man mir geſagt hatte. Niebuhr, als ſeinem Lehrer, hat Friedrich Wilhelm IV. eines errichten laſſen. Ein ſteinerner Sarkophag, hinter dieſem an der Mauer eine hohe Hinterwand, in welcher oben ein Chriſtuskopf mit der Dornenkrone nach Art des Meduſenhaupts in der Glyptothek eingelaſſen; weiter unten die Bruſtbilder Niebuhr's und ſeiner Frau, Hochreliefs von Marmor. —

1) Hofmuſikus in Stuttgart. — 2) Auf den gleichen Gegenſtand bezieht ſich ein Brief an Kauffmann vom 10. Febr. 1854. Weiteres Br. 299. Die Arbeit, für welche Kauffmann's Beihülfe hier erbeten wird, erſchien in der Augsburger Allg. Zeitung und dann in den Kleinen Schriften, jetzt Geſ. Schr. II, 203 ff.

Im Halbkreis über den Bildern 6 Sprüche eingegraben: 5 aus der Bibel, der 6. aus Horaz!! Rehfues Denkmal ſtolz, reich, , mit ſeinem Kopf, Basrelief in Marmor. Schlegel's feines gewöhnlicher; ſein ſcharfes Geſicht Basrelief in Bronze. Auch Schiller's Wittwe und Sohn nebſt Tante Lotte Jakobi liegen dort.

Lebwohl; ich habe allerlei Hauskreuz, eine Art Schmiede in die Nachbarſchaft bekommen, die mich wohl nöthigen wird, abermals auszuziehen.

299. An Kauffmann.

Köln, Faſtnacht 1854.

Habe 1000 Dank, lieber Freund, daß Du alle meine Wünſche ſo bald und vollſtändig erfüllt haſt! Die Briefe ſind Gold werth und haben mir ein unendliches Vergnügen gemacht. Sie ſind ſo überflüſſig ausreichend für meine Zwecke, daß ich die größte Noth haben werde, den reichen Stoff für einen Allg. Zeitungsartikel zuſammenzudrängen, der bei dem jetzigen Kriegslärm nicht zu groß werden darf. Daß die Briefe an den Senator Erbe gerichtet ſind, bei dem Du wahrſcheinlich noch manchen Schoppen getrunken haſt, ſchadet ihrem Gehalte nichts; ſind ſie darum weniger künſtleriſch, ſo ſind ſie deſto menſchlicher, und geben doch von ſeinen Arbeiten immer genug Auskunft. Eine Stelle muß ich für Dich beſonders herausſchreiben, da ich ſie für den Aufſatz nicht brauchen kann, und doch iſt ſie zu ſchön, um untergehen zu dürfen.

„Der Weinſchank" (ſchreibt Schick am 23. Nov. 1805 aus Rom an Erbe) iſt in guter und böſer Zeit ein herrliches Gewerbe. Denn entweder trinkt der gute Bürger aus Vergnügen, weil es ihm gut geht, oder aus Verzweiflung, weil es ihm ſchlecht geht: trinken muß er in jedem Fall, und da muß der größte Scharfſinn herhalten, um der trockenen Gurgel eine Ausrede ausfindig zu machen, warum ſie angefeuchtet ſein wolle."

Sage ſelbſt, iſt ein ſolcher Mann nicht würdig, daß man Alles thue, um ſein Andenken in Ehren zu halten? Doch Scherz bei Seite, Schick erſcheint in dieſen Briefen überaus liebenswürdig, eine echte Künſtlernatur im beſten Sinn, und dabei doch ein „ehrlicher Gottlieb", wie er ſich gern in ſeinen Briefen unterſchreibt. Selbſt ſeine Liebes- und Heirathsgeſchichte, die für mich in den meiſten Biographien etwas Apprehenſives hat, war mir hier ſehr anziehend, und ſeine Geliebte hat mich ebenſo wie er ganz für ſich gewonnen.

Deine Auszüge aus dem Morgenblatt, ſo wenig bedeutend, wie Du ſelbſt ſagſt, die Aufſätze ſind, erſcheinen mir doch höchſt willkommen, weil ſie mir einige chronologiſche und ähnliche Data an die Hand geben, die mir fehlten; auch hätte ich ſonſt immer gemeint, es fehle mir Wunder was, daß ich jenen Aufſatz nicht geleſen. Daß keiner von uns den Noa geſehen hat (auch Viſcher nicht), der doch im Schloß, im Vorzimmer der Königin hängt, iſt merkwürdig. Allem nach (ich habe eine Beſchreibung A. W. Schlegel's davon) muß es ein Prachtgemälde ſein. Du ſollteſt doch einmal ſuchen, es zu ſehen; ich will auch Emilien davon ſchreiben, die vielleicht mitginge.

— — Auf den Artikel von Gugler freue ich mich; ich habe von Hetſch eine nummernweiſe Kritik des Tannhäuſer, um die ich ihn bat, in Händen; wenn ich einmal aufgelegt bin, will ich die Oper wieder hören, und dann ſehen, ob ich das Material in Fluß bringen kann. Die Leipziger Neue Muſikzeitung kenne ich, ſie iſt der wahre Tummelplatz neumuſikaliſcher Lausbuben. Drauf, wer das Zeug dazu hat! Hätt' ich's wie Du!

Mit dem Chriſtus kann es — unbeſehen — nicht anders ſein, als wie Du ſchreibſt, wenngleich Schick laut ſeiner Briefe wirklich glaubte, er würde, ausgeführt, ſein beſtes werden. Mir ſcheint dabei ſchon ſeine Krankheit im Spiel zu ſein. Es iſt offenbar eine Schrulle.

300. An Kauffmann.

Köln, den 7. März 1854.

Der Artikel über Schick iſt in dieſen Tagen abgegangen, und nun tritt der Welt Lauf ein, daß Du, nachdem Du meiner erſten Bitte ſo gar vortrefflich entſprochen haſt, zum Lohn mit einer zweiten in Anſpruch genommen wirſt, nämlich Dich, wenn Du Zeit haſt, nach den Wächter'ſchen Papieren umzuſehen und mir, was Du allenfalls tauglich findeſt, meiner briefbiographiſchen Neigung Nahrung zu geben — eher zu viel, als zu wenig, zuzuſchicken.

301. An Rapp.

Köln, den 12. März 1854.

— Das Projekt (über den alten Paulus zu ſchreiben) habe ich endlich aufgegeben, da kein Segen dabei zu verſpüren war; dagegen die Arbeit über Schick mit großem Vergnügen und gleichgroßer Geſchwindigkeit ausgeführt. — Daß ich mich kürzlich in der Allgemeinen

Zeitung Hegel's (in der Asteroïdenangelegenheit) angenommen habe[1]), ſcheinſt Du, ungeachtet meines Auguſteiſchen Zeichens, nicht bemerkt zu haben. Da waren unſere Vorfahren viel manierlicher. Ich las eben dieſen Morgen in Knebel's Nachlaß deſſen Briefwechſel mit Herder, wie die Kleines und Großes von einander mit ſo ermunternder Theilnahme aufnahmen! Bekam dabei in Herder's Natur, die mir etwas Antipathiſches hat, doch einige tiefere Einblicke, die mir ihn menſchlich näher brachten und mir ſein oft ſo widerwärtiges, ja ſelbſt neidiſches Verhalten zu den produktiveren Genien beziehungsweiſe entſchuldbarer zeigten. Der Haupthaß geht, neben Kant, gegen Schiller und es iſt merkwürdig, Manches, was die Romantiker gegen ihn geltend machten, ſchon bei Herder zu finden. Sobald die Allianz zwiſchen Schiller und Goethe geſchloſſen iſt, tritt Herder ſelbſt von Letzterem zurück, proklamirt Jean Paul als den erſten Genius ꝛc. An Vielem iſt ſein böſes Weib Schuld, d. h. wie alle Welt ſagt, eine ganz vortreffliche Frau. Aber an ihr ſieht man recht, wie wahr unſer Freund Horaz ſagt:

. . . . . nomen ferat aequus iniqui,
Ultra quam satis est virtutem si petat ipsam[2]).

Man will ja ſonſt, daß ſich die Frau mit ihrem Mann und ſeinen Beſtrebungen ganz identificiren ſoll. Gut; aber mit dem inneren Weſen derſelben, nicht mit deren äußeren Verflechtungen auf dem Markte des Lebens oder der Litteratur. Dieſes Weib hängt ſich aber vorzüglich an die letztere Seite. Ihres Mannes litterariſche Gegner und Antipathien ſind ihre perſönlichen. Statt den Mann zu beſchwichtigen, hetzt ſie. Ihre Briefe ſind höchſt unweiblich und widerlich hiedurch. Bei all dieſen inneren Spaltungen und Spannungen des Weimar'ſchen Parnaſſes war Knebel ein höchſt liebens- und achtungswerthes vermittelndes Element. Er ſtand mit Herder gut, wie mit Schiller und mit Goethe wie mit Jean Paul. Freilich ſieht man aus ſeinem neulich beſonders herausgegebenen Briefwechſel mit Goethe, daß ſein Verhältniß zu dieſem das tiefſte war. Kommt Dir dieſes oder jenes Buch alſo einmal in den Weg, ſo mußt Du's leſen.

---

1) Der Geſ. Schr. II, 333 f. abgedruckte Artikel.

2) „Unklug nennt man den Weiſen und ungerecht den Gerechten,
Wenn in der Tugend ſogar über's richtige Maß er hinausgeht."
Epiſt. VI, 16.

302. An Zeller.

Köln, den 25. März 1854.

Du ſiehſt, wie ſehr wir uns zu hüten haben, mit ſchlimmem Beiſpiel voranzugehen; denn nachdem Du mir einen Brief von Ende Oktober am Sylveſterabend beantwortet haſt, erfolgt nun meinerſeits die Erwiederung an Vätare. Wenn Du in der gleichen Progreſſion fortmachſt ꝛc. — Von Schwegler's röm. Geſchichte gefiel mir I, 2 beſſer als I, 1, wo mir des gelehrten Apparats allzuviel geweſen war; es lag dies alſo wohl am Stoff, da die Behandlung dieſelbe geblieben iſt, die aber freilich in der Folge wird modificirt werden müſſen. Auch Sybels franz. Revolution I habe ich unterdeſſen mit Intereſſe geleſen. Zwar geht meine perſönliche Neigung weniger zu dieſer ſachlich-pragmatiſchen, thucydideiſchen Art, als zu der herodotiſchen oder taciteiſchen hin, welche dem Perſönlichen und Pſychologiſchen mehr Raum geſtattet; doch ſehe ich wohl, daß für die Aufgabe, welche ſich S. mit dieſem, in der andern Manier ſchon zum Ueberdruß bearbeiteten Stoffe ſetzte, jene erſtere gefordert war. Neu waren mir ſeine Aufſchlüſſe über den Champagnefeldzug, und in Betreff Mirabeau's fand ich den Briefwechſel mit v. d. Marck, den ich kurz vorher geleſen hatte, ſehr ſchön benützt.

Zu eigenen Beſteleien gab mir der im vorigen Herbſt auf's Gerathewohl gemachte Beſuch bei Herrn v. Uexküll in Karlsruh fortwährend theils Stoff theils Veranlaſſung. Ueber den Maler Wächter wirſt Du etwas von mir in der Allgemeinen Zeitung, eine von mir reſtaurirte Reliquie von Koch im D. Muſeum vielleicht gefunden haben oder auch nicht[1]); nächſtens wird die Allgemeine Zeitung einen Artikel über den Maler Schick von mir bringen, deſſen Sohn Kauffmann in der Perſon des Gärtners Schick in Stuttgart entdeckt und mir über 100 Briefe des erſteren aus Rom zur Benutzung verſchafft hat. Fiele mir nur mehr dergl. biographiſcher Stoff und in größerem Umfang in die Hände; denn obwohl ich mich kürzlich unſers alten Hegels in der Allg. Ztg. angenommen, ſo will mir doch das rein Philoſophiſche gar nicht mehr munden.

Da fällt mir gleich noch etwas ein. Ohne Zweifel ſtehſt Du

1) Beide Artikel ſtehen jetzt in den Geſ. Schr. II, 283 ff. 258 ff. — Ueber den Hegel betreffenden vgl. S. 326.

mit dem jungen Heyd[1]) in unmittelbarer oder doch mittelbarer Verbindung. Seines Vaters[2]) Herzog Ulrich hatte ich kürzlich auch wieder einmal mit vielem Vergnügen unter Händen. Bei dieser Gelegenheit fand ich in Citaten, daß eine Reihe kleiner historischer Monographien von Heyd in den Studien der evangelischen Geistlichkeit und der Tübinger Zeitschrift steckt. Aus diesen theologischen Kloaken sollten diese Perlen herausgezogen werden; eine Aufgabe, die offenbar dem Sohn obläge. Meine Meinung geht also dahin, ihn aufzufordern, die kleinen historischen Schriften seines Vaters zu sammeln, und sie mit einer Lebensskizze zu versehen. Gewiß stecken auch noch in Lokalblättern ꝛc. manche Goldkörner des trefflichen Mannes. Ich denke, dem Fues müßte es nicht unangenehm sein, wenn auf diese Weise an den Ulrich wieder erinnert würde, und mir sollte es zu großem Vergnügen gereichen, durch eine öffentliche Anzeige zur Verbreitung des Büchleins in spe beizutragen.

303. An Rapp.

Köln, den 29. März 1854.

— — — Also Du bedauerst die Türken? Ich nicht. Dieses kulturunfähige Barbarenvolk hat seinen Sitz in Europa und Kleinasien längst verwirkt. Das Uebrige, namentlich auch Palästina mit seinen widerwärtigen alten Nestern, könnte man ihnen ja lassen. Die Stellung des Czaren hat freilich etwas Xerxesartiges. Aber wo sind ihm gegenüber die Griechen, d. h. die Sache der freien Cultur? Die wirklichen Griechen arbeiten ihm in die Hände; denn ist er auch nicht für sie, d. h. für das was sie wollen, so ist er doch der Feind ihres Feindes. Das Recht beschützen in diesem Kampfe, wenn man ihnen glauben will, Engländer und Franzosen. Allein das Recht in ihrem Munde ist eine ebenso große Lüge als die Religion im Munde des Czaren. Die Engländer fürchten natürlich, daß der Czar, als Herr der Türkei, das Land ihrem Handel sperre, sie gönnen das Land dem schlechtesten Herren, weil der am sichersten ihr Kunde bleibt. Daher gönnen sie es auch den Griechen nicht, denen es doch von Gott und Rechtswegen gehört, weil sie in ihnen Handels- und Seerivalen fürchten. Von den Franzosen ist ohnehin gar nicht zu reden; ihre neue Räuber-

1) Jetzt Direktor der K. öffentl. Bibliothek in Stuttgart.

2) Des bekannten württembergischen Geschichtschreibers, der 1842 als Stadtpfarrer in Markgröningen gestorben ist.

dynaſtie ſucht eben in die Ritzen des europäiſchen Staatengebäudes geſchwind Wurzeln hineinzutreiben. Daß für die deutſchen Mächte in dieſem Kampf ein Gewinn blühe, iſt ſehr zweifelhaft und daher ihr Widerwille, ſich darein zu miſchen, ganz natürlich. Am Ende werden ſie freilich Partei nehmen müſſen; aber für wen, und ob ihr langes Zuwarten dann ihr Vortheil oder ihr Schaden ſein wird — wer möchte das vorausbeſtimmen? Nur ſoviel wollte ich ſagen, daß man ſich alle Fragen des Rechts, als worauf keine der ſtreitenden Parteien die mindeſte Rückſicht nimmt, ganz aus dem Sinn ſchlagen und den Kampf rein als einen Kampf der Macht und der Intereſſen betrachten muß.

Dieſe kriegeriſchen Aſpekten, das Auslaufen ſo vieler Kriegsdampfer, Linienſchiffe und Fregatten, hat bisher auch die Ausfahrt meiner kleinen, mit Schicks Leben befrachteten Nußſchale aus den Spalten der Allgemeinen Zeitung verhindert. Ueberhaupt geht es mir wieder wie im Jahr 1848: eben da ich wieder einigen Trieb zu ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit empfinde, kommt eine politiſche Sauerei, die Allem ein Ende macht.

Unterdeſſen habe ich doch — ſoviel hat mir der Plan mit dem Paulus und die dadurch veranlaßte Bonner Reiſe immerhin genützt — etliche hübſche Bücher von der dortigen Bibliothek, die ich nun benutzen kann, geleſen.

1. Leben Yorks, von Droyſen, Band 2. und 3. York iſt ein Charakter, wie gemacht für eine Biographie. Voll der ſchönſten Ecken und Kanten, aber durchaus gediegen. Flößt ſelbſt den Feinden Reſpekt ein, aber auch die Freunde ſind dies lieber aus der Ferne, als in ſeiner Nähe. Das Auszeichnende eines ſolchen Menſchen geht in der großen Geſchichte, ſelbſt wenn dieſe Specialgeſchichte iſt, größtentheils verloren. Uebrigens macht, wenn man von der allgemeinen Geſchichte der Freiheitskriege herkommt, dieſe Biographie den Eindruck, wie wenn man den Mond durch ein Fernrohr erblickt. Wo man vorher nur Eine glänzende Fläche ſah, entdeckt man nun mit Erſtaunen ein wild zerriſſenes Land, wo neben hellen Spitzen und Ringen finſtere, ſchwarze Klüfte gähnen. So zeigt einem dieſe Biographie in jener glänzenden Zeit die tiefe Zerriſſenheit ſelbſt innerhalb der guten Partei, die gänzliche Verkennung, ja den Haß, der die Häupter trennte; indem York in Gneiſenau (wie in Stein ꝛc.) nur den Ideologen, und

seine und Blüchers Siege nur trotz ihrer Strategie erfochten ansah, während York von dieser Seite als tüchtiger aber engherziger und in seinem Gesichtskreise beschränkter Frondeur betrachtet wurde. Daß parva sapientia regitur mundus[1]), und daß der Zufall, oder besser die allgemeinen Verhältnisse der Dinge, das Beste dabei thun müssen, wird einem aufs Neue klar.

2. Anselm Feuerbachs († Bruders von Ludwig F.) nachgelassene Schriften — (Biographie und Geschichte der griechischen Plastik). Eine, wie aus der kurzen Biographie hervorgeht, im Leben krankhaft überreizte und zuletzt auch an Nervenzerrüttung gestorbene Natur — aber seine Schriften, auch diese nachgelassenen (früher schrieb er bekanntlich das treffliche Buch über den vaticanischen Apollo) kerngesund, ohne die mindeste Spur von etwas Angebranntem. Die genialste, tiefste Anschauung des griechischen Wesens und Lebens, in schönster Form.

3. Geschichte des Kaisers Hadrian von Gregorovius. Hatte vor einiger Zeit eine treffliche Geschichte des Constantin und seiner Zeit von Burkhardt in Basel (demselben, der die neue Auflage des Kugler gemacht hat) gelesen, der aber dieses Buch nicht glich. Es ist mühselig und ohne Geist geschrieben. Er nennt den Hadrian einen Romantiker und fügt bei, dies werden a) diejenigen nicht verstehen, welche den Begriff des Romantischen nur auf die neuere christliche Zeit — Schlegel, Tieck ꝛc. — anzuwenden gewohnt seien; b) auch ich nicht, da ich den Julian einen R. genannt habe. So dankt man in der heutigen litterarischen Welt demjenigen, der einem zu einem Gedanken verholfen hat. Also auch hier, wie beim Wirth in Münkheim, wie beim Czaar, dasselbe Prinzip.

304. An Rapp.

Köln, den 1. Mai 1854.

— — An einer meiner Grundangeln hängt etwas, nur weiß ich noch nicht, ob ich's heraufbringen werde, oder die Schnur reißen wird. Briefe und Urkunden a und de Frischlino[2]) (siehe J. Kerners [der arme alte Mann! ich habe ihm geschrieben wegen des Todes seiner Frau] Gedichte: „Denkmale") liegen auf dem Stuttgarter

---

1) „Die Welt mit wenig Weisheit regiert wird" (ein Wort Oxenstjerna's).
2) „Von und über Frischlin."

Archiv; ich bin um Zusendung eingekommen, weiß aber noch nicht, ob ich's erhalte.

305. An Zeller.

Köln, den 16. Juni 1854.

— — Bei Gelegenheit dessen, was Du von Deinen Arbeiten an der 2. Auflage Deiner Griechen schreibst, fällt mir ein Aufsatz von Macaulay ein, wo er den Unterschied der idealen griechischen, insbesondere platonischen Philosophie von der durch und durch praktischen und nützlichen englisch-baconischen in einer Weise auseinandersetzt, die, ihrer trefflichen Einseitigkeit oder einseitigen Trefflichkeit wegen, einer Beleuchtung in einem eigenen Aufsatz werth wäre, wozu Du vielleicht einmal Gelegenheit findest. Die Ausführung findet sich in der Abhandlung M.'s über Franz Baco, in seinen kleinen Schriften, die obwohl nicht ohne eine gewisse Manier, doch sehr viel Schönes enthalten.

Mich hat mein furor biographicus und epistolicus[1]) in ein rechtes Dickicht hineingeführt. Ich habe vom Stuttgarter Archiv auf mein Ansuchen eine ganze Kiste Frischlinischer Aktenstücke erhalten, in deren Excerpirung ich noch begriffen bin, und erwarte nun auch die Volumina des Mannes von Bonn, die mich wahrscheinlich weniger als die litera scripta, obwohl oft perplexe scripta[2]) (so drückt er sich selbst über seine greuliche Handschrift aus) interessiren dürften. Der vielgewanderte Mann war auch in Marburg, einmal nur besuchsweise fünf Wochen lang anno 1586, dann wieder 1589, wo er sich länger dort aufhalten wollte, aber durch ein Reskript des Landgrafen Ludwig vertrieben wurde. Sollte noch etwas ihn betreffend dort auf der Bibliothek (ich meine unter den Handschriften) zu finden sein, so würdest Du mir einen Gefallen thun, wenn Du mir den Inhalt kürzlich melden möchtest; es hat keine Eile, da sich die Arbeit noch lange hinziehen wird, so eifrig ich auch dahinter bin. Für mich sind diese Aktenstücke höchst interessant, ob aber, was ich daraus machen kann, einmal auch das liebe Publicum interessiren werde, ist höchst zweifelhaft.

---

1) „Meine Leidenschaft für Biographien und Briefe." — 2) „Die geschriebenen, obwohl oft unleserlich geschriebenen Aufzeichnungen."

306. **An Vischer.** Köln, den 22. August 1854.

Dein l. Schreiben vom 13. habe ich richtig erhalten, und bald hernach kam auch Müller[1]) (der sich noch unterwegs aufgehalten) und gab mir mündlich Bericht, sehr befriedigt durch seinen Aufenthalt in Tübingen und die Aufnahme, die Du ihm geschenkt hattest.

Ich freue mich über Deinen Entschluß rücksichtlich des musikalischen Hefts der Aesthetik; der Gedanke ist sehr gut; von Gugler habe ich Artikel über musikalische Angelegenheiten in der Allgemeinen Zeitung gelesen, die ich nach Form und Inhalt bewunderte. Die Vertheilung der Arbeit wird sich geben, wenn Ihr erst angefangen habt. So kommst Du um diesen Stein herum, und warum solltest Du dann an der Poësie zu guter Letzt nicht noch Freude erleben?

307. **An Wilhelm Strauß.** Baden, den 18. September 1854.

— — Im Hotel Schrieder in Heidelberg saß ich 2 Herren gegenüber, wovon der eine, ein kleines, dickes, ganz solides Männlein, beim ersten Glas mit dem andern anstoßend, folgenden Toast ausbrachte: Auf das Wohl unsrer Frauen, und auf den Untergang aller schwachen Nerven!

308. **An Vischer.** Köln, den 16. Oktober 1854.

— — Ergötzt hat mich neulich eine Collectivanzeige neuerer Unterhaltungslitteratur, wo der Recensent, sicher ein Norddeutscher, den Namen Ottilie Wildermuth ohne Weiteres als Pseudonym betrachtet und meint, nun, frischer Muth sei wohl darin, aber wilder; nä, kein wilder denn doch nicht.

Schon lang geht mir, wie Du weißt, ein Aufsatz über Schiller als Komiker im Kopf herum; könnte ich nur mit Dir darüber sprechen. Ich weiß ihn noch nicht beim Zipfel zu kriegen. Mit solchen Abfällen hält man sich hin; wär' es denn doch nicht besser, lieber gar nichts zu schreiben?

1) Vgl. Br. 297.

Vierte Abtheilung.

1854—1860.

Dieſe Abtheilung enthält die Briefe, welche Strauß während ſeines ſechsjährigen Aufenthalts in Heidelberg ſchrieb. Er ſelbſt rechnet dieſe Jahre zu den glücklichſten ſeines Lebens (Geſ. Schr. I, 31). Den eigenen Haushalt hatte er wieder aufgelöſt und war zu ſeiner Junggeſellenwirthſchaft in einer ſehr beſcheidenen Wohnung und Einrichtung zurückgekehrt. Aber er hatte ſeine Tochter während der erſten vier Jahre in Heidelberg ſelbſt, in einem Inſtitut, in dem vortrefflich für ſie geſorgt war, und konnte mit dem Sohn, der einer württembergiſchen Schule übergeben war, regelmäßig länger zuſammen ſein. Er trat in einen Kreis von bedeutenden und geiſtreichen Männern ein, von denen er mehrere mit ihren Frauen zu nahe verbundenen Freunden für's Leben erwarb. Mit ſeinen perſönlichen Verhältniſſen gewann auch ſeine ſchriftſtelleriſche Arbeit wieder eine Stetigkeit, er ſelbſt eine Luſt und Friſche zu litterariſchem Schaffen, wie ſie ihm ſeit der Vollendung ſeiner Dogmatik in dieſem Maße nicht mehr eigen geweſen war. Was ihn im Herbſt 1860 veranlaßte, von Heidelberg in das vor zwölf Jahren verlaſſene Heilbronn zurückzukehren, ſetzt er ſelbſt a. a. O. S. 48 f. auseinander.

Den hier mitgetheilten Briefen ſchließt ſich der an Vatke vom 26. Juni 1859 an, welchen Benecke, W. Vatke, S. 477 f. veröffentlicht hat.

---

309. An Rapp.

Heidelberg, den 6. November 1854.

Daß es mir in meinem neuen Zuſtand ſchon behaglich wäre, könnte ich nicht ſagen; doch das iſt Nebenſache, und in Bezug auf die Hauptſache, die Verſorgung der Kinder, bin ich meines Entſchluſſes täglich mehr froh. Ganz abgeſehen von der Unzulänglichkeit der Wirthſchaft mit Haushälterinnen, ſo iſt das Leben eines einzeln ſtehenden, mit der Welt zerfallenen Mannes jedenfalls ein ſo formloſes, daß Kinder dabei nicht erzogen werden können. — Ich ſelbſt bin nun freilich neuerdings wieder überflüſſig. Allein ich kann ja nichts dafür,

daß mir der liebe Gott noch Halbsold gibt, ich wollte seine Kasse gern entlasten. — Gute und freundliche Menschen habe ich hier schon gefunden, z. B. Dr. Kuno Fischer, dem sie seine philosophischen Vorlesungen verboten haben und der nun als Schriftsteller lebt und mir mit wahrer Pietät zugethan ist. Auch bei Gervinus bin ich gewesen, wie auch bei Häusser und freundlich aufgenommen worden. Nächster Tage besuche ich auch den alten Schlosser.

310. An Zeller.

Heidelberg, den 9. November 1854.

— — So wohne ich nun seit Sonntag hier in einer (weil ich zu spät kam) ziemlich mittelmäßigen Studentenwohnung, habe aber von den Naturschönheiten Heidelbergs bis jetzt nur seinen Regenreichthum zu genießen gehabt. Besucht habe ich bis heute Gervinus, Häusser (Zittel[1]) ohnehin, wegen Georginens), Moleschott, Kuno Fischer; Schlosser traf ich nicht an, werde aber ehestens wieder hingehen. Mein kameradschaftlicher Umgang wird wohl Fischer sein, der sich mir sehr freundschaftlich angeschlossen hat; zu meinem Bedauern fand ich, daß die Männer freierer Richtung hier in zwei Lager gespalten sind: Moleschott mit Hagen und dem tollen Kapp[2]) sind Ultrafeuerbachianer und politisch Radikale, die an Gervinus ꝛc. kein gutes Haar lassen: dagegen bildet dieser, mit Häusser, Fischer u. A. eine gemäßigte Partei. — Schlosser wird von beiden Theilen anerkannt und steht mit beiden gut.

311. An Kapp.

Heidelberg, den 28. November 1854.

Ich habe mich nun an den neuen Zustand mehr gewöhnt; meine Verbindungen hier sind fester und ergiebiger geworden und mein Verkehr mit meinem hiesigen Kinde, wie die Nachrichten von dem entfernteren, erhöhen, je länger je mehr, meine Zufriedenheit. — Auf den Frischlin war ich schon lange durch ein Gedicht Schubart's aufmerksam gemacht worden, der in ihm einen „Bruder seines Geistes" (und Schicksals) begrüßt; den Entschluß aber, die Biographie zu schreiben, faßte ich erst,

1) Prediger in Heidelberg, und als solcher angesehener Vertreter einer an Schleiermacher anknüpfenden freieren Auffassung der Religion.

2) Christian K., der früher in Erlangen angestellte, dann in Heidelberg privatisirende Philosoph, welcher sich u. a. durch seine leidenschaftlichen Streitigkeiten mit Schelling bekannt gemacht hat.

nachdem ich erfahren hatte, daß auf dem Stuttgarter Archiv noch viele ungedruckte Briefe und Aktenstücke von und über ihn existiren, — die ich, wie Du weißt (sowie neuestens durch Vischer auch Universitätsakten, ihn betreffend), erhalten habe. Daß ich sein Leben an und für sich, nicht mit Beziehungen auf die Gegenwart, schreibe, kannst Du Dir vorstellen; wer an einem solchen Lebensbilde nicht um seiner selbst willen Freude hat, der soll und wird es auch ungelesen lassen. —

Ich wohne hier in der Nähe der Brücke und sehe ein Stück Neckar und Berg. Die Aussicht ist nicht viel, aber die Stille um das Haus hält mich fest. Man beeifert sich wirklich, mir den Aufenthalt angenehm zu machen. Mit Schlosser und Gervinus stehe ich auf dem freundschaftlichsten Fuß.

Gestern war ich bis in die Nacht bei einem lautissimum convivium [1]), das ein jüdischer Professor orientalium und Bibliothekar Weil gab, wobei Umbreit mein vis à vis war. Als zuletzt ein gereimter Toast des Wirthes zu erkennen gab, daß das Ganze mir zu Ehren veranstaltet war, kam ich in nicht geringe Verlegenheit, um so mehr, als ich den Trinkspruch so ex tempore nicht zu erwidern wußte, was man doch zu erwarten schien.

312. An Vischer.

Heidelberg, den 3. Dezember 1854.

— — Hier ist es mir fortwährend recht gut gegangen. Ich bin besonders mit Gervinus auf einen recht freundschaftlichen Fuß gekommen. Ich finde ihn, je näher ich ihn kennen lerne, desto liebenswürdiger, ganz anders als ich ihn mir vorgestellt; denn ich verehrte ihn wohl immer sehr, aber dachte nicht, daß ich mit ihm so gut auskommen könnte. Er arbeitet an seiner Geschichte des 19. Jahrhunderts und forderte mich auf, ob ich nicht in Bezug auf die kirchlichen Bewegungen der Gegenwart etwas schreiben wollte, in dem Sinn, wie er früher über die Deutschkatholiken geschrieben; er bemerkte bei dieser Gelegenheit, daß er in theologischer Beziehung im Wesentlichen ganz auf unserem Standpunkte stehe, Deinen Aufsatz über seine Mission [2]) ꝛc. aber kannte er nicht. Es zeigte sich hier freilich, daß seine, im Grunde doch wesentlich politische Natur und die meinige in Betreff dessen, was

1) „Einem üppigen Diner". — 2) Jahrbb. der Gegenwart, 1845 S. 1086 ff.

den Einen und den Andern zu einer Arbeit reizen kann, sehr weit von einander abstehen.

— Aber bei Fries[1]) habe ich eine Skizze von Schick gesehen, die mich ordentlich unglücklich gemacht hat. Es ist dies die verrückte Idee von dem Christus adolescens, der in der Vision das Kreuz sieht. Man kann wirklich nichts Scheußlicheres sehen. Ein Körper ganz in der Manier von Carstens gefaßt, der wohl etwa (wenn er besser gemalt wäre) einem Endymion, Paris ꝛc. angehören könnte und zu dem Kreuz in den Wolken nicht die mindeste Beziehung hat; dann aber, was mich am meisten erschöpfte, so auffallende Zeichnungsfehler, daß sie an der Meisterschaft des Mannes arge Zweifel rege machen. Die vorgeneigten Engelsköpfe alle verschoben, wo ein Arm verkürzt oder durch eine andere Figur theilweise verdeckt ist, ist er sicher entweder zu lang oder zu kurz ꝛc. Das hätte ich in der spätern Zeit von dem Mann nicht mehr vermuthet. Fries ist ein gescheidter, nur etwas verbissener Mensch, der beinah die ganze jetzige Kunst negirt. Aber er hat mehr Kneiptalent ꝛc. als die andern, und so will ich mit ihm fortzukommen suchen. An Moleschott stört mich der tendenzmäßige Materialismus und Radikalismus, der auch die Weiber in den Atheismus hineinzieht, wovon ich einer Scene anwohnte.

313. **An Zeller.** Heidelberg, den 19. Dezember 1854.

— — Meine hiesigen Bekanntschaften leiden einigermaßen durch den Frischlin, der jetzt bis cap. 6 vorgeschritten ist. Doch bin ich Gervinus insbesondere näher gekommen, und habe ihn, je näher desto mehr schätzen und lieben gelernt. Auch Bunsen habe ich bei ihm und auf dem Museum schon getroffen, und einen Mann von vielem Humor an ihm gefunden[2]). Häusser ist im Augenblick ein wenig leidend und darum weniger sichtbar. Meine täglichen Spaziergänge mache ich mit Fischer, den ich nebst einigen andern jüngern auch zum Kneipen zu erziehen suche, nicht ohne Schwierigkeit, doch auch nicht ohne Erfolg.

314. **An Rapp.** Heidelberg, den 11. Januar 1855.

— Dabei wird aber Frischlin nicht vergessen, nulla dies sine linea[3]), d. h. ohne wenigstens einen geschriebenen Bogen. Aber ich

1) Vgl. Br. 314. — 2) Vgl. Br. 324 Schl. — 3) „Kein Tag ohne eine Linie" (an der Zeichnung).

fühle auch, daß er, wie sein Festungskommandant schreibt, ein schwerer und master Mann ist: er macht mir viel zu thun, bis ich ihn weiter bringe. Indessen bin ich mit ihm am Anfang des Jahres (15)86 angelangt, also hat er noch $4^3/_4$ zu leben, obwohl ich ihm länger gönnen wollte. —

Wir haben jetzt zwei wöchentliche Kneipabende bei Hofmann, Tübinger Angedenkens, der bekanntlich hier Bierbrauer ist. Mitglieder: Dr. Kuno Fischer, Dr. Locher, ein hochgebildeter und guter Mensch[1]), Landschaftsmaler Fries, der mit Vischer in Rom war, ein 50jähriger Kaufmann Bielefeld aus Hamburg, der sich nach weiten Reisen zur Ruhe gesetzt hat und deutsche Litteratur unter Fischers Anleitung studirt, endlich ein sizilianischer Principe Radali, der aber ein guter blonder Deutscher ist, dessen Vater ein sicilianisches Principat geerbt hat.

315. An Vischer.

Heidelberg, den 12. Januar 1855.

Deinem Auftrage gemäß geht Dein Brief[2]), gleichzeitig mit diesem, an Zeller auf die Post. Ich kann nicht wissen, was dieser Dir rathen wird, aber ich rathe ab. Ganz abgesehen davon, daß es keine Universitätsstelle ist, selbst wenn es eine solche wäre, riethe ich ab. Ich sehe nicht, was Du gewinnen könntest, wohl aber was Du verlieren müßtest. Was bietet denn Zürich weiter für Kunst als Tübingen? Und glaubst Du, die Schweizer Jugend sei empfänglicher für Deine Ideen als die Württembergische? Und von Freunden wärst Du ja ungleich mehr abgeschnitten. Ich begreife Dein Unbehagen in Tübingen ganz wohl, aber laß Dich dadurch nicht zu einem Schritt verleiten, den Du gewiß bereuen würdest. Gegen Deutschland spricht jeden Gelehrten die materielle Schweiz wie ein Barbarenland an. Hier wird versichert, daß Hitzig sehr ungern in Zürich sei. Und das Schlimmste ist, daß der Rücktritt aus der Schweiz nach Deutschland immer Schwierigkeit hat. Man nimmt einen immer für einen politisch Angesteckten. Wirklich muß auch namentlich in Z. ein Abschaum beisammen sein, der Dir bald großen Ekel erregen müßte.

1) Ueber ihn: Strauß Ges. Schr. I, 35 f. Ebd. und S. 32 f. über Gervinus, Fischer u. A. — 2) Mit der Nachricht von Vischers Berufung an das Polytechnikum in Zürich. Vgl. über diese (auch in Nr. 318 f. berührte) Angelegenheit Vischer Altes u. Neues H. 3, 327 f.

Erhalte Dich für Deutschland. Wer weiß, wenn die politischen Verhältnisse einen Ruck thun, ob Du nicht in Preußen doch noch Aussicht haben kannst. Im Augenblick steht's freilich mit den Universitäten schlecht; aber nicht nur in Tübingen, sondern z. B. auch hier. In der Schweiz aber glaube ich, daß es damit nie gut stehen kann. Die Art des Volks und das Verhältniß zu Deutschland bringens mit sich.

316. An Kauffmann.

Heidelberg, den 13. März 1855.

Hier folgt Hanslick[1]), — ich habe ihn zwar erst zur Hälfte gelesen, aber vor vier Wochen kann ich doch nicht dazu kommen, ihn gründlich vorzunehmen, welches dann um so ersprießlicher für mich werden wird, wenn ich vorher Dein Gutachten über das Buch haben werde. Deine Ausführung über die Symphonien trifft mit dem, was er aufstellt, nahe zusammen. Ich meine aber, es müßte einen Weg geben, das, was an seinen Grundsätzen richtig ist, mit dem, worin Oulibicheff nicht zu weit geht, zu vereinigen. Denn wenn Hanslick über Mozart's G-moll-Symphonie im Gegensatz gegen Oulibicheff's Deutung sagt: „Die G-moll-Symphonie ist Musik, und das ist vorderhand genug" — so ist eine solche Abfertigung gewiß gar zu trocken. Du selbst nennst ja schon Haydn's und Mozart's Symphonien ahnungsvoll — das ist schon etwas, das über das rein und blos Musikalische hinausgeht. Eine Hauptfrage bei der Beurtheilung des Büchleins scheint mir aber zu sein, ob man, um das Wesen der Musik zu finden, einseitig von der Instrumentalmusik ausgehen darf?

Daß Dein Emil jetzt im Orchester mitspielt, freut mich herzlich zu vernehmen. Den „Bauer als Millionär" sah ich vor 23 Jahren in Frankfurt mit meinem guten Onkel Ruoff, er gefiel uns aber so wenig, daß wir vor dem Ende zum Nachtessen im Schwanen giengen, obwohl, wenn ich mich recht entsinne, Hassel den Wurzel spielte.

Mörike's späte Vaterfreuden[2]) sind rührend. Er hat hier in meinem Kreise warme Verehrer. Doch ich schließe, damit der Brief fortkommt.

---

1) „Vom musikalisch Schönen"; vgl. Nr. 310. — 2) Der Dichter (geb. 1804) hatte 1851 eine Ehe geschlossen, aus der noch zwei Töchter hervorgiengen.

317. **An Zeller.** Heidelberg, den 3. April 1855.

— — Von der hiesigen Geselligkeit hat mich theils der strenge Winter, theils der strenge Frischlin etwas abgehalten. Doch ist der Verkehr mit den Leuten, die mir die liebsten sind, nicht unterbrochen worden. Mit Gervinus bin ich erst heute spazieren gegangen. Das vertrauliche Verhältniß zu Fischer dauert fort, er ist ein ausgezeichneter Kopf, dem ich manche Anregung und Ermunterung verdanke; gegen mich beweist er sich fortwährend sehr freundschaftlich.

— Mit dem Frischlin habe ich mich fast zu lang herumgezogen. Das Ding gibt einen Band, und das ist zu viel. Der Mensch hat doch eigentlich keinen Kern, ich sah das gleich am Anfang, aber wie das geht, recht weiß man so was erst, wenn's zu spät ist. Einzelne Partien übrigens, die ich hier Freunden vorgelesen, sind doch nicht ohne Eindruck geblieben.

318. **An Rapp.** Heidelberg, den 31. Mai 1855.

— Ich habe angenehme Pfingsten gehabt. Zeller kam mit Frau und Kind nach Auerbach an der Bergstraße, wo ich 5 Tage gleichfalls war; Baur und Sohn kamen von Tübingen, Mohl, Gervinus, Fischer von hier auf kürzere Zeit; so war man von Anfang beim herrlichsten Wetter, in reizender Gegend, unter trefflichen oder doch interessanten Menschen, recht vergnügt. Vater Baur war sehr kordial — doch ziemlich alt und engbrüstig geworden. Zellers waren angegriffen von dem Tod der beiden Kinder. Mir war diese Zusammenkunft um so mehr werth, da ich sie gleichsam als einen Kongreß der philosophisch-kritischen und historischen Richtung betrachtete, und ich werde mir, wie auch schon bisher angelegen sein lassen, diese Coalition zu befestigen und womöglich fruchtbar zu machen.

Heute Mittag bin ich zu Schlosser zum Essen geladen; eigentlich ist es mir lieber, wenn ich mich mit dem ehrwürdigen Patriarchen auf seinem Studirzimmer unterhalten kann.

Vischer ist ja nun durch die Interpellation in der Kammer und die Erklärung des Ministers aufs Neue beunruhigt; doch will und muß er nun auf jeden Fall gehen, so ungern er es auch thut. Auch Baur war sehr ungehalten über seinen unpraktischen Gang zum Minister, den er gemacht hatte, ohne Jemand um Rath zu fragen.

319. An Vischer.

Heidelberg, den 4. Juni 1855.

Seit Deinem letzten Schreiben bin ich, wie Du ohne Zweifel indessen von Baur vernommen haben wirst, mit diesem, Zellers, und hiesigen Bekannten in Auerbach an der Bergstraße zusammengewesen; es waren ein paar recht genußreiche Tage, und wir haben Dich oft herbeigewünscht. Möge sich jetzt nur die Angelegenheit Deiner Verpflanzung, da sie denn doch einmal nicht mehr zu umgehen scheint, vollends leicht und schnell abwickeln. Unter Andrem haben wir in Auerbach auch den Plan einer zu gründenden Zeitschrift ernstlich besprochen, wobei auf Dich und Schwegler vorzüglich gerechnet war, und an welcher sich Zeller, Gervinus und ich gleichfalls betheiligen würden; die Redaction wurde dem hiesigen Dr. Kuno Fischer zugedacht, der Dir durch Bielefeld auch darüber Nachricht geben will. Wir werden uns in der nächsten Zeit noch bestimmter über den Plan, die Mitarbeiter ꝛc. besprechen, mit der Ausführung aber womöglich noch auf einen Zeitpunkt warten, wo die politischen Verhältnisse den Buchhandel wieder einen Aufschwung nehmen lassen.

— Ich freue mich des Fortschreitens Deiner Aesthetik. Die Musik betreffend wiederhole ich meine frühere Aufforderung, das Büchlein von Hanslick vom musikalisch-Schönen nicht unberücksichtigt zu lassen, das auch dem Kauffmann, wie er mir schreibt, sehr eingeleuchtet hat; wenn auch sehr einseitig, so enthält es doch gewiß viel Wahres und im Einzelnen viele treffende Urtheile. Zunächst ganz glücklich in der Beschreibung der Uebertreibung, in die Musik gar zu viel bestimmten Sinn hineinzulegen, geht er zu dem Satze fort, daß überhaupt Empfindungen darzustellen oder anzuregen, nicht Sache oder Zweck der Musik, sondern das musikalisch-Schöne ebenso eine Sache für sich wie das Schöne in andern Künsten sei; das Schöne in der Musik seien eben die Tonverhältnisse selbst, wie in der Plastik die Linienverhältnisse ꝛc.; die symbolische Anspielung an Gefühle und Vorstellungen sei nur ein Secundäres, noch dazu höchst Unsicheres. Damit hängt der zweite Hauptsatz der Schrift zusammen, daß das reine Wesen der Musik sich nur in der textlosen Instrumentalmusik zeige, da die Vokalmusik immer nur anhängende, dienende (dem Text), und nur jene Musik an und für sich, selbstständige Musik sei. Letzteres kann man zugeben, und doch bedenklich finden, daß das Wesen einer Kunst aus ihrem letzten spätesten Ausläufer bestimmt werden soll.

Natürlich verlangt mich nun sehr, bald etwas von der endlichen Entscheidung Deiner Berufungsfrage zu vernehmen, und ich wünsche, daß es etwas sein möge, das Dir das Gefühl der Befriedigung gibt. Im Fall des Gehens wirst Du doch wohl nicht so früh gehen, daß wir uns nicht im September noch in der alten Heimath sprechen könnten?

— Was den Hanslick betrifft, so hat er Deine Aesthetik gelesen, zeigt sich nicht unbekannt mit Hegel'scher Philosophie, und stellt seine Ansicht vom musikalisch-Schönen der gewöhnlichen wie Immanenz der Transscendenz entgegen.

320. An Vischer.

Heidelberg, den 3. Juli 1855.

— — Mit unserer eigenen Zeitschrift steht die Sache noch im Weiten. Daß Fischer, der jetzt verreist ist, in Berlin mit Reimer (d. i. Weidmann) sprechen soll, und wahrscheinlich schon gesprochen hat, schrieb ich Dir bereits; allein wir haben keine Nachricht vom Erfolg. Und wenn, wie man doch glauben sollte, sein wirklich vortreffliches Buch über Leibnitz ihm irgendwo eine Anstellung verschafft, so haben wir keinen Redacteur. Gervinus, dem die Sache sehr anliegt, fragte mich noch gestern, ob in solchem Fall nicht ich die Redaction übernehmen wollte? Allein das kann und darf ich nicht, da mich eine solche Hetzerei schon in den ersten 6 Wochen zur Verzweiflung bringen würde. Es wäre ein ganz ebenso dummer und naturwidriger Streich, als daß ich mich anno 48 zum Abgeordneten hergab. Gervinus aber ist durch seine Geschichte des 19. Jahrhunderts auf viele Jahre hinaus gebunden. Wären wir beide, Du und ich, beisammen, so wollte ich in Gemeinschaft mit Dir ohne alles Bedenken die Sache über mich nehmen; aber allein nicht und mit einem Andern auch nicht.

Kürzlich las ich aus Gefälligkeit für den Buchhändler Flammer in Pforzheim (einen Bekannten Fischers), dem die Waiblinger'schen [1]) Werke im Gant des Verlegers zugefallen sind, und der an eine neue Ausgabe einer Auswahl dachte — wozu ich aber nicht rathen konnte, diese Sachen wieder durch, und fand in einer übrigens schlechten Er-

1) W. Waiblinger, der in Rom früh gestorbene, talentvolle, aber allzu leidenschaftliche und haltlose Universitätsfreund von Mörike, mit dem auch Strauß und Vischer noch in Tübingen zusammengewesen waren.

zählung: heilige Woche in Rom, doch sehr gute Kunstansichten. Ueber das Verhältniß der Malerei zur Religion einer- und der Geschichte andererseits wußte er doch schon ganz richtigen Bescheid.

— Mit Fries im Städelschen Institut gewesen und viel Treffliches gesehen. Das Interessanteste war mir, daß hier die neuen Sachen mitten unter den alten hängen — die vernichtendste Kritik für die ersteren, fast ohne Ausnahme.

321. **An Rapp.** Heidelberg, den 19. Juli 1855.

Mit dem Austritt aus Deinem gesegneten Hause verließ mich wie schon öfters das Glück, welches ich darin, wie immer, so rein genossen hatte. In Oehringen fand ich zwar keinen Brief von Vischer, dagegen einen aus Köln, von meiner Schwägerin, — daß mein Bruder darniederliege, überhaupt keinen guten Sommer habe. Dieser Schrecken beschleunigte meine Rückreise. In Heilbronn blieb ich blos über Nacht in der Sonne, zwei Tage vor dem Schluß der altbewährten Wirthschaft. Hier traf ich Alles im alten Gleise, speiste am Dienstag in gewähltester Gesellschaft (nur mit Schlosser und Häusser) bei Gervinus, wobei Frau Gervinus in ihrer katechetischen Art den alten Herrn ausfragte, Gervinus über diese Katechisation lachte, daß ihm der Bauch wackelte, der Alte aber, dadurch veranlaßt, eine Menge Geschichten von Voß, Jean Paul, Hegel ꝛc. zum Besten gab. —

Ich habe mir gestern die Epistolae obscurorum virorum [1]) gekauft, die ich, zu meiner Schande muß ich's gestehen, noch nie gelesen hatte; es ist doch etwas kostbares um dieses Latein, z. B. utinam omnes Poetae essent ibi ubi piper crescit [2]) u. dgl. An unsere ehemaligen lateinischen Unterhaltungen erinnern sie sehr: z. B. est ex cum eo, es ist aus mit ihm.

322. **An Rapp.** Heidelberg, den 20. August 1855.

— Seit 14 Tagen sind 11 Bogen Frischlin gedruckt, war also beinahe jeden Tag 1 Bogen zu korrigiren. — Dazu kam ein Auftrag des Vetters Ruoff, der den Einfall gehabt hatte, Voltaires Zaïre in der Art, wie Goethe den Mahomet, zu übersetzen und mir diese Arbeit zur Revision zuschickte. So kam ich doch einmal dazu, eine französische

1) „Die Dunkelmännerbriefe", vgl. auch S. 352. — 2) „Wenn doch alle Poëten wären wo der Pfeffer wächst."

Tragödie im Original zu leſen, was ich ſonſt vor meinem ſeligen Ende ſchwerlich gethan haben würde. Das Ding iſt mit viel Geſchick und rhetoriſcher Präciſion gemacht, läßt einen aber, wer man iſt. Die Aufgabe einer Ueberſetzung iſt ſehr ſchwer, denn jene Präciſion iſt ſpitzig; nun ſollen die Spitzen abgebrochen werden und doch die Präciſion nicht ganz verloren gehen. Das iſt ſchwer, eines vom Andern zu trennen. Die Gedanken des Franzoſen kommen mit den Alexandrinern zur Welt und dieſer Reifrock ſoll ihnen abgezogen werden. Was bleibt ihnen dann? Entweder nichts oder doch noch ein Stückchen Reifrock. —

In dem Friſchlin habe ich eine Stelle gegen das franzöſiſche Unweſen in den Mädchenpenſionen noch in den Korrekturbogen hineincorrigirt, die Gelegenheit war allzu günſtig; damals ſollten die Buben in Schulen und Gymnaſien grade ſo, ſelbſt beim Spiel, nur lateiniſch reden, wie jetzt die Mädchen franzöſiſch. Die Deutſchen bleiben eben Narren und Sklaven.

Viſcher hat bei Gelegenheit des Fackelzugs recht männlich und maßvoll geſprochen.

323. An Zeller.

Heidelberg, den 23. November 1855.

Dein Schreiben vom 10. d. M. iſt mir richtig zugekommen, und ich habe daraus mit Vergnügen erſehen, daß Deine Arbeit an den Griechen ihrer Vollendung entgegengeht. Denn die neue Ausgabe der folgenden Bände wird ja wohl keine Umarbeitung ſein. Deinen Gedanken, das Werk in dieſer neuen Geſtalt Baur zuzueignen, finde ich in jeder Rückſicht vortrefflich. Baur, euer menſchlich wiſſenſchaftliches Verhältniß, und die Sache, der es gilt, verdienen ein ſolches Denkmal. Ich ſtelle mir vor, daß Du Dich in der Zuſchrift über dieſe Punkte recht ausdrücklich ausſprechen wirſt.

324. An Rapp.

Heidelberg, den 25. November 1855.

— Ich leſe und excerpire von und für Hutten, aber die Idee will ſich noch nicht geſtalten. Es iſt mir auch ſchon zu viel über Hutten geſchrieben. Das mag ich nicht, wenn ich über etwas ſchreiben ſoll. Ich liebe den Neubruch. Meine Dogmatik hat jetzt einer in Paris überſetzt, und die Ueberſetzung wird nächſtens erſcheinen. Der Mann hat mir geſchrieben. Er iſt ein Elſäßer, hat Theologie in

Straßburg ſtudirt, arbeitet aber ſchon ſeit 11 Jahren an dem Journal „la Presse". Er habe, ſo höre ich hier, ſchon mehrere Duelle wegen der Perſönlichkeit Gottes gehabt; er fordert nämlich die Leute, welche dieſe behaupten. Alſo jedenfalls ein Original.

Nun will ich Deine Frage beantworten: Machiavelli; ſeinen Principe las ich, um italieniſch zu lernen. Wenn Spinoza von den menſchlichen Leidenſchaften, Tugenden und Laſtern ſo handeln will, wie wenn er von Linien und Winkeln ſpräche, ſo erörtert dort Machiavelli „die Lehre von den politiſchen Machtmitteln," ganz abſtrahirt von dem moraliſchen Geſichtspunkt. Daß er damit eine Satire hätte ſchreiben wollen, iſt das Allerabgeſchmackteſte, was man ſagen kann; ganz ebenſo gut könnte man das von Spinoza ſagen. Uebrigens, um ſeine Anſicht ganz zu faſſen, müßte ſein Kommentar zu Livius und ſeine florentiniſche Geſchichte hinzugenommen werden, wovon ich nur die letztere ſehr theilweiſe kenne.

Heute iſt Montag, da muß ich noch in Geſellſchaft und habe doch das Fieber. Allein ich mag nicht wegbleiben, da auf mein Betreiben die Sache zu Stande gekommen iſt, daß man ſich dieſen Abend jede Woche bei einem Bäcker, der guten Wein und ein eigenes Zimmer für ſolche Geſellſchaften hat, ſieht. Theilnehmer ſind: Gervinus, Häuſſer, Fiſcher, Bunſen (berühmter Chemiker, nicht der Ritter), Stadtpfarrer Zittel und noch etliche mehr — in der That mit die beſten Männer von Heidelberg.

325. An Käferle.

Heidelberg, den 7. Dezember 1855.

Diesmal bin ich Dir auf zwei werthe Briefe Antwort ſchuldig; die erſte wurde durch die Eile verkümmert, mit der ich die Friſchlin's-exemplare zu ſpediren ſuchte, die denn auch als Briefe an die Freunde gelten mochten. Daß Du das Buch ſo aufnehmen, überhaupt in dem Sinn faſſen würdeſt, in dem es geſchrieben iſt, wußte ich aus früheren Erfahrungen vorher, und freute mich daher längſt auf eine Aeußerung von Dir darüber. Meine Erwartung hat mich nicht getäuſcht, und Du haſt mir durch Deinen Brief große Freude gemacht. Du haſt meinem Helden und ſeinen Schickſalen einen Platz in Deinem Herzen und Deiner Phantaſie eingeräumt: und damit hat das Buch ſeinen Zweck an Dir erreicht. Es hat Zeiten gegeben, wo ich mich recht ärgerte, keinen Roman ſchreiben zu können: das ſoll nun mein Roman

ſein, ſo gut ich eben einen machen kann. Die dramatiſche Scene, die Du zwiſchen Friſchlin und Schubart veranſtalteſt, iſt vortrefflich; beſonders hat mich ergötzt, wie Du den letzteren vom erſteren als Lateiner verachten läſſeſt. Ueberhaupt aber, unter allen ſowohl freundſchaftlichen als öffentlichen Aeußerungen über das Buch, ſo viele mir bis jetzt zu Geſicht gekommen ſind, und — ich ſetze es zuverſichtlich hinzu — noch zu Geſicht kommen werden, ſind und werden mir Deine Worte die liebſten bleiben, wie ſie mir ſchon bei früheren Erzeugniſſen die liebſten geweſen ſind. Ich weiß nicht, ob es an der Lage vom Dobel, oder ſonſt an etwas liegt: aber auf ihm finden meine Worte immer den vollſten und reinſten Wiederklang. — —

— — Sonſt lebe ich, mit Schubart zu reden, ſo ane[1]); vorigen Winter hielt mich der Friſchlin friſcher; jetzt habe ich zwar wieder Werg an der Kunkel, oder vielmehr, der Hanf muß erſt noch gebrochen werden, und das iſt noch beſchwerlich und weitausſehend, bis man Hemden davon machen kann. — —

326. An Rapp.

Heidelberg, den 10. Januar 1856.

Gut ein Vierteljahrhundert iſt jetzt unſere Freundſchaft alt. Ihre Anfänge zwar, wie die großer Reiche, verlieren ſich in's Dunkel der Vorgeſchichte. Daß der theure Märklin an ihrer Wiege ſtand, gibt ihrem Urſprung eine höhere Weihe. Deine berühmte Predigt[2]) half jedenfalls zu ihrer Entſtehung mit. Doch in's rechte Wachsthum kam ſie erſt um die Zeit, die Du am Hof zu Kilchberg[3]) und ſpäter mit den Zöglingen im Boſſert'ſchen Haus zu Tübingen lebteſt. Es war eine ſchöne Zeit, wie nicht minder die folgende, als Du verheirathet als Particulier bei Albrechtle[4]) Deinen Sitz hatteſt.

Hier ein ehrendes, herzliches Andenken Deiner guten erſten Frau. Wir ſaßen, Du und ich auf meinem Repetentenſopha,, und ich wiederrieth Dir die Verbindung mit ihr, weil ich nicht für möglich hielt, die Kluft des Standes und anderer Unterſchiede zu überbrücken. Du ſagteſt ihr das und ſie erwiederte, ſie ſei mir darum nicht bös, denn ich

---

1) = ſo hin. — 2) Eine humoriſtiſche Predigt über den Mantel des Apoſtels Paulus, 2. Tim. 3, 13, die noch nach Jahren in Tübingen handſchriftlich im Umlauf war. — 3) Ein Dorf bei Tübingen, wo R. in einer adeligen Familie Hauslehrer war, der ſeine ſpätere Frau angehörte. — 4) Rapp's Hauswirth in Tübingen hieß Albrecht.

kenne sie nicht. In Ersterem hat sie Wort gehalten und mit dem Letzteren Recht gehabt. Sie hat mit Liebe und Herzensgüte Alles ausgeglichen und zu Deiner jetzigen Familie einen Grund gelegt, der nicht schöner gelegt werden konnte.

Damit stünden wir ja an der Wiege Deiner guten Elisabeth. So groß wie jetzt war sie damals noch nicht, aber ein hübsches, feines Kind war sie gleich. Weißt Du noch die Noth mit der Amme? Du hieltest einmal eine Rede an sie, welche so anfieng: Marie, da Sie täglich mehr anfangen, sich wie ein wildes Thier zu gebärden u. s. f. Und die Taufe, wo die gnädige Frau Schwägerin es nicht erwarten konnte, ihre 2 mitgebrachten Champagnerflaschen aufzustellen, so daß Du dann noch 2 weitere holen lassen mußtest. Die von Deiner Frau so gefürchteten Kneiptage mit Schaaf und Bärlin[1]) ꝛc. fallen in diese Zeit.

Mittlerweile warst Du am größeren Hof in Kupferzell gewesen und hattest Enslingen davongetragen[2]). Ich besuchte Dich zwischen die Arbeit am Leben Jesu hinein dort; die Maurer waren noch im Hause, Deine gute Mutter war da, Deine Frau, ich glaube in Wochen, in Weiler zurückgeblieben. Wie viel Glück war Dir doch auch durch dieses Enslingen zu Theil geworden! Was schloß dieses Thal mit dem unscheinbaren Pfarrhaus eine Reihe von Jahren und ein schönes reiches Leben ein! Für wie manchen Freund war es ein Asyl, wo er sich von der Arbeit erholen, vom Kummer aufathmen konnte! Zwar auch Leiden blieben Dir dort nicht erspart. Du verlorst die Frau. Es war zum Erbarmen, die 3 verwaisten Kinder anzusehen, bald (nach 2 Jahren) folgte der Sohn der Mutter.

Dann kamen die Zeiten des Interregnums, aber ein glückliches Geschick lenkte Dich in der Wahl Deiner zweiten Frau, welche, ein weiblicher Rudolf von Habsburg, die Ordnung im Reich wieder herstellte. Sie vervollständigte den Kreis Deiner Töchter und schenkte Dir endlich den lange gewünschten Sohn. Stürme fehlten auch jetzt nicht. Du sahst Dich von Pfaffen angefochten, vor ein Inquisitionsgericht gestellt. Doch das Ungewitter verzog sich wieder. Unterdessen wuchsen die Kinder heran und das Geschäft ihrer Erziehung und Aus-

1) Zwei Tübinger Gymnasiallehrer. — 2) Die Fürsten von Hohenlohe-Langenburg und H.-Waldenburg (welche letztere in Kupferzell residirten) haben die Pfarrei Enslingen abwechselnd zu vergeben.

bildung gab dem Leben in Enslingen einen neuen geistigen Gehalt. Deine Frau entwickelte ihre unvergleichliche pädagogische Gabe und Du selbst wurdest in der Unterweisung Deines Sohnes unversehens zum Philologen, zum Gelehrten. Daß ich des Fischens nicht vergesse, des Aufstehens in der Nacht, des ängstlichen Nacheilens der kleinen Elisabeth, des alten Fischers, von dem Du mir nicht schreibst, ob Du ihm nun die Trau- statt der Leichenrede gehalten.

Indessen wuchs Deine Familie sowohl als Dein Verdienst über das kleine Enslinger Pfarrhaus hinaus. Welches Glück aber auch hier wieder, daß der Schwung Deiner Beförderung Dich nicht wieder landeinwärts schleuderte, sondern $^1/_2$ Stunde weit von der vorigen Station Dich absetzte, wo Du Fluß und Thal, Berg und Wald, Deine Spaziergänge und Deine Fischwasser behieltest und von einer anderen Seite, von freierem Standpunkt aus sie zu betrachten bekamst. Und das geräumige Pfarrhaus von Dir verschönert gab für die blätterreiche Rose Deines Familienkreises den würdigen Kelch. Möge des Himmels reinster, reichster Thau auch ferner auf diese Blume niederregnen und sie immer schöner erblühen lassen.

Du aber feire Dein Fünfzigjahresfest, wie es ein Glücklicher feiern soll. Die Natur, der Du treu warst, hat Dich gesegnet und die Sitte, der Du mit freiem Sinn huldigtest, den Gaben der Natur ihre Weihe verliehen. Du hast Freuden genossen und Leiden zur Erweiterung und Befestigung Deines Wesens verwendet.

Du hast Frau und Kinder, liebe Sorgen, schöne Hoffnungen, hast Freunde, die Dich lieben und achten. Unter Anderen denjenigen, der nur mit dem Leben aufhören wird

zu sein

Dein D. F. Strauß.

327. An Rapp.

Heidelberg, den 13. Februar 1856.

— Ich erhielt die Nachricht von Kauffmann's plötzlichem Ende. Ich gestehe, so sehr mir der Hintritt meines Freundes nahe gieng, mit dem wir eine schöne Strecke Wegs gemeinsam gewandelt, so überwog doch die Freude, daß ihm das Glück, das er lebenslang gehabt, auch bei diesem letzten Schritt nicht untreu geworden ist: Sortitus exitum facilem et qualem semper optaverat[1]), sagt Sueton von

1) „Es wurde ihm ein leichtes Ende, wie er sich's immer gewünscht hatte, zutheil."

dem Glücksmann Auguſtus. Wie ſchön von dieſem ewig jungen Kauffmann, daß er ſich dem unaufhaltſam eindringenden Alter auf dem kürzeſten Wege zu entziehen gewußt. Bei ſeiner Conſtitution warteten allerhand minder gute Todesarten auf ihn. — Alſo preiſen wir ihn glücklich und freuen wir uns eines in Uebereinſtimmung mit ſeinem Verlauf und Charakter wohl vollendeten, in ſich abgerundeten Lebens. Möge es uns jedem in ſeiner Art auch ſo gut werden! — — Der Auszug im ſchwäbiſchen Merkur aus dem ſchwarzen Buch[1]) hat uns hier großen Spaß gemacht, weil in unſerer Montagsgeſellſchaft nicht weniger als 4 Mitglieder ſind, die darin genannt waren, nämlich Zittel und Häuſſer in zweiter, Gervinus und ich in dritter Klaſſe. — Das Arbeiten betreffend ergehe ich mich in ziemlich breiten Vorarbeiten für ein Büchlein über Ulrich Hutten. Deſſen eigene Werke ſind längſt alle ſtudirt und excerpirt, nun bin ich an einer Reihe von Zeitgenoſſen. Nach Oſtern werde ich in der Angelegenheit nach Bonn reiſen, wo mir Profeſſor Böcking ſeinen litterariſchen Apparat für eine neue Ausgabe von Hutten's Werken zur Benützung angeboten hat d. h. die Ausgabe will er machen, mir können aber ſeine Sammlungen und mündlichen Belehrungen für meinen Zweck dienlich ſein.

328. **An Rapp.** Heidelberg, den 27. Februar 1856.

Kauffmanns Vater, nach dem Du fragſt, war Irrenhaus-Aufſeher oder, wie er zu ſagen pflegte, Tollmeiſter in Ludwigsburg; er ſelbſt beſuchte eine Zeitlang die Lateinſchule in Ludwigsburg; bald nahm ihn ein Onkel, Präceptor Braun am Waiſenhaus daſelbſt, heraus, um ihn zum Schulproviſor auszubilden. In dieſer Periode entwickelte ſich ſein mathematiſches und muſikaliſches Talent. Zum Behuf des mathematiſchen Studiums beſuchte er, nachdem er ſich mit der Schweſter des bekannten Lohbauer verlobt hatte, die Univerſität. Er wurde Reallehrer in Ludwigsburg und verheirathete ſich. Seine äſthetiſche Bildung und geſelliger Humor zogen mich zu ihm hin. In den dreißiger Jahren fieng ich hierin eine unangenehme Veränderung zu verſpüren an; ſtatt von Goethe oder Tieck, ſprach Kauffmann von Politik; der ſonſt ſo wohlgemuthe und wohlwollende Mann fieng über Fürſten und Beamte, über Gott und Welt zu ſchimpfen an.

1) Einem in Dresden erſchienenen „Anzeiger für die politiſche Polizei Deutſchlands", über welchen der Schw. Merkur 1856, Nr. 23 berichtet.

Ich mied seine Gesellschaft, die mir zu behagen aufgehört hatte. Bald brach der Schaden auf: Die Koseritz'sche Verschwörung kam an den Tag und es zeigte sich, daß Kauffmann, für sich, als reine Künstlernatur, ohne politische Ader, aber sehr bestimmbar von Außen, von seiner Umgebung, namentlich von seinem verrückten Schwager, dem damaligen Hochwächters-Redacteur, sich wenigstens zur Mitwissenschaft an jenen hirnlosen Anschlägen hatte mißbrauchen lassen. Er wurde suspendirt und processirt, doch einstweilen gegen mäßige Kaution frei gelassen. Die hier ihm gewordene Anschauung des bodenlosen Treibens und der dummen oder schlechten Gesellen, mit denen er sich allzu vertrauensvoll eingelassen, wirkten jetzt als wohlthätigste Krisis auf Kauffmann. Er wurde selbst 1848 und 49 nicht mehr recidiv. Während meines Verbannungsjahres in Ludwigsburg vom Herbst 1835 an, waren wir tägliche Gesellschafter. Eines Mittags wollte ich ihn abholen, fand aber die Thüre gesperrt. Endlich öffnete man mir. Kauffmann war früh Morgens auf den Asperg geführt worden. Nach mehreren Wochen wurde er gegen bedeutend höhere Kaution wieder auf freien Fuß gesetzt; seine Haft, die auf $4^1/_2$ Jahr festgesetzt war, wurde ihm nach $^5/_4$ Jahren im Gnadenwege erlassen. Die Nachmittage, die ich bei ihm auf dem Asperg zubrachte, gehören zu meinen heitersten Erinnerungen. Er hatte sein Klavier bei sich und mehrere seiner schönsten Lieder wurden auf dem Asperg komponirt. Nach seiner Entlassung wurde er bald in Heilbronn angestellt. Daß er eine durchaus künstlerische und zwar musikalische Natur war, liegt vor Augen. Man kann sich ihn trefflich als Kapellmeister denken. Es war aber doch merkwürdig, wie in seiner Natur das Mathematische dem Musikalischen das Gleichgewicht hielt. Die bürgerliche Grundlage, die ihm das Erstere gewährte, war ihm um so willkommener, da sie ihm zur Musik ein ganz freies Verhältniß übrig ließ. Die Musik war ihm um so lieber, da er nicht genöthigt war, durch sie Geld zu verdienen. Und dann war eine bürgerliche Solidität und Ehrbarkeit in Kauffmann, die doch eher im Lehrer der Mathematik, als im Musikus von Profession ihre Darstellung fand. Auch die stürmische Leidenschaftlichkeit eines solchen fehlte ihm; er war eine durchaus helle, heitere Natur. Und wie liebenswürdig war Kauffmann als Gast. Wie anspruchslos fand er sich in jede fremde Lebensart und Hausordnung. Wie liebenswürdig auch in der Ausübung seines musikalischen Talents, wie entfernt von

Eitelkeit und Ziererei; Niemanden drang er es auf, aber auch nie ließ er sich vergeblich bitten, wenn man etwas von ihm hören wollte. —

329. **An Käferle.** Heidelberg, den 10. März 1856.

Dein l. Schreiben vom 7., das ich soeben erhalte, und die Aussicht auf einen neuen Winter, die sich seit einigen Tagen aufthut, veranlassen mich, ehe die Wege sich verschneien, einen neuen Gast, wenn auch bis jetzt nur geistweis, auf dem Dobel einzuführen, in der Hoffnung jedoch, ihn Dir einstens leiblich, wenn auch vielleicht nicht so beleibt wie seinen Vorgänger Nicodemus, vorstellen zu können.

Ulrich von Hutten, so heißt mein neuer Held, wurde im Jahr 1488 auf der Burg Steckelberg in Franken geboren, 21 Jahre nach Erasmus, 7 nach Franz von Sickingen, 5 nach Luther, 4 nach Zwingli, im gleichen Jahr mit Eoban Heß, und 9 Jahre vor Melanchthon. Die Zeit arbeitete an einer großen Aufgabe, die sich von verschiedenen Seiten fassen ließ, und die genannten Männer faßten sie fast jeder von einer anderen. Die Aufgabe ließ sich culturgeschichtlich fassen: Vertreibung der mittelalterlichen Barbarei an der Hand des Studiums der Alten: so faßte und förderte sie Erasmus. Das neue Leben, meinte er, sollte sich ausbreiten wie ein Duft, lind und sachte, wie eine wärmere Temperatur, die kampflos das Eis schmelzt und die Knospen schwellt. Aber woher am Ende diese Wärme, als von der Sonne? Sonne aber, oder belebender Mittelpunkt einer Zeitcultur ist die Religion; die culturgeschichtliche Aufgabe war also, in ihrer Tiefe aufgefaßt, eine religiöse. So hat sie Luther gefaßt: Vertreibung der hierarchischen Mißbräuche, die sich wie eine Wolkenschicht zwischen jene Sonne und die verkümmernde Menschheit gelagert hatten. Aber die Träger der Mißbräuche sind Menschen, sind fest und stark gewordene Einrichtungen, politische Mächte: werden sie sich von jenem Dufte der Cultur, dieser Sonne der Religion nur so widerstandslos auflösen lassen? Ihnen wird vielmehr auf dem festen Boden der Wirklichkeit, mit den harten Waffen materiellen Widerstands, entgegengetreten werden müssen: die Aufgabe ist in letzter Instanz eine politische, und da der hierarchische Druck von auswärts kam, eine nationale. So hat Hutten die Aufgabe jener Zeit gefaßt, und wenn wir zugestehen müssen, daß die Erasmus'sche Auffassung die feinste, die Luther'sche die tiefste oder doch innigste war, so war Huttens seine die lebendigste

und concreteſte. Letzteres auch deswegen, weil ſein Standpunkt die übrigen nicht aus-, ſondern einſchloß. Er war durchdrungen von der humaniſtiſchen Bildung wie Erasmus, und von Luthers religiöſem Feuer tief ergriffen. Dennoch iſt nicht Hutten, ſondern Luther mit ſeiner Auffaſſung durchgedrungen; ja, während auch des Erasmus Wirkſamkeit durch die Luthers zwar beſchränkt und modificirt, aber nicht aufgehoben wurde, iſt Hutten mit ſeinen Plänen geradezu geſcheitert. Zum Beweiſe, daß bei einer Idee weniger auf ihre innere Fülle, als auf die Zeitgemäßheit ankommt, um ſie wirkſam zu machen. Jene Zeit war eher auf der religiöſen als auf der politiſch-nationalen Seite zu faſſen: in einer Zeit, wie die unſerige, hätte eher ein Hutten als ein Luther Ausſicht auf Wirkſamkeit.

Zu dem, was er war, hatte ſich Ulrich von Hutten in merkwürdigem Stufengange entwickelt. Als Knabe in die Kloſterſchule zu Fulda gebracht, und zum Geiſtlichen beſtimmt, entſpringt der Jüngling dem klöſterlichen Zwange, beſucht verſchiedene hohe Schulen, reiſt, hungert, bettelt wohl auch, zieht ſich — er, einer der erſten Vertreter der Neuzeit, — die moderne Krankheit zu, die, wie die neuen Ideen, in ihren Anfängen noch ungleich ſtärker iſt als ſpäter, und ſein ganzes Leben lang an ihm zehrt. Eine Unbill, die ihm widerfährt, ſchlägt aus ſeinem Geiſte die erſten Funken. Ein reicher, ſtolzer Bürgermeiſter in Greifswald ſammt ſeinem Sohn, einem Profeſſor, hatten den fahrenden Studenten mitleidig aufgenommen, gaſtlich gepflegt, bald aber auch übermüthig behandelt. Er wollte fort, aber er war ihnen noch Geld ſchuldig und konnte nicht zahlen. Ungern willigten ſie in ſeinen Abgang, und kaum war er fort, ſo wurden ſie anderen Sinns, ließen ihm nachſetzen, ihn ausziehen und berauben. Halbnackt, im Dezember, kam er nach Roſtock, und hier, durch die Pflege großmüthigerer Gönner wiederhergeſtellt, ſchrieb er in elegiſchem Versmaß 2 Bücher Querelarum[1]: die erſte Klaue des Löwen, der bald Cardinäle und Päpſte zerfleiſchen ſollte. Neue Reiſen durch Deutſchland und in Italien folgten, auf denen Studium und Kriegsdienſt, Gefahren und Pläne durcheinander gingen. Ein Kampf höherer Art hatte ſich unterdeſſen für Hutten in Deutſchland vorbereitet. Johann Reuchlin hatte das Studium des Hebräiſchen, das während des Mittel-

1) „Klagen".

alters vergeſſen geweſen, wiederhergeſtellt. Wie Columbus Amerika entdeckte, in der Meinung, die Inſel Cipango und das Reich des Prieſters Johannes in Aſien gefunden zu haben, ſo hatte den Reuchlin die Luſt nach den Geheimniſſen der Kabbala in's Hebräiſche gelockt. Aber die feine Witterung für die ihnen daraus drohende Gefahr und die Luſt nach dem Gelde der Juden veranlaßte die Pfaffen in Köln, den Kaiſer um die Befugniß anzugehen, alle Bücher der Juden, mit Ausnahme des alten Teſtaments, verbrennen zu dürfen. Reuchlin, zum Gutachten aufgefordert, nahm ſich der Judenbücher an. Jetzt hieß er der Ketzerei verdächtig, wurde vor ein geiſtliches Gericht citirt, beim Papſt verklagt, ſeine Bücher verbrannt. Da nahm ſich Hutten des Ehrenmannes und der Sache der Wiſſenſchaft gegen die Obſcuranten an. Mit einigen Freunden ſchrieb er im Namen und Ton der theologiſchen Finſterlinge jene Epistolas obscurorum virorum[1]), eine der geiſtreichſten und wirkſamſten Satiren, welche die Culturgeſchichte kennt. Die Niederlage, welche ſie in den Reihen der Dunkelmänner anrichteten, war ſo groß, daß der Papſt eine eigene Bulle gegen ſie ſchleuderte. Aber der Sieg blieb nicht zweifelhaft, und wurde von Hutten in dem Triumphus Capricornis (= Reuchlins) poetiſch gefeiert.

Kurz darauf richtete die Ermordung ſeines Vetters Hans von Hutten durch den württembergiſchen Herzog Ulrich die geiſtigen Waffen Hutten's gegen einen politiſchen Machthaber. In einer Reihe von geharniſchten Reden und andern Schriften griff er den fürſtlichen Mörder nicht ſchonender an, als Cicero den Verres oder Catilina. Den Feldzug des ſchwäbiſchen Bundes gegen den Herzog machte der gelehrte Ritter perſönlich mit; im Zelt Franzens von Sickingen lag er vor Stuttgart und Tübingen, auch beſuchte er das Wildbad, doch ohne bleibenden Erfolg.

Von entſcheidender Bedeutung war für Hutten die genauere Bekanntſchaft mit Sickingen. Dieſer, ein Götz von Berlichingen im größeren Styl, hatte bis dahin unter Fehden und Kriegsdienſten, ohne höhere Idee als ſich zu bereichern und mächtig zu machen, gelebt. Er haßte die Fürſten und die Städte, und ſuchte durch und gegen beide ſich und die Ritterſchaft emporzubringen. Ihm lieh fortan Hutten ſeinen Geiſt, wogegen ihm der mächtige Standesgenoß den

1) ſ. S. 342, [1]).

Arm leihen ſollte. Dem Kaiſer nach oben, den Städten nach unten die Hand zu reichen, ſo die Zwiſchenmacht der Fürſten zu brechen, die fremde Macht der römiſchen Kirche zurückzuweiſen, Staat und Religion miteinander zu reformiren, war Huttens Idee.

Die tiefere religiöſe Beſeelung erhielt dieſe, bei Hutten zunächſt nur politiſch-nationale Idee, um dieſelbe Zeit durch ſein Bekanntwerden mit Luthers Schriften. Sobald ſich Hutten's Dienſtverhältniſſe zum Erzbiſchof von Mainz gelöſt hatten, trat er mit Luther offen in Verbindung. Er erkannte dieſen ganz und verehrte ihn tief, während Luther ſich zu dem politiſchen Zuſatz in dem Weſen und den Plänen des Ritters, ſeinem abſtract-religiöſen Standpunkte gemäß, ablehnend verhielt.

Aber Hutten's und Sickingen's Hoffnungen auf den Kaiſer Karl fanden ſich getäuſcht; eine Reiſe nach Brüſſel an den Hof zeigte einen ſolchen Stand der Dinge, daß Hutten vor den Nachſtellungen der bei Karl mächtigen Romaniſten ſich auf ſeines Freundes Veſte, die Ebernburg, in Sicherheit that. Hier wurde Sickingen, der alte Kriegsmann, ordentlich ſein Schüler. Alle Tag nach Tiſch las ihm Hutten aus Luthers Schriften vor und verdeutſchte ihm zu lieb ſeine eigenen. Bereits hatte er nämlich eine Reihe, vornehmlich von Dialogen, gegen das Verderben von Land und Leuten, Staat und Kirche durch die Römlinge geſchrieben.

Während des Wormſer Reichstags ſchleuderte er von der Ebernburg herab donnernde Invectiven gegen die päpſtlichen Nuntien und die Pfaffen überhaupt, denen er thätlich über die Glatzen zu kommen drohte. Aber die Drohung blieb unerfüllt. Sickingen erkannte, daß ihnen bis jetzt noch die Macht dazu fehle. Nun ſpottete man aber zu Worms über Hutten, der nur bellen, nicht beißen könne; er war genöthigt in einer Schrift ſein Nichtlosſchlagen zu entſchuldigen; ſeine Sachen fingen an rückwärts zu gehen.

Im folgenden Jahr ermannte ſich Sickingen zu einem Hauptſchlag. Ein Kriegszug gegen den geiſtlichen Churfürſten von Trier ſollte zugleich der lutheriſchen Sache eine Thür aufthun und in die Fürſtenariſtokratie eine Breſche ſchießen. Sickingen's Anhänger ſahen ihn ſchon als Churfürſten, ja ſelbſt zum Kaiſerthron ſchien ihnen für ihn die Staffel nicht zu hoch. Allein der Zug, Anfangs durch die Raſchheit des Ueberfalls glücklich, endete infolge der mannhaften Vertheidi-

gung des Erzbischofs und des Anrückens ihm verbündeter Fürsten, mit einem Rückzug. Sickingen warf sich in seine festen Schlösser, aber die feindlichen Fürsten blieben im Feld und belagerten ihn im Frühjahr darauf in seiner Veste Landstuhl. Die Werke waren stark, aber neu, das feindliche Geschütz ungewöhnlich wirksam. Nach kurzer Beschießung lag Sickingen's stärkster Thurm nieder und eine große Bresche war geschossen. Sickingen will diese selbst untersuchen, aber eine Kanonenkugel wirft ihn in spitziges Palissadenholz, das ihn tödtlich verwundet. Er übergibt die Veste und unter den Augen der siegreich eingezogenen Fürsten stirbt er, wie er gelebt hatte, als ein Held.

Hutten hatte er schon zuvor entlassen, um ihn nicht in seine Gefahr zu verwickeln. Aber mit Sickingen war Hutten der rechte Arm genommen, er fand sich nicht mehr sicher in Deutschland vor der vereinigten geistlichen und Fürstenmacht und floh in die Schweiz. Sein erster Aufenthalt war Basel, wo Erasmus, der von ihm hochverehrte, seinen Wohnsitz hatte. Ihm setzten damals die Romanisten durch den Vorwurf zu, durch seine Wirksamkeit die Reformation und alle Unruhen der Zeit verursacht zu haben. Wenn sich nun gar Hutten an ihn drängte, von dem er überdies, verschuldet, wie der Ritter war, Inanspruchnahme seiner wohlgeordneten Kasse, und vielleicht gar, der furchtsame Hypochonder, Ansteckung mit dem ihm schrecklichsten Uebel besorgen mußte!

Daher ließ er dem Ritter sagen, wenn es nichts Dringendes sei, das er mit ihm zu reden habe, möge er ihn mit seinem Besuche verschonen. Wie tief solche Kleinherzigkeit den großherzigen Flüchtling verwunden mußte, liegt am Tage. Doch brach er erst los, wie er sah, daß Erasmus die Sache in gedrucktem Brief zu bemänteln suchte, als hätte er Hutten zwar gesprochen, aber an dessen Unfähigkeit in ungeheizten, und seiner eigenen, in geheizten Zimmern auszuhalten, habe sich die Sache zerschlagen. Jetzt schrieb er gegen Erasmus seine Expostulatio [1]), deren adspergines [2]) dieser mit seiner gleich darauf verfaßten Spongia [3]) vergeblich abzuwischen suchte. Trotz des persönlichen Tons beider Schriften sind es im Grunde nur zwei Standpunkte, die sich darin bekämpfen. Beide Standpunkte sind ihrem Inhalte nach schon oben bezeichnet worden; mehr formell und in der

1) „Beschwerden". — 2) „Anspritzungen". — 3) „Schwamm."

Sprache unſerer Zeit könnte man ſie als den des Liberalismus und Radicalismus bezeichnen. Ohne etwas Halbheit und Feigheit geht es auf jener, ohne etwas Roheit und Tollheit auf dieſer Seite niemals ab.

Die bittere Spongia ſeines Gegners hat Hutten nicht mehr geſehen. Er war von Baſel nach Mülhauſen, von da nach Zürich gewandert, hatte im Sommer die heißen Quellen von Pfäfers ohne Erfolg gebraucht, und war hierauf von Zwingli, deſſen ſchweizeriſch-volksthümliche, kriegeriſche Reformatorennatur ihn beſſer als Luther's deutſch-mönchiſche zu ſchätzen wußte, auf die Inſel Ufenau im Züricherſee, zu dem heilkundigen Pfarrer Schnegg geſchickt worden. Aber für ſeine Leiden gab es kein Kraut mehr: er ſtarb am letzten Auguſt oder erſten September 1523, im 35. Jahre.

In einem Jahre waren Hutten und Sickingen, die Träger der politiſch-religiöſen Reformationsidee, aus der Welt geſchieden. Ein Geſpräch, ungewiß ob von Hutten, aber durchaus in ſeinem Geiſte, war um dieſe Zeit noch erſchienen, worin zum Ritter und Stadtbürger auch noch der Bauernſtand für die Hutteniſch-Sickingiſchen Pläne angeworben iſt. Zwei Jahre nach der beiden Ritter Tod brach der Bauernkrieg aus: aber nun fehlten den Bauern die ritterlichen Führer, wie jenen zu ihrer Zeit die Arme der Bauern gefehlt hatten, und ſie gingen zu Grunde, wie die andern zu Grunde gegangen waren. Und die Reformationsidee half ſich durch, aber nicht im Einklang, ſondern auf Koſten der Idee einer politiſchen Einigung und Neubelebung des deutſchen Volkes.

Wenn es mir gelingt, dieſes Bild, deſſen Umriſſe ich Dir hier flüchtig mit der Feder gezeichnet habe, in Farben auszuführen, ſo hoffe ich, ſoll es der Betrachtung und Theilnahme nicht unwerth ſein. — —

330. An Rapp.

Heidelberg, den 16. März 1856.

Hätten wir nur beſſeres Wetter; der ahrimaniſche Nordoſt macht mich ganz krank. Dies führt mich auf den weſtöſtlichen Divan. Ihn ſchrieb Goethe 1813—17, angeregt durch Hammers Ueberſetzung des Hafis; was aber Goethe gibt, ſind eigene Poëſien in Hafiſiſchem Gewand.

Das Buch Timur bezieht sich auf Napoleon; der russische Feldzug ist unverkennbar. Das letzte Stück vom Buch der Parabeln: „Bei Mondeschein im Paradeis" ꝛc. besitze ich in Goethe's Autograph als Geschenk des guten Eckermann. Eine Menge von Dingen vom Schlag der zahmen Xenien hat Goethe im Buch des Unmuths, der Sprüche, aber auch sonst untergebracht, die mit orientalischem Kostüm nichts zu thun haben. Daneben finden sich aber doch nicht wenige ächt orientalische Perlen; das köstliche, von Dir erwähnte: „In tausend Formen", das in seiner Doppelsinnigkeit im besten Sinne mystisch ist, las ich einst im Pfarrhaus auf dem Dobel, wo es noch unbekannt war, vor. Da legte Käferle unwillkürlich die Hände zusammen. — Die Schlußabhandlung zum Schubart wurde mir durch Märklin abgedrungen, ich wollte keine machen, halte sie auch für schlechter als die Einleitungen und Uebersichten; zudem ist sie durch Druckfehler entstellt, da man mir die letzten Bogen nicht mehr zur Korrektur schickte. —

— Wie Kauffmann komponirte? Einen Fall weiß ich Dir zu erzählen. Wir machten einmal eine kleine Fußreise miteinander; unterwegs schloß sich auch Pfarrer Hopf an uns an. Wir kamen nach Thalheim, um Krais, der damals dort Pfarrer war, im Vorbeigehen zu besuchen. Wir läuten an einer Art Thurm, der eine Wendeltreppe enthielt; man thut uns auf. Wie wir die Treppe hinansteigen (Krais war abwesend), stehen oben zwei seltsam sich entgegengesetzte Gestalten, nämlich ein alter, halb kindischer Onkel von Krais und ein junges Landmädchen von etwa 16 Jahren, eine wirklich reizende Erscheinung, von den zartesten und schönsten Zügen, der die braunen Haare trefflich zu Gesicht standen. Krais hatte sie vom Schwarzwald, wo er Pfarrvikar gewesen war und sie confirmirt hatte, in seinem Dienst mitgenommen und sie wurde als Kind im Hause behandelt. Auf Kauffmann insbesondere wirkte die feenhafte Erscheinung so, daß er dann, kaum heimgekommen, die unterwegs schon empfangene Melodie zu jenem Liede des westöstlichen Divans „Locken haltet mich gefangen ꝛc." niederschrieb.

331. An Rapp.

Heidelberg, den 13. Juni 1856.

— Meine Reise, um auch von dieser etwas zu sagen, ist sehr nach Wunsch ausgefallen. Das Wetter war zwar meistens schlecht,

doch desto ungestörter konnte ich arbeiten. Zwei Wochen war ich in Bonn, und zweimal über den Sonntag in Köln. Dort wohnte ich bei Böcking, in einem Haus am Rhein, in den ich aus dem einen Fenster hinabsah, während vor dem andern das Siebengebirge ausgebreitet lag. In den Gärten umher so viele Nachtigallen, daß man mich am ersten Morgen fragte, ob mich ihr Schlagen nicht im Schlaf gestört hätte. In Böckings unglaublich reicher Huttensammlung lebte ich, wie der Vogel im Hanfsamen; angenehmer Umgang Mittags und Abends fehlte nicht. Böcking erwies sich unendlich gut und aufmerksam; mit dem Philologen und Musiker Jahn (Mozart's Leben) kam ich täglich, mit Dahlmann und Welcker öfters zusammen. —

332. **An Kuno Fischer.** Heidelberg, Pfingstsonntag 1856.

Die beiden jüngern Söhne meines verstorbenen Freundes Kauffmann sind auf der Durchreise noch gestern Abend spät zu mir gekommen, und haben die freundliche Absicht ausgesprochen, mir, da der Eine singt und der Andre Klavier spielt, etliche von den Liedern ihres Vaters vorzutragen. In Ermangelung eines Klaviers, und von Ihrer und Ihrer lieben Frau Güte überzeugt, habe ich mir erlaubt, den jungen Leuten zu sagen, daß ich sie diesen Vormittag 11 Uhr zu Ihnen führen wolle, damit sie mit Hülfe Ihres Instruments ihr Vorhaben ausführen. Wenn Sie also nichts dagegen haben, erscheinen wir um 11 Uhr.

Guten Morgen wünschend

Ihr

D. F. Strauß.

N. S.

Beiliegend etwas, das Sie brauchen könnten:

2816. Thomas, Chr., Einleit. zur Hoff-Philosophie ꝛc. Berlin u. Lpz. 1712. Pb.

333. **An Rapp.** Heidelberg, Pfingstfest 1856.

Heute, als am Pfingstsonntag 1856, an dem es den ganzen Tag vom Himmel schüttete, habe ich einen schmerzlichen, aber hohen Genuß gehabt. Gestern Abend spät kamen noch Kauffmanns zwei Söhne, Paul und Emil, zu mir und sprachen das löbliche Vorhaben aus, etliche von ihres Vaters Liedern, von denen sie wußten, daß ich Hetsch gebeten,

sie mir einmal hörbar zu machen, mir vorzusingen und zu spielen. Da ich nun ein Klavier nicht besitze, so machte ich mit ihnen aus, sie heute Vormittag um 11 Uhr zu Kuno Fischer zu führen, dessen Frau musikalisch ist und einen schönen Flügel besitzt, während ich ihm schon viel von Kauffmann und seinen Liedern erzählt hatte. Sie trugen uns eine Reihe von Kompositionen ihres Vaters aus Goethe, Mörike, Heine vor. Die Wirkung auf die Zuhörer, bei denen wir zu Gast waren, war die günstigste; ich selbst hatte mir immer einen großen Genuß versprochen, aber daß der Eindruck mich so überwältigen würde, hatte ich nicht gedacht. Allein es drang eine ganze Vergangenheit, eine ganze Jugend, mit den Liedern auf mich ein. Alle die guten Stunden, in denen der allezeit willige Freund mir dieselben gesungen, und die Aehnlichkeit in Stimme und Vortrag des Sohnes mit dem Vater legte oft die Täuschung nahe, als ob er selber es auch sei, so daß ich nicht wenig, sondern viel weinen mußte und die ganze Zeit des Singens meine Fassung nicht mehr finden konnte. Von den mir schon bekannten Sachen ergriffen mich die prächtigen Lieder aus dem Divan, Mörike's Rosenzeit, Gärtnerlied, Soldatenbraut, besonders; beim Lammwirth mußte ich zugleich lachen und weinen; an neuen Kompositionen fand ich die von Mörike's „um Mitternacht" höchst bedeutend; „schön Rohtraut" hatten sie zu meinem Bedauern nicht bei sich. Fischer hat das pantheistische „in tausend Formen" sowie die „Locken" am besten gefallen. —

334. **An Rapp.** Rippoldsau, den 30. Juni 1856.

Hierher hat mich Chelius geschickt, den ich meiner Augen wegen zu Rath zog. Könntest Du mit mir hier sein! Welche Wälder, welche Wasser. Ich bin gestern Abend angekommen. Früh 9 Uhr aus Heidelberg ab, Eisenbahn bis Appenweier, Eilwagen über Petersthal, Griesbach nach Rippoldsau. Von Griesbach gibt es einen angenehmen Fußweg, auf dem man, wie man mir sagte, in $1^1/_2$ Stunden nach Rippoldsau kommen kann, während der Eilwagen über den Kniebis mehr als 2 brauchte. Ich stieg um 7 Uhr aus dem Eilwagen und machte mich mit einem Heilbronner Kaufmann Namens Fuchs auf den Weg, der wohlgebahnt, mit vielen Ruhebänken, sich durch den Tannenwald windet. Am Wege ellenhohe Digitalisstauden, mächtige Farrnkräuter, auch fand ich eine Orchis. Die Abendsonne blitzt durch die Tannen; wo eine Lücke sich öffnet, Aussicht auf nahe und ferne Gipfel im durchsichtig

vergoldeten Dunſt; am Horizont ein Streifen des Rheins wie rothes Gold. Bald ſenkt ſich der Weg, kein Rippoldsau läßt ſich ſehen, kein Menſch unterwegs zum Befragen. Aus einem einſamen Gehöfte läuft ein bellender Hund hinter uns her. Es war 9 Uhr, als wir in's Bad einrückten. Wir ließen uns erſt Zimmer geben, und wollten dann noch etwas eſſen, was wir auch bekamen. Aber im Speiſeſaal war kein Menſch mehr — es war ungemüthlich in dem großen Raum — es war ein Eſſen wie mit Geiſtern.

335. An Viſcher.

Der Mann von 50 Jahren[1]).

Ich bin der Mann von 50 Jahren,
Und hab' auf meiner Pilgerfahrt
Des Guten mancherlei erfahren,
Und wenig Leid blieb mir erſpart.

Erklommen hab' ich nun die Höhe,
Von wo ich mit befreitem Blick
Die Landſchaft ausgebreitet ſehe,
Und vorwärts ſchaue wie zurück.

Ich ſehe dort die ſanften Wieſen,
Die ich als Knabe froh durcheilt;
Die klaren Bäche ſeh' ich fließen,
Wo einſt der Jüngling ſtill verweilt.

Wie brannt' es an den Felſenhöhen,
Die ich um Ruhm erſtieg, ſo heiß;
Und wie mußt' ich es welken ſehen,
Das kaum errungne Lorbeerreis.

Auf jenen Pfaden im Geleite
Ging ich von Freunden voller Kraft:
Sie hat der Tod von meiner Seite,
Der grauſame, hinweggerafft.

Ich ſelbſt auch, nach dem weiten Gange,
Bin jener nicht mehr, der ich war:
Gefurcht, verfallen iſt die Wange,
Gebleicht das vormals braune Haar.

Gebrochen iſt, der einſt verwegen
Zu raſcher That mich trieb, der Muth,
Und matter mit gedämpften Schlägen,
Rinnt durch die Adern jetzt das Blut.

Oft möcht' ich mit den dunkeln Mächten,
Die unſres Schickſals Fäden drehn,
In trübem Unmuth grollend rechten,
Daß ſie zum Leid mich auserſehn.

Doch denk' ich wieder: Tand gewonnen,
Das nicht erreicht, was man erſtrebt,
Das ſchwer Errungne leicht zerronnen:
Was heißt das Anders als *gelebt*?

Und ſind mir Freunde nicht geblieben?
Und blieb mir nicht das eigne Herz,
Noch friſch, zu haſſen und zu lieben,
Und reingeſtimmt für Luſt und Schmerz?

An Deinem Füllhorn voll Verlangen
Häng' ich nicht mehr, du ſchnödes Glück,
Ich ſchaue vorwärts ohne Bangen,
Und ohne Bitterkeit zurück.

So lenk' ich meine Schritte munter
Zur Tiefe nieder von den Höh'n:
Ging es zu Berge ſchwer mitunter,
Wird es zu Thale leichter gehn.

Schon ſeh' ich ſanftgewundne Stege,
Manch Ruheplätzchen lädt mich ein;
Und endlich, nach dem langen Wege,
Wie muß der Schlummer köſtlich ſein.

1) Titel einer Goethe'ſchen Novelle. Strauß ſtand damals im 49ſten.

Dies Liedchen ſang ich auf der Reiſe
Durch Wald und Feld mir ſelber vor;
Und war ich heute leidlich weiſe,
So bin ich morgen wieder Thor.

Dann rufe Du mich zu den Spuren
Zurück der Wahrheit und der Pflicht:
So ſind wir ächte Dioskuren,
Im Wechſel zwiſchen Nacht und Licht.

Vom Kniebis auf den Dobel 11. Juli 1856.

D. F. Strauß.

336. **An Rapp.** Heidelberg, den 17. Auguſt 1856.

— Ob Du aus dem Ariſtoteles viel Weisheit herausleſen wirſt, bin ich begierig. Ich habe einmal in Weimar die Poëtik im Grundtext geleſen und da dachte ich, wenn die Leſſing u. A. nicht ein tüchtiges Licht mit hineingebracht hätten, darin würden ſie wenig gefunden haben. Es ſcheint auch der Zuſtand des Textes zum Theil ein gräulicher zu ſein. Die Rhetorik kenne ich nur zum Theile. — Hutten iſt jetzt auf dem Wege durch Mähren nach Wien und Du kannſt ihm dort begegnen. Wenn Du ihn vor Olmütz triffſt, ſo erkennſt Du ihn an einem ſehr abgeriſſenen Aufzug, zu Fuß; hinter Olmütz ſieh, ob Du nicht einen Reiter gewahr wirſt, ritterlich gekleidet, der öfters in Gedanken zu reiten ſcheint und in den Herbergen die Verſe, die er zu Pferde gemacht, auf einzelne Blätter ſchreibt. Es iſt ein Gedicht an Kaiſer Maximilian, daß er den Venetianern den Teufel im Glas zeigen ſoll. Triffſt Du mit dem Mann zuſammen, ſo hüte Dich ihn zu reizen, er fängt leichter Feuer als die Heidelberger Zündhölzchen.

337. **An Rapp.** Heidelberg, den 19. Oktober 1856.

Geſtern Nachmittag um $2^1/_2$ Uhr bin ich wieder glücklich hier angekommen. Es iſt uns auf der weiteren Reiſe Alles nach Wunſch gegangen, nur ſollte man immer in Deinem Hauſe zuletzt ſein, da nach demſelben einem nichts mehr ſchmecken will. — Da wir morgen Abend ein Violinquartett von Pariſer Künſtlern hören werden, die eigens auf Beethoven einſtudirt ſind, ſo darf ich wohl unſere Reiſe, wie ich Fiſchern bereits im Schultheißlichen Wagen ſagte, mit einer Symphonie vergleichen. Davon bildet unſer erſter Oehringer Aufenthalt das muntere Allegro, die Tage in Münkheim das ſeelenvolle Adagio und nun giengs, wie es mir bei wirklichen Symphonien zu gehen pflegt: wenn mich das Adagio recht ergriffen hat, ſo fallen die 2 letzten Sätze dagegen

ab. Das wäre das Scherzo des zweiten Oehringer Aufenthalts, und das Finale bei Sicherer war doch zu lärmend für denjenigen, dem die zarten Töne und Weisen des Adagio noch in Herz und Ohren nachtönten. —

338. **An Rapp.** Heidelberg, den 8. Dezember 1856.

— — Du fragst mich, warum ich keinen rechten Geschmack an Aristoteles finde. Da muß ich vor Allem bekennen, daß ich noch zu wenig von ihm gelesen habe, um eigentlich urtheilen zu können. In früherer Zeit las ich das erste Buch seiner Metaphysik im Original mit einem Berliner Kollegienheft, die Nikomachische Ethik gleichfalls griechisch mit Vergleichung mit Garve's Uebersetzung, zuletzt in Weimar die Poëtik, sonst nur Einzelnes in der Politik, Rhetorik und dem Organon. Was mich nun im Allgemeinen zurückstößt bei dem Manne, den ich natürlich als einen großen Weltweisen, eine Vorrathskammer der besten antiken Gedanken verehre, ist sein Styl. Ich bin ein geborener Stylmensch, wie Du weißt. Ich denke mir das Verhältniß des Gedankens zum Styl als ein ehliches: bei Aristoteles scheint mir der Styl nur die Sklavin des Gedankens zu sein. Er wird schlecht behandelt, also kurz gehalten; oder lassen wir das Bild, sein Styl erscheint mir todt, es wird nichts in seinem Vortrag. Seine Darstellung zeigt mir nicht ein Gewächshaus mit wachsenden Pflanzen, sondern ein Magazin mit aufgespeicherten Waaren; dabei bin ich aber überzeugt, daß Zeller oder ein Anderer auch in seinem Styl Vorzüge nachzuweisen wüßte, in die ich noch nicht eingedrungen bin. — Die Ethik ist noch das Verständlichste.

339. **An Rapp.** Heidelberg, den 17. Dezember 1856.

— Kuno Fischer geht es sehr gut, sofern seine Vorlesung ungemeinen Beifall findet, mir geht es um so schlechter, da er mir als Umgang gar nicht zu ersetzen ist. Sein Abgang ist für mich nicht blos ein Verlust, sondern ein Unglück. Ich muß mich ganz neu einrichten und bin dazu viel zu verdrossen. Einiger Trost liegt mir in der Arbeit am Hutten. Du fürchtest, ich möchte sie zu gelehrt machen, allein ich kann — und darin gibst Du mir gewiß Recht — kein anderes Gesetz für eine solche Arbeit anerkennen, als daß ich die Sache so

wiedergebe, wie sie in mir lebt. Dieser Gegenstand nun lebt in mir in der Mitte zwischen gelehrter Forschung und ästhetisch-populärer Wirkung, und so muß ich ihn auch wiedergeben. Auf das große Publikum habe ich nie spekulirt und werde es auch nicht. Geräth meine Darstellung noch nicht populär genug, so wird sie ein Anderer schon bearbeiten. Dagegen habe ich im Mindesten nichts. Ich folge meinem Sterne.

340. **An Zeller.** Heidelberg, den 20. Dezember 1856.

Dies, lieber Freund, als Bescheinigung, daß ich das Gespräch der Gespräche erhalten habe. Es überkam mich gleich dialogische Lust. Den Inhalt dieses Spasses habe ich längst für Dich auf dem Herzen, der ich übrigens in Scherz und Ernst der Deinige bin[1]).

D. F. St.

341. **An Kuno Fischer.** Heidelberg, den 22. Januar 1857.

— — Ihr curriculum vitae[2]) hat mich erfreut. Die Steine, die man Ihnen in den Weg warf, haben Sie zu Staffeln Ihres Emporsteigens zu machen gewußt. Sie sind von dem Zeuge gemacht, das weder biegt noch bricht, und an dem sich das Schicksal die alten wacklichten Zähne ausbeißt. Wohl bekomm's ihm und Ihnen. Perge bonis avibus[3]). Ich muß mir den Kopf, wie Papageno, wieder in den Sack stecken lassen, um noch länger in dem finstern Prüfungstempel umhergeführt zu werden. Kämen die Genien bald und sängen ihr: „Bald prangt, den Morgen zu verkünden!" ꝛc.

342. **An Rapp.** Heidelberg, den 17. Februar 1857.

— Am 29. v. Mts. brachte ich den armen Ulrich von Hutten zu Grabe und am 4. d. Mts. machte ich das punctum finale[4]) des ganzen Koncepts. Bis gestern brachte ich dann damit zu, dasselbe im Zusammenhang zu lesen und durchzucorrigiren. Dabei ergriff mich

1) Mit diesen Zeilen begleitete Str. das Manuscript des „Papierreisenden" (Ges. Schr. II, 365 ff.), welches er Zeller als Gegengabe für dessen Uebersetzung von Plato's Gastmahl (Marburg 1856) zusandte. — 2) „Lebenslauf". — 3) „Viel Glück für den Fortgang." — 4) „Schlußpunktum".

der Stoff ſo ſehr, daß ich meine Arbeit ganz vergaß. Daß die deutſchen Geſchichtſchreiber vom Fach mir dieſen Stoff übrig gelaſſen haben, iſt unbegreiflich und ich habe es als einen Glücksfall zu betrachten.

— Mit Gervinus ſtehe ich ganz freundſchaftlich, nur daß durch ſeine dogmatiſche Engherzigkeit in aestheticis — poëtiſch nur Shakeſpeare, muſikaliſch nur Händel gelten zu laſſen — unſer Verkehr ſehr geſpannt iſt.

— Den zweiten Theil ſeines 19. Jahrhunderts habe ich nun geleſen, — was nicht immer leicht iſt, — er iſt durchaus gediegen; das Mark der Geſchichte ſetzt er einem vor. — Fiſchers Baco habe ich noch nicht ganz geleſen, da mich die nähere Auseinanderſetzung des Bacon-Syſtems weniger intereſſirte, was ich aber geleſen, habe ich ſehr gut gefunden. Einzig iſt bei Fiſcher die Verbindung höchſter philoſophiſcher Präciſion mit volksthümlichſter Deutlichkeit.

— Und nun eine Bitte. Du haſt viele Sachen von mir, die eben nur für Deine Augen beſtimmt waren. Die Briefe haſt Du, wie Du mir früher einmal ſchriebſt, bereits expurgirt. Noch nöthiger aber haben dies die poëtica, wofern ſie nicht vielmehr ſammt und ſonders vertilgt werden ſollten. Sie ſtammen meiſtens aus einer Zeit, wo ich am Gemüth tief krank war und mir mit allerhand unſinnigen Sachen zu helfen ſuchte. Ich war wie eine Schwangere, die in krankhaften Gelüſten Kalk u. dergl. ißt. Bei mir iſt faſt Alles aus dieſer Zeit vernichtet, ich bitte Dich, thue das doch auch, — handle darin als Freund und zwar ohne mir über die Sachen im Einzelnen noch zu ſchreiben, an die ich nicht gerne erinnert werde.

343. **An Viſcher.** Heidelberg, Charfreitagmorgen 1857.

— — In dem letzten Heft Deiner Aeſthetik leſe ich Abends mit großem Genuß. Zum Auffaſſen des philoſophiſchen Zuſammenhangs der §§ bin ich nach der Schreibarbeit des Tages zu abgeſpannt; ich halte mich alſo, wie ein rechter Laie, an die Noten. Dieſe an ſich unerwünſchte Probe beſteht Dein Buch trefflich. Wo man hineingreift, bekommt man die Hand voll, Deine Ausführungen über das Weſen der Poëſie im Allgemeinen, über Lyrik, Epos, Roman ꝛc. haben mir vieles licht gemacht, was mir nur dunkel vorſchwebte. Beſonders haben mir auch einige exegetiſche Stellen — über Goethe'ſche Gedichte

ꝛc. gefallen. Einiger Shakeſpearolatrie möchte ich Dich zeihen. Du rechtfertigſt bombaſtiſche Phraſen aus den Zuſtänden der redenden Perſonen, in denen ich nur Manier im Zeitgeſchmack ſehen kann. Schiller hat am Macbeth freilich Manches verdorben, aber auch gewiß verbeſſert. Ich erinnere mich einiger lausbubiſchen Reden eines jungen Macduff über Weiber, die zu nichts dienen, als eben der Manier, — die er billig weggelaſſen. Ich glaube Goethe hat in ſeinem Leben keinen dummern Streich gemacht, als jene Rede gegen Eckermann von ſeiner Unterordnung unter Shakeſpeare. Sie war ihm nicht Ernſt, und er hatte es auch nicht nöthig. Ich möchte eine Diſſertation ſchreiben Poëtarum, qui exeunte sec. XVIII in Germania floruerunt classicorum, contra Shakespearium ejusque admiratores nimios vindiciae [1]). Gervinus ſagt, die poetiſche Sprache von Schiller und Goethe ſei, mit Sh.'s ſeiner verglichen, gereimte Proſa. Das iſt doch wenigſtens conſequent geſprochen.

Wir denken (mit Fiſcher und Zeller, die hier waren) aufs Neue an das Taſchenbuch. Was denkſt Du? Du und ich ſind beide bald von größeren Arbeiten frei und hätten Zeit.

344. An Wilhelm Strauß.

Heidelberg, den 3. April 1857.

Dein liebes Schreiben, das ich dieſen Morgen erhielt, hat mir in mehr als einer Hinſicht Sorge gemacht. Daß Dein Anfall, nachdem er gehoben ſchien, noch eine ſo ſchlimme Nachwirkung gehabt, bedaure ich ſehr. Faſt ebenſo bedenklich aber iſt mir der Wechſel mit dem Arzte, den Du vorgenommen. So wie ſich mir in der Ferne die Sache darſtellt, ſucht Dich der Homöopath durch Eingehen auf Deine Vorſtellung von der Krankheit zu gewinnen, während er, wo es drauf ankommt, dieſelben Mittel wie der vorige in Anwendung bringt. Da gewinnſt Du alſo nichts, aber verlierſt die vertraute Bekanntſchaft des Dr. Spiritus mit Deinen Umſtänden. Wie geſagt, ich bin mit dieſem Wechſel gar nicht einverſtanden, und wünſche, daß Du wenigſtens den wackern Spiritus nicht ganz von der Hand läſſeſt.

1) „Vertheidigung der deutſchen Klaſſiker aus dem Ende des 18. Jahrhunderts gegen Shakeſpeare und die Shakſpearomanen."

345. **An Rapp.** Heidelberg, den 14. Mai 1857.

Vorgeſtern Abend bin ich von meiner Reiſe zurückgekommen. Ich hatte gut Wetter, guten Appetit und fand überall gute Freunde. Doch waren die Tage in Oehringen die ſchönſten. Ich weiß kein innigeres Vergnügen, als mit guten Freunden zu gehen, während liebe Kinder um einen her ſpielen. — In St. Gallen beſuchte ich zwei Bibliotheken, die des alten Stifts und die von dem Humaniſten Vadian im 16. Jahrhundert geſtiftete Stadtbibliothek; erſtere mit ihrem Handſchriftenſchatz. Was ich aber ſuchte, war die andere. Dort ſind 12 Foliobände handſchriftlicher Briefe aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Die Ausbeute für meine Zwecke war aber gering. Der Bibliothekar, ein altes Männlein, war die Freundlichkeit ſelbſt. Er war vor vielen Jahren in Stuttgart bei mir geweſen, was ich nicht mehr wußte. Der andere Bibliothekar führte mich an die ſchönſten Punkte der Umgebung. Bald kam Viſcher, meinem Ruf folgend, aus Zürich herüber. — Am andern Tag fuhren wir miteinander nach Winterthur. Da zeigte er mir in einer Zeitung einen Artikel von ihm über den Uebelſtand, daß die Züricher in ihrem See keine einzelnen Badhäuschen haben, ganz im Style ſeiner früheren Polemik gegen die Tübinger Straßenpolizei; als ich las, wie er am Ende durch einen kühnen Sprung auch noch auf die ſchlechte Milch in Zürich zu reden kam, mußte ich ungeheuer lachen. Von Winterthur fuhr er nach Z. zurück, und ich nach Schaffhauſen. Da ich den Abend frei hatte, ging ich an den Rheinfall hinaus. Ein Diſtichon, welches ich demſelben gegenüberſitzend ſchrieb, erhältſt Du beiliegend in natura [1]). Von Schaffhauſen fuhr ich nach Baſel, wo ich abermals auf 2 Bibliotheken, einer weltlichen und einer geiſtlichen, ganze Wälder von Reformatorenbriefen, insbeſondere auch von Luther, Reuchlin, Erasmus, Hutten, unter Händen hatte. Erasmus' Hand iſt überaus flüſſig; Luther's etwas mönchiſch; Reuchlin's groß und majeſtätiſch; Hutten's die ſchönſte, lebendigſte, deutlichſte von allen, und erinnert an Schiller's Hand. Ein trefflicher Landsmann, der Chemiker Profeſſor Schönbein, Erfinder der Schießbaumwolle und des Ozons, hielt mich noch $^1/_2$

1) Es lautet:

Am Rheinfall. (10. Mai 1857).

Brauſend den Brauſenden ſah dich vor 20 Jahren der Jüngling,
Heute den Brauſenden ſieht ruhigen Sinnes der Mann.

Tag länger, als ich wollte, in Basel fest; wir machten einen hübschen Gang auf's Land. Der trefflichen Holbeins auf dem Basler Museum nicht zu vergessen, worunter für mich die 3 Erasmusbilder besonderes Interesse hatten. In Karlsruhe sah ich am andern Tage bei Herrn v. Uexküll den Erasmus im Kupferstich von Dürer: eine höchst merkwürdige Vergleichung. Dürer macht aus dem magern Erasmusgesicht eine Art Dantekopf voll Schärfe und Charakter, während uns Holbein nur Feinheit und Geschmeidigkeit zeigt. Offenbar hat hier Dürer von dem Stahl seiner eigenen Natur dem Abgebildeten vorgestreckt; Holbein ihn genommen, wie er war.

Nun lebe wohl, und grüße Deine Frau und Dein ganzes Haus. Schreib mir bald. Das Wiedersehen hat mich auf's Neue nach Deinen Briefen begierig gemacht. Adieu!

Dein alter und neuer

D. F. Strauß.

346. An Vischer.

Heidelberg, den 26. Mai 1857.

— — Seitdem habe ich Deine Aesthetik, letztes Heft, mit Genuß und Belehrung vollends gelesen, und alsbald eine summarische Anzeige des ganzen nun vollendeten Werks an Brockhaus gesandt. Meine Absicht war auf die Deutsche Allgemeine Zeitung gerichtet, und ich hatte mich deswegen kurz gefaßt; nun schreibt aber Brockhaus, die bringe so ausführliche Berichte nicht, er werde daher den Artikel in die Blätter für litterarische Unterhaltung setzen, wo Du ihn also demnächst finden wirst.

Jetzt lese ich an dem Heft über Musik. Was Du dazu gegeben, muß ich loben, nur ist Einzelnes, aus Mangel an Beispielen, etwas dunkel; ganz vortrefflich aber Dein § 764; der wäre gar nicht besser zu machen, und entscheidet namentlich den Rangstreit zwischen Vokal- und Instrumentalmusik aus dem Grunde. Köstlin's[1] Arbeit finde ich, auch beim Lesen im Zusammenhang, höchst tüchtig; der Mensch ist gesteckt voll von musikalischen Eindrücken und Anschauungen, und hat eine feine Unterscheidungs- und Beurtheilungskraft. In diesem Handel

1) Karl Köstlin (1819—94), der Tübinger Theolog und Philosoph, Vischers Mitarbeiter an dem musikalischen Theil seiner Aesthetik, und später sein Nachfolger.

haſt Du wirklich Glück gehabt; ich hätte nie geglaubt, daß eine auch in den Ton des Ganzen ſich ſo trefflich fügende Ergänzung möglich wäre. Ich habe ſeinen Brief beantwortet.

347. An Rapp.

Heidelberg, den 26. Mai 1857.

— — Böcking war der einzige Menſch, deſſen Urtheil über meine Arbeit ich fürchtete. Er kennt den Stoff, wie Keiner und iſt noch überdieß der Liebhaber, dem der Maler der Geliebten ſelten Genüge thut; aber der Brief entpuppte ſich ganz anmuthig. Böcking ſchrieb, die Arbeit habe ſeine ſchönſten Hoffnungen übertroffen. Er ſprach ſich nicht blos zufrieden, ſondern ergriffen aus. Das freute mich nun natürlich ungemein. Einzelne Berichtigungen und Bereicherungen habe ich durch Böcking doch gewonnen. Auch manche originelle Anmerkung hat er mit Bleiſtift an den Rand oder auf eingeklebte Blättchen geſchrieben. Einmal ſage ich aus Gelegenheit Reuchlin's: Pfaffen gegenüber ſei eine, auch nur ſcheinbare, Nachgiebigkeit niemals klug. Sie glauben dann gewonnen zu haben und verdoppeln ihre Unverſchämtheit. Dazu ſchrieb er: Bravo! an den Rand. Ein andermal ſage ich: Aufklären laſſe ſich wohl mittelſt der Großen, aber reformiren nur (ob mit, ob gegen die Großen) durch die Mittleren und Kleinen. Dazu ſchrieb Böcking den Vers: Du ſprichſt ein großes Wort gelaſſen aus! An einer andern Stelle hatte ich mich, ich weiß nicht wie ich dazu kam, des Ausdrucks bedient, den ich ſelbſt nicht leiden kann: Den Verhältniſſen Rechnung tragen. Dazu ſchrieb er: Dieſe moderne Kaufmannsphraſe bitte zu tilgen. Die Bemerkungen werden Dir den Mann ganz zu erkennen geben. Wegen des Verlags habe ich mich an Brockhaus gewendet, höre aber nun, der ſei krank. Geſtern war ein anderer Leipziger Buchhändler bei mir, der mir Anerbietungen machte. Ich will die Sache nicht übereilen. Dieſe Tochter bleibt mir nicht ſitzen. Aber das Markten und Kramen mit der Ausſtattung und Mitgift (die hier orientaliſch der Freier dem Vater gibt) iſt auch bei dem Anbringen dieſer Tochter die Schattenſeite.

348. An Rapp.

Heidelberg, den 26. Juni 1857.

— Viſcher ſcheint wieder leidlicher geſtimmt. Aber über den Fauſt hat er neueſtens ein Aufſätzchen drucken laſſen [1]), das mir gar

1) S. Br. 349.

nicht gefällt. Er hat sich offenbar an dieser Dichtung, über die er so oft gelesen, so zergrübelt, daß ihm der unbefangene Standpunkt ganz abhanden gekommen ist. Er will überall Goethe zeigen, wie er es hätte machen sollen und wird darüber ganz zum Schulmeister. Ich glaube, er sollte sich ein Jahrer Zehne [1]) gar nicht mehr mit Faust beschäftigen, dann möchte es wieder gehen.

349. An Vischer.

Heidelberg, den 4. Juli 1857.

— — Der Hutten erscheint nun bei Brockhaus. Der Vertrag ist gezeichnet, und in den nächsten Tagen sende ich ihm das Manuscript. Der Druck soll — an beiden Bänden zugleich — in 14 Tagen beginnen. Ob das Buch Deinen patriotischen Zorn schüren wird, weiß ich nicht. Du kennst mich ja. Der Zorn erstirbt bei mir im Vergnügen des Bildens. Doch hab ich in der Vorrede und am Schluß über die Concordate geschimpft.

Da ich nun wünschte, daß Du mein Buch loben möchtest, so sollte ich mich klüglich enthalten, eben jetzt etwas von Dir zu tadeln. Glücklicherweise ist es kein Buch, sondern nur ein Aufsatz, und Du konntest vorherwissen, daß ich nicht mit demselben einverstanden sein werde. Ich meine den über Faust im Züricher Museum. Ich möchte sagen: was von Dir kommt in diesem Aufsatz, ist gut; was mir mißfällt, kommt nur aus einem falschen Princip, das Du angenommen. Denn daß ein Princip falsch ist, das Dich dahin führt, dem Goethe einen Vers vorzumachen, das solltest Du doch, wenn Du Dich nur einen Augenblick von jenem Princip losmachst, selbst erkennen. Ich bleibe dabei: der Kritiker kann nur sagen und aufzeigen, wo und wiefern es der Dichter gut oder auch schlecht gemacht hat; geht er weiter und will ihm zeigen, wie er es hätte machen sollen, so wird er, je mehr er dabei in's Einzelne geht, um so gewisser zum Schulmeister. Mir scheint, Du hast den Faust gar zu oft schon auf dem Katheder als Prosector unter dem Messer gehabt. Du wolltest zunächst zwar nur den Bau eben dieses Dichtwerkes aufzeigen, doch aber zugleich den Organismus der Dichtart, zu der es gehört, daran illustriren, das Individuum an der Gattung messen. Allein der Faust ist ein Phönix. Er ist nur in sehr unbestimmtem Sinne ein dramatisches Gedicht, und

1) Offenbar bewußter Provinzialismus.

ihn an dieſem Maßſtabe meſſen, heißt ihm Gewalt anthun. Ja, ſelbſt ein Kunſtwerk, möchte ich ſagen, iſt er nur ſo, daß er zugleich (in viel eigentlicherem Sinn, als dies bei jedem Kunſtwerk ohnehin der Fall) ein Naturwerk iſt. Laß mich eine Vergleichung gebrauchen, die mir nahe liegt. Wer mich im Heidelberger Schloß herumführt, würde mich ſchlecht unterhalten und unfruchtbar belehren, wenn er ſeine Bemühungen darauf richten wollte, mir aus den älteſten Beſtandtheilen des Baues deſſen urſprünglichen Plan zu entwickeln, und mir dann bei den jüngern zu zeigen, daß ſie dazu nicht paſſen, ſondern ſo und ſo ſein ſollten. Er würde mir ganz conſequent beweiſen, daß der Ottheinrichsbau im Zuſammenhang des Ganzen ein Fehler ſei: gleichwohl würde ich vor dieſem ſtehen bleiben und der Bewunderung kein Ende finden. Du wirſt ſagen, das Gleichniß thue mehr als blos hinken. Freilich; und dennoch iſt etwas Wahres daran. Der Fauſt iſt ein durch alle Altersſtufen des Dichters fortgeſetztes, in immer neuen Anſätzen wiederholtes Ringen des Dichters mit einer übermächtigen Aufgabe, der er von verſchiedenen Seiten und je nach den Alters- und Entwicklungsſtufen in verſchiedenen Weiſen beizukommen ſucht. Dieſe Fortentwicklung, dieſe Veränderungen des urſprünglichen Plans zeige mir der Kritiker, mache auch die Riſſe, die Inconcinnitäten bemerklich, aber am Ende mache er jedesmal darauf aufmerkſam, wie unter dieſen Bedingungen der Anbau eben doch wieder ſchön geworden. Dies, ſo weit die Anbaue wirklich ſchön ſind. Hätte das Heidelberger Schloß Anbaue aus der reinen Zopfzeit, ſo würde ich dem Führer ebenſowenig zumuthen, ſie zu loben, als Dir den 2. Theil Fauſt.

350. An Rapp. Heidelberg, den 9. Juli 1857.

— Ich möchte bald wieder an eine Arbeit, freilich weiß ich noch nicht, an was für eine. Nach Hutten einen gleich trefflichen Stoff zu finden, iſt ſchwer. Gervinus will mich an Luther hetzen, Du an Zwingli. Allein der theologiſche Geruch iſt mir zuwider. Doch kommt Zeit, kommt Rath. Erſt muß der Hutten corrigirt und gedruckt ſein.

351. An Zeller. Heidelberg, den 27. Juli 1857.

— — Ich bin begierig, was Du aus den Schwegler'ſchen Papieren herausfinden wirſt[1]). Ich las kürzlich ſeines Rivals Momm-

1) Schwegler war den 5. Jan. 1857 geſtorben und Z. mit einem Abriß ſeines Lebens (jetzt Vortr. und Abhandl. II, 329 ff.) beſchäftigt.

ſen röm. Geſchichte, Band 1 und 2, mit getheilter Befriedigung. Der 1. Theil war mir von vorn herein, da er die Tradition als unhiſtoriſch vorausſetzt, und nur gelegentlich berückſichtigt, doch gar zu incohärent; von Pyrrhus an fand ich mich immer mehr angeſprochen, nur durch den Mangel an Styl — im engern und im höhern Sinn, ich meine im letzteren den Mangel an Ruhe und Würde der Darſtellung und oft der Betrachtung ſelbſt — zurückgeſtoßen. Anregend, lehrreich aber iſt das Werk immerhin, nur noch lange kein monumentum aere perennius [1]).

Zu Deiner Mühe mit der 2. Auflage Deiner Geſchichte der griech. Philoſophie wünſche ich Dir Geduld. Das ſind die wahren literariſchen Märtyrersarbeiten, zugleich aber die Prüfſteine der ächten Gelehrſamkeit und Gründlichkeit. Nicht alle, die eine 2. Auflage machen, beſtehen dieſe Probe. Du wirſt ſie beſtehen und Dich der gethanenen Arbeit um ſo mehr zu freuen Urſache haben, je ſauerer ſie Dir geworden iſt.

352. An Rapp.

Heidelberg, den 11. Auguſt 1857.

— Von Wiesbaden gab ich meinem Bruder, der nach Köln zurückreiſte, noch das Geleite bis Rüdesheim, wo ein Jugendfreund meines Bruders Weinhändler iſt. Der führte uns in ſeine Weinberge und in ſeine Keller. Wie ſchöne Weinberge ausſehen, weißt Du wohl; auch einen großen Keller ſahen wir ja in Erligheim; allein einen Römer voll Rüdesheimer 1855er friſch aus dem Faß unter die Naſe zu halten, iſt etwas vollkommen Einziges. Der Geruch iſt buchſtäblich ſo herrlich, daß ich vom Riechen faſt nicht zum Schmecken übergehen konnte. Es iſt wie eine edle Jungfrau, welcher der Anvermählte nur mit heiliger Scheu den Gürtel löſt.

353. An Kuno Fiſcher.

Heidelberg, den 21. Auguſt 1857.

Corrigo, ergo sum [2]), heißt es jetzt bei mir. Es geht mir wie Ihnen mit Ihrem Baco: erſt wartet man lang, bis der Druck anfängt, dann kommt's ſtromweiſe, bei mir jetzt um ſo mehr, als nicht nur an beiden Bänden des Huttens zugleich gedruckt wird,

---

1) „Denkmal, dauernder als Erz". (Horaz). — 2) „Ich corrigire, alſo bin ich" — Parodie des Carteſianiſchen: „Ich denke, alſo bin ich."

ſondern außerdem auch die deutſchen Friſchliniana, welche der Stuttgarter litterariſche Verein übernommen hat[1]), unter der Preſſe ſind. Der Hutten ſoll, ſo hoffe ich, Ende September in Ihren Händen ſein.

— Mein Leben hier iſt ziemlich einſam. Mit Gervinus ſtehe ich ſehr freundſchaftlich, wir gingen während der heißen Zeit fleißig ins Bremeneck[2]); allein da er, wenn man zu ihm geht, immer ſchon fort iſt, ſo muß ich eben erwarten, wenn er zu mir kommt. Meyer, der im Augenblick in der Schweiz iſt, iſt mir ganz angenehm, doch ſpüre ich wohl, daß ihm Fries und Ihr Schwager ein homogenerer Umgang ſind. Wenn Sie nicht bald kommen, gehe ich doch wo anders hin. Ich will Ihnen den Herbſt 1858 als Termin ſetzen: bis dahin gedenke ich meine Georgine noch hier zu laſſen und dann zu Rapp zu thun; wenn Sie bis dahin nicht hier ſind, geh ich wieder nach München. Und gar nicht unwahrſcheinlich iſt mir, daß auch Gervinus nächſtens einen Winter dahin gehen wird.

— Von Münkheim bekomme ich fleißig Briefe. Ich ſchrieb kürzlich ein paar Verſe, die ich dem Rapp in ſein Huttenexemplar hineinſchreiben will; Sie ſollen ſie hierbei haben, ehe er ſie bekommt, damit der Brief einen nicht trübſeligen Schluß erhalte:

Ulrich Hutten in Münkheim.

Hier will ich von dem müden Roſſe ſteigen,
Vom langen Ritt in Waffen ſelber matt.
Dort ſcheint ſich mir das liebe Haus zu zeigen,
Das mir der Freund ſo oft geprieſen hat.
Das ſind die Roſenbüſche, dies die Birke,
Das iſt das Brückchen und der muntre Bach:
Ich fühls, hier bin ich in des Glücks Bezirke,
Hier will ich ruhn nach ſo viel Ungemach.

Der Ritter will nicht euren Frieden ſtören,
Er will ihn mitgenießen: laßt ihn ein!
Von Kämpfen mögt Ihr ihn erzählen hören,
Und froher nun der eignen Ruhe ſein.
Er ſei, erlaubt's, heut Euer Tiſchgenoſſe,
Gönnt ihm zu Nacht die Raſt in Eurem Haus,
Dann ſteigt er mit der Sonne friſch zu Roſſe,
Und zieht von Neuem in die Welt hinaus.

1) „Des Nicodemus Friſchlin Dichtungen überſetzt"; Tüb. 1857.
2) Eine Heidelberger Gartenwirtſchaft.

Und nun leben Sie wohl! küſſen Sie die Kleine und ſagen Ihrer lieben Frau meine beſten Grüße und Wünſche.

354. **An Rapp.** Heidelberg, den 3. September 1857.

— Deinem letzten Schreiben nach ſcheinſt Du mir reiſefertig. Ueber die Schweiz kann ich Dir nichts ſagen, da ich nur ihren nördlichen Rand kenne; eine Reiſe in das ihr naturverwandte Tirol, die ich einmal machte, rechne ich nicht zu meinen angenehmſten. Es hat da freilich Jeder eigene Bedürfniſſe. Für mich gibt es nur zweierlei Reiſen, die mich anziehen: Kunſtreiſen und dann Natur- und Geſelligkeitsreiſen. Bei den letzteren iſt für mich die Geſelligkeit die Stimme, die Natur nur das Accompagnement. Sie braucht alſo nur anmuthig und abwechſelnd zu ſein, nicht großartig, und Touren, die durch ihre Beſchwerlichkeit die geſellige Unterhaltung aufheben, mag ich gar nicht. Wäre ich in Württemberg, ſo wären mir Schwarzwald, Alb und Bodenſee genug.

355. **An Viſcher.** Heidelberg, den 25. Oktober 1857.

— — In Deiner Vorleſung über Iphigenie, auf die ich mich freue, haſt Du die beſte Gelegenheit, Goethe die ſchuldige Revanche — wegen der (ut mihi videtur[1]) übermäßigen Bevorzugung Shakeſpeare's in Deiner Aeſthetik — zu geben. Denn eben in der Iphigenie — wie außerdem in Hermann und Dorothea, und freilich überall — aber beſonders ausgeprägt iſt doch in der Iphigenie dasjenige, wodurch Goethe höher ſteht, einen höheren Entwicklungspunkt der Menſchheit bezeichnet, als Shakeſpeare. Und eben dadurch iſt er der *Unſere*, in einem Sinn, wie es Sh. durchaus nicht iſt, noch ſein kann. Es hängt dies freilich noch mit der Höherſtellung der dramatiſchen Form über alle andern zuſammen, gegen die ich auch meine Aber's habe. Das Alles hätten wir beſprechen ſollen; aber es war zu ſehr Jahrmarkt, als Du dort warſt; es kam des Guten allzuviel zuſammen. So machts einem das Leben. Lange hat man gar nichts, dann wird man überhäuft und hat auch wieder nichts. O weiſer Onkel Hiller! Solon, Solon!

1) „Wie mir ſcheint."

356. An Rapp. Heidelberg, den 9. November 1857.

— Ich unterhielt mich die letzte Zeit herzlich schlecht. Deßwegen schrieb ich nicht. Ist man verstimmt, so sei man's für sich, theile nicht seine Verstimmung meilenweit Anderen mit. Und warum denn verstimmt? fragst Du. Ich frage wieder: Was ist denn überhaupt Verstimmung und antworte: Lebensstockung. Und das Leben ist am Ende — wenigstens bei einem Menschen, der sich, wie ich, auf nichts Gescheidteres versteht — Thätigkeit. Ich bin noch in keiner neuen drin. Das ist der Punkt. Ich habe für Luther zu lesen angefangen, darunter mich des alten Mathesius Predigten über Luther's Leben sehr angesprochen haben. Er hatte als Student eine Zeitlang den Tisch bei Luther gehabt und predigte nach dessen Tode als Pfarrer in Joachimsthal seinen Bergleuten über Luther's Leben. Ehrlich und tüchtig; neben Luther's Schriften Hauptquelle. Um nun aber Luther zu begreifen, muß man seine Rechtfertigungslehre und die inneren Kämpfe, die ihn dazu führten, sich deutlich machen, sich in dieselben hineinleben. Letzteres ist nicht leicht, wenigstens mir nicht. Zunächst sind mir diese Gemüthszustände widrig und das Resultat derselben, die Rechtfertigungslehre, erscheint als Unsinn. Nun sage ich mir aber, diese Geschichten haben die Welt umgestaltet; auch Du, mit Allem, was Dir an Ueberzeugungen theuer ist, stehst darauf; es kann also kein bloßer Unsinn sein; dringe unter die Oberfläche und grabe dem Sinne nach. Gut, ich thu's, und übersetze mir jene Anfechtungen und deren Lösung in meine Sprache; aber verfälsche ich sie damit nicht? sind das noch Luther's Zustände? Luther's Auskunft? Und doch muß es eine Vermittlung geben, durch welche mittelst einer Reihe von = und wieder =, Luther's Gesetz und Evangelium in Kant's kategorischem Imperativ und Schiller's ästhetischer Erziehung des Menschengeschlechts ausmündet. Du siehst, an welchem Knoten ich mich zerarbeite. Darum denke ich oft: Laß Du Luther Luther sein und schreibe: „Deutsche Dichterleben von Klopstock bis Schiller," da wirst Du mehr plaisir daran haben; ist auch leichter. Leichter? Aber das eben wirft mich dann wieder der anderen Aufgabe zu, die mich durch ihre Schwierigkeit reizt. O Rapp, was hast Du für einen närrischen Freund! Zum Glücke ist er einmal nicht geboren, das ist schon hieraus klar. Wozu dann? Ja wenn wir das wüßten.

357. An Zeller.

Heidelberg, den 13. November 1857.

Deinen Lebensabriß Schweglers[1]) habe ich dieſen Morgen gleich vorgenommen, um ihn nicht aufzuhalten, und beeile mich, Dir denſelben hiebei, mit meinem Dank für die Mittheilung, zurückzuſenden. Ich wüßte nichts daran zu ändern, finde ihn vielmehr ſo wie er iſt, ſeinem Zweck vollkommen entſprechend, und wenn man den ſpröden Stoff bedenkt, in dem Du zu arbeiten hatteſt, ſehr gelungen. Denn weder die Perſönlichkeit, noch der Lebensgang Schweglers waren eigentlich biographiſcher Natur. Das haſt Du durch Einflechtung der Charakteriſtik in die Erzählung, durch Einrückung von Briefſtellen u. dergl., trefflich zu verſtecken gewußt. Und getroffen haſt Du den Mann gewiß vollkommen.

Nachdem ich mit dem Lebensabriß zu Ende war, nahm ich gleich den Artikel über das Concordat[2]) vor, und habe mich an dieſem noch ungleich mehr als an jenem erfreut. Hier war Stoff und Aufgabe Dir homogener und haſt Du auch wirklich Deine ganze Stärke entfaltet. Klarheit, Methode und Gründlichkeit, der Verein von wiſſenſchaftlichem Blick mit praktiſchem Takte, von Schärfe mit Billigkeit und Milde, machen dieſe Arbeit zu einem wahren Muſter- und Meiſterſtück. Und in der praktiſchen Beziehung auf Württemberg haſt Du dir dadurch eine Bürgerkrone verdient. Dein Incognito werde ich beobachten, nur in Abſicht auf Gervinus laß mich eine Ausnahme machen. Die Arbeit wird ihn an und für ſich freuen, aber mehr als doppelt, wenn ich ihm ſage, daß ſie von Dir iſt.

— — Deine Sendung hat mir auch den Schlüſſel in die Hand gegeben zu verſchiedenen Stellen eines Briefs, den ich vor etlichen Tagen erhalten habe[3]). Das ehrliche alte Semikolon ſchrieb mir, zunächſt über meinen Hutten, wobei es mit mir ſich wohl zufrieden äußert, um ſo weniger mit meinem Helden. Es hat nämlich erſt aus meinem Buch erfahren, daß derſelbe in ſeiner letzten Zeit damit umging, in

1) Vgl. Br. 351. — 2) „Das würtembergiſche Concordat und ſeine Folgen.“ Aus der „Minerva“ von Braun. Jena 1857. (Anonym.)

3) Das Folgende bezieht ſich darauf, daß Zeller in ſeiner Schrift über das Concordat der Ermahnung nachgekommen war, welche ihm Strauß in dem „Papierreiſenden“ (worüber Br. 340) in ſcherzhafter Form ertheilt hatte, durch Zerlegung der langen Perioden in kleinere, durch Semikolons getrennte, ſeinen Stil zu verbeſſern.

ſeinen Schriften bei einer neuen Ausgabe die meiſten Semikolon in Punktums zu verwandeln. Dies weiß ſich das gute Ding nur aus der Schwächung von Huttens Geiſteskräften durch ſeine Krankheit zu erklären, über die es ſich bei dieſer Gelegenheit ein paar ſehr ſpöttiſche Bemerkungen erlaubt. Nun ſetzt es aber ganz ſtolz und muthig hinzu, heut zu Tage erlebe es das umgekehrte. Selbſt Solche, die es früher entbehren zu können geglaubt, ziehen es wieder in ihre Dienſte. Natürlich, wie wolle man auch das nöthige Semikolon zwiſchen dem Staat und der katholiſchen Kirche ohne ſtyliſtiſche Semikolons aufrecht erhalten? Hier ſchien nun mir das alte Haus ſeinerſeits vor Altersſchwäche zu faſeln, da ich die Anſpielung nicht verſtand. Es ſetzte hinzu: nachdem ihm an der Lahn eine ſo ſchwere Eroberung gelungen, hoffe es auch am obern Neckar noch Boden zu gewinnen. Auch dies verſtehe ich erſt durch deine Sendung recht.

358. **An Viſcher.** Heidelberg, den 3. Dezember 1857.

— — Ich freue mich, daß Du die poëtiſche Sendung freundlich aufgenommen; ſie wollte mich ſchon wieder reuen. Ich habe mich in letzter Zeit auch auf ähnliche Weiſe mit Dir beſchäftigt, indem ich ein Exemplar des Jahrbuchs ſchwäbiſcher Dichter[1]), wovon mir mein früheres, ich weiß nicht wie, abhanden gekommen war, antiquariſch an mich brachte, und Deine 2 Novellen wieder las. Sie erſchienen mir wie gemeinſame Jugendwege, auf die man im Alter, oder wenn Du willſt, aus einer andern Welt, zurückblickt. Innig vertraut, und doch durchgemacht, abſolvirt; ein wehmüthig heiteres Gefühl. Allein auch davon abgeſehen, bleibt insbeſondere der Felix Wagner auch an und für ſich ein köſtliches Stück, worüber ich wieder recht herzlich gelacht habe.

Mit einer neuen Arbeit will's meinerſeits nicht recht fort. Ich habe hier und in Darmſtadt mich in der Luther-Litteratur umgeſehen und theilweiſe verſehen, d. h. Bücher in's Haus geſchafft; aber noch nicht eigentlich angebiſſen; der Widerwille vor dem theologiſchen Geſchmack des Stoffs iſt zu groß. Freilich machte ich beim Muſtern der Litteratur die überraſchende und einladende Entdeckung, daß auch über Luther durchaus noch nichts Rechtes vorhanden iſt. Andererſeits lockt mich aber die Idee, „Deutſche Dichterleben von Klopſtock bis

1) Vgl. S. 26, [1]).

Schiller" zu schreiben. Ich ärgere mich so über das ächt deutsche Gerede, daß erst ein Engländer, Lewes, ein lesbares Leben Goethe's geschrieben habe.

Da bin ich eben wieder in den Schubart hineingekommen. Indem ich mit der Hoyers[1]) Wittwe um die von mir einst benutzten Briefe handle, schickt sie mir einen Pack, der zwar jene nicht, dafür aber, nebst 15 Stück mir unbekannter (auch wenig bedeutender) Briefe Schubarts an seine Eltern, eine Menge Schreiben seines Vaters, seiner Brüder und des Schwagers Böckh enthält, aus denen doch Manches für seine Biographie hervorgeht. Ich würde unter den kleineren Poëten jedenfalls Bürger und Schubart in den Kreis meiner Arbeit ziehen, und letztere ganz neu machen. Einstweilen habe ich aus den Briefen eine Schnurre, das Leben der Barbara Streicherin (Sch. Briefe, I, S. 290) in 10 Kapiteln[2]), herausgearbeitet, und an Rapp geschickt. In den Briefen von Böckh kommt eine Stelle vor, die man dem Märklin telegraphisch in die Ewigkeit nachschicken sollte, da sie, selbst in Abrahams Schoos, sein Glück noch erhöhen würde. Sie heißt: „Unser Jacob (Bruder Schubarts) ist nur 9 Tage nach dem frommen Gellert gestorben. Angenehme Gesellschaft in die Ewigkeit".

359. An Kuno Fischer. Heidelberg, den 8. Dezember 1857.

Durch Ihr angenehmes Schreiben vom 4. d. Mts. haben Sie mir große Freude gemacht. So sehr ich Ihr vorübergegangenes Unwohlsein bedauere, so hat es mir doch den Gewinn gebracht, daß Sie mein Buch über Hutten in einem Zuge lesen konnten, welches demselben freilich zum Vortheil gereichen mußte. Was Sie über das Buch äußern, könnte einen Andern vielleicht eitel machen; da ich von der Wärme Ihres Lobes den Antheil abzuziehen weiß, den Ihre freundschaftliche Neigung für den Verfasser daran hat, so soll es mir nicht schaden, sondern nützen, indem es mich aufrichtet und ermuntert. Und der Aufrichtung, das wissen Sie ja, bedarf ich immer, bedurfte ihr aber kaum einmal mehr als jetzt, wo ich, noch immer für keine neue Arbeit entschieden, wenn Sie zu dieser innern Stockung die äußere Reizlosig-

1) Schubarts Schwestersohn; vgl. Strauß Litter. Denkw. Ges. Schr. I, 17.
2) Ges. Schr. II, 355.

keit meines Lebens hinzurechnen, wahrhaftig nicht zu beneiden bin. Wie sehr wünschte ich, daß Sie hier wären! Im Gespräch mit Ihnen wäre mir gewiß schon klarer geworden, welcher von beiden Planen der meiner Natur gemäßere ist.

Damit bin ich denn auf den Gegenstand gekommen, um dessen willen ich Ihnen heute schon schreibe. Ich ging diesen Nachmittag mit Gervinus spazieren. Schon vor mehr als 8 Tagen sagte er mir von dem Brief, den er von Ihnen erhalten, und von dessen Inhalt[1]). Er war sehr verdrießlich über die Wendung, welche die Sache genommen, und sagte, er wisse nicht, was Ihnen antworten, da die Angelegenheit bereits in ein falsches Geleis gebracht scheine. Heute bat er mich nun, auch in seinem Namen Ihnen zu schreiben. Häusser habe sich dahin ausgesprochen, er wolle dem Minister vorschlagen, Ihnen 1200 Thlr. anzubieten. Nun schreiben Sie, daß man dort am Ende wohl auch so weit gehen werde. Wenn dies geschieht, so wären Sie, falls die Sache auf dem jetzigen Boden bleibt, gefangen. Um jeden Preis daher müßte gesucht werden, Sie auf einen Boden zu bringen, wo nicht die ökonomische Frage, sondern die moralische Ihrer Rückkehr in das Feld, aus dem Sie vertrieben worden, und der Genugthuung, welche in Ihnen der Philosophie geboten wird, den Ausschlag gibt. Was Ihnen die Entscheidung der Sache in diesem Sinne an den sächsischen Höfen etwa schaden möchte, das gewinnen Sie vor dem Publikum. Dieses wird den vermeintlichen Undank gegen jene Höfe schonender richten, als den Schein, der im andern Fall entstünde, als hätten Sie sich durch das Nichtgenug des Angebots von hier aus abhalten lassen, demselben zu folgen. Und bedenken Sie nur auch dies. Wenn Sie kommen, so gräbt sich die Geschichte der Ihnen gewordenen Genugthuung in die Tafeln der Geschichte deutscher Philosophie ein; bleiben Sie, so verwischt sich die ganze Sache. Also, wenn es Ihnen noch möglich ist, suchen Sie noch einen Ausweg, der es Ihnen freistellt, wenn Ihnen jenes Anerbieten gemacht wird, zu sagen: Nun nehmet mir nicht übel, da man mich von dort so anständig einladet, so unterlasset es, weiter zu bieten. Gesetzt auch, Ihr bötet mir ebenso viel, so lege ich zwar zu Eurem Gebot noch die Verbindlichkeit, die ich für Euch habe, daß Ihr zuerst mich wieder auf den Katheder berufen; aber

1) Es handelte sich um Fischers Zurückberufung nach Heidelberg.

in die Wagschaale des Badischen Anerbietens lege ich die Satisfaktion, die darin nicht blos für mich, sondern für die freie Wissenschaft liegt, und diese, verzeiht mir, überwiegt.

Möchten doch die Sachen so stehen, daß Sie einen ähnlichen Ausweg noch ergreifen könnten.

360. **An Vischer.** Heidelberg, den 24. Dezember 1857.

— — Was Du über Luther und sein Verhältniß zu Hutten schreibst, ist freilich wahr. Hutten besaß eigentlich die religiöse Ader gar nicht. Du schreibst gewissermaßen tadelnd von seinem antikisirenden Tugendbegriff. Aber was haben denn wir? Doch nicht den Lutherischen Glauben? Der ist für das Unternehmen, mich mit L. einzulassen, ein großes Hinderniß. Denn so wie er liegt, ist er etwas rein Irrationales, ja Scheußliches. Ergänzung oder vielmehr Ersetzung der eigenen Gesetzerfüllung durch die, und obenein das Leiden, eines Andern. Es klingt wie Blödsinn, wenn mit so vielem Pathos die Uebertragung des Verdiensts von Heiligen auf uns verworfen wird, da doch, wenn Verdienst einmal übertragbar ist, es ganz einerlei ist, ob es von Einem aus dies ist oder von Hunderten. Nun heißt es aber: Von diesem Lutherischen Glaubensbegriff ist eine so große, geistesbefreiende Bewegung ausgegangen; er kann also kein bloßer Unsinn sein. Gut, so suche ich ihn also tiefer zu nehmen, und sage: er ist das ernst sittliche Bewußtsein, daß Idee und Erscheinung auch in diesem Felde, d. h. Gesetz und Werk, sich nie decken, und daß mithin nie in der Erscheinung, der Gesammtheit der Handlungen, sondern einzig in der im Individuum zum Leben gekommenen sittlichen Idee selbst die Deckung des Deficit, die sittliche Versöhnung zu finden ist. Diese im Individuum lebendig gewordene sittliche Idee müßte dann der durch den Glauben in's Innere aufgenommene Christus sein ꝛc. Allein abgesehen davon, daß diese Lehre der Osiandrischen, Schwenkfeld'schen ꝛc. näher steht, als der Luther'schen, daß uns Luther, wären wir mit solcher Auslegung seiner Lehre gekommen, in die Hölle verflucht haben würde — so kommen wir mit solcher Allegorisirung ganz ins Bodenlose. So könnte man im Fetischismus die tiefsten Ideen nachweisen. Hegel hat ganz Recht, wenn er sagt, es komme nicht darauf an, was *in* einer Vorstellung, sondern was bei ihr heraus, für das Bewußtsein ist. Heraus aber ist bei diesem Lutherischen Glauben etwas äußerst Krasses

Dieſe crassities iſt es überhaupt, was mich an Luther ſo abſtößt. Oder genauer geſagt, das Unfreie, Knechtiſche, dieſes ewige Zittern vor dem göttlichen Strafgericht, das dann auch in der Befreiung, wegen der Art, wie es dieſe ſucht, unfrei und illiberal bleibt. Der äußerſte Gegenſatz gegen das in ſich freie und einige Bewußtſein der antiken Welt. Du ſiehſt, wie tief ich hier noch ſtecke, wie ich noch lange nicht an dem Plane mit Luther angebiſſen habe. Und doch läßt mich derſelbe auch nicht an den andern mit den Poëten kommen.

Es geht mir wie dem Eſel des Buridan. Aha, ſagte Hr. N., das iſt ja der Eſel, der geſprochen hat. Es ſcheint, Sie wollen ſticheln, verſetzte ich; übrigens hat Buridan's Eſel nicht geſprochen; im Gegentheil, nicht einmal gefreſſen hat der arme Kerl. Man ſieht, Sie ſind in der bibliſchen Geſchichte feſter als in der der Philoſophie. Der Eſel des Buridan war kein heiliger, ſondern ein philoſophiſcher Eſel, deswegen iſt er auch verhungert ꝛc.

361. **An Rapp.** Heidelberg, den 2. Januar 1858.

— Dieſen Morgen haben mich meine Kinder nach 8tägigem Aufenthalt wieder verlaſſen und ich bin wieder ganz allein. Es iſt mir ſonderbar zu Muthe. Ich empfinde, wie uns doch eigentlich nur die Familie an die Welt und Wirklichkeit bindet. Denn ich wandle wie im Traum.

Nun will ich mir morgen oder übermorgen die neueſte Ausgabe von Luthers Schriften bei Häuſſer holen, um zu ſehen, ob ich's unternehmen kann, ihn neubacken zu machen, wie Du ſehr wohl ſagſt. Es wird jedenfalls langſam gehen, ja vor Oſtern ſich kaum entſcheiden, ob es eine Arbeit für mich iſt.

Die Abhandlung über den Verfaſſer des Simplicissimus wirſt Du unterdeſſen im 2. Bande[1]) ſelbſt gefunden haben. Mich freut, daß Du das wackere Buch ſchätzeſt, das gewiß auch ſittlich iſt. Die Geſichtspunkte, unter welchen es ſchätzbar iſt, ſcheinen mir zu ſein: 1. als Quelle für die Zuſtände Deutſchlands in der 2. Hälfte des 30jährigen Kriegs; 2. als Sprachdenkmal (von dieſer Seite iſt es höchſt achtungswerth, ſeine Proſa kernhaft und kräftig, ſeine Poeſie zum Theil — wie das Nachtigallied gleich im Anfang — nicht ohne

1) Von Gervinus' Geſchichte der deutſchen Dichtung (5. Aufl. III, 486 ff.

Süſſigkeit); 3. als einer der älteſten deutſchen Romane, die, im Gegenſatz zu den phantaſtiſchen Ritterromanen aus dem wirklichen Leben genommen waren. Der Held wird durch verſchiedene Stände hindurchgeführt, nicht ohne Anklänge an den Schelmenroman. Die Geſchichte iſt nicht minder eine Bildungsgeſchichte in ihrer Art als die des Wilhelm Meiſter. Am Anfang zeigt ſich ſchon die Hobbes-Rouſſeau'ſche Luſt auf Naturzuſtände zurückzugehen; am Schluſſe wird der Roman zur Robinſonade.

362. **An Viſcher.** Heidelberg, den 3. Januar 1858.

— — Der Hutten wird, wie ich ſehe, überall beſprochen, auch faſt überall gelobt, nur freilich nirgends mit Verſtand. Der kann nun füglich hintennach kommen. Durch die Artigkeit des Verlegers kommt mir das Meiſte zu, was über das Buch öffentlich geſagt wird; und ſo wenig das, wenigſtens bis jetzt geeignet war, mich über meine Arbeit aufzuklären, ſo intereſſant iſt mir doch der Ueberblick über die Durchſchnittsbildung unſerer Zeit, der ſich mir dadurch eröffnet. Da ſehe ich denn freilich, daß ein Begriff von dem, was eine Biographie iſt und ſoll, gar nicht exiſtirt. Von der Geſchichte denkt man ſie ſich nur quantitativ verſchieden, etwa wie eine Special- von einer Generalkarte; da ſie doch durch das in ihr durchherrſchende Prinzip des Individuellen, der Perſönlichkeit, von jener qualitativ geſchieden iſt. Daß die Leute von der jedem Kunſtwerk, wenigſtens jedem ſolchen, das in irgend einer Art geſchichtlich iſt, unerläßlichen Objectivität keinen Begriff haben, verſteht ſich ohnehin. Die Art, wie ſich dies meinem Buch gegenüber äußert, iſt nicht ſelten ſpaßhaft. Was Du in Betreff der reſpectiven Kälte und Wärme desſelben ſo vortrefflich äußerſt, drückte ein Recenſent in einer Hannöverſchen Zeitung, wenn ich ſeine Sätze zuſammenrücke, etwa ſo aus: „Ein vortreffliches Buch, ein wahrer Kryſtallſpiegel; aber verdammt kalt. Uebrigens bleibt der Verfaſſer nicht immer ſo kalt, ſondern bisweilen empfindet er mit ſeinem Helden und wird warm. Aber dieſe Stellen ſind die ſchwachen des Buchs, Bläschen in dem Spiegel; wir möchten lieber, er wäre durchaus kalt und objectiv geblieben. Indeſſen machen wir ihm aus jenen wärmeren Stellen des Buches keinen Vorwurf, da ſie uns die ſonſtige Kälte ſeines Buches erträglicher machen." Du begreifſt, daß ich für einen ſolchen Tadel vieles Lob nicht nehmen würde. Davon, daß irgend Jemand von der ſo weſent-

lichen Funktion des Humors in der Biographie (als welche es mit der Brechung der Idee im unendlich Kleinen zu thun hat) eine Ahnung hätte, iſt ohnehin keine Rede. Und doch liegt in der Art, wie ſich Humor und mitfühlendes Pathos gegenſeitig binden und wieder abwechſelnd vorſchlagen, und in der Feinheit und Leichtigkeit der Uebergänge von dem einen Verhalten zum andern (um einen Ausdruck Deiner Aeſthetik zu gebrauchen) die wahre Weinblume der Biographie.

Wie ich in das biographiſche Weſen allmählig hineingekommen (um auf eine Anfrage Deines vorletzten Schreibens zu antworten), darüber kann ich Dir wenig ſagen, was Du nicht ſchon wüßteſt. Schon in meiner frühern Zeit zeigten meine Arbeiten über Kerner und über Schleiermacher und Daub eine Hinneigung zu dem Fach. Meine ſpätere Arbeit aber, über L. Bauer, gehörte demſelben ganz an. Die tiefen Athemzüge des ſoeben frei Gewordenen, die in dem kleinen Aufſatz hörbar ſind, machen mir denſelben noch immer werth. Dann kamen, noch in demſelben Jahr 1847, Julian und Schubart. Nach Ablauf der 48er Wirren gab mir 49/50 des Freundes Tod auf's Neue den biographiſchen Griffel in die Hand. Das Büchlein über Märklin ſteht in der Mitte zwiſchen der Biographie und dem éloge; dem einfachen Stoff kommt die wärmere Gefühlsbeleuchtung ebenſo zu Statten, wie einer Landſchaft in gleichem Fall. Je mehr das Gefühl an dieſer Arbeit Antheil gehabt hatte, um ſo tiefer verſtimmte mich die ſchändliche Aufnahme, welche dieſelbe fand. Erſt nach einiger Zeit ſah ich mich durch Briefe etlicher Maler, die ich mitgetheilt bekam, unvermerkt auf das biographiſche Feld zurückgelockt, und fühlte mich ſo behaglich in demſelben, daß ich nach den Urkunden über Friſchlin ausging und ſie erhielt. Auch dieſes Buch wurde entweder ignorirt oder ſchief beurtheilt (Carrière: das L. J. habe ich nur negativ zu behandeln gewußt; das ſolcher Lumpen aber wie Friſchlin und Schubart behandle ich in breiteſter Ausführlichkeit); aber es verſtimmte mich nicht, weil ich in der Ausarbeitung die reinſte ſich ſelbſt genügende Künſtlerfreude genoſſen hatte. ꝛc.

Was Du mir über Luther ſagſt, iſt ganz gut und gewiß richtig; aber zu allgemein, um mir über das Einzelne hinwegzuhelfen. Doch das muß ſich eben in der Bearbeitung des Einzelnen finden. Ich will nun an die Werke Luthers gehen, nachdem ich mich bisher mit Bio-

graphien meist unnütz aufgehalten. Es ist unglaublich und doch wahr: auch über ihn existirt nichts auch nur einigermaßen Befriedigendes.

363. **An Käferle.** Heidelberg, 14. Januar 1858.

Aus Deinem l. Briefe die freundliche Aufnahme zu ersehen, welche Du dem Ritter geschenkt, ist mir sehr erfreulich gewesen, obwohl ich es von Deinem gastlichen Hause zum Voraus überzeugt war. Ich finde überhaupt, daß es ihm bisher nicht übel ergangen, und er nur etwa in Menzel einen Lötz [1]) gefunden hat.

Seit der Ritter mich verlassen, habe ich nicht viel gemacht. Einen Aufsatz über Spittler, den Historiker und nachmaligen Württembergischen Minister, den ich für eine Zeitschrift schrieb [2]), hoffe ich Dir, wenn er gedruckt, wenigstens zum Lesen mittheilen zu können. Wegen einer neuen größeren Arbeit habe ich lange geschwankt, und hat mich das Wehthun der Wahl ganz unglücklich gemacht. Endlich habe ich mich entschlossen, Vitas poëtarum Germanorum inde a Klopstockio usque ad Schillerum [3]) zu schreiben. Die Poëten haben mir's doch einmal angethan, und da es bei mir selbst zu keinem gelangt hat, muß ich den wirklichen am Zeuge flicken.

Und gerade von der Höhe des Humanisten- und Reformationszeitalters, wo ich mit Hutten stehen geblieben, ist der Ausblick auf jene Blüthezeit der deutschen Litteratur besonders interessant. Die klassische Litteratur der Deutschen ist die Tochter des Humanismus und der Reformation. Unsere klassischen Schriftsteller sind ohne Ausnahme Protestanten, wie der Protestantismus selbst germanisirtes Christenthum ist. Ebenso waren sie aber ohne Ausnahme humanistisch gebildet. Aber der Humanismus war deutsch geworden. Klopstock dichtete seine Messiade nicht mehr lateinisch, wie Frischlin die Hebräis. Eine entsprechende Umwandlung war aber andererseits in dem Protestantismus vorgegangen: er war, oder wurde doch in unseren klassischen Dichtern immer mehr — zum freien Humanismus. Trägt auch Klopstock noch stark die konfessionelle Farbe, so streift sie in Wieland und Lessing sich ab, Herder macht die Humanität zum Losungswort, und

1) Ueber dessen Benehmen gegen Hutten Strauß Hutten Ges. Schr. VII, 43 ff. zu vergleichen ist. — 2) Ges. Schr. II, 83 ff. — 3) „Leben deutscher Dichter von Klopstock bis Schiller."

Goethe und Schiller ſtehen und bauen auf dieſem freien Boden weiter.

Und wie nun alles Leben ein Pulſiren iſt, ein Pendelſchwung, der das Centrum bald rechts bald links zur Seite läßt, ſo iſt es merkwürdig, wie die deutſche Litteratur, wenn wir den Proteſtantismus als ihren Vater, die humaniſtiſche Richtung als ihre Mutter betrachten, in ihren Hauptvertretern abwechſelnd die Aehnlichkeit bald mit dem Vater, bald mit der Mutter vorſchlagen läßt. Dem Vater wie aus dem Geſichte geſchnitten iſt gleich Anfangs Klopſtock, während Wieland ebenſo beſtimmt in die mütterliche Familie ſieht; eine Ausgleichung erfolgt in Leſſing und Herder; aus der aber ſogleich wieder Goethe und Schiller mit den deutlichen Zügen von Erasmus und Luther hervortreten.

Von ſolchen allgemeinen Geſichtspunkten, die man im Voraus faßt, bleibt zwar in der wirklichen Ausarbeitung, wie ich aus Erfahrung weiß (cf. meinen Brief [1]) an Dich über den Plan zu Hutten mit dem Buche ſelbſt) in der Regel blutwenig; doch ſind ſie nicht ohne Nutzen; ſie führen uns, wenn auch nicht durch die Sache, doch in ſie hinein. — —

364. An Rapp.

Heidelberg, den 29. Januar 1858.

— — Mit meinen Arbeiten iſt ſeit meinem letzten Brief gleichfalls eine Kriſis eingetreten. Nachdem ich mich ein Vierteljahr lang bemüht hatte, mich in den Luther hineinzuleſen und mir Appetit zu einer Arbeit über ihn zu machen, habe ich es zuletzt als vergeblich aufgeben müſſen. Ich ſehe ein, daß Hutten der äußerſte Punkt iſt, bis zu welchem ich mich der Reformation nähern kann; über ihn hinaus beginnt das Theologiſche, zwiſchen welchem und mir eine unüberſteigliche Kluft befeſtigt iſt und bleibt. Ich habe mich daher an das Thema der deutſchen Dichterleben von Klopſtock bis Schiller gemacht.

365. An Zeller.

Heidelberg, den 31. Januar 1858.

Für Deine freundliche Bemühung zu Gunſten meines Hutten [2]) ſage ich Dir den herzlichſten Dank. Daß es mit der Allg. Ztg. irgend

1) Brief Nr. 329. — 2) Eine Anzeige desſelben, die von der Augsb. Allg. Zeitung zurückgewieſen worden war; ſie erſchien dann im Deutſchen Muſeum 1858, Nr. 14 (1. April).

einen Spuck in der Sache geben würde, darauf war ich gefaßt. Es ist eben ein Elend, daß von den 2 gelesensten deutschen Zeitungen, die eine (die Kölnische) ganz, die andere stark $^3/_4$s ultramontan ist. Daß Du für Deinen Artikel anderwärts eine Stelle suchen, und dabei die Allg. Ztg. nicht schonen willst, damit bin ich auch schon für mich ganz einverstanden, selbst wenn ich mich hierin nicht nach meinem Ritter richten müßte, der immer gern dabei war, wo es Händel gab.

Daß ich mit Deiner Verfasserschaft der Schrift über das Concordat gegen Mohl herausplatzte, dessen habe ich mich nachher genug geschämt, und es ist freundlich von Dir, daß Du es nicht stärker rügst. Ich ging zu ihm, weil ich bei ihm Notizen zu dem Aufsatz über Spittler für Haymś Zeitschrift zu finden hoffte (die ich dann aber doch nicht fand), und da dachte ich im Augenblick, er werde die Sache wohl schon aus Deinem Hause wissen; war dann aber sehr betroffen, als er's nicht wußte, und bat ihn das Geheimniß zu bewahren. Haym, da ich von dem rede, hat mich kürzlich gebeten, ihn und seine Zeitschrift Dir in Erinnerung zu rufen.

Hiebei erfolgt das Rappianum. Er hätt' es nur noch einmal abschreiben sollen. Du kannst's an Ostern — oder also Pfingsten, selbst wieder mitbringen. Ließe sich denn bis dahin nicht eine Zusammenkunft und kleiner Landaufenthalt wie vor 3 Jahren zu Stande bringen? Deine l. Frau käme mit Baur herunter, und hier würde ich mit Gervinus mich anschließen, um Dich etwa schon an Ort und Stelle, d. h. in Auerbach, oder wo es wäre, anzutreffen? Das Wirthshaus, höre ich, habe sich, in Folge der Heirath des Wirths etwas gebessert. Legs doch Baur recht an's Herz; es waren so hübsche Tage damals, und man ist recht närrisch, daß man sich solche nicht öfter macht. Auch ist mir's immer noch unverschmerzt, daß er und Gervinus sich damals nicht kennen lernten, die nothwendig große Freude an einander haben müßten.

— Was meinen Arbeitsplan betrifft, so habe ich seit 14 Tagen entschieden umgesattelt, d. h. den Plan mit Luther dran gegeben, und mich an die Poetenlebensläufe gemacht. Ich fand, daß ich, indem ich eine Zeitlang jenem erstern Plane nachging, dem Einfluß eines von mir hochgeehrten Mannes (Gervinus) mehr nachgegeben hatte, als ich meiner Natur nach thun darf. Ich muß mich 1) an Biographien

halten und darf mich 2) mit der Theologie nicht mehr einlaſſen. Hic murus aheneus esto[1]). Ich leſe und ſammle nun für Klopſtock.

366. An Viſcher.

Heidelberg, den 9. Februar 1858.

— — Nun bitte ich mir nur aus, daß Du nicht ſagſt, da ich ſchon ſo weit über die Schöll'ſche Arbeit Beſcheid wiſſe, ſoll ich die Anzeige machen. Ich werde es gewiß nicht thun, da mir andere Erforderniſſe fehlen, ich auch meine größere Arbeit eben in ihrem Anfang nicht unterbrechen darf.

Dieſe iſt allerdings, wie Du verlangſt, auf einen Cyclus berechnet, der unter dem Titel: „Deutſche Dichterleben von Klopſtock bis Schiller" — in einzelnen Lieferungen, jedesmal Einen Poëten enthaltend, (wo nicht bisweilen eine Gruppe von diis minorum gentium[2]) dazwiſchen geſchoben wird) erſcheinen ſoll. Der Klopſtock gewinnt weit mehr Intereſſe für mich, als ich gedacht hätte. Ich bin freilich noch nicht am Meſſias, der den eigentlichen Kelch bildet, ſondern noch an den Briefen, Lebensumſtänden und gelegentlich auch Oden. Das enthuſiaſtiſche Buch von Cramer: Er und über ihn, iſt doch für meine Zwecke ganz gut; vortrefflich aber die kleine Schrift von Mörikofer über Kls. Aufenthalt in Zürich. In den Oden ſteckt doch ſtellenweiſe ächte, aus dem Tiefſten quellende Poeſie. Und wenn Bodmer in Zürich zu Kl. ſagt: „Wir hatten in dem Dichter des Meſſias einen ſtrengen, heiligen Jüngling erwartet" — und Klopſtock zur Antwort gibt: „habt Ihr gemeint, ich eſſe Heuſchrecken und wilden Honig?" — ſo ſpricht hier ſo ganz der Dichter als ſolcher, daß man nur bedauern muß, wie Kl. durch ſeine Transſcendenz eben zum Theil das Recht verwirkt hatte, ſo zu ſprechen. Aber die Aufhebung dieſer Transſcendenz, erſt in ſchlechter Art bei Wieland, dann als volle Sättigung bei Goethe, bis die eingeſogene in Schiller praktiſch überquillt — das, in kurzen, ſchlechten Worten ausgedrückt, iſt der dialektiſche Proceß und das ſchließliche fabula docet[3]), wie mir ſcheint, einer ſolchen Poëtengeſchichte. Ich arbeite alſo ganz in meinem Beruf, indem ich meiner Neigung folge, und daß ich Recht gethan, die mir eingeredete Luthersidee gegen die andere aufzugeben, ſehe ich ſchon aus der ganz ver-

1) „Das ſei eine eherne Mauer" (Horaz). — 2) „Geiſtern zweiten Rangs." 3) = Endergebniß.

ſchiedenen Stimmung, in die mich letztere verſetzt. Sie macht mich wohlgemuth, bei jedem Schritt, den ich in dem Material vorwärts thue, gehen mir Lichter auf; während mich jene verſtimmte und ein beſtändiges Tappen im Finſtern war. Angſt iſt mir's in dem Cyklus nur auf Herder; etwas von ihm zu leſen, iſt mir ſchrecklich, ihn zu lieben, mir ſchwerlich möglich, und ich ſchildere doch nur gern, was ich lieben kann. Doch cum Deo et die[1]) war der Wahlſpruch des Erbauers unſerer Vaterſtadt.

367. An Schöll.

Heidelberg, den 15. Februar 1858.

So ſehr iſt unſre Correſpondenz aus dem Takt gekommen, daß ich durchaus nicht beſtimmt darauf zu kommen weiß, ob ich Dir, außer den drei Theilen Sophokles, auch noch für das Carl Auguſtsbüchlein den Dank bis heute ſchuldig geblieben bin. Es hat mich in allen ſeinen Theilen, ganz beſonders aber durch die Anekdoten am Schluſſe erfreut, die zudem ſo volksthümlich erzählt ſind, daß ſie im Rheiniſchen Hausfreund hätten ſtehen können. Habe ich Dir dies ſchon einmal geſagt, ſo nimm es eben auch zum zweiten Mal an. Auch was Du mir von Deiner Bearbeitung des Sophokles geſchickt, hat mich höchlich intereſſirt. Freilich, je trefflicher ich insbeſondere die Chorgeſänge übertragen fand, deſto ſchmerzlicher bedauerte ich, daß Du nicht Gelegenheit haſt, am Pindar fortzumachen, da man ſich für den Sophokles ſchon noch mit den vorhandenen Ueberſetzungen behelfen könnte, während vom Pindar eine lesbare (meines Wiſſens) nicht exiſtirt. In Deinen Einleitungen ſind mir die zeitgeſchichtlichen Nachweiſungen, wie ſchon ehedem in Deinem Werk über Sophokles, höchſt anziehend geweſen. Auch Deinem Beweiſe, daß im Sophokleiſchen Text ſpätere Interpolationen ſtattgefunden, kann ich mich nicht entziehen. Aber ich halte es für eine gefährliche Sache. Die Beweisgründe ſind nur innere, nur ſubjectiver Art, und, wie mir ſcheint, zum Theil ſehr unſicher. Wie z. B. der, daß dem Dichter keine Tautologie, kein Zweimalſagen des Nämlichen, zuzutrauen ſei. Da fragt ſich erſtlich: iſt es wirklich beidemal ganz daſſelbe? und zweitens: gibt es nicht Fälle, wo es dem Dichter erlaubt, ja gerathen iſt, etwas zweimal zu ſagen? Eben des Subjectiven der Kriterien wegen greift dann der Zweifel immer mehr um ſich, und

1) „Mit Hülfe Gottes und der Zeit".

nichts bleibt mehr ſicher. Luther würde dieſe Art von Skepſis als Teufelsanfechtung betrachtet haben; der gebildete, nicht griechiſch verſtehende Leſer aber, der Deine Arbeit zu ſeiner Erholung zur Hand nimmt, dankt Dir für dieſe Zweifel, wie der Tiſchnachbar, dem Du ein Haar auf ſeinem Teller zeigſt.

Um ſo mehr macht es mir Freude, was mir Kuno Fiſcher ſchreibt, daß es im Werke ſei, Dich nach Göttingen zu ziehen. Dann wäre für ſolche kritiſche Reizungen der normale Abzugsweg gefunden. Möchte es wahr werden! Dann lieſeſt Du über Sophokles und Pindar, und bringſt die Ueberſetzung des Letzteren zu Ende, ohne die des Erſteren liegen zu laſſen. Auch könnte man eher zuſammenkommen. Gib mir ja bald Nachricht, wie es mit der Sache ſteht.

Aber halt! ich muß es anders angreifen, um vor Jahresfriſt einen Brief von Dir zu bekommen. Ich muß Dir einen Auftrag geben, eine Gefälligkeit von Dir verlangen, Dir eine Mühe machen. Dazu findeſt Du dann gewiß die Zeit. Höre alſo. Ich habe, in Erwägung (dieſe Erwägungen kannſt Du ſelbſt ergänzen) ꝛc. mich entſchloſſen, eine Serie „Deutſcher Dichterleben von Klopſtock bis Schiller“ zu ſchreiben. Bin alſo jetzt an Vorarbeiten zu Klopſtock. Wem wäre ſeine Fanny unbekannt? Aber wem auch bekannt, wie der Kaufmann in Eiſenach hieß, den ſie, spernens poëtam[1]), heirathete? ja, wie ſie ſelbſt mit dem wirklichen unpoëtiſchen Vornamen (M. S. druckt Klamer-Schmidt) hieß? Ob noch Nachkommen — und was dergl. ein neugieriger Menſch, wie ein biographus iſt und ſein muß, gerne wiſſen möchte. Ferner, ihr Bruder, J. M.(?) Schmidt, iſt ja in Weimar abgeſtorben. Iſt von dem noch Näheres bekannt? zog er ſich als Mann im Amt ganz von der Litteratur zurück? Endlich: Klopſtock informirte in Langenſalza einen Kaufmannsſohn Namens Weiß, den er ein Genie nennt und einen künftigen Poëten in ihm ſieht. Weiß man von dem weiterhin etwas?

Siehſt Du, da haſt Du nun eine Reihe hübſch formulirter Fragen. Nun verſuch's und laſſe ſie Jahre unbeantwortet.

— —

1) „Den Dichter verſchmähend.“ Die obigen Fragen beantwortet Str. ſelbſt, ſoweit er dazu im Stande war, in „Klopſtocks Jugendgeſchichte“ Geſ. Schr. X, 60 ff.

368. **An Rapp.**

Heidelberg, den 25. Februar 1858.

— Mit meiner Arbeit am Klopſtock ſieht's jetzt aus, wie auf einer Strecke, wo man eine Eiſenbahn baut. Ueberall Karren und Schaufeln und aufgegrabenes Erdreich. Aber trotz aller Schubkärrcherei wächſt meine Freude an der Sache täglich. Ich hoffe mich und die Freunde zu erfreuen. Der Allgemeinen Zeitung hatte Zeller einen Artikel über meinen Hutten geſchickt, der ihm aber zurückgeſendet wurde, weil in jetziger Zeit ſeine Einrückung nicht zu wagen ſei (d. h. weil das Blatt ultramontan iſt); er wird nun in Prutz' „Deutſches Muſeum“ [1] erſcheinen; auch die beiden (F) und (V)iſcher brüten an Artikeln darüber, nur nehmen ſie ſich etwas lange Zeit.

Neulich ſchrieb mir ein junger Italiener aus Paris einen originellen Brief. Er habe um ein Mädchen angehalten, ſei aber ſeines geringen Vermögens wegen abgewieſen worden. Nun ſei er die Beute der tiefſten Melancholie. Ob ich ihm keinen Troſt aus der Philoſophie wiſſe? wenn nicht zur Heilung, doch zur Linderung. Guter Junge!

369. **An Rapp.**

Heidelberg, den 13. April 1858.

— — Ich habe Georginen auf die Konfirmation ein Büchlein zum Andenken an ihre Großmutter, meine Mutter, geſchrieben [2]. Sie las es an 2 Abenden mir und dem Bruder vor und die beiden Kinder fielen mir mehrmals mit Thränen um den Hals.

370. **An Rapp.**

Heidelberg, den 4. Juni 1858.

— Was Schloſſer betrifft, ſo iſt er in ſeinen Schriften vor Allem als Charakter zu faſſen und kann folglich begreiflicherweiſe nur von ſolchen, die ſelbſt Charakter haben, geſchätzt werden. Daß die Andern das Beſte, was von ihm zu profitiren iſt, nicht profitiren, d. h. nichts von ihm lernen können, iſt ganz richtig. Auch daß er kein Schilderer, kein Ranke iſt, hat ſeine Richtigkeit, ſo gewiß, als es unverzeihlich vom Eichbaum iſt, daß er keine Aprikoſen trägt. Ich bin der Letzte, der behaupten möchte, daß ihm Schloſſer's Art genug thäte, aber ſein Poltern hat trefflich gewirkt in einer ſchlaffen Zeit und hat ſich in ſeinen Schülern, Gervinus und Häuſſer, die gleichwohl das Gepräge des Meiſters nicht verläugnen, von ſelbſt ergänzt. — Neu-

1) Vgl. S. 383, 2). — 2) Jetzt Geſ. Schr. I, 81 ff.

mann will mit Familie auf den Herbst hieher ziehen. Tollerweise aber brennt er mir in seinem Brief eine volle Salve amerikanisch-republikanischen Enthusiasmus gerade in's Gesicht. Ich will ihm hierauf sehr bestimmt antworten, damit in dieser Hinsicht unsere Stellung unzweifelhaft sei.

371. An Kuno Fischer.

Heidelberg, den 3. Juni 1858.

— — Ihre Schillersrede [1]) habe ich gleich in Einem Zuge durchgelesen, und sie hat nun ganz anders als im Manuskript auf mich gewirkt. Daß das Manuskriptlesen mich stört, war zwar immer meine Erfahrung; warum das aber bei einer Arbeit von Ihnen doppelt der Fall sein muß, ist mir jetzt erst klar. Man muß dem raschen Zuge Ihres Denkens ohne äußeres Hinderniß folgen können, muß mit dem Rhythmus Ihrer Dialektik Takt und Schritt halten können, um überhaupt mit Ihnen fortzukommen. Bleibt man Einmal hinter Ihnen zurück, so holt man Sie nicht mehr ein. So gelesen hat mir nun diese Ihre Rede auch zum erstenmal den vollen Eindruck Ihrer lebendigen Redegabe vom Katheder, die ich als solche durch Erfahrung leider nicht kenne, gegeben. Nun ich hoffe, die Zeit kommt doch noch, wo ich einmal hier mich unter Ihre Zuhörer mischen kann. Mit dem Inhalt der Rede bin ich nun in allen Hauptpunkten einverstanden, indem ich einsehe, wie das, was etwa über Manches sonst noch zu sagen wäre, durch Ihre Betrachtungsweise nicht ausgeschlossen wird. Ungemein freue ich mich, nun auch bald Ihre zweite Schillerrede zu lesen [2]), und eine dritte de Schillero per philosophiam renato [3]) krönt dann vielleicht einmal das Ganze.

Für Ihre Anzeige meines Hutten [4]) nehmen Sie meinen innigsten Freundesdank. Die Liebe, mit der Sie dabei von vorn herein auf meine persönliche Art eingehen, ist von mir tief empfunden worden und macht mich für alle Zeiten zu dem Ihrigen, so weit ich das nicht schon vorher war. Daß im Schriftsteller auch der Mensch erkannt wird, ist ein seltenes Glück, und ich fühle wohl, daß Sie mir in

1) „Die Selbstbekenntnisse Schillers" (Vortrag vom 4. März 1857). Frankfurt a. M. 1858. — 2) Diese ist vom 10. März 1858 und erschien u. d. T. „Schiller als Philosoph" Frankfurt 1858. — 3) „Ueber Schillers philosophische Wiedergeburt." — 4) Dieselbe erschien in der „Minerva" von Bran, Jena 1858. II. Bd. 2. Heft S. 247—296.

dieſem Stücke haben Erſatz geben wollen für manche Verkennung, die mir widerfahren iſt. In Ihrer weitern Auseinanderſetzung haben Sie manchen leitenden Geſichtspunkt, der bei mir zu tief im Thatſächlichen ſtecken geblieben, lichtvoll hervorgehoben. Warum ich Hutten oft den Ritter ſchlechtweg nenne, davon geben Sie die Gründe, aus denen ich es durfte, richtig an; warum ich es aber ſo oft that, errathen Sie doch nicht. Ja, theuerſter Freund, wenn Sie ſich einmal auch auf Ihre alten Tage als Biograph zur Ruhe ſetzen ſollten, wählen Sie ſich immerhin einen Helden, der mit Kirche und Staat, aber ja keinen, der mit einem deutſchen Hülfszeitwort auf geſpanntem Fuße ſteht, wie Hutten mit dem unentbehrlichen Zeitwort haben. „Hutten hat" oder „hat Hutten" geht zur Noth noch; aber „hatte Hutten" und „hätte Hutten" oder „Hutten hatte" und „Hutten hätte" — wie oft glauben Sie, daß ich dieſen λᾶας ἀναιδὴς[1]) immer auf's Neue aus meinem Wege ſchaffen mußte? — und dabei mußte dann allemal der Ritter herhalten.

— Wenn Ihr Serenissimus mir etwas gnädig iſt, ſo könnte er es jetzt zeigen. Laſſen Sie ſich ſagen wie. Ein gewiſſer Julius v. Eichel-Streiber in Eiſenach, oder vielmehr deſſen Mutter, iſt als Urenkel im Beſitz von Briefen Klopſtock's an Fanny. Ich ſchloß einen Brief an ihn dem Freund Schöll ein, und der ſchickte ihn mit eigener und Staatsrath Stichling's Recommandation ab. Allein die Antwort des jungen Herrn an mich war kurz ablehnend. Ich klagte es Gervinus; der meinte, da müſſe diplomatiſcher Vorſpann helfen. Ich ſchrieb dies an Schöll; der antwortet, es ſei eine derartige Intrigue von ihm eingeleitet, aber ſie ſei von langer Hand und die Wirkung zweifelhaft. Hätten nun Sie Gelegenheit, meines Vorhabens, das ſich auf Goethe und Schiller ſammt Karl Auguſt hinaus erſtreckt, vor den Allerhöchſten Ohren ἐπαίσιος[2]) zu gedenken, und welches Hemmniß mir hier entgegentrete, dem vielleicht ein Allerhöchſtes Wort mit einem Zauberſchlag — — — ꝛc., ſo wollte ich Ihrer Begabung als Engel'ſcher Philoſoph für die Welt diejenige Huldigung zollen, mit welcher ich freilich ohnehin bin

der Ihrige und auch Ihrer lieben Frau
ergebenſter
D. F. Strauß.

1) „Störriſchen Felsblock" Homer Odyſſee XI, 597. — 2) „In geeigneter Weiſe."

372. An Rapp.

Kiſſingen, den 18. Juni 1858.

Wenn unſere liebe und getreue Mimi [1]) in den „friedlichen Blättern" Widerſprüche findet, ſo iſt ihr Solches nicht auszureden, denn ſie hat Recht; vielmehr wäre ihr nur deutlich zu machen, wie ſolche Durchgänge durch den Widerſpruch in dem geiſtigen Entwicklungsgang eines Mannes, beſonders wenn er früh hervortritt, natürlich ſind. Mich betreffend liegt der Thatbeſtand ſo klar wie möglich da. Ich war geiſtig zu ſchnell und ſchmal aufgeſchoſſen (Leben Jeſu), die Folge war ein vorübergehendes Ermatten, eine Art Wachsfieber (Friedliche Blätter); bis hierauf die Natur ſich kräftigte und verhältnißmäßig auch mehr in die Breite ging (Dogmatik). Die Allegorie ließe ſich noch weiter fortſetzen, wenn ſolches nicht immer verdrießlich wäre.

373. An Rapp.

München, den 4. Juli 1858.

— Ich kam unwohl an und es wurde nur langſam beſſer (Pfeufer hatte mir etwas verordnet). So kam es, daß ich erſt vorigen Donnerstag meine Kunſtausgänge anfing. Ich begann mit der neuen Pinakothek, die ich noch nicht geſehen hatte. Dieſe ſollte eigentlich Muſeum Rottmann heißen, ſo weit überragen dieſe Landſchaften Alles, was ſonſt in der Sammlung iſt, ſelbſt Kaulbach's Zerſtörung Jeruſalems und Schorn's Sündfluth nicht ausgenommen. Dem Rottmann hatte der Erdgeiſt den Bau ſeiner Rippen, die Lagen und Linien ſeiner Gebirge und die Züge ſeiner Niederungen geoffenbart wie vor ihm Keinem. Daß er in ſeiner letzten Zeit damit nicht mehr zufrieden war und auch mit Lichtern zaubern, ja zuweilen mit Lichteffekten kokettiren wollte, iſt ein Beweis, wie auch der Genius der Verſuchung unterliegt. — Am Freitag war ich dann in der alten Pinakothek und ſah nach unſern alten Freunden. Unſer Gelehrter ſchien mir den Ort verändert zu haben: er iſt von der Thüre ab, wo es ihm wahrſcheinlich zu ſehr zog, an die lange Seitenwand gerückt, ſonſt aber ganz wohl auf; der Geiger noch immer ſelig. Frau van Dyck hat noch immer den ſtillen Leidenszug in dem feinen Geſicht und Francesco Francia's Madonna blickt noch immer in ſeliger Anbetung auf das Kind. — Nur wir Menſchen werden mittlerweile alt und haben zu thun, um der ewigen

1) Eine Schwägerin Rapp's.

Jugend der Kunst wenigstens in unserem Gemüth empfänglich zu bleiben.

Die dii deaeque[1]) der Glyptothek werden von mir erst am Montag, in Gesellschaft von Neumann's Töchtern und seinem Neffen aus Amerika, eine Aufwartung erhalten. Daß nämlich ein jüngerer Bruder Neumann's vor 6 Jahren als reicher Kaufmann in Savannah, Staat Georgien, wieder aufgetaucht ist, weißt Du. Nun ist der 2. Sohn, ein sehr anstelliger Junge, hier, und in Jahresfrist wird der älteste, des Vaters Compagnon, erwartet, um sich um die Hand der Cousine, meiner ehemaligen Schülerin, zu bewerben. Ein wirklicher Roman, besonders auch sofern der brüderliche Krösus einst mit einem Sechser in Neu-York ankam, der ihm überdies alsbald gestohlen wurde.

Als ich eben fort wollte, ließ sich ein Privatdocent der Philosophie, Huber[2]), bei mir anmelden, und kam dann zum Besuch. Er sagte, meinen theol. Schriften, besonders der Dogmatik, Vieles zu verdanken; er schreibe jetzt über den Scotus Erigena. Da er aber im Verlauf der Gesprächs verwundert fragte, ob denn nicht Baur durch W. Thiersch widerlegt sei, und ich hierauf meine Ansicht über den jetzigen Stand der Theologie etwas stark aussprach, schien er doch etwas bestürzt von mir zu gehen.

In P. Heyse's Litteratur-Blatt hat Vischer eine Anzeige meiner operum & opusculorum biographicorum[3]) angefangen, die sehr liebenswürdig ist. Sie geht bis jetzt bis zu Schubart incl. —

374. An Vischer.

München, den 15. Juli 1858.

In Beantwortung Deines Schreibens vom 5. d. Mts. erlaube, daß ich Dir zuerst mit wenigen Worten meinen innigen Dank aussprecke. Heyse brachte das Heft seines Litteratur-Blattes, worin Dein mich betreffender Artikel[4]) steht, zu Neumann, mit dem er mich auf der Bibliothek gesehen hatte, und da ich eben selbst zu Neumann kam, so sprachen wir uns einen Augenblick. (Als ich ihn später, dieser Ar-

1) „Götter und Göttinnen". — 2) Derselbe, welcher sich später als einer von den Vorkämpfern des Altkatholicismus bekannt gemacht hat. — 3) „Größeren und kleineren biographischen Arbeiten." — 4) „Fr. Strauß als Biograph" jetzt Krit. Gänge N. F. H. 3. S. 1—91.

tigkeit wegen, beſuchen wollte, war er mit Familie auf's Land gezogen.) Wie wohl mir die Freundeshand gethan hat, die in jenem Aufſatz über die Contouren meines Weſens und meiner Arbeiten hinſtreicht, brauche ich Dir nicht zu ſagen. Du ſetzeſt fort, was Du im Jahr 1838 begonnen, und es iſt liebenswürdig, wie Du des Landsmanns und Spielkameraden Laufbahn von Anfang bis zu Ende (denn eine neue Phaſe ſteht ihr nicht mehr bevor) umſchreibſt. Es iſt mir leid, daß ich's ſo gar nicht vergelten kann; da ich dieſes aber, wie Du ſelbſt früher andeuteteſt, nur als Todtengräber leiſten könnte, ſo wollen wir wünſchen, daß es gar oder doch noch lange nicht möglich werde.

Etwas Anderes von Dir, was ich mit Vergnügen hier las, iſt Dein Aufſatz über Inhalt und Form in der Kunſt[1]). Es iſt nicht recht, daß Du einem von ſolchen Arbeiten nichts ſagſt; hätte mir dieſe der Dr. Meyer, den Du in Heidelberg kennen lerneteſt, und der jetzt am Starnberger See iſt, nicht gebracht, ſo hätte ich nichts davon erfahren. Deine Auseinanderſetzung hat mich ſehr befriedigt, ſowohl in Bezug auf ihren eigentlichen Gegenſtand, als was Du gelegentlich über den philoſophiſchen Materialismus ſagſt.

— Bei Genelli wurde ich auf Deinen Gruß hin freundlich aufgenommen, kneipte auch einen Abend mit dem närriſchen Kauzen.

Die Kunſtausſtellung iſt erſt im Werden, doch war ich mehreremal darin und habe ſchon Manches ſehen können. Sie wird ſehr reich werden. Das Reſumé für den gegenwärtigen Stand der Kunſt, das ſich daraus ergibt, ſollteſt Du ziehen. Seibertz, der im Comité iſt, hat mir den Zutritt verſchafft. Zu ihm hatte mich Pecht geführt, den ich von Dresden her kannte. Auch im Theater war ich mit Pecht einmal. Iſt aber kein Mann für mich. Er ſpielt den Momus unter der hieſigen Malerwelt, und mich ſollte wundern, wenn ihn nicht Kaulbach ſchon in dieſer Rolle karikirt hätte, wozu ſich ſeine knirpsartige Figur trefflich eignet.

Im Theater war keine einzige claſſiſche Oper die Zeit; nur die 3 Candidaten und den Fechter von Ravenna ſah ich, ohne vielen Genuß.

---

1) In der Monatsſchrift des wiſſenſchaftl. Vereins in Zürich.

375. **An Rapp.** München, den 16. Juli 1858.

— — — — Bei dem Maler Genelli, auf den mich Vischer aufmerksam machte, einen Carton, den Raub der Europa vorstellend, gesehen, voll griechischen Schönheitssinns. Am meisten freut mich aber, daß ich Kaulbach besser verstehen und schätzen gelernt habe. Pfeufer führte mich auf sein Atelier, das ich dann, auf K.'s Einladung noch einmal, während er eben malte, besucht habe. Bisher hatte ich von ihm eigentlich nur die Zerstörung Jerusalems gesehen, die mich durch Stoff und Ausführung nur abstieß. Jetzt sah ich, unter einer Menge anderer, großentheils höchst anziehender Entwürfe, einen Carton und 2 Farbenskizzen nebst dem Anfang der Untermalung eines kolossalen Bildes: der Schlacht bei Salamis. Das wird, wenn es ausgeführt wird, wie es entworfen ist, ein ausgezeichnetes Bild werden. Groß gedacht, trefflich gruppirt und im Einzelnen voll Leben und Schönheit. Im linken Hintergrunde springt Xerxes vom Thron auf (entlehnt aus der herodotischen Erzählung von der Thermopylenschlacht), sein Historiograph läßt entsetzt den Griffel fallen u. s. w.; im rechten Hintergrunde steht Themistokles auf dem Verdeck des Admiralsschiffs, ruhigen Blicks die Schlacht überschauend; im rechten Vordergrund Aristides mitten im Schlachtgewühl; im linken Vordergrund läßt das Scheitern eines Schiffs die reizendsten Frauenkörper sehen; und zwischen Vor- und Hintergrund links steigt aus dem Meere Glaukos der Meergreis auf, dem Xerxes die Ketten, die er ins Meer versenkt, zerrissen hinaufzeigend. Es ist mir ein wahrer Stein vom Herzen, daß ich einen Künstler, dessen Bedeutung ich nicht verkennen konnte, nun auch aufrichtig anerkennen und bewundern kann. Ihm menschlich näher zu kommen bedürfte es längerer Zeit, da er sich in eine etwas mephistophelische Artigkeit hüllt.

Glückselig aber muß ich immer wieder vor allen hiesigen Malern Rottmann preisen, zumal er auch, dem Solonischen Wort gemäß, schon gestorben ist. Während um die erste Stelle in dem höchsten Zweige der Malerei (der historischen) sich Cornelius und Kaulbach streiten, doch so, daß selbst ohne den Rivalen der Andere immer nicht entschieden als ein Erster und Vollendeter gelten könnte, ist in dem untergeordneten Zweige der Landschaftsmalerei Rottmann ohne Frage ein Herrscher ersten Ranges.

Seine Arkadenfresken sind dem größeren Theile nach Werke von

monumentalem Werth, nur leider in einem barbariſchen Klima aufgeſtellt; wie ſie denn von beiden[1] ſchon gelitten haben. Inſofern iſt es gut, daß die griechiſchen Landſchaften in der neuen Pinakothek in Sicherheit gebracht ſind. Will man aber den Geſammtwerth beider Serien gegeneinander abwägen, ſo glaube ich, daß ſich die Wage auf die Seite der Arkadenbilder neigen wird. Es freut mich auch, daß ich den trefflichen, anſpruchsloſen Mann noch gekannt habe, und durch ihn in die Pinakothek eingeführt worden bin. Es iſt etwas gar ſo Schönes, in dieſer Weiſe todt zu ſein.

Eine hübſche Begegnung hatte ich hier auch, mit der engliſchen Ueberſetzerin meines L. J., die jetzt die Frau von Mr. Lewes, der das Leben Goethe's geſchrieben hat, iſt[2]. Wie ſie von meinem Hierſein hörten, wollten mich beide beſuchen, trafen mich aber nicht. Wie ich am andern Vormittag hinging, traf ich nur ſie. Ich hatte ſie ſchon einmal in Köln, als Miß Evans, kurz geſehen, wo ſie aber noch gar nicht Deutſch ſprechen konnte. Jetzt geht's damit beſſer. Sie iſt in den 30ern, nichts weniger als ſchön, aber ein faſt durchſichtiges Geſicht, voll Ausdruck mehr noch von Gemüth als Geiſt. Zwiſchen einem Mann und einer Dame als Ueberſetzerin findet doch immer eine myſtiſche Ehe ſtatt. Wie ich ging, ſagte die Gute: „Wie Sie herein kamen, war ich ſo erfreut, daß ich gar nicht konnte ſprechen."

376. An Rapp.

Heidelberg, den 23. Juli 1858.

— Von Oehringen fuhr ich mit Georgine früh 6 Uhr ab und als wir um 9 Uhr gegen Kerner's Haus hin kamen, ließ ich halten und wir giengen hinauf. Kerner lag noch im Bett und ſah ſo alt und verfallen aus, daß mich der Anblick ſehr erſchütterte. Mein Beſuch freute ihn ſehr und auch ich bin froh, daß ich ihn gemacht habe. Es iſt Zeit, das Letztvergangene zu vergeſſen und ſich an die beſſere Erinnerung früherer Jahre zu halten, in denen ich eben doch dem Alten viel ſchuldig geworden bin.

---

1) Dem Klima und den Barbaren. — 2) Noch bekannter unter dem Schriftſtellernamen George Elliot.

377. An Zeller.

Heidelberg, den 24. Juli 1858.

— — Seit Dienstag bin ich nun wieder hier, und las gestern Deinen Artikel über Bunsen[1]. Er ist ein Meisterwerk in Deiner Art, die Dir Keiner nachmacht. Ich möchte sie eine unerbittliche Milde nennen. Du scheinst den Gegner nur zu streicheln, während Du ihm jedes Glied zermalmst. Während dem ganzen Lesen brummte ich: Viel zu glimpflich! bis ich am Schlusse fand, daß von dem Mann gar nichts mehr übrig war.

378. An Vischer.

Heidelberg, den 6. August 1858.

— — Seit drei Wochen bin ich also wieder hier. Ich kann es nicht verschmerzen, daß wir nicht miteinander in München waren. Auf dem Rückweg sah ich in Ulm bei Haßler[2]), außer den alten Bildern, die ich kannte, zwei überaus schöne Porträts, die er Holbein zuschreibt und die dessen wohl würdig sind. Das weibliche Bildniß ist besonders lieblich. Ich fragte gleich, ob auch Du die Bilder gesehen habest? Freilich hat er sie gesehen, antwortete er, und ist schier ein Narr darüber geworden.

— Schreib doch den Modeaufsatz für's Morgenblatt. Du kannst ihn in Baden schreiben, und ich schlage dann vielleicht den schon lang projectirten Aufsatz de Schillero comico[3]) unter Deiner Anleitung zu Faden.

379. An Rapp.

Heidelberg, den 8. August 1858.

Eben habe ich das Exzerpt aus Klopstock's Deutscher Gelehrten-Republik beendigt und mir Kant's Schriftchen „über den Streit der Fakultäten" zur Vergleichung herausgeholt. Diese Gelehrten-Republik ist ein seltsames Ding: Es wird erdichtet, daß alle deutschen Poëten, Philosophen, Juristen, Philologen ꝛc. sich zeitweise zu einem Landtag in einem Eichenhain versammeln, dabei in Zünften sich berathen und beschließen, z. B.: „Wer 5 Jahre und 7 Tage nichts anders gethan hat, als mittelmäßige Bücher übersetzt, wird Nachtwächter". Wieland wird wegen Nachahmung beinahe, Lessing wegen Einmischung von

1) Eine Anzeige des 1. Bandes von Bunsen's Bibelwerk, Preuß. Jahrbb. 1858, Juni, S. 685—690. — 2) Professor am dortigen Gymnasium. — 3) „Ueber Schiller als Komiker".

Fremdwörtern in die deutsche Sprache wirklich verurtheilt. Dabei finden sich aber zahlreiche Kernsprüche, z. B. der: „Jetzt ist unsere Sprache ein tiefgewurzelter, hoher, vieläſtiger, fruchtvoller Baum, dem aber hie und da etwas Laub fehlt ꝛc.“ oder: „Der deutsche Schriftsteller soll keinen größeren, ja beinahe keinen andern Stolz haben, als den, für seine Nation zu arbeiten ꝛc.“ — Ich bin bei der Arbeit über Klopstock einen seltsamen Weg gegangen. Seine wichtigsten Schriften — den Messias guten Theils, — ebenso die Oden und die Dramen ganz, hatte ich in jungen Jahren gelesen. So gieng ich nun an die Briefe und andre Lebensnachrichten, die an 100 Oertern zerstreut sind, und erst zuletzt daran, seine sämmtlichen Werke mit der Feder in der Hand durchzulesen. Mit 8 Bänden bin ich fertig — restiren noch zwei. Gelesen also habe ich den Messias aegerrime[1]), die Oden magna cum voluptate, licet interdum interrupta[2]), die Dramen paucissima cum aedificatione[3]), endlich die Gelehrtenrepublik multa cum curiositate[4]).

Schlosser traf ich wieder ganz wohl; er klagte, daß die jüngeren Geschichtschreiber, auch Gervinus, in der Geschichte so wenig auf Moralität halten und doch sei Gervinus selbst ein so moralischer Mann.

380. **An Vischer.** Heidelberg, den 18. August 1858.

— — Löbell über Klopstock (den 2. Theil über Wieland habe noch nicht gelesen) gibt brauchbares Material, ist aber durchaus gelehrtformlos — kurze, sehr im Allgemeinen sich haltende Vorlesungen, und Anmerkungen resp. Excurse —; der wäre keine Concurrenz.

Die Arbeit über Klopstock, d. h. die Vorarbeiten, mit denen ich nun aber bald zu Ende bin, fährt fort, mir Vergnügen zu machen; ich erfreue mich insbesondere seines treuen deutschen Patriotismus. Ganz ungemein ergötzlich ist, in seinen Arbeiten über deutsche Metrik zu finden, wie er Anfangs ganz schüchtern den Griechen nachfolgen will; dann die deutsche Verskunst der griechischen an die Seite setzt, bis er endlich im Homer, ja in der ganzen Grundlage der griechischen Prosodie, immer mehr Mängel entdeckt, welche die deutsche über sie heben. Heut las ich in ihm folgenden schönen Satz (Werke X, S. 199 f.):

1) „Mit starkem Widerwillen“. — 2) „Mit großem, wenn auch zeitweise unterbrochenem Genuß“. — 3) „Mit sehr wenig Erbauung“. — 4) „Mit vieler Neugierde“.

„Ueberhaupt wandelt das Wortlose in einem guten Gedicht umher, wie in Homer's Schlachten die nur von wenigen gesehenen Götter."

381. An Rapp.

Heidelberg, den 27. August 1858.

— In Frankfurt traf ich, nach langer musikalischer Fastenzeit, eine Aufführung des Don Juan. Man ist dann um so andächtiger, wenn man so lange gefastet hat. Ich genoß zwei Stunden reines — —

Hier kamen zwei Fremde; es war ein Professor Cherbuliez aus Genf, ein lieber, gemüthlicher Alter, mit seinem Sohn; ich erinnere mich den Namen schon oft als litterarische Notabilität in Zeitungen gefunden zu haben, ohne daß ich mich doch besinnen könnte, in welchem Fach. Dagegen kannten die Leute meine theologischen Sachen und der Alte nannte mich beim Abschied seinen lieben Lehrer. —

— Glück. Was ist dieser Mozart für ein Mensch! Ich hatte wenige Tage vorher wieder Mörike's kleine Novelle[1]) gelesen, die ja auch auf den Don Juan Bezug hat und in der That manche gute Bemerkung, manchen feinen Zug enthält. Man gab die Oper mit Recitativen statt der gemeinen Sprechscenen; so weit ist man nun; wie lange wird man sich noch das Werk am Schluß verstümmelt bieten lassen und den Höllenspuk als Ausgang dem von Mozart gedichteten vorziehen?

382. An Kuno Fischer.

Heidelberg, den 4. September 1858.

Schon vor 14 Tagen verlangte mich's, Ihnen zu schreiben, und ich unterließ es nur, um das Kreuzen unsrer Briefe zu verhindern. Ich hatte nämlich damals Ihre Vorlesung über Schiller als Philosophen vom Verleger erhalten, auf die ich mich längst gefreut hatte, und die ich daher in Einem Zuge durchlas. Sie hat mir großes Vergnügen gemacht, mich ganz befriedigt. Stoff und Behandlungsart stimmen aufs Schönste überein. Eine wesentliche Lücke in der Schillerlitteratur ist ausgefüllt, und so, wie es außer Ihnen Keiner konnte. Als ich Abends mit dem Lesen fertig war, ging ich spazieren, und was hätte ich nicht drum gegeben, wenn es mit Ihnen hätte sein können! Ihre Gedanken hatten mich lebhaft erregt, und ich mußte mir

1) „Mozart auf der Reise nach Prag."

unwillkürlich Schillers spätere Dichtungen, die Dramen vor Allem, nach Ihren Gesichtspunkten construiren. Daraus sehen Sie schon, was ich zu Ihrem Plane eines 3. Theils sage. Sie müssen ihn schreiben, denn er wächst aus dem Bisherigen von selbst heraus. Ich sage nicht, daß Sie denselben sogleich schreiben sollen; vielmehr wäre es erwünscht, wenn Sie vor dem Wiederlesen der Dramen Ihren bisherigen Gedankengang einen Augenblick vergessen, sich zu denselben rein genießend verhalten könnten, damit eine Betrachtungsweise die andere berichtigen oder doch ergänzen möchte. Von constructiver Verschärfung des vorliegenden Objects ist mir in Ihrer Vorlesung nur ein Fall, bei Klopstock, bemerklich geworden. Goethe wird in der Schiller'schen Abhandlung über naive und sentimentale Dichtkunst als derjenige Dichter construirt, der sentimentale Objecte naiv dargestellt habe. Nun stellen Sie diesem den Klopstock als genaues Gegenstück gegenüber:

Sentimentalia native repraesentata[1]):	Nativa senimentaliter repraesentata[2]):
Goethe.	Klopstock.

Allein Schiller sagt nur: zwar sei Klopstocken jene individuelle Wahrheit und Lebendigkeit, mit der die naiven Dichter ihre Gegenstände schildern, nicht ganz abzusprechen, er zeige besonders da, wo sein eigenes Herz der Gegenstand sei, nicht selten eine große Natur und reizende Naivität; nur liege hierin seine Stärke nicht, diese Eigenschaft lasse sich nicht durch das Ganze seines dichterischen Kreises durchführen, sein unterscheidender Charakter sei vielmehr der eines sentimentalischen Dichters. Es verhalten sich also nach Schiller bei Klopstock Naives und Sentimentalisches nicht wie Stoff und Form, sondern wie Neben- und Grundform. — Doch ich schäme mich dieser Kleinigkeitskrämerei.

Ihre Jenaischen Festlichkeiten[3]) haben auch auf uns, wie überall, einen schönen, erhebenden Eindruck gemacht. Es war, was so selten ist, eine Idee in diesem Fest, und zwar eine ächtdeutsche, zeitgemäße und uns innigst befreundete. Das freie deutsche Geistesleben, wie es auf unsern bessern Universitäten sich entwickelt hat, machte darin nicht blos gegen den Obscurantismus, sondern auch gegen jenen Materialismus, der die Universitäten in polytechnische Schulen verwandeln möchte, Front.

1) „Sentimentales naiv dargestellt". — 2) „Naives sentimental dargestellt." — 3) Das 300jährige Jubiläum.

Ein lebendiger Bote von dort war uns Zeller[1]), der mit Baur von Tübingen und Hitzig von Zürich mehrere Tage dieser Woche uns durch seine Gegenwart erfreute. Wir waren mit Gervinus öfters zusammen, und auch Mohl war eine angenehme Begleitung.

— Die Erklärungen zu Kaulbach's Bildern würde ich an Ihrer Stelle nicht machen. Der Erklärer ist in solchem Falle immer des Malers Famulus. Dazu sind wir zu gut, und wenn Kaulbach Raphael wäre. Er soll's dem Carrière übertragen, den hat er ja in der Nähe.

383. An Zeller.

Heidelberg, den 7. Dezember 1858.

— — Ich würge mich an dem Klopstock herum, nicht mit dem Vergnügen, das man an einer Arbeit haben soll; der Stoff ist zu wenig biographisch; hätt' ich nicht so viel schon dran gethan, so ließ ich's liegen. Dem Sybel habe ich eine Anzeige von Stahrs Lessing für seine Zeitschrift versprochen, wenn ich mit dem Kl. fertig bin. Seine Revolutionsgeschichte habe ich nun auch gelesen, mit Belehrung und Vergnügen, denn seine Forschung scheint gründlich und seine Darstellung ist angenehm; wenn ich etwas auszusetzen hätte, so wäre es etwas zu viel Tendenz.

— In unserem l. Vaterland haben die Pfaffen wieder ein hübsches Stück aufgeführt. Mehring[2]) hat den Rapp förmlich zur Rede gestellt wegen meines Aufenthalts in Münkheim, und Wullen war der Denunciant, der Spuren zu haben behauptete, daß die Gemeinde daran Anstoß genommen. Ich schrieb gleich ein offenes Sendschreiben an den M. und wollte es in den Beobachter schicken. Allein Rapp bat mich, es zu unterlassen. Ich schrieb nun die Geschichte an den Wächter-Spittler, bei dem ich eine Art Zutritt habe, bin aber noch ohne Antwort.

384. An Zeller.

Heidelberg, den 11. Januar 1859.

— — Nach Münkheim kann ich nicht, und werde auch nicht mehr hinkommen. Es waren nicht blos die Pfaffen, sondern auch

1) Welcher von Marburg zu dem Fest deputirt war. — 2) M. (geb. 1798, gest. 1889) der Generalsuperintendent, Wullen der Dekan der Diöcese, zu welcher Untermünkheim gehört; der letztere Rapps Compromotionale. Weiteres über diese Vorgänge bei Strauß Litter. Denkw. Ges. Schr. I, 43 ff.

unter den Bauern hieß es, ich sei per Gensdarm forttransportirt worden; der Gensdarm aber war — Vischer mit seinem Bart ꝛc. Für solches Volk gehören solche Pfaffen und sind insofern in ihrem Recht.

385. An Kuno Fischer.

Heidelberg, den 21. Februar 1859.

— — Dies führt mich auf Ihren Gedanken, die Schicksalsidee in Schiller's Tragödien zum Gegenstand eines Vortrags zu machen. Wenn ich sie nur außer der Braut von Messina irgendwo bei ihm antreffen könnte. Ich meine nämlich das Schicksal im strengen, antiken Sinn, als Vorurtheil, praejudicium. Im weitern Sinn (außerdem, daß ich es nie billigen kann, wenn man einen terminus im sogenannten weitern Sinn, d. h. unbestimmt, nimmt) findet es sich in jeder ordentlichen Tragödie, ist also bei Schiller nichts Besonderes. Ich weiß wohl, er spricht und schreibt um die Zeit, da er die alten Tragiker kennen lernte, viel vom Schicksal, namentlich auch im Wallenstein; aber gerade in dem ist nicht mehr Schicksal, als im Hamlet, Macbeth ꝛc. auch. Sie wissen, ich lasse mich belehren; aber bis jetzt ist das meine Ansicht.

386. An Rapp.

Heidelberg, den 27. Februar 1859.

— Ein Poët [1]) hat mir sein soeben erschienenes Trauerspiel „Franz von Sickingen" zugeschickt. Manche gute Gedanken, aber viele schlechte Verse. Ich muß ihm ehestens antworten. Er ist ein gelehrter Mann, hat kürzlich 2 Bände über Heraklit geschrieben. —

387. An Rapp.

Heidelberg, den 13. März 1859.

— Was Catull vor allen römischen Dichtern, insbesondere auch vor Horaz auszeichnet, ist seine ungemeine Natürlichkeit und Frische. Von den 3 übersetzten Gedichten ist das auf den phaselus [2]) so schlank und reingeformt wie eine antike Vase; ächt antik, gibt es explicite und ausdrücklich fast nur Anschauungen (von den Orten, wo der phaselus als Baum gestanden und als Schiff vorbeigefahren). Die Empfindung bringt es nur in 3 Versen epigrammatisch hinten nach. Und doch durchdringt diese Empfindung als elegische Seele das ganze

1) Ferd. Lassalle. — 2) „Den Kahn."

Gedicht. Das andere Gedicht auf die Halbinsel spricht uns durch den vollen Gefühlserguß fast modern an. Das Gedichtchen an Cicero [1]) (der einen Proceß für ihn gewonnen haben muß oder so was) ist ein unübertreffliches Muster eines poëtischen Billets.

388. **An Rapp.** Heidelberg, den 20. März 1859.

Hier habe ich Dir noch ein paar Catulliana übersetzt, da sie Dir Freude machen [2]). Unter den 115 Stücken seiner Sammlung sind nun noch etwa $^1/_2$ Dutzend sehr anmuthige, erotische Lieder, auch ein schönes und sittengeschichtlich merkwürdiges Hochzeitgedicht; dann kommen Elegien und hexametrische Gedichte, zum Theil Uebersetzungen aus Kallimachus u. A., endlich eine Anzahl Epigramme. Diese aber, sowie auch

1) Dieses Gedichtchen — Carmen XLIX — lautet in der Uebersetzung von Strauß:

An M. T. Cicero.

O beredtester aller Remusenkel,
Markus Tullius, derer welche leben,
Welche lebten und künftig leben werden:
Dank, den herzlichsten, sagt Dir heut Catullus,
Er, der schlechteste sämmtlicher Poëten;
So der schlechteste sämmtlicher Poëten,
Wie der trefflichste Du der Advokaten.

2) Eine von diesen weiteren Uebersetzungen, diejenige von Carmen XIII, lautet:

Einladung zur Mahlzeit.

Trefflich sollst Du bei mir, Fabullus, speisen,
Sind die Götter Dir hold, in wenig Tagen,
Wenn ein leckeres, reiches Mahl Du mitbringst,
Wohlverstanden, mit einem hübschen Mädchen,
Wein und Witz und unendlichem Gelächter.
Bringst Du dieses mit Dir, dann wirst Du, sag' ich,
Trefflich speisen, mein Bester; denn im Beutel
Deines Freundes Catullus hausen Spinnen.
Ich dagegen verspreche, lauter Liebe
Beizutragen und alle Zärtlichkeiten;
Eine Salbe zumal, die meinem Mädchen
Liebesgötter und -Göttinnen gegeben;
Bitten, wenn Du sie riechst, wirst Du die Götter,
Daß sie ganz Dich, o Freund, zur Nase machen.

ein Theil der übrigen lyrica sind meistens so schmutzig, daß sie uns anekeln. Nicht eben in der schlüpfrigen Art, sondern in derjenigen Form des Schmähgedichts, die wir aus Horazens Epoden kennen. Wenn aber Horaz uns das anziehende Schauspiel einer fortgehenden sittlichen und ästhetischen Läuterung bietet, kraft deren der Verfasser der Episteln und der späteren Oden mit dem der frühsten Satiren und Epoden kaum noch Aehnlichkeit hat, so ist bei Catull etwas der Art nicht zu bemerken. — Sonst bin ich im Augenblick mit einer Recension von Böckings Hutten-Ausgabe beschäftigt, deren erster Band soeben erschienen ist. Er hat mir dieselbe geschenkt und jenen Wunsch geäußert, der nicht abzuschlagen war. Nun ist dieser trefflichen Ausgabe gegenüber das Loben sehr leicht, aber um mich bei dem alten Cerberus in Respekt zu setzen, mußte ich ihn auch zu tadeln wissen. Leute seiner Art halten unsereinen so leicht blos für einen Belletristen; es galt also, ihm zu zeigen, daß ich auch in seinem Handwerk etwas leisten kann, sobald ich mich darauf lege. Es handelt sich hier um Lesarten, Textverbesserungen u. dergl. und ich habe wirklich hier einige Funde gemacht, von denen ich gewiß bin, daß er sie selber annehmen muß, so groß ist ihre Evidenz. Ich habe die Arbeit für die Sybel'sche historische Zeitschrift bestimmt, wie die über Klopstock[1]).

389. An Rapp.

Heidelberg, den 25. März 1859.

— Von Catulls Leben weiß man fast nichts. Nach Nicäa in Bithynien kam er im Gefolge eines Prätors (Propraetors) Memmius, über den er aber sich sehr unzufrieden ausspricht, weil er sich seiner Suite nicht im Mindesten angenommen habe (nec faceret pili cohortem. Deßwegen reiste er denn wohl auch allein zurück.

Die Recension von Böckings: operum Huttoni P. I.[2]) ist abgegangen. Sie hat mir Freude gemacht und ihrem ersten Leser, Gervinus, auch.

— Daß ich's ja nicht vergesse: Kuno Fischer schreibt: Rapps Briefchen hat mir den liebenswürdigsten aller Pfarrherrn mit den idyllischen Erinnerungen an Untermünkheim sehr lebendig und reizend vor die Seele geführt.

1) Sie erschien in den Grenzboten 1859, II, 241 ff. — 2) „Hutten's Werke, Erster Theil".

390. **An Kuno Fischer.** Heidelberg, den 27. März 1859.

— — Wären Sie heute hier, so giengen wir zusammen nach Mannheim in den Figaro. Da Sie nicht da sind, so muß ich wohl allein gehen.

Vom Figaro auf den Wallenstein zu kommen, so hat Ihnen die Art, wie Rapp meines Aufsätzchens[1]) gedachte, eine irrige Vorstellung davon gegeben. Es wurde für den Rapp'schen Familienkreis, incl. meiner Tochter, geschrieben, also ganz in usum Delphini[2]). Ich wollte sie veranlassen, da ihnen zuweilen die Unterhaltung auszugehen schien, den Wallenstein zu lesen und darüber „vernünftige Gedanken" zu haben. Davon können Sie für Ihre tiefer gehenden Untersuchungen so wenig Gebrauch machen, als wer eine Aufgabe aus der höhern Analysis zu lösen hat, von Schmalzrieds Rechenbuch.

Ich freue mich, wenn Sie Ihre Untersuchungen über Schiller fortsetzen.

391. **An Rapp.** Heidelberg, den 1. April 1859.

— Diese Diadochenzeit ist freilich eine schreckliche. Und daß man die einzelnen Seleukusse und Antigonusse, das Durcheinander von Schlachten und Gräueln nicht behalten kann, hat selbst Niebuhr von sich eingestanden. Allein die Weltgeschichte braucht auch solche Perioden, denk an die Völkerwanderung. Mit den Perioden der Gestaltung müssen Perioden der Auflösung und Verwitterung wechseln:

Dann umzuschaffen das Geschaffne,
Daß es sich nicht zum Starren waffne —

sagt Goethe. In solchen Perioden ist das Vergehen und Verwesen das Bemerkbare, das stille Werden ist latent. Erst am Ende der Periode sieht man dann aus den Resultaten, daß mitten in der Zerstörung doch verborgene Lebensheerde gewesen sein müssen, an denen das Neue sich vorbereitet. Das Resultat dieser Diadochenzeit ist mit einem Wort das Christenthum. Die Aufgabe jener Zeit war, des großen Alexanders Idee, eine Mischung und gegenseitige Befruchtung griechischer und morgenländischer Kultur wirklich durchzuführen. Diese

1) Der Aufsatz findet sich unter „Ungedrucktes aus dem Nachlasse von D. F. Strauß. II, Gedanken über Schiller's Wallenstein", Deutsche Revue Jahrg. 1894 2. Band S. 103 ff. — 2) S. Br. 278, 2).

Aufgabe ist gelöst worden unter allen Gräueln, welche die Periode entstellten. Unter den Mittelpunkten dieses Bildungsprocesses ist keiner einflußreicher geworden, als Alexandrien. Man könnte Alexandrien geradezu die Wiege des Christenthums nennen, obgleich es auf palästinischem Boden zuerst in die Erscheinung getreten ist. Hier durchdrangen sich Judaismus und Hellenismus. Im Zusammenhang mit Alexandrien bildete sich der Essenismus aus, der nichts anderes als ein jüdischer Pythagoräismus war. Ein platonisirtes Judenthum finden wir in Philo, auf dessen Ideen das 4. Evangelium beruht; und nur seine hellenistische Bildung befähigte den Apostel Paulus, das Christenthum zur Weltreligion zu machen. Also achte mir die aetas successorum Alexandri[1]), wenn ich nicht an Deinem Christenthum zweifeln soll. Wer den Monatrettich gern ißt, darf auf das Mistbeet nicht schelten, worin er gewachsen ist.

— Heute habe ich schon ein gutes Werk gethan, wenn's anschlägt, einen jungen Mann, der sich vom Theologen zum Oberreallehrer herausgearbeitet und über seine theologischen Skrupel etwas geschrieben hat, ermahnt (er hatte sich an mich gewendet und schien mir ein Mensch von ernstem Streben), seine Schrift, so lange man noch Morgens Feuer im Ofen habe, hineinzuwerfen.

392. An Kuno Fischer.

Heidelberg, den 10. Mai 1859.

— — Was Sie mir über Ihre ferneren Schillerstudien schreiben, hat mich sehr interessirt, und besonders freut mich, daß Ihnen der Faden philosophischer oder wie sie heißen möge — Entwicklung abgerissen ist. Nun erst habe ich den Glauben, daß Ihnen auch dieses Stück gelingen wird. Ich lese eben Thorwaldsens Biographie von einem Dänen Namens Thiele; ein in vieler Hinsicht sehr mangelhaftes Werk, das aber in allerhand Beispielen zeigt, wie der Künstler die Ideen seiner Werke empfängt. Da sieht er im Vorbeigehen einen jungen Römer in besonderer Stellung unter der Hausthür lehnen — und nach Hause gekommen modellirt er einen Apoll; ein Knabe, der ihm Modell steht, lehnt sich ermüdet zurück, und gibt ihm die Idee seines ruhenden Hirten. Auch der Dichter empfängt nicht anders: er blättert in Memoiren, in Geschichtswerken, irgend ein Charakter, eine

1) „Das Zeitalter der Nachfolger Alexanders".

Situation, Verwicklung u. ſ. w. ergreift ihn, und der Keim zu einem Drama, Roman ꝛc. iſt entſtanden. Freilich, daß ihn jetzt dieſes ergreift, jenes gleichgültig läßt, was vor 10 Jahren, oder nach ebenſovielen, vielleicht umgekehrt ſich verhielte, iſt Ergebniß innerer Entwicklung. In der Wallenſteinszeit würde Schiller von jener Erzählung, welche den Räubern zu Grunde liegt, nicht mehr zu einer Dichtung ſich angeregt gefunden haben. Es iſt alſo allerdings ein Faden, ein Moment der innern Nothwendigkeit da, aber es iſt nur das Eine, das Andere iſt das aperçu, das Zufällige, und gerade das iſt das eigentlich Poëtiſche und überdies dasjenige, welches befruchtend das außerdem blos Mögliche zum Wirklichen macht.

393. **An Gervinus.**

Heidelberg, den 8. Dezember 1859.

— — Von Böcking habe ich bald nach Ihrer Abreiſe eine Antwort auf meinen Brief erhalten, in der er nun ausführlich ſeine Beſchwerden[1]) ausſprach, und zwar noch immer ſehr gekränkt, doch, wie mir ſchien, einer Verſtändigung nicht abgeneigt ſich zeigte. Darauf hin ſchrieb ich ihm noch einmal, und habe nun auf dieſen 2. Brief heute eine Antwort erhalten, mit der die Sache, ſo weit ſie ſich ausgleichen läßt, vorerſt ausgeglichen heißen kann. Er hatte im erſten Brief geäußert, an Sie ſchreiben zu wollen, worauf ich ihm Baumgartens Adreſſe gab; im 2. erwähnt er nicht, ob er's gethan. Die ganze Geſchichte iſt mir ſchmerzlich leid, da ſie B. tiefen Verdruß gemacht hat, und den hat er um mich am wenigſten verdient. Aber ſo iſt es mit dem verwünſchten Humor; er iſt wie das Horn, man greift einen Mißton darauf, eh' man ſich's verſieht.

Hier iſt Alles noch erregt von der proteſtantiſchen Conferenz in Durlach, wo beſonders Häuſſer als Redner ſich ſelbſt übertroffen haben ſoll. Von dem Spaß, der ſich dabei ereignete, haben Sie vielleicht noch nichts gehört. Kaufmann Spitzer hatte es übernommen, für einen Stenographen zu ſorgen; der kam und ſchrieb wacker darauf los; wie er aber andern Tags die erſten Proben ſeiner Reinſchrift vorlegte, fand ſich das elendſte Zeug, bis zum Sinnloſen verſtümmelte Bruchſtücke; kurz, der Kerl war ein Lump, der nichts verſtand und ſich

1) Ueber Strauß' Anzeige ſeiner Huttenausgabe vgl. S. 403, 1.

nur einen guten Tag hatte machen wollen. Die Redner mußten zum Behuf des Drucks ihre Reden aus dem Gedächtniß herstellen, so gut es gehen wollte.

In meiner Ueberſetzerarbeit[1]) bin ich jetzt an dem erſten Stück der Dialogi novi, dem Bullicida. Für den Ueberdruß an der Dreifaltigkeit haben mich die darauf folgenden Inspicientes reichlich entſchädigt. Ich hab ſie ſtellenweis mit wahrem Entzücken überſetzt. Sie ſind doch am Ende die Krone der Sammlung. Bei den dial. novi vermißt der Ueberſetzer ſchmerzlich die eigene alte Ueberſetzung des Autors[2]). Außerdem, daß ſie Manches erklärt, was im Lateiniſchen mißverſtehbar iſt, ſteht ſie auch ſprachlich höher, als ich früher, vor der Prüfung im Einzelnen, einſehen konnte. Die Bulla iſt ſchwer zu überſetzen, da ſie ganz plautiniſch-dramatiſch iſt; ich will mir einen Plautus und eine gute Ueberſetzung desſelben zu Hülfe holen.

Doch ich darf Ihre Zeit nicht allzulang in Anſpruch nehmen, Sie werden ins Archiv wollen und ich will die Bulle vollends todt machen helfen. Alſo adieu!

394. An Wilhelm Strauß.

Heidelberg, den 14. Januar 1860.

— — Gervinus iſt aus Berlin zwar mit Klagen über die flaue Haltung der preußiſchen Politik, doch mit der überraſchenden Nachricht zurückgekommen, daß der Fehler weniger am Prinzregenten, als am Miniſterium liege; außer dem Einen Punkt, daß er ſich ungern zur Entfernung von Beamten wegen Anhänglichkeit an das frühere Regierungsſyſtem entſchließe, „um keine Märtyrer zu machen", ſei er ſonſt vielfach liberaler als ſeine Miniſter, deren Haltung z. B. der Schillerfeier gegenüber er von Anfang an nicht gebilligt habe.

395. An Zeller.

Heidelberg, den 3. Februar 1860.

— — Es freut mich, daß Du den Stahriſchen Leſſing auch lobſt; mir wollten manche Leute mein Lob nicht gelten laſſen. Was Du tadelſt iſt freilich wahr, und dieſen Fehler würde ich nicht ge-

1) Die „Geſpräche von U. v. Hutten", welche 1860 in Leipzig erſchienen. Die hier genannten ſtehen dort S. 227 ff., 94 ff., 186 ff.

2) Seine früheren Dialogen hatte Hutten ſelbſt in's Deutſche übertragen, bei den ſpäteren war dieß unterblieben.

macht haben, dafür aber andere. Für seinen Zweck jedenfalls ist das Buch ganz gut. Die Schiller'schen Familienbriefe haben auch mich höchlich erbaut, und insbesondere der alte Hauptmann auch so eingenommen, daß ich nachher fast ärgerlich war, wie seine Frau sich über ihn beklagt. Zudem glaubte ich doch zu finden, daß der edle Oberförster[1]) dem Großvater ganz ähnlich gesehen hat. An der Reinwald wirst Du auch Freude haben.

— Hier zu Land wird das Concordat wohl fallen. Die Pfälzer und selbst die katholischen Oberländer halten sich ja vortrefflich und beschämen unser dumpfes Württemberg tief. Häusser insbesondere entwickelt all seine Rührigkeit und Geschicklichkeit. Der Großherzog soll schon so viel wie herum sein.

— Unser guter Rapp hat sich wieder in einen Ketzerprozeß verwickelt. Er hat in seiner Träumerei an die Schulkinder im Religionsunterricht hingeketzert und die Bauern haben ihn verklagt. Mehrings fanatische Einmischung (auch meine Besuche hat er die Bauern zu Protokoll geben lassen) scheint dem Rapp eher genützt zu haben; man wird ihm eben unter den Fuß geben, sich wegzumelden.

396. **An Rapp.** Heidelberg, den 7. Februar 1860.

Ich freue mich, daß der Sturm[2]) vorübergezogen, ohne den Stamm umzuwerfen; mag er auch Blätter und Zweige, so viel er will, herabgerissen und selbst Aeste gebrochen haben. Das macht sich wieder. Den Umfang der Zerstörung, die er angerichtet in Dir und um Dich her, wirst Du erst allmählich übersehen, wie ein Bauer, wenn er nach dem Hagel nach einander seine Aecker und Weinberge besucht und überschlägt, was ihm verloren gegangen, was geblieben und wie er sich nun einzurichten hat. Letzteres ist die Hauptsache. Du bist jetzt so erschüttert, daß Du vor Allem Dich in Dir selbst wieder zusammenfassen, Dir über die Ursachen des Geschehenen und die Mittel, es wieder gut zu machen, klar zu werden suchen mußt.

Der Fehler, den Du gemacht (und ihn richtig zu fassen, ist eine Hauptsache) bestand darin, daß Du zwischen Deinem subjectiven Standpunkt und dem objectiven, zu dem Dein Amt Dich verpflichtet, nicht gehörig unterschiedst. Also nicht, daß Du subjektiv diese Ueberzeugungen in Dir zuließest, nicht, daß Du dem Gang Deiner Ein-

1) Schillers ältester Sohn. — 2) Vgl. Br. 395.

ſichten und Ueberzeugungen für Dich nicht den Amtsriegel vorſchobſt, ſondern, daß Du dieſe ſubjectiven Ueberzeugungen da vortrugſt, wo Du ein objectiver Amts- und Gemeinde-Menſch ſein mußteſt, war Dein Unrecht. Es iſt dies gerade das Gegentheil der Schuld der gewöhnlichen Geiſtlichen: ſie tragen den Amtsmenſchen in die Ueberzeugung hinein, laſſen eigenes Denken, Urtheilen, Anſchauen gar nicht aufkommen, erſticken und erdrücken es, um ja mit ihrem Amtsglauben in keine Kolliſion zu kommen; Du haſt jenes Subjektive ſo erſtarken laſſen, ſo ganz darin gelebt, daß Du das Amtscredo darüber vergaßeſt und jenes in dieſes ſich ungebührlich einmiſchen ließeſt. Der Wunſch, die Sehnſucht, das Beſtreben, ſich auch objectiv als den geben, die Ueberzeugungen auch ausſprechen zu dürfen, die man für ſich ſubjektiv hat, iſt ebenſo natürlich als ehrenwerth; aber es darf ihm nur ſo weit nachgegeben werden, als die Verhältniſſe es erlauben. Das Amt des Geiſtlichen iſt zunächſt unſtreitig, der Gemeinde ihren Glauben vorzutragen. Iſt dieſer Glaube auch der ſeinige, deſto beſſer; wo nicht, ſo ſoll er eher ſich weh thun als ihr. Er darf ihr kein Stück ihres Glaubens unterſchlagen, von keinem der vermeintlichen Edelſteine ihres heiligen Apparats geradezu ſagen: Das iſt Glas, wenn es auch wirklich nichts Anderes iſt; ſchon deswegen darf er das nicht, weil er ſich dadurch jede weitere Einwirkung auf die Leute abſchneidet. Nur in der Art, wie er mit jenem Apparat hantirt, wie er das eine Stück öfter, das andere ſeltener zum Vorſchein bringt, das voran, jenes zurückſtellt, dadurch aber auch ganz hinlänglich, wird er ſeiner ſubjectiven Ueberzeugung Raum geben und das, was er will, auch im Volk allmählich vorbereiten helfen. Das Licht des Denkens, die Luft der Humanität, die Wärme des ſittlichen Strebens, wird auch das Dogmatiſche, das er vorträgt, durchdringen, das Irrige darin unſchädlich und das Wahre und Gute fruchtbar machen.

Was der langen Rede kurzer Sinn iſt? wirſt Du fragen. Daß Du Dich nicht ſollſt in Dir ſelbſt erſchüttern, nicht auch nur einen Augenblick Deine Ueberzeugung als ſolche Dir zur Schuld machen laſſen, ſondern nur die Art, wie Du ſie kundgegeben. Alſo künftig klare und feſte Unterſcheidung beider Standpunkte: Suum cuique. Caesari quae Caesaris, quae sunt Dei, Deo [1]). Zu dieſem Zwecke

1) „Jedem das Seine. Dem Kaiſer, was des Kaiſers, Gott, was Gottes iſt."

ſich mit dem religiöſen Bewußtſein der Kirche wieder etwas mehr in Rapport zu ſetzen, Bibel, Homilietiſches und dergl. zu leſen, wird nichts ſchaden; darin die Spuren des Wahren, das wirklich Religiöſe und Sittliche gern anerkennen und freundlich aufſuchen, iſt ganz in der Ordnung. Aber nur nicht bußmäßig, nur immer die eigene Ueberzeugung und ihr Recht hoch und muthig und freudig emporgehalten! Dann aber auch wieder triplex aes circa pectus[1])! Eine ſtrenge Zolllinie, daß keine Contrebande heraus darf, kein Wort, das Du nur Dir ſagen darfſt, das ἕρκος ὀδόντων[2]) da überſpringe, wo Du nicht das Recht haſt, nur Du zu ſein. Dieſe Zollwache war bei Dir eingeſchlafen, das muß anders werden. —

397. An Meyer.

Heidelberg, den 11. Februar 1860.

Es freut mich, daß Ihre Arbeit ſo viel wie fertig iſt, und da komme ich nun auf den Punkt, der mich veranlaßt, Ihnen eben jetzt zu antworten. Brockhaus ſchrieb mir nämlich um Neu-Jahr, er wolle eine neue Folge des Raumer'ſchen hiſtoriſchen Taſchenbuchs anfangen, und wünſchte einen Beitrag von mir. Einen ſolchen hatte ich nun im Augenblick nicht, hielt es aber Ihnen vortheilhaft, ihn auf Ihre Arbeit mit dem Beiſatz aufmerkſam zu machen, ich wiſſe freilich nicht, ob ſie nicht zu umfangreich ſein werde. Nun erhalte ich heute ſeine Antwort, in der es heißt: „Wenn Sie meinen, daß die Arbeit des Herrn Dr. Meyer über Rameau's Neffen von Diderot ſich für das hiſtoriſche Taſchenbuch eignen könnte, ſo würde es mir ganz lieb ſein, wenn Sie denſelben veranlaſſen wollten, mir das Mscpt. zur Einſichtnahme mitzutheilen."

Ich weiß nun freilich nicht, ob Sie 1. überhaupt Ihre Arbeit in einer ſolchen Sammlung gern erſcheinen laſſen, die mir übrigens für ein erſtes Auftreten ganz paſſend ſcheint und ob 2. Ihr Mscpt. nicht zu groß iſt; obwohl ſchon öfters Aufſätze in 2 Hälften in 2 aufeinanderfolgenden Jahrgängen der hiſt. Zeitſchrift erſchienen ſind. Aber wenn ſich auch ſchließlich dieſe Zeitſchrift nicht als der geeignete Ort zeigen ſollte, ſo ſchien mir dies doch ein erwünſchter Anlaß, Sie mit Brockhaus bekannt zu machen, und ich möchte Ihnen daher ſehr zu-

1) „Dreifaches Erz um die Bruſt." (Horaz).
2) „Das Gehege der Zähne." (Homer).

reden, das Mscpt., sobald Sie's im Reinen haben, an ihn zu senden, mit dem Insreinebringen aber nicht länger zu zögern.

Der Druckbogen im historischen Taschenbuch wird mit 16 Thlr. honorirt; ein Aufsatz soll 4—5 Bogen betragen und vielleicht ließe sich durch Kürzen der Einleitung, doch wenigstens so viel erreichen, daß das Ganze auf 2 mal 5 Bogen ging. Doch machen Sie nur, daß Brockhaus Ihre Arbeit einmal sieht, er wird Ihnen dann schon weitere Vorschläge machen, denk ich.

Meine Uebersetzung der Hutten's Dialoge ist fertig, und ich bin eben daran, mit Brockhaus deßwegen abzuschließen.

398. **An Vischer.** Heidelberg, den 19. Februar 1860.

Längst würde ich dem in Deinem letzten Brief geäußerten Wunsch gemäß Dir geschrieben haben, wenn nicht nach so langer Unterbrechung der Mensch die zwar natürliche und doch dumme Meinung hegte, erst irgend etwas Bedeutendes abwarten zu müssen, um davon wieder den ersten Anstoß zum Schreiben zu nehmen; dieses Bedeutende findet sich dann natürlich nicht, und so schiebt sich das Schreiben immer weiter hinaus. Deßwegen breche ich nun dieses Warten ab und knüpfe das Schreiben wieder an.

Von meinem bischen Treiben auszugehen, so habe ich mich diesen Winter damit beschäftigt, Hutten's Dialogen zu übersetzen und mit den nöthigen Erläuterungen zu versehen, und ich denke, der Druck soll demnächst beginnen. Die Arbeit schien mir nicht außer der Zeit zu sein, wo hier in Baden der Concordatsstreit im besten Gange ist. Nun sollte freilich zu dem Buch noch eine Vorrede kommen, welche die applicatio[1]) auf die Gegenwart, und natürlich nicht blos der katholischen Kirche, sondern auch der protestantischen machte. Allein ich bin diesen Dingen so lang entfremdet gewesen, daß ich nicht weiß, ob ich eigentlich berechtigt bin, noch drein zu reden; wozu noch kommt, daß ich allen Streits so herzlich müde bin.

Ich bin nun begierig, wie es mit Deinen Arbeiten steht, ob der 3. Theil der krit. Gänge wirklich aufgegeben ist, womit ich immer nicht einverstanden sein kann, und ob wir die Monographie über den Hamlet bald bekommen werden. Zur Lectüre will ich Dir sehr empfohlen

1) „Anwendung".

haben den 4. Theil von Jahn's Mozart, den ich vorigen Monat mit ebenſoviel Belehrung als Vergnügen geleſen habe, und der ein äußerſt vortreffliches Buch iſt. Da dieſer letzte Theil die Werke von M. betrifft, die Jeder kennt oder doch leicht zu hören bekommen kann, ſo iſt (natürlich manches Techniſche abgerechnet) das Buch auch für unſer einen wohl verſtändlich, und wird gewiß auch Dir behagen.

399. **An Rapp.** Heidelberg, den 26. Februar 1860.

Dein letzter Brief hat mich herzlich betrübt; ich meinte die Bauernverſchwörung ſei niedergeſchlagen und Du amteſt wieder ungehindert, nun zeigt ſich, daß dem nicht ſo iſt. Daß Du ſtandhaften Widerſtand leiſteſt und insbeſondere Dich gegen das Aufdrängen eines Vikars wehrſt, finde ich ganz am Ort — aber ich glaube, Du mußt Dich auf einen Wechſel einrichten; unter dieſen Menſchen kann es Dir ja unmöglich mehr gemüthlich werden. Und auch aus dem Sprengel dieſes Prälaten mußt Du zu kommen ſuchen. — —

Mit Viſcher bin ich endlich wieder im Gleis, doch hat's Mühe und Geduld gekoſtet, die einen ja einem Freund gegenüber nicht dauern darf. — Ich ſammle jetzt Stoff für eine Vorrede zu meinen überſetzten Hutten's-Dialogen und ſehe mich deswegen ein wenig in der heutigen Theologie um, leſe Kirchenzeitungen u. dgl. Aber Himmel, was iſt das für ein Zuſtand! Welche Verwilderung, welche Zuchtloſigkeit, welche Mißgeburten, welches Lügen- und Heuchlerweſen, wo man hinſieht. Ich werde ein ſtarkes Wort dagegen ſprechen und wenn ſie mich darum angreifen, ſo können ſie eher, als ihnen lieb iſt, eine Schrift von mir bekommen „über die Lüge in der jetzigen Theologie". Da es in dieſem Jahre 25 Jahre wird, daß ich mein Leben Jeſu herausgegeben, ſo werde ich auch dieſes Jubiläums in meiner Vorrede gedenken und ſagen, daß ich mit den Wirkungen des Buchs in dieſer Periode zufrieden ſei. Ich werde ſagen, meine Arbeit ſei nicht widerlegt, wohl aber fortgebildet worden. Mein Buch werde wenig mehr geleſen, weil es längſt in alle Adern der Wiſſenſchaft eingedrungen ſei. Ich werde den Satz aufſtellen, daß in den 25 Jahren über die Gegenſtände, die mein Buch betraf, keine Zeile von Bedeutung geſchrieben worden, in der nicht der Einfluß jenes Buches bemerkbar wäre. Und zwar nicht blos ſo, daß man ihn abzuwehren ſuche, ſondern ſelbſt die äußerſten Gegner haben

mehr als sie wissen, zugeben müssen. Ich möchte sehen, wer mir einen von diesen Sätzen widerlegen wollte.

Eine recht brave Kirchenzeitung ist die Protestantische, die von Berliner Schleiermacherianern und auch von unserm Zittel herausgegeben wird. Natürlich wird die bei euch nicht zu haben sein. Die wissenschaftliche Seite ist zwar die schwächere, aber die kirchlich praktische Gesinnung sehr gut.

Nun leb wohl, lieber Rapp, und laß dich nicht unterkriegen. Dies ist freilich leicht gesagt, ich weiß es wohl. Doch sagt es Einer, der auch weiß, was Kampf und Unglück ist. —

400 **An Kuno Fischer.** Heidelberg, den 7. März 1860.

Daß ich Ihnen heute schreibe, geschieht im Auftrag von Gervinus. Er will die Deutsche Zeitung wieder aufleben lassen, und da sollen beifolgende Programme gutsbesitzende Patrioten zur Betheiligung durch Actien, hirnbesitzende aber (um eine Eintheilung von Beethoven zu brauchen) zur Mitarbeiterschaft einladen. Das Blatt soll eine litterarische Beilage bekommen, und das wäre nun also, was wir früher wollten, nur, wie es zu gehen pflegt, jetzt, wo Sie fort sind und ich gehe. Dennoch meint Gervinus, wir 3, Sie, Zeller und ich, sollten diese Beilage leiten. Unerachtet ich nicht recht sehe, wie das geschehen soll, sage ich doch meine Mitwirkung von Herzen zu, und das thun Sie ja wohl auch. So lange das Unternehmen nicht durch hinreichende Betheiligung von Aktionären gedeckt und sein Erscheinen noch nicht sicher ist, soll die Sache im vertrauten Kreise bleiben.

401. **An Kuno Fischer.** Wimpfen, den 9. Juli 1860.

Ihr angenehmes Schreiben vom 13. v. M. habe ich hiehergenommen, um es von hier aus zu beantworten, wo ich wieder mit meinen Kindern die Sommerferien zubringe. Aber auch Ihr Kant hat mich hieherbegleitet, und ist, in allen Stunden, die mir das Badeleben zu ernster Beschäftigung übrig läßt, mein Studium. Ich stehe jetzt am Uebergang zur transscendentalen Dialektik, und hoffe in den 12 Tagen, die unser hiesiger Aufenthalt noch dauern wird, mit dem Bande gerade noch fertig zu werden. Ich habe mich von Ihrer Darstellung durch alle Abschnitte hindurch immer gleichmäßig angezogen, festgehalten und befriedigt gefunden, und von Ihrer philosophischen Lehrgabe die größte

Vorstellung bekommen. Die Kunst, deren Fichte sich rühmte, den Leser zum Verstehen zu zwingen, besitzen Sie wirklich. Von den Schwierigkeiten, die beim Studium der Kantischen Philosophie theils in Kants Darstellung, theils in der Sache selbst liegen, haben Sie die ersteren gänzlich, die letzteren nach Möglichkeit zu entfernen gewußt und durch genetische Entwicklung, anschauliche Darlegung, scharfe Sondirung und einleuchtende Gruppirung, immer klaren und präcisen Ausdruck, den Weg durch den scheinbar so verwickelten philosophischen Bau aufs Dankenswertheste erleichtert. Der rostig gewordenen Rüstung des alten Recken haben Sie die blankste Politur zurückgegeben, und uns ihre Zusammensetzung, ihre starken wie ihre schwachen Stellen, zur deutlichsten Anschauung gebracht. Während ich Ihr größeres Werk über Kant mit hiehernahm, habe ich meinem Bruder das kleinere ins Bad Teinach mitgegeben, und unerachtet ich ihn reichlich auch mit andrer Lektüre versah, schrieb er mir doch schon nach den ersten Tagen seines Badaufenthalts, daß er sich an Ihrem Kant schon sehr ergötzt habe. Ein Beweis, daß die Berechnung auf weitere Kreise, deren wegen Sie die kleinere Schrift besonders ausgehen ließen, Sie nicht getäuscht hat.

Was den Plan einer Schillersbiographie betrifft, so sind zwar Sie am wenigsten der Mann, der den Rath eines Andern nöthig hätte; doch will ich mein Dafürhalten, da Sie es wünschen, Ihnen nicht verbergen. Gerade die Lectüre Ihres Kant bestärkt mich darin, Ihnen das Merckische zuzurufen: „Solchen Quark mußt Du nicht machen, das können die Andern auch!“ Als Zugabe zur Ausgabe der Werke wird eine Biographie doch nur in usum Delphini[1]) verlangt, die aus dem vorhandenen Material jetzt auch ein sehr mittelmäßiger Kopf machen kann. Auf Sie wartet, wenn Sie mit Kant zu Ende sind, eine Reihe von Aufgaben, die nur Sie in dieser Art lösen können: Die Geschichte der Philosophie seit Kant, eine Ethik und noch so manches Andere, das sich daraus ergeben wird. Diese Aufgaben dürfen Sie nicht durch eine Arbeit verschieben, die des weitschichtig gewordenen Stoffs wegen Sie länger aufhalten würde, als Sie wohl glauben. Was mich schließlich von dem Verfolgen meines biographischen Planes abgehalten hat, mich mit einer sehr gemischten Gesellschaft von Concurrenten drängen zu müssen, wird wohl auch Ihnen die Sache verleiden.

---

1) Vgl. Br. 278, Anm. 2.

402. An Rapp.

Heidelberg, den 20. April 1860.

Dein Schreiben hat mich tief und schmerzlich bewegt. Dein Leiden hat eine Höhe erreicht, die über den Zuspruch hinausgeht; wo die Freunde auch 7 Tage und Nächte schweigend bei Dir sitzen müßten. Es ist im Gefühl der Unzulänglichkeit jedes Trostworts, daß ich Dir ein Buch schicke. Vielleicht, daß die Vertiefung in Völkerschicksale Dich manchmal für eine Stunde von dem persönlichen Geschick abzieht. Es liegt eine tiefe Wahrheit in dem „dextra Piraeus, sinistra Corinthus etc.“ [1]) des alten Servius Sulpicius. —

Etwas Ruhe wird Dir der Vikar doch bringen, denn nun haben die Bauern, was sie wollten. An Abdankung mußt Du nicht denken; es findet sich gewiß ein anderer Platz. Unterdessen:

„Durate et vosmet rebus servate secundis“ [2]).

403. An Rapp.

Heidelberg, den 27. April 1860.

Wenn Dir ein Theil des Bedauerns, das mein voriger Brief Dir brachte, überflüssig gewesen ist, so ist das um so besser. Wir wollen den Ueberschuß aufheben, für den aus der Freundschaft, der ihn zuerst nöthig haben wird. Je mehr Du selbst Balsam für Deine Wunden hast, desto lieber ist's mir, desto leichter wirst Du Dir selbst durchhelfen. Denn in der That, vor der Hand kommt Alles auf Geduld und Abwarten an.

Das Volk lernst Du jetzt freilich von seiner bestialischen Seite kennen. Du wirst dabei am wenigsten vergessen, daß das eben nur die eine Seite seiner oder vielmehr der menschlichen Natur überhaupt ist. Auch dieser Bestialität gegenüber ist das negativste Verhalten das Beste. Wer von einem Bären verfolgt wird, heißt es, soll sich todt stellen; dann beschnüffelt ihn der Bär und geht weiter. So mußt Du's auch dem Volksbären gegenüber machen.

Recht ergriffen haben mich gestern die zwei ersten Nachtigallen, die ich nach einem Morgenspaziergange aus einem buschigen Winkel unserer Anlagen hörte. Es wird also Frühling, bester Rapp. Der kann doch nicht all seine Kraft und Wirkung auf Dich verloren haben. Der Frühling haucht unvermerkt Hoffnung ins Gemüth; laß sie ein! —

---

1) „Rechts der Piräus, links Korinth.“ — 2) „Haltet aus und bewahrt euch auf für bessere Zeiten.“

404. An Wilhelm Strauß.

Heidelberg, Palmmontag 1860.

Meinen Brief von geſtern wirſt Du erhalten haben. Heute fällt mir ein, ich könnte Dir füglich ein Buch, das Dich früher zu intereſſiren ſchien, und das ich zwar ſelbſt nur entlehnt, doch erſt in 8 Tagen zurückzugeben verſprochen habe, inzwiſchen zum Leſen mittheilen, nämlich A. Humboldt's Briefe an Varnhagen. Ich habe es von Gervinus entlehnt, dem ich, wenn ich ihn wiederſehe, meine Indiscretion wohl eingeſtehen darf. Nur bitte ich Dich, es mir ſo zurückzuſchicken, daß ich's längſtens von heut über 8 Tage wiederhabe.

Das Buch iſt trotz manches Unbedeutenden, doch intereſſant, insbeſondere für die preußiſche Geſchichte ſeit 30 Jahren. Humboldt iſt mir jetzt erſt recht verſtändlich und liebenswürdig geworden. Zur Pſychologie Friedrich Wilhelms IV. erhält man von ihm unſchätzbare Beiträge. Was die mich betreffenden Stellen betrifft, ſo iſt die erſte S. 111 dadurch dunkel, daß ſie Z. 3 von unten in eine nur angedeutete Beziehung auf Schelling übergeht, dem Humboldt und Varnhagen irgend einen Irrthum oder ſonſtigen Fehler aus Anlaß einer von mir citirten Stelle Spinozas glaubten nachweiſen zu können. Das Nähere iſt mir dunkel, ſo wie Alles was auf der folgenden Seite in eben der Beziehung auf Schelling geſagt iſt. Die „Rede über die Kunſt" iſt von Schelling 1806 gehalten, die im Fackelſchein iſt eine Anrede an die Studenten bei einem Ständchen in Berlin im Jahr 42.

In Betreff der andern Stelle S. 117 hat mich gegen den naturwiſſenſchaftlichen Vorwurf, den mir dort H. macht, bereits mein Freund Neffzer in der Revue Germ. (der Aufſatz iſt faſt blos Auszug, daher ſchicke ich Dir ihn nicht) ganz hübſch gerechtfertigt, wenn er ſagt: il y aurait peut être lieu de faire observer, qu'il n'y a guère que deux opinions possibles sur l'origine de l'homme: la création miraculeuse, ou la formation spontanée. Il ne paraît pas, que Humboldt ait admis la première, et il rejette évidemment la seconde, parcequ'elle ne lui paraît pas scientifiquement démonstrable. Cette réserve scientifique rapproche H. du positivisme, qui s'abstient de spéculer sur l'origine des choses.

In dem ohnehin im Gang befindlichen Prozeß der Zerſtörung alles monarchiſchen Nimbus wird das Buch mächtig, vielleicht gefährlich mitwirken, und vorderſamſt die gelehrten Neigungen der hohen Herrn nicht vermehren.

— Noch lege ich Dir ein Buch über Faust [1]) bei, das Dich als alten Faustliebhaber interessiren wird. Meines Erachtens hat der Verfasser, was Faust I. betrifft, gegen den Vischer vom Jahr 1857 ebenso Recht, als, was Faust II. anlangt, gegen den Vischer des Jahrs 1839 Unrecht. Du kannst's nach Bequemlichkeit behalten.

405. An Zeller.

Heidelberg, den 2. Mai 1860.

— — Köstlin's Schriftchen hat mir im ersten Theil recht wohlgefallen; aber am 2. Theil Faust, den ich bei der Gelegenheit wieder las, ist und bleibt Hopfen und Malz verloren. Hier behält Vischer ein für allemal Recht. — Seit meiner verwünschten Vorrede habe ich allerlei Theologisches gelesen, unter Andrem Ewald's drei erste Evangelien und Geschichte Christi, auch seine Zeitschrift perlustrirt; ferner Hilgenfeld's Schrift über die Evangelien, und, jetzt zum erstenmal ganz, Deine Schrift über die Apostelgeschichte. Das ist freilich ein leuchtendes Muster der Kritik. Ich sehe aber, wie viel schlimmer jetzt der Stand der Dinge ist, als zu meiner Zeit. Während man damals nur hin und wieder einen Stein rechts, einen links aus dem Weg zu werfen hatte, ist jetzt die ganze Straße von schlechten Ausflüchten der Apologeten wie von Schlingpflanzen so überwuchert, daß der Kritiker sich auf jedem Schritt gehemmt sieht. (Beiläufig: ist denn der Baumgarten der Apgesch. der Mecklenburgische Märtyrer?) Es steigt mir immer wieder der alte Gedanke [2]) auf, die Ergebnisse der theologischen Kritik nach der historischen wie dogmatischen Seite in einer Art von Dictionnaire kurz zusammenzufassen, wobei aber in den einzelnen Artikeln der umgekehrte, synthetische Weg, statt des analytischen der kritischen Untersuchungen, eingeschlagen werden müßte. D. h. man nähme auf das dumme apologetische Zeug und selbst auf die kirchliche Tradition von vorn herein keine Rücksicht, sondern entwickelte frischweg, wie entstanden man sich z. B. das vierte Evangelium, die Apostelgeschichte, zu denken hat; erst hinterher würde dann der fabula vulgata [3]) erwähnt. Ich finde aber freilich, daß zu solch einer Uebersicht die Zeit noch nicht da, Vieles noch zu controvers ist. So ist mir z. B. rücksichtlich des Markusevangeliums doch der Zweifel aufgestiegen, ob denn seine Posteriorität auch nach Lucas so ausgemacht sei?

1) Goethe's Faust von Karl Köstlin. Tüb. 1860.
2) Vgl. Br. 283. — 3) „Der herkömmlichen Darstellung."

406. **An Rapp.** Heidelberg, den 7. Mai 1860.

Der Verluſt, der Dich unterdeſſen betroffen, iſt mir durch meine Tochter gemeldet worden und dieſe Zeilen haben nur die Beſtimmung, Dir zu ſagen, daß ich es weiß und innig mitempfinde. Dich zu tröſten können ſie ſchon deßwegen nicht verſuchen, weil der unmittelbare Troſt Dir näher als dem Entfernten liegt: der nämlich, daß Deine gute Frau einem unheilbaren Uebel, das ſie aber noch gar lange hätte quälen können, zeitig entnommen worden iſt. Dieſen *ihren* Vortheil wirſt Du *Deinem* Verluſt gegenüber gewiß gerne recht ſchwer in die Wagſchale fallen laſſen. Heute denke ich mir die Beerdigung. Es iſt ein ſchöner, klarer Frühlingstag, die Erde zwar noch etwas ſtarr, doch ſchon ſo treibend und übergrünt, daß man ihr einen geliebten Todten eher, als im ſchmutzigen Winter, übergeben mag. Auch daß die Erde überall des Herrn iſt, wirſt Du ſo leichter denken und Dich darüber tröſten, die theure Leiche in dem feindſeligen Orte zurückzulaſſen.

407. **An Meyer.** Heidelberg, den 11. Juni 1860.

Das Schickſal meint es gut mit Ihnen, da es Sie ſo gründlich zum Autor zu erziehen Anſtalt macht. Denn wenn das Erſte, das ein ſolcher, ſeinen innern Beruf betreffend, lernen muß, das iſt, daß er im Stande ſei, male tornatos incudi reddere versus[1]), ſo iſt das Zweite, den äußeren Betrieb Angehende, das occallescere ad repulsas Sosiorum[2]). Daß ein Schriftwerk nur von einem litterariſchen Tribunal gerichtet werden kann, der Verleger aber es von dem merkantiliſchen aus richtet, weiß jeder Autor wohl; dennoch wird er über dem verlegeriſchen Nein von Anfang immer ſtutzig. Das muß er ſich aber ebenſo gründlich abthun, als ein Militärpferd das Scheuen vor dem Knall des Schuſſes. Für den mercantiliſchen Werth einer Schrift fällt dann auch der Name des Autors ins Gewicht, der bei dem Anfänger natürlich fehlt. Monographien überdies ſind als Waaren ſo mißlich, daß ich Sie verſichern kann, ich habe für die meinigen (den Hutten ausgenommen) als alter Autor an mehr als einer Thüre klopfen müſſen, und weiß gar nicht mehr, die wievielte es war, wo mir jedesmal Herein gerufen wurde. Wenn das am dürren Holz ge-

1) „Mißrathene Verſe nochmals auf den Ambos zu legen.“ (Horaz).
2) „Gegen Ablehnung ſeitens der Verleger harthäutig zu werden.“

ſchah (denn warum ſollte ich die Schrift nicht ſo gut verdrehen dürfen, als andere Theologen auch?), wie mögen Sie ſich wundern, daß das grüne ſo lang raucht, ehe es anbrennt? Alſo: Ehe Sie mir das volle Dutzend Abſagebriefe aufweiſen können, kommen Sie mir nicht mit Reſignation. Ihre Schrift iſt druckwürdig, wenn ſie auch nicht vollkommen iſt. Wem Sie ſie zunächſt ſchicken ſollen, wird ſich darnach beſtimmen, was Sie beſſer wiſſen werden als ich, welche Handlungen ſich mit franzöſiſcher Litteratur befaſſen. Sonſt ſchlüge ich vor: Engelmann (wo Sie kein Fürwort von Neumann brauchen), Hirzel in Leipzig, Weidmann in Berlin. Dieſen würde ich ſo wie früher dem Brockhaus ſchreiben und hinzuſetzen, wenn Sie erſt wüßten, ob N. N. es überhaupt nehmen wolle, ſo würden Sie ſich beiderſeits wohl über die Bedingungen leicht vereinigen.

408. An Rapp.

Heidelberg, den 21. Auguſt 1860.

— Ich glaube die Zeiten werden heller; was in Baden, was in Preußen geſchieht, kann auf das freilich ſehr zurückgebliebene Württemberg nicht ohne Wirkung bleiben. Alſo harre noch ein wenig aus, das Schlimmſte haſt Du ja ſchon durchgemacht.

Mein hieſiger Aufenthalt ſpitzt ſich jetzt zum Ende zu. Seit es entſchieden iſt, daß mein Bruder nach Darmſtadt zieht, wäre ich lieber auch dahin gegangen und ſuchte den in Heilbronn angeſponnenen Faden zu löſen, allein es ging nicht mehr und ich bin gefangen. Vielleicht iſt's gut, vielleicht auch nicht.

— Wir werden nun wohl auch unſere Correſpondenz in die alte Ordnung bringen können. Sie hat unter den Stürmen der letzten Zeiten ſehr gelitten und ich habe das ſchwer empfunden. Es hatten ſich gewiſſermaßen die Pole unſeres Verhältniſſes umgekehrt. Münkheim und Dein Haus war mir ſonſt das Aſyl, wo ich als ein terris jactatus et alto[1]) Zuflucht und Ruhe ſuchte: und nun war Kampf und Verwirrung und Jammer aller Art dort in einem Grade ausgebrochen, daß im Vergleich damit mein Zuſtand als ein idylliſcher erſcheinen konnte. In eine ſolche Umkehrung findet man ſich nicht plötzlich und ich denke, das Verhältniß ſetzt ſich nun auch wieder anders; — Du wirſt in einem beſſeren angulus terrae[2]) ein neues

1) „Durch Länder und Meere Gejagter". (Vergil.) — 2) „Erdenwinkel".

Daſein, einſamer freilich und farbloſer — doch das bringt ja ſchon das Alter — aber ruhig und gemüthlich beginnen, dort mit den Abgeſchiedenen wie mit Lebenden, mit den Lebenden wie mit Abgeſchiedenen verkehren und ſo wird auch unſerem Briefwechſel noch ein Nachſommer beſchieden ſein.

Fünfte Abtheilung.

1860—1865.

Am Schluß ſeines ſechsjährigen Heidelberger Lebens ſah ſich Strauß (wie er ſelbſt in den Litterar. Denkwürdigkeiten, Geſ. Schr. I, 48 f. erzählt) durch ein Augenleiden veranlaßt, ſich in Berlin bei Gräfe einer Operation zu unterziehen. Nachdem dieſe glücklich verlaufen war, ſchlug er ſeinen Wohnſitz in Heilbronn auf, das er vor 12 Jahren verlaſſen hatte. Seine Tochter ſtand dem Haushalt vor, während der Sohn das Gymnaſium beſuchte. Als aber dieſer im Herbſt 1863 auf die Univerſität, erſt Heidelberg, dann Tübingen, übergieng, und im folgenden Jahr die Tochter ſich nach Bonn verheirathete, wurde die eigene Haushaltung wieder aufgelöſt. Strauß brachte den Winter 1864/65 in Berlin, den folgenden Sommer in Heidelberg, Baden und mit ſeiner Tochter in Biebrich zu, und zog dann für ein Luſtrum nach Darmſtadt. In Heilbronn entſtand außer mehreren andern Schriften das Hauptwerk dieſes Zeitabſchnittes, das zweite Leben Jeſu.

Der gleichen Zeit gehören die 17 Briefe an, welche Benecke W. Vatke 502—546 hat abdrucken laſſen.

---

409. An Kuno Fiſcher.

Heilbronn, den 8. November 1860.

— — In Berlin iſt es mir, die lange Ungewißheit wegen der zweiten Operation abgerechnet, vollends recht gut gegangen. Sie ſagten mir einmal von einer gewiſſen väterlichen Manier unſres Vatke, die Ihnen unangenehm geweſen ſei; er hat ſie, und ſie fiel auch mir auf; aber ich habe ſie nun theils in ihrer Entſtehung begriffen, theils nach ihrer beſten Seite zu genießen gehabt. Die Eigenthümlichkeit und nun auch längere Abweſenheit ſeiner Frau nöthigte ihn, das Hausväterliche

in ſeinem Weſen ſo weit auszubilden, daß es auch das hausmütterliche Walten theilweis erſetzte: er legt bei Tiſche vor, verſorgt die Kinder, überwacht die Haushaltung, die Wäſche ꝛc. und hat es in allen dieſen Stücken zu einer merkwürdigen Virtuoſität gebracht. So kam er nun auch zu mir in die Klinik, die Taſchen voll Aepfel und Birnen aus ſeinem Garten, wie etwa ein Papa ſeinem Jungen in ein mageres Koſthaus Proviant mitbringt; berieth mich bei Ausgaben und Einkäufen, und wickelte mir zuletzt die Friedrichsd'ors für die Aerzte eigenhändig in ſauberes Poſtpapier. Daß ich vor der Operation nicht aus Entſetzen über eine andere, die ich vorher anſehen mußte, durchging, habe ich ohnehin nur ſeiner Klugheit zu danken. Kurz, er hat mich auf eine Art ſich verpflichtet, daß ich lebenslänglich ſein Schuldner bleiben werde. Ebenſoviel Liebe und Treue hat mir Gervinus und ſeine Frau[1]) erwieſen; keinen Tag, ſo lang ich nicht ausgehen durfte, ließ er mich unbeſucht; auch ſie kam öfters zu mir, und zwar immer ohne ihn, damit ich deſto weniger lang allein gelaſſen werde.

— Meine Arbeitspläne betreffend, ſo habe ich mich durch Vatke, dem Gervinus beiſtimmte, überzeugen laſſen, daß ich vor Allem mein Leben Jeſu in ſeiner bisherigen gelehrten Form überarbeiten muß; dies werde die beſte Vorbereitung ſein, alsdann das populäre Buch, das erſteres nicht erſetzen könne, auszuarbeiten. So will ich es nun auch machen; vorher jedoch, ſo lang ich mich noch ſchonen muß, vielleicht eine Sammlung kleiner Schriften anordnen.

Daß Ihr taedium cathedrae[2]), wovon Sie mir ſchrieben, ſich unterdeß verloren habe, hoffe ich ſicher. Der Menſch hat allerhand Anwandlungen; aber wozu Einer in ſo ſeltenem Grade ausgeſtattet iſt, das kann ihm gewiß nicht bleibend verleidet werden. Was den Gedanken, wie ſie der mündliche Vortrag ans Licht bringt, an Reife abgehen mag, erſetzt ihre Friſche, und die naturgemäßeſte, lebendigſte Form der Gedankenäußerung iſt ja doch die mündliche. Wir Andern, die nur vor dem Papier denken können, ſind Kulturmißgeburten; Sie ſtehen uns hierin als friſch und urſprünglich begabter Menſch entgegen. Alſo gaude sorte tua[3]). — —.

---

1) Welche damals längere Zeit in Berlin verweilten. — 2) „Ueberdruß am Katheder." — 3) „Freue Dich Deines Looſes".

410. An Rapp.

Heilbronn, den 2. Dezember 1860.

Wie freut es mich, meine ein Vierteljahr unterbrochene Correſpondenz mit Dir mit lauter Glückwünſchen eröffnen zu dürfen. Erſtlich zu der Verlobung Deiner Tochter mit dem Sohn unſeres unvergeßlichen Freundes[1]) und dann zu Deinem Auszug von dem böſen und unartigen Volke und dem freundlichen Empfang bei den ehrlichen Schwarzwäldern[2]). Wald und Gebirg haſt Du ja von jeher geliebt; wenn alſo nur das Klima nicht allzu rauh und die Wohnung gut iſt, ſo läßt ſich das Beſte hoffen. Mit dem Leben immer wieder vorne anzufangen, betrachtet Seneca als Thorheit; während Goethe umgekehrt ſagt: „und lebe Dir immer von Vornen.“ Ich halte es hierin mit Goethe und hoffe, Du werdeſt Dir auf dem neuen Boden auf's Neue ein ſo heiteres Leben begründen, als es mit unſerer Altersſtufe verträglich iſt.

Deine freundlichen Zeilen erhielt ich durch meine Tochter in Berlin. Du weißt, daß ich dorthin reiſen mußte, um meine Kur mittelſt einer nochmaligen Operation des einen Auges zu vollenden. Ich habe ziemlich durchgemacht. Das Ergebniß iſt, daß ich zwar im beſten Fall noch ebenſo kurzſichtig, wie vorher, aber nicht mehr doppelſichtig bin. — Und doch hätte ich ſowohl von meinem Leben Jeſu, als von meiner Dogmatik neue Ausgaben zu beſorgen, und möchte außerdem das Leben Jeſu populär bearbeiten, um den Theologen in den Rücken zu fallen. Vorerſt jedoch will ich eine Sammlung kleiner Schriften veranſtalten, worin meine Aufſätze über Spittler, Klopſtock, Schlegel ſammt Nachträgen zu Schubart und Friſchlin kommen ſollen. Meine hieſige Exiſtenz iſt mir noch wie ein Paar neue Stiefeln: ich glaube ſie ſind gut gemacht, ſie ſind mir aber noch nicht bequem.

Deinem unvergeſſenen Wunſche gemäß ſende ich Dir hier Deine Elegien mit herzlichem Danke für die Mittheilung zurück. Ich habe ſie mitempfunden und dabei gedacht, wie es recht ein Prüfſtein für den Menſchen iſt, ob er von ebendaher, woher er ſeine Freuden nimmt, auch Troſt zu nehmen im Stande iſt, wie Du — von der Natur. —

1) Chriſtian Märklin's. — 2) Rapp war von Untermünkheim nach Schömberg bei Freudenſtadt verſetzt worden.

411. An Käferle.

Heilbronn, den 3. Dezember 1860.

Seit einem Vierteljahr Dir wie allen Freunden verſchollen, ſäume ich nicht, jetzt, da ich es wieder kann, Dir ein Lebenszeichen zu geben. Daß es eine Augenoperation war, mit der ich zu ſchaffen hatte, weißt Du wohl; es war ein aus meiner Kurzſichtigkeit allmählich entſtandenes Doppelſehen, das ich los werden wollte; da aber der Erſte, zu dem ich mich wendete, die Sache nicht recht machte, mußte ich mich zwei Mal operiren laſſen, oder genauer geſprochen drei Mal, d. h. an beiden Augen, dann an dem einen noch einmal. Da ich dabei jedesmal chloroformirt wurde, und ein ſolches Eingeſchläfertwerden doch immer ein Drittelsſterben iſt, ſo kann ich zuſammengerechnet ſagen, daß ich einmal geſtorben bin. Auch am Wandeln in der Schattenwelt fehlte es nicht, indem ich jedesmal nachher etliche Tage im dunkelgemachten Zimmer zubringen mußte. Glücklicherweiſe habe ich meinen Zweck zuletzt erreicht, und ſehe die Menſchen und die Welt wieder einfach wie ein Chriſtenmenſch ſoll. — —

412. An Zeller.

Heilbronn, den 4. Dezember 1860.

Die Trauerkunde[1]), die Dein heute früh eingelaufenes Schreiben mir brachte, iſt mir ſchmerzlich erſchütternd, wenn auch nach dem, was ſchon am Samstag die Zeitungen gemeldet hatten, nicht überraſchend geweſen. Der Schlag trifft uns alle um ſo härter, je ſchneller er eingetreten iſt; aber für den Entſchlafenen ſelbſt müſſen wir eben dies als ein Glück, eine freundliche Fügung des Schickſals betrachten. Der Gewaltige im Leben ſollte den Feinden nicht im langen Kampfe einer unterliegenden Natur ſchwach gezeigt werden; er ſollte in voller Manneskraft, vom beginnenden Alter nur eben ehrwürdig angehaucht, in der Erinnerung fortleben. Was die Angehörigen, die Freunde, an ihm verloren haben, fühlen und wiſſen dieſe; was der Welt mit ihm genommen iſt, werden Viele ahnen, Manche auch zum Theil begreifen; ganz und voll empfinden und ermeſſen werden es jetzt nur die Wenigen, die ſein Geiſt dazu erzogen hat, es zu können. Aber die Zeit wird kommen, daß man in den weiteſten Kreiſen verſtehen wird, wie mit ihm der letzte große Theologe zu Grabe gegangen.

Dürfte ich meinem Herzen folgen, ſo würde ich mich zu der Leichen-

1) Von Baur's Tod.

feier persönlich einfinden; da sie jedoch vorzugsweise eine akademische sein wird, so will ich mich nicht zudrängen. Du und Deine l. Frau werden mich hierin verstehen, und meine Theilnahme an Eurem, mein Gefühl unsres gemeinschaftlichen Verlustes darum nicht für minder innig halten.

Doch hiemit sei es für heute genug. Grüße Deine l. Frau. Machet Euch stark, denn ihr habt einen Starken zu betrauern. Meine Kinder, denen die Todesbotschaft nach Maßgabe ihres Verständnisses nahe gegangen, erwiedern Eure Grüße. Laß den gemeinsamen Verlust ein neues Band zwischen uns sein, so fest auch die älteren schon halten. Und so lebe wohl.

413. **An Meyer.**

Heilbronn, den 4. Dezember 1860.

Seit 8 Tagen bin ich hier mit meinen Kindern, wo sich Alles gut anläßt, bis auf die Arbeit, an die ich noch nicht recht gehen darf.

Wie leben Sie mit den l. Ihrigen in München? Hoffentlich gesund und zufrieden. Den Diderot betreffend meine ich, Sie sollten doch den Versuch machen, ob sich die Sache nicht in's Kürzere ziehen läßt. Etwas wahres ist doch wohl an diesem Urtheil des Verlegers. Und unsere größten Schriftsteller sind zugleich die größten Meister und Muster im Streichen und Kürzen ihrer Arbeiten gewesen. Vergleichen Sie einmal die 2 ersten Acte des Don Carlos in der Thalia mit dem jetzigen Text, so werden Sie mit Erstaunen finden, wie viel eine an sich schon gute Arbeit doch durch Streichen noch gewinnen kann. An dem Verlust, den wir alle durch Baur's Tod erleiden, nehmen Sie gewiß auch innigen Theil.

414. **An Vischer**[1].

Heilbronn, den 6. Dezember 1860.

— — Vorderhand muß ich mich nun eben recht in Acht nehmen, darf nicht anhaltend lesen oder schreiben, da die Augen von der Operation noch sehr angegriffen sind.

So habe ich auch Deine „Reise"[2], die ich als freundliches Geschenk hier vorfand, so sehr sie mich zum Wiederlesen fortriß, doch nur mit Unterbrechungen lesen können. Ich finde, daß Du lange

1) Nach einem Bericht über sein Augenleiden und die Kur, die er durchgemacht hatte. — 2) Krit. Gänge N. F. 1. H.

nichts so Schönes und Gewaltiges geschrieben hast; die 2 Fäden, aus denen das Ganze besteht, der Natur- und Kunstfaden und der politische, sind mit feinster Berechnung durcheinandergeschlungen und der Wechsel in Stoff und Ton thut die wohlthuendste Wirkung. So viel ich beobachten kann, ist darüber im Publicum hier zu Lande nur Eine Stimme; was mich betrifft, so bin ich mit dem politischen Theil insofern nicht einverstanden, als ich an eine Regenerationsfähigkeit Oesterreichs nicht glaube und Deutschlands Heil nur im Anschluß an Preußen finde; allein die Sachen liegen allerdings noch so kraus, daß man hierin bei gleichem Patriotismus entgegengesetzter Ansicht sein kann. Und Deine Darstellung ist so überzeugungswarm und lebendig, daß auch der Gegner sie gelten lassen muß, und die Composition so wohl abgewogen, daß mich (was ich gefürchtet hatte) der politische dissensus im Genuß — nicht blos der ästhetischen Abschnitte, sondern des Ganzen — nicht im Mindesten gestört hat.

Mit Vergnügen hörte ich (ich weiß nicht mehr von wem), daß Deine Aesthetik eine neue Auflage nöthig hat, und bin begierig, in welcher Art Du dieß bewerkstelligen wirst. Auch mein L. J. und Dogmatik sind endlich vergriffen, und ich gedenke, wenn ich wieder an ernstliches Arbeiten gehen kann, erst für das erstere Buch alles dasjenige nachzutragen, was insbesondere Baur's und seiner Schule Forschungen ermittelt haben; dann aber wünschte ich, nachdem das alte Buch in seiner Art erneuert wäre, denselben Stoff populär und in umgekehrter (synthetischer) Ordnung (1. muthmaßl. historischer Kern; 2. synoptische Mythenschicht; 3. johanneische Mythenschicht) zu behandeln, um mit Umgehung der Theologen die gebildeten Laien zu gewinnen. An diesem letzteren Vorhaben hängt mein ganzes Herz — wenn mir nur die Augen keinen Strich durch die Rechnung machen!

Da ich im Augenblick noch nichts Rechtes arbeiten kann, so möchte ich eine Auswahl kleiner Schriften biograph. und lit.-historischen Inhalts (auch Nachträge zu Frischlin und Schubart) zusammenstellen, wozu ich Dich bitte, mir den Aufsatz über L. Baur, sobald Du kannst, unter Kreuzband zuzusenden.

Daß ein Brief an Dich Baur's letzte Arbeit war, ist schön; es war wohl der Dank für Deine „Reise“ [1])?

---

1) Diese Vermuthung war richtig: der Brief, welcher einige Seiten

415. An Gervinus.

Heilbronn, den 13. Dezember 1860.

Eben saß ich Abends mit meiner Tochter auf dem Sopha und erzählte ihr (nicht zum erstenmal), wie treu Sie und Ihre liebe Frau mich in meinem dunkeln Zimmer zu Berlin besucht, unterhalten und aufgerichtet haben: da kam der Postbote mit Ihrem Brief und Packet. Sie sind mir freundlich zuvorgekommen; ich wollte warten bis ich sicher annehmen könnte, daß mein Brief Sie wieder in Heidelberg treffe.

Herzlich habe ich bedauert, daß Ihre Wiederkehr nach Heidelberg nicht heiterer gewesen ist. Ihren Jugendfreund in Frankfurt habe ich nicht gekannt; aber von Dahlmann begreife ich ganz, wie sein Verlust Ihnen nahe gehen muß. Sicher aber hoffe ich, daß Ihre Stimmung sich indessen wieder heiterer gestaltet hat. Wer so wie Sie in und mit der Menschheit lebt, kann sich nicht in die Länge einsam, niemals abgestorben fühlen. Wie oft habe ich dies an Ihnen bewundert, wie oft mich Ihnen gegenüber beschämt gefühlt, aus dem Kreise des Persönlichen so wenig herauszukönnen, und selbst das Allgemeinere, was ich betrieb, doch nur als persönliche Neigung und Abneigung zu empfinden. Eben dies machte mir den Umgang mit Ihnen so zum Gewinn, daß ich durch Sie immer wieder an die großen, allgemeinen Interessen der Nation und der Menschheit erinnert wurde.

Doch hatten Sie jederzeit auch mit meinen persönlichen Geduld, und so erkundigen Sie sich auch jetzt freundlich nach meinem Ergehen in dem neuen Wohnort. Was zuerst meine Augen betrifft, so hat sich in dieser Hinsicht nichts verändert; ich muß sie eben sehr schonen und thue es auch, was freilich jetzt bei den langen Abenden, wo doch nicht bei Licht gelesen werden soll, etwas Peinliches ist. Hier am Orte habe ich das Gymnasium recht brav, die alten und neuen Bekannten freundlich und zuvorkommend gefunden; aber Stadt und Gegend sprechen mich nicht an, ein anregender Umgang fehlt mir, und was besonders schlimm ist, das mir so dringend nöthige Spazierengehen ist durch den unglaublichen und in Ihrer Gegend unerhörten Schmutz aller Straßen sehr erschwert. Ich sehe, ich habe mich der Heimath bis auf die Erdart hinaus entwöhnt. Dagegen kann ich

stark ist, berührt zuerst Baur's Zusammensein mit V. in Baden-Baden, wo sich jener im Herbst 1860 zur Erholung von einem ersten Schlaganfall aufgehalten hatte, bespricht dann mit Anerkennung und Zustimmung die „Reise", und gedenkt auch mit Theilnahme des Augenleidens von Freund Strauß.

von meinem häuslichen Leben nur Gutes melden. Wir leben recht freundlich und gemüthlich zusammen, und das kommt mir eben jetzt, wo ich mich nicht in die Bücher stecken kann, recht zu Gute.

— Meines Freundes Vischer „Reise" habe ich hier angetroffen und gelesen; mir schien immer, Sie können den Mann nicht leiden; ich möchte wissen, was diese Schrift auf Sie für einen Eindruck gemacht hat; ich finde möglich, daß Sie bei allem Gegensatz der politischen Ansicht (in dem auch ich mich mit ihm finde) doch dem Verfasser geneigter geworden wären, was mich freuen würde.

416. An Vischer.

Heilbronn, den 29. Januar 1861.

Seit Deinem werthen Brief vom 20. December habe ich nun auch das 2. Heft Deiner neuen Krit. Gänge erhalten, und bin eben mit einer kurzen Anzeige fertig geworden, die ich darüber, oder mehr über die neuen Krit. Gänge überhaupt, an die Grenzboten schicken will[1]). Daß ich das erste nicht angezeigt habe, mußt Du mir verzeihen; über Politik kann ich wohl privatim meine Meinung haben, aber nicht öffentlich sprechen. Dein Aufsatz über Hamlet hat mir viel Freude gemacht und ich bin im Wesentlichen ganz einverstanden. Nur über Einzelnes glaube ich (in der Anzeige sage ich dies nicht) ließe sich noch streiten. Davon, daß die schneidenden Reden Hamlets gegen Ophelia eigentlich der als lauschend vorausgesetzten Königin (oder König) gelten, davon kann ich mich bei wiederholtem Lesen immer weniger überzeugen. Mit Opheliens Unschuld magst Du Recht haben, was Sh.'s Intention betrifft; dann liegt aber in den Liedern, die sie zuletzt singt, nach unsern Begriffen ein Fehler. Endlich möchte ich mich in Betreff des Monologs: Sein oder Nichtsein ꝛc. Sh.'s gegen Dich annehmen. Ich glaube nicht, daß in demselben, wie Du S. 115 sagst, der Schlüssel zu Hamlets Wesen gegeben werden soll, sondern er redet sich hier nur ebenso das Handeln gegen sich selbst aus, wie er sich sonst das gegen den König ausgeredet hatte. Es ist eben nur ein Beispiel weiter für das, dessen psychologischen Grund zu suchen uns überlassen bleibt, daß nämlich Hamlet gegen jede That, sobald er einmal nachzudenken angefangen hat, Gründe zu finden weiß; es ist ein Symptom neben andern, nicht die Krankheitsursache hinter ihnen. Daß nun aber

1) Sie erschien dort im Februarheft.

ein ſolcher Grund, wie er ihn in jenem Monolog ausſpricht, dem H. nicht ebenſo gut anſtehen ſollte, wie der, mit dem er ſich die Benutzung des Augenblicks, wo der König betet, wegräſonnirt, ſehe ich nicht ein; es ſind eben Zeitvorſtellungen, die Sh. ihm leiht, wie die vom Fegfeuer ꝛc.

Mit Deiner Aeſthetik wird es Dir wahrſcheinlich gerade ſo gehen, wie mir mit dem L. J. Beide werden wir neue Bücher machen müſſen; was jedenfalls auch viel leichter iſt, als die alten umbauen. Bei Dir liegt nun zwar zwiſchen der erſten Ausarbeitung und der neuen nicht die lange Zeit, wie bei mir, auch biſt Du wohl innerlich eher zu einer ſolchen Umarbeitung organiſirt. Allein ganz gleichermaßen mahnt uns beide die Richtung und das Bedürfniß der Zeit zu totalem Umguß in populäre Formen. Was mir in Berlin Freund Vatke eingeredet, erſt das alte gelehrte Buch wieder aufzulegen, dann das neue populäre zu machen, habe ich ſo viel wie aufgegeben. Mein Buch war vor 25 Jahren der Theologie auf den Leib zugeſchnitten: wie kann es für die heutige zurechtgemacht werden? Im beſten Fall des Gelingens bekäme es dann 2 Schwerpunkte, zwiſchen denen es wie ein knappender Tiſch hin und her wackelte. Allein ich könnte es auch gar nicht machen. Was mir je gelungen iſt, iſt es dadurch, daß ich in eine Stimmung kam, die mich während der ganzen Arbeit emportrug und hielt. Wo ſollte aber bei einer ſolchen Flickarbeit eine Stimmung herkommen? Freilich, ob auch nur aus der populären Arbeit etwas werden wird, ſteht dahin. Die Aufgabe iſt ſehr ſchwer, und hier fehlt es mir durchaus an Anregung. Die Bücher habe ich ſo ziemlich beiſammen (ich las zuletzt Volkmars Religion Jeſu, ein bei einzelnen geiſtreichen Blicken doch durch ſeinen überſchwenglichen und übermüthigen Ton, ſein myſtiſches Schönthun mit Kirchlichkeit ꝛc. widerliches Buch; kennſt Du den Mann?); aber ich kann mit Niemand darüber reden, und das ſollte man doch, um ſich die Stimmung zu geben und zu erhalten. Dabei muß ich mich mit meinen Augen ſehr in Acht nehmen, kann bei Licht nur wenig arbeiten, obwohl ſie ſich, was den operirten Fehler, das Schiefſehen und Doppeltſehen betrifft, ganz correct halten.

417. An Meyer.

Heilbronn, den 5. März 1861.

Mit Ihrer Idee, Ihren Rameau zu einem Diderot umzuarbeiten, bin ich höchlich einverstanden, und will Sie dringend ermuntert haben, es ja zu thun. Es ist immer nicht gut, eine Arbeit ganz liegen zu lassen, am wenigsten eine erste; wogegen es höchst naturgemäß ist, eine solche in der Art, wie Sie es beabsichtigen, weiter auszudehnen. Gewiß auch verdient Diderot, mehr als Voltaire und selbst mehr als Rousseau, eine monographische Darstellung cum amore et humore[1]). Was Ihr Manuskript über die Kaulbachsbilder betrifft, so habe ich darüber insofern kein Urtheil, als mir die Bilder unbekannt sind; im Ton wäre vielleicht etwas zu mildern, jedenfalls dächte ich, senden Sie es einmal als Probe Ihrer Feder und zur Anknüpfung eines Verhältnisses an J. Schmidt[2]), zu welchem Behuf ich ein Schreiben an ihn beilege.

418. An Wilhelm Strauß.

Heilbronn, Gründonnerstag 1861.

— — Was fürs Erste das Politische betrifft, so bin ich über das, was Du von der Bedeutung unsrer Zeit sagst, vollkommen mit Dir einverstanden; bei Deinem Helden Bonaparte aber möchte ich etwas schärfer zwischen den Folgen seines Thuns und seinen Absichten unterschieden wissen. Daß die erstern zum Theil, wie namentlich für Italien, gut waren, liegt vor Augen, aber nicht minder auch, daß die Sache zum Theil ganz gegen seine Absicht gelaufen ist. Ein einheitliches Italien hat er offenbar nicht gewollt, und wenn er den Papst fallen läßt, so werden ihm das die Italiener noch theuer genug abkaufen müssen. Ich bestreite nicht, daß er gewisse Ideen der Zeit sich angeeignet hat, aber nur als Mittel zu seinen durchaus eigensüchtigen Zwecken. Er will in Frankreich herrschen, darum muß er Frankreich befriedigen, für die verlorene Freiheit entschädigen, seiner Ruhm- und Raubsucht schmeicheln, und dazu paßt er jede Gelegenheit ab. Um Oestreich zu zerbröckeln, rief er die Nationalitäten auf; um es in Italien zu entwurzeln, gibt er auch den Papst preis; seine Wühlereien in Polen gelten Preußen nicht minder als Rußland, und daß er nach der Rheingrenze über kurz oder lang greifen wird, scheint mir ausgemacht. Daß, wenn dies erfolgt, es mittelbar gute Folgen nach sich

1) „Mit Liebe und Laune.“ — 2) Damals Redakteur der Grenzboten.

ziehen, uns zur Einigung u. ſ. f. helfen kann, iſt möglich; das wird dann aber ganz ebenſo wider ſeinen Willen ſein, als die Erhebung Deutſchlands ſeit 1813 wider den des alten Bonaparte war. Es hat in den Jahren 1805 u. ſ. w. auch Männer, und zum Theil recht wackere Männer in Deutſchland gegeben, die für Napoleon ſchwärmten, und doch können wir darauf jetzt nur als auf eine beklagenswerthe Verirrung zurückſehen.

Die religiöſe Frage anlangend, wird es von einer verſchiedenen Auffaſſung abhängen, ob das Chriſtenthum auch in moraliſcher Abſicht Deine Vorwürfe verdient; ich glaube ſo viel jedenfalls beweiſen zu können, daß aus dem Sumpf des faulenden Heidenthums ohne dasſelbe nicht herauszukommen war. Noch viel ſicherer ſcheint mir das zu ſtehen, daß, wer auf die jetzige Zeit wirken will, nämlich aufbauend, nicht blos zerſtörend, wenigſtens den einen Fuß auf dem Boden des Chriſtenthums behalten muß. Man muß vorerſt mit Preisgebung des Hiſtoriſch-Wunderhaften und damit des Dogmatiſchen, das Weſentliche ſeines ſittlichen Gehalts feſthalten, in der Hoffnung, daß, was darin noch unrein iſt, ſich eben mit Entfernung des Mirakulöſen vollends läutern werde. Ein Katechismus, wie Du davon ſchreibſt, wäre allerdings eine ſchöne Sache, aber ich glaube nicht, daß er in den nächſten 20 Jahren geſchrieben wird. Dazu ſind die Dinge noch nicht weit genug. Ob ich ihn ſchreiben könnte, iſt dann noch eine andere Frage, auf die ich nicht ſo aus dem Stegreif antworten kann; ſo etwas muß ich langſam in mir operiren laſſen.

419. An Gervinus.

Heilbronn, den 26. März 1861.

Aus Ihrem l. Schreiben vom 20. v. M. habe ich mit Vergnügen erſehen, daß Sie mit Ihrer l. Frau ſich wohl befinden und meiner in alter Treue noch gedenken. Ganz beſonders intereſſirt hat mich die Nachricht von dem Hauskauf: ich wünſche, daß Sie beide es lange geſund und friſch bewohnen mögen. Wäre ich noch in der Plöck[1]), wie nahe wohnten wir uns jetzt!

Auf die Freude über Hitzig's Hinkommen wirft auch bei mir das ſeltſame Hemmniß, das ſich Zeller's Berufung entgegenſetzt, einen trüben Schatten. Sollte nicht der ſeitdem bekannt gewordene Umſtand,

1) Die Straße, in der Strauß während des größeren Theils ſeines Heidelberger Aufenthalts wohnte.

daß der Herr Bruder in Baiern dem gefährlichen Manne die Abfassung einer Geschichte der deutschen Philosophie anvertraut hat, Ihren Serenissimum einigermaßen beruhigen? Ich selbst weiß unmittelbar von Zeller lange nichts; ich hoffe immer, er kommt die Ostern einmal unversehens her. Ein solcher Besuch wäre mir sehr wohlthätig. Nach dieser Seite hin ist meine Existenz hier äußerst mangelhaft, und es hat mir bisher jede Veranlassung gefehlt, mich mehr in das gesellige Leben hineinziehen zu lassen. Selbst über Politik ist hier zu Lande kein vernünftiges Wort anzubringen; es ist Alles binnenländisch versumpft und versauert, und keinem andren deutschen Lande wäre der Anschluß an ein größeres Ganze gesünder.

— Meine theologischen Vorarbeiten habe ich unterdessen immer fortgesetzt, und zwar die zum Leben Jesu, wo ich die seit 10 Jahren aufgelaufene Litteratur durcharbeite und excerpire. Daß mich das viele leere Stroh oft müde macht, werden Sie mir glauben; ich wäre auch längst erlahmt, wenn nicht von Zeit zu Zeit eine theologische Spitzbuberei mich in wohlthätigen Aerger versetzte. Ob ich, wenn einmal die Vorarbeiten beendigt sind — was aber noch gute Weile hat, — zunächst eine neue Auflage des alten oder gleich ein neues populäres Buch machen soll, darüber schwanke ich noch und will mir die Entscheidung bis zuletzt vorbehalten. Zur Erholung habe ich mich im Augenblick in den alten Reimarus vertieft, und wenn ich meinem Wunsch gemäß von meinem Hamburger Freunde Cropp mit biographischem Material unterstützt werde, gedenke ich zunächst ein kleines essay über ihn zu schreiben. Es ist dies auch kaum ein Seitenschritt von meinem eigentlichen Vorhaben.

Daß ich der „Zeit" als Mitarbeiter beigetreten bin, wissen Sie. Zwar machte mich das Fehlen Ihres Namens stutzig, und ich erklärte es mir aus der bekannten politischen Differenz, in der ich auf Ihrer Seite stehe; doch da meine Mitarbeiterschaft vorzüglich für die Beilage gewünscht war, und auch das politische Programm im Allgemeinen immer das unsrige ist, trug ich kein Bedenken, Häusser's Einladung anzunehmen. Gleichwohl möchte ich doch genauer wissen, wie Sie sich zu dem Unternehmen verhalten. Meine Chiffre ist Capricornus[1]), damit Sie mich künftig kennen.

1) Das Zeichen des Steinbocks.

420. An Zeller.

Heilbronn, den 15. Mai 1861.

— — Ganz auf dieſelbe Linie fiele inſofern die Arbeit, zu der Du mich ſo freundlich aufforderſt. Gewiß, ich weiß das Vertrauen zu ſchätzen, das Du und die Familie unſers verſtorbenen Lehrers und Freundes mir durch dieſen Antrag beweiſet. Auch lockt mich das treffliche Material, das Du mir dazu in Ausſicht ſtellſt, nicht wenig. Allein es ſtehen entſcheidende Bedenken entgegen. Des Details der kritiſchen Forſchungen, wie ſie Baur ſeit 20 Jahren angeſtellt hat, werde ich mich wohl nie mehr ſo ganz bemächtigen können, daß ich des Stoffes Meiſter würde. Meiſter dieſes Stoffes biſt nur Du, und es iſt mir ganz unbegreiflich, wie Du eine Arbeit, zu der Du in jeder Hinſicht berufen biſt, an mich weiſen magſt. Denn was das Formelle betrifft, worin Du mir ein beſondres Geſchick zutrauſt, ſo haſt Du dieſes ebenſo gut, und biſt Dir deſſen nur deßwegen vielleicht nicht bewußt, weil es bei Dir Nebenſache iſt. Gleichwohl würde ich auch ſo möglicherweiſe den Verſuch machen, was ich leiſten könnte, ſtünde nicht noch ein tieferes Bedenken entgegen. Wenn Ihr Euch fraget, ob wohl Baur, hätte man mich ihm als ſeinen Biographen vorgeſchlagen, damit einverſtanden geweſen wäre, ſo werdet Ihr, und wirſt insbeſondere Du, gewiß nicht mit Ja antworten können. Baur hat mich immer als ſeinen Ruben (Genesis 49, 3. 4) betrachtet, und dieſer Ruben war wenigſtens ehrlich genug, Dir die Joſephsſtelle von Herzen zu gönnen, und das Urtheil unſeres Erzvaters, ſoweit es Dich betraf, ſelbſt zu beſtätigen. Erwäge nun aber, welcher innere Widerſtand meiner Arbeit in dem Bewußtſein entgegenſtehen müßte, als ein Unberufener die Hand daran gelegt zu haben und wenn ich das Bild des Verſtorbenen, ſtatt freundlich mir zuwinkend, vielmehr mit abwehrend aufgehobenem Finger mir gegenüber ſähe. Ich weiß, Du wirſt mich nicht mißverſtehen, und traust mir zu, daß ich den wunden Fleck, den in meinem Verhältniß zu Baur einem ſo lautren Freundesherzen, wie das Deine, zu verhehlen unrecht wäre, durch den Balſam der objectiven Betrachtung der Sache auszuheilen wiſſen werde.

Sollten auch Deine anderweitigen und weitausſehenden Geſchäfte mit der griechiſchen und dann neueren Philoſophie unter den Gründen geweſen ſein, die Dich von der Selbſtübernahme der biographiſchen Arbeit ablenkten, ſo glaube ich, daß ein Werk von Dir über

einen ſolchen Gegenſtand auch nach Jahren noch willkommen und am Ort ſein wird.

421. An Rapp.

Heilbronn, den 9. Auguſt 1861.

Unſere verſtorbene Freundin Emilie[1]) hat mir in einem verſiegelten Packet nicht nur meine Briefe, ſondern auch die anderer Perſonen letztwillig übergeben laſſen, unter anderen auch Deine Briefe, worüber Du nun beſtimmen magſt. Ich habe nun durch das Leſen ihrer und meiner Briefe ein gutes Stück meines und auch unſeres (ich meine Dich) gemeinſamen Lebens rekapitulirt, von 1836 an bis 1842, wo ein Deichbruch alle bisherigen Pflanzungen zuſammenreißt; dann alſo von 1848 erneute Korreſpondenz, in der nun meine Kinder den Hauptgegenſtand ausmachen. Eine Veränderung aber iſt im Lauf der Jahre in der Briefſtellerin nicht zu verkennen. Ihre religiöſen Anſichten hatten früher in Uebereinſtimmung mit ihrer ganzen Perſönlichkeit einen ziemlich freien Wurf. Ein keckes Wort gegen Pfaffen- und Obſkurantenthum verletzte ſie nicht allein nicht, ſondern ſie erlaubte es ſich ſelbſt. Das wird ſpäter anders. Ihre früher mehr natürliche Frömmigkeit wird immer kirchlicher. Daß ſie ehedem ihrer Mutter die Bücher Moſis mit ihren Opfergeſetzen vorleſen mußte, erhielt ſie in der Oppoſition; als ſie es nicht mehr mußte, las ſie dergleichen von ſelbſt. Mittheilung über religiöſe Dinge wurde ſpäter zwiſchen uns unmöglich; ſie duldete meine Stellung nur noch an *mir* als Ausnahme, das mußte unſerm Verkehr Eintrag thun; und doch zürne ich mir jetzt, daß ich mich nicht leichter darüber hinweggeſetzt habe. — Einem ſolchen Schatze von Liebe und Treue, als in dieſen Briefen enthalten iſt, ſtehe ich nun freilich mit ſchmerzlicher Beſchämung gegenüber. Ganz habe ich ſie nicht vergelten können, weil ich ſie eben nicht ganz erwidern konnte; aber konnte ich's nicht doch weit mehr, als ich's that? — Schreib mir bald wieder; wie lange wird's währen, ſo ſind auch wir oder doch einer von uns bei Tullus und Ancus[2]), wo das Poſtweſen noch ſchlecht ſein ſoll.

422. An Rapp.

Heilbronn, den 28. Auguſt 1861.

— — Dein Verhältniß zum Tod will mir auch nicht recht gefallen; bald wünſcheſt, bald fürchteſt Du ihn. Deine Unruhe ſcheint

1) Emilie Sigel. — 2) Altrömiſche Könige, „bei T. u. A." ſagt Horaz für „Unterwelt".

mir die des Vogels zu ſein, nach dem eine Hand in den Käfig hineinlangt und der nun außer ſich darin hin- und herfliegt. Und ich glaube gar nicht, daß es ſchon ſo weit mit Dir iſt. Du wirſt zugeben, daß gerade von unſerer Weltanſicht ein ruhiges Verhalten bei Annäherung des Todes ganz beſonders verlangt werden kann. Du beſonders mit Deinem Naturdienſt, was iſt denn natürlich, wenn es der Tod nicht iſt? Alſo hic Rhodus, hic salta[1]. Sollen die Töchter der Philiſter ſich freuen, wenn ſie unſer einen im entſcheidenden Zeitpunkt ſchwach werden ſehen? Sieh, wie die alten Römer, ſelbſt die Epikuräer, geſtorben ſind. Lies im Cornelius Nepos das Ende des alten Atticus. — Et riget amissa spina relicta rosa[2], ſagt Freund Ovid oder ein Anderer ſeiner Art. So geht es uns Allen. Willſt Du Dich nun vom Tode mit dem Zuruf aufnehmen laſſen: Lusisti satis, edisti satis atque bibisti[3] und nicht lieber, ſelbſt Dich beruhigend, ſagen: Vixi et quem cursum dederat fortuna, peregi[4]?

Dieſer Tage habe ich mit Brockhaus wegen meiner Schrift über Reimarus und einer Sammlung kleiner biographiſcher und litterarhiſtoriſcher Schriften contrahirt.

423. **An Rapp.** Heidelberg, den 8. September 1861.

— — Ueber Mommſen's Römiſche Geſchichte bin ich mit Dir einverſtanden. Bei aller Gelehrſamkeit und allem Scharfſinn iſt es doch ein weſentlich ſtylloſes Buch. Die Art, wie der Mann mit Pompejus, mit Cicero u. dergl. umſpringt, iſt auch mir im höchſten Grad zuwider geweſen. — Man fängt auch eine römiſche Geſchichte nicht ſo an, daß von den Königen nur ganz beiläufig und verlorenerweiſe die Rede iſt. Mag auch die Tradition noch ſo unhiſtoriſch ſein, auseinanderſetzen muß man ſich doch mit ihr, wenn auch nicht ſo ausführlich, wie Schwegler gethan hat. Manches freilich iſt vortrefflich, z. B. die Schilderung des Pyrrhus — aber die Niebuhr'ſche Unart, nervöſen Sympathieen und Antipathieen Zaum und Zügel ſchießen zu laſſen, verdirbt Alles. Welche ſinnloſe Idealiſirung des Caeſar! er iſt ihm ja ordentlich ein Gottmenſch, dieſer geiſtvolle, liebenswürdige

1) „Hier iſt Rhodus, hier tanze!“ d. h. hier zeige, was Du kannſt.
2) „Und ſtarr hält ſich der Dorn, iſt auch die Roſe dahin.“
3) „Jetzt iſt's genug bei Dir mit dem Spielen, Eſſen und Trinken.“
4) „Nun iſt vollendet der Lauf, wie mir das Geſchick ihn beſcheert hat.“

Bruder Liederlich[1]. Wie gesagt, der Fehler des Buches oder vielmehr des Manns ist Mangel an historischem Styl. Der Historiker muß Abstoßung und Anziehung durch die Ruhe eines epischen Geistes zu würdiger Haltung ermäßigen; er darf tadeln, aber niemals schelten; loben, aber nicht außer sich kommen vor Bewunderung.

— Glaube nur nicht, daß Du allein alt und gebrechlich werdest; ich spüre das Alter auch sehr, nicht blos am Körper, sondern leider auch am Geist. Die Weberschiffchen des Denkens schießen lange nicht mehr so schnell und leicht, wie sonst und das Gewebe verwirrt sich weit häufiger. — Non sum qualis eram bonae sub regno Cinarae[2].

424. An Kuno Fischer.

Heilbronn, den 17. September 1861.

Auf Ihr letztes Schreiben war es mir einigermaßen bange; ich war mir bewußt, mit der Anzeige Ihres Schiller als Komiker, trotz des besten Willens, etwas Ungeschicktes gemacht zu haben, und war nicht sicher, wie Sie das aufnehmen würden. Sie haben es mit Nachsicht aufgenommen, und daran haben Sie gewiß recht gethan. Die Sache war diese: ich wollte öffentlich auf die Schrift aufmerksam machen, wobei Widerspruch gegen Eines oder das Andere bekanntlich nichts schadet; und wollte dies ungesäumt thun, unerachtet ich nicht ungestört war. Freund Hetsch war 8 Tage bei mir und lediglich auf mich angewiesen: da konnte ich nur auf Augenblicke mich an's Schreibpult stehlen, und in solcher Situation kann ich nichts Rechtes machen. Das hätte ich wissen können, und folglich warten sollen; aber mich verführte, wie so oft, die Ungeduld, die ihrerseits Folge der lebhaften Anregung war, die mir Ihre Schrift gegeben hatte. Daher das nach allen Seiten Ungenügende meiner Anzeige, die mangelhafte Begründung und der nicht immer bündige Ausdruck. Mit der Vergleichung des Hofmarschalls und der 2 Hauptleute meinte ich nur, daß mich jener wie diese weit über die bloße Satire hinaus gemüthlich-humoristisch ansprechen; ich dachte, ob sich nicht das Komische in beiden auf den Contrast des Hofpathos bei dem einen, des Dienstpathos bei den andern, mit dem hohlen Inhalt dieses Pathos zurückführen lasse; sehe nun aber wohl, daß das Komische im Deveroux

1) Vgl. jedoch Br. 425.

2) „Nicht mehr bin ich, wie einst, als ich der guten Cinara diente".

und Macdonald vielmehr wesentlich in ihrer falschen Gewissensberuhigung liegt. Doch wie gesagt, das sind treffliche themata für mündlich; Schade, daß Sie Ihren Gedanken, uns hier zu besuchen, nicht ausgeführt haben.

425. An Rapp.

Heilbronn, den 20. September 1861.

Weil ich Dich nicht selbst besuchen kann, schicke ich Dir ein Bildchen von mir. Die Veranlassung, daß ich es kürzlich machen ließ, gab Frau Gervinus, die ihrem Mann eine solche Duodez-Gallerie seiner Freunde schenken wollte. — Du mußt es nun eben gut verstecken, daß es kein Dekan und kein Prälat zu Gesicht bekommt, sonst schicken sie Dich noch auf einen höheren Schwarzwald hinauf, als wo Du schon bist.

Soweit gebracht,
Daß wir bei Nacht
Allvater heimlich singen.

Was den Cäsar betrifft, so habe ich natürlich nicht gegen ihn, sondern nur gegen Mommsen gesprochen. Ich halte ihn sehr hoch und werth und stelle ihn sowohl über Napoleon (als Menschen) als über Friedrich (als Genie). Aber nichts ist mir unleidlicher, als die dumme Art, dadurch zu idealisiren, daß man die Grenzen einer Persönlichkeit verwischt. Wenn mir also einer den Cäsar zu einem Normalmenschen macht, sage ich, daß Cäsar ein Lump war. Kommt mir dann aber einer und spricht von Cäsar wie von einem Lumpen und sonst nichts, so werde ich dem Sprecher zu verstehen geben, daß er ein Tropf ist.

426. An Kuno Fischer.

Darmstadt, den 7. Oktober 1861.

— — Was nun den Inhalt des 2. Theils Ihres Schreibens betrifft, so brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen, wie tief er mir zu Herzen gegangen ist. Auch nicht wie groß für mich persönlich die Freude wäre, Sie in Heidelberg zu wissen, und so einer möglichen Wiedervereinigung mit Ihnen entgegensehen zu dürfen. Mit Zellers Berufung war es, als er mir vor etwa 3 Wochen schrieb, nicht weiter, als die Zeitungen meldeten, ein Ruf noch keineswegs ergangen. Dagegen können Sie sich denken, daß sowohl Reichlin-Meldegg leichter zu bestimmen war, auf ihn als auf Sie anzutragen,

wie daß Schenkels liberale Schwenkung jetzt auch manche freier Denkende und Ihnen Geneigte bewogen haben mag, einen von ihm unversöhnlich Beleidigten zu vermeiden. Was Gervinus betrifft, so dürfen Sie bei ihm auf die alte Freundschaft sicher rechnen, und so lieb ihm auch Zeller ist, so hat er doch gegen mich geäußert, daß ihn seine Aussichten nur halb freuen können, da er sich des Gefühls Ihres ersten Anrechts auf die Stelle nicht entschlagen könne. Nun komme ich in 8 Tagen nach Heidelberg, das ich im Herweg nur durchgereist bin, und werde jedenfalls Gervinus sprechen. Wünschen Sie, so trag ich ihm unter 4 Augen die Sache vor, und schreib' Ihnen dann seine Ansicht. Es ist für uns Freunde nicht ohne Peinliches, daß die Wahl gerade zwischen Ihnen und Zeller steht, und ich bin gewiß, auch jedem von Ihnen Beiden wird der Erfolg nur die halbe Freude machen, so lange nicht auch der Andre auf den ihm gebührenden Posten gestellt ist. Was insbesondere mich betrifft, so kennen Sie meine alte Freundschaft für Zeller, aber die Versicherung kann ich Ihnen aus aufrichtigem Herzen geben, daß ich mit keinem selbst meiner ältesten Freunde so gerne wieder vereinigt wäre, als mit Ihnen, da mich noch keiner so geistig verjüngt und erfrischt hat.

427. An Meyer.

Heilbronn, den 2. November 1861.

Durch Ihre litterarischen Sendungen haben Sie mir große Freude gemacht. Den Artikel über die Kaulbachsbilder zu Goethe las ich jetzt erst im Zusammenhang und fand ihn sehr gut und überzeugend. Das Stück Geschichte der französischen Malerei aber, welches das hier zurückfolgende Heft enthält, finde ich vortrefflich. Man sieht, daß Sie auf gründlichem Studium sicher fußen; die Nachweisung des Zusammenhangs zwischen Kunst und Leben ist höchst belehrend, die Darstellung anschaulich, natürlich, gewandt, und doch ohne Pretension.

Ich kann Ihnen aus vollem Herzen zu diesem Eintritt in die litterarische Laufbahn gratuliren. Daß Sie bei solcher Arbeit recht innerlich glücklich sind, kann ich mir denken. Sie haben nun eine Thätigkeit gefunden, die Ihrem Leben Zweck und Inhalt gibt. Sie ist Ihrer Natur und Ihren Verhältnissen gleich angemessen. Denn auch das gehört dazu, daß einer zum Reisen so die Mittel hat wie Sie. — — —

428. An Rapp.

Heilbronn, den 5. November 1861.

Vor 8 Tagen war ich mit den Kindern bei Kerner. Sein elender Zuſtand, namentlich die Schlafloſigkeit, drückt ihn ſehr darnieder, ſo daß er oft weint. Als er uns allein hatte (es war ein anderer Beſuch da geweſen), thaute er auf, erzählte von den Beſeſſenen und das ſo komiſch, daß Alle lachten und er mit. Den Kindern iſt er ſehr merkwürdig und ſie gehen gerne mit mir hin. Auch an anderen jungen Leuten habe ich das bemerkt, und es zeigt den natürlichen Sinn der Jugend für das Poëtiſche. Denn eine poëtiſche Natur wird Kerner bis zum letzten Hauch bleiben.

— Eine Ruthe habe ich mir über den Rücken gebunden durch einen Gedanken, den ich bei den hieſigen Profeſſoren anregte: zu Gunſten der deutſchen Flotte im Laufe des Winters eine Reihe öffentlicher Vorträge, jeder einen, zu halten. Der Vorſchlag fand Anklang und ſo werde ich daran glauben müſſen, etwas in Bereitſchaft zu ſetzen. Goppelt, den ich auch anging, wand ſich aalartig: quo teneam vultus mutantem Protea nodo[1])?

Uebermorgen jährt ſich meine Berliner Operation; die Erinnerung und der gute Erfolg geben mir doch ein behagliches Gefühl. Mit Gräfe geht's doch auch wieder beſſer.

429. An Rapp.

Heilbronn, den 25. November 1861.

— Ich verfiel (bezüglich des Flottenvortrags) auf Leſſing's Nathan, da kann der Special[2]) nachher wieder dagegen predigen, wenn er Luſt hat. — Geſtern wieder mit Fritz in Weinsberg geweſen bei Kerner. Er hatte Tags vorher Morphium genommen und ſchlief; nachher kamen wir doch vor. Er iſt recht leidend, beſonders durch Mangel an Schlaf und künſtliche Schlafmittel nervös erregt. Er ſprach vom Jenſeits, von der ungeheuren Sternenwelt, von deren Beſtimmung wir nichts wüßten. „Dagegen" ſagte er „ſind alle Aſtronomen und alle Philoſophen nur Dreck", bat dann mich um Verzeihung, daß er mich mit dem Dreck nicht gemeint habe. Letzthin habe er Nachts beim Erwachen geglaubt, er ſei 4 Apotheker, und ſeine Wär-

1) „Wie doch knot' ich ihn feſt, den Geſtalten wechſelnden Proteus?"
2) = Dekan, eigentlich: „Specialſuperintendent".

terin Alles verschimpft, als sie ihm versicherte, daß er vielmehr Ein Doktor sei.

Wenn nur Du nicht so allein wärest. Ich kann nicht glauben, daß man Dir Schwierigkeiten wegen der Pensionirung machen sollte. Ich finde, daß ich allmählich gerner hier bin. Insbesondere ist mir der Spaziergang auf dem „Damm" (zwischen Neckar und Neckarsulmer-Straße), wohin ich sehr nahe habe, sehr lieb geworden. Hier fährt kein Wagen, gehen nur wenige Menschen; man wandelt auf einer schmalen, erhöhten Kante, zwischen Wiesen und Feldern, links Fluß — rechts die Hügelreihe, die der Wartberg eröffnet, ein stiller Weg ganz gemacht zur ruhigen Meditation. Von meiner Liebe zur Einsamkeit gäbe ich Dir gern ein Stück ab; mir ist's zu viel und Du könntest's brauchen.

430. An Zeller.

Heilbronn, den 24. Dezember 1861.

— — Das Baur'sche Werk[1]) ist, so weit ich bis jetzt davon gelesen, eine reife Frucht vieljähriger, tiefer Studien, eine köstliche Quintessenz der Kirchen- und Dogmengeschichte des Mittelalters, und reizt sehr das Verlangen, bald auch die Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts in seiner Bearbeitung zu erhalten. Ueberdies zweifle ich nicht, daß auch das zwischen beiden liegende, die Kirchengeschichte der Reformation und des 17. und 18. Jahrhunderts, sich leicht aus Baur's Heften müßte druckfähig herstellen lassen; so wie auch die exegetischen Kollegien, z. B. über Johannes (Evangel. und Apokal.), Römerbrief u. dergl. eine solche Bearbeitung bekommen sollten. Dann erst, wenn in diesen Arbeiten der ganze Umfang der Leistungen Baur's übersehbar vorliegt, kann auch, meines Erachtens, mit Erfolg zu einer Biographie geschritten werden. Einstweilen leistet Dein Artikel in den Preuß. Jahrbüchern, zusammengenommen mit dem in Sybel's Zeitschrift, alles Wünschbare.

Sicherers[2]) Gutachten über Deinen Kopf hat mir und den Freunden, denen ich es vorlas, großes Vergnügen gemacht; das Schönste ist doch immer, wo er aus der Diagnose in die Paränese übergeht: aber Geist und Verstand ist, bei aller Tollheit, doch unverkennbar darin.

1) Der dritte Band von Baur's Kirchengeschichte, der nach seinem Tod erschienen war. — 2) Vgl. S. 155.

Ich habe das unschätzbare Aktenstück wohl aufgehoben, bis ich etwas zu schicken habe — wofern Du es nicht früher haben willst.

431. An Rapp.

Heilbronn, den 25. Februar 1862.

Ich hatte einen Grippanfall, der mich $3^1/_2$ Tage ins Bett sprach und noch länger ins Haus sprechen wird. Dieser leidige Umstand ist auch Schuld, daß ich an dem Leichenbegängniß unseres guten Justinus diesen Morgen nicht theilnehmen durfte; der Arzt hatte es entschieden verboten. So schickte ich Fritz, meine Stelle zu vertreten, der, seit wir hier sind, allemal mein Begleiter bei meinen Besuchen im Kerner'schen Hause und von ihm stets sehr freundlich aufgenommen war. Dabei sah der Junge zugleich Uhland und wie er in Allem Glück hat, wurde er ihm sogar als mein Sohn vorgestellt. — Während in Weinsberg dieses Trauerspiel sich entrollte, spielte hier auf meinem Zimmer ein Lustspiel. Jakob Winter (Theaterdirektor) war bei mir, um mir für meinen Artikel im Sonntags-Merkur[1]) zu danken. Ich bin dem Himmel aufs Neue dankbar für das bischen Talent, das er mir gab, da mir dieses so leicht macht, durch ein paar Zeilen, die ich schreibe, einen guten Kerl glücklich zu machen. Er konnte nicht genug sagen, wie er gestern von allen Seiten mit Glückwünschen deßwegen überhäuft worden sei, und was er sich noch weiter Erfreuliches davon verspreche. Uebrigens sind die wahren Leser für meinen Artikel unter den Todten: sie heißen Kauffmann und Hardegg. Während Winter noch da war, kam Karl Mayer[2]) von Kerners Leiche zurück und sprach sehr freundlich über Dich.

432. An Meyer.

Heilbronn, den 9. April 1862.

An der glücklichen produktiven Stimmung, von der Ihr Schreiben beseelt ist, nehme ich den herzlichsten Antheil und nehme sie zugleich für das Unterpfand einer schönen, thätigen Zukunft. Es ist so selten, daß einem das Glück zu Theil wird, eine solche Reise gerade zur rechten Zeit, nicht zu früh und nicht zu spät, zu machen; um so glücklicher ist der zu preisen, dem es gelingt. Auf den Eingang Ihres zweiten Briefes freue ich mich nun sehr, nicht minder auf den der

1) Strauß Ges. Schr. II, 345 ff.

2) Der auch selbst als Dichter bekannte Freund Uhlands und Kerners.

Nummern der Grenzboten mit Ihrem Artikel über deutsche Kunst[1]). Auch darin sind Sie glücklich, daß Sie aus Deutschland gerade über die Dauer einer höchst betrübten Episode entfernt sein dürfen. Alles was sich seit 2 Jahren in dem politischen Leben der Deutschen von jungen Trieben geregt hat, ist für den Augenblick durch den Umschwung in Preußen wie durch einen Maifrost versengt und läßt die Flügel hängen. Bis nun die Einheitsströmung einen andern Ausweg gefunden hat, wird es Zeit brauchen; möglich, daß die Chançen für einen deutschen Mazzini kommen, da sich ein deutscher Victor Emanuel nicht finden will.

In meinen Privatkreisen geht Alles im alten Gleise fort. Unser guter alter Justinus in Weinsberg ist Ende Februar gestorben, wie Sie wohl aus der A. Ztg. ersehen haben, und ich habe ihm in unserem Schwäbischen Merkur einen Nachruf (Nekrolog)[2]) gewidmet.

433. An Käferle.

Heilbronn, den 15. Juni 1862.

— — Das Theologische betreffend, ist es mir eine wahre Beruhigung gewesen, daß auch Du, obwohl in raschem Umschwung, im Ganzen dieselbe Bahn der Ansichten durchlaufen hast, wie ich. Hat man die orthodoxe Ansicht aufgegeben, so steht zunächst der Schwärmer vor einem, aber ein so arger Schwärmer, daß es einem, je länger man zusieht, desto schwerer fällt, sich so viel Schwärmerei mit so viel Vernunft zusammenzudenken. So ist es nicht blos apologetische Schwachheit, wenn man sich immer wieder versucht findet, einen Theil des messianisch-eschatologischen Apparats in seinen Reden auf die Referenten zu überwälzen, oder mit Baur von der jüdisch-nationalen eine allgemeine menschliche Seite in Christus zu unterscheiden; der Fehler ist nur, daß dies zu abstrakt ausgedrückt, daß unterlassen ist, zu zeigen, wie eben diese beiden Seiten ineinander waren und durcheinander wirkten. Ich glaube, gerade vom geschichtsphilosophischen Standpunkt aus fällt es in die Länge unmöglich, eine so solide, gediegene Wirkung, wie das Christenthum und die Wiedergeburt der Welt durch dasselbe ist, aus einer so ungleichartigen Ursache, wie ein jüdisch-messianischer Schwärmer, und aus dem Zufall abzuleiten, daß durch seinen Tod und das Nichteintreffen

1) „Die neueste deutsche Kunst", Grenzboten 1862. II. S. 88 ff., 161 ff., 210 ff. — 2) Ges. Schr. I, 153 ff.

seiner Vorhersagungen die Sache gewaltsam in's Innere zurückgeworfen und so nach und nach vergeistigt wurde. Wenn Du in Deinem 3. Briefe sagst: „Alles, worin er aufwuchs und lebte, verinnerlichen und vergeistigen, das ist sein friedlicher Beruf", so ist das gewiß das allein Richtige, und es kann sich nur darum handeln, das wieso? und wieweit? im Einzelnen nachzuweisen; — welches einem freilich durch die Beschaffenheit der Quellen schwer genug gemacht wird. Aber sowie man nur einmal diese Grundidee hat, so spürt man gleich, daß eine belebende und erwärmende Kraft von ihr ausgeht, man fühlt sich hingezogen und gehoben, und es muß, wenn man davon ausgeht, auch die schärfste negative Kritik des Mirakelapparats sich ganz anders ausnehmen, als eine restitutio in integrum eines entstellten hohen Menschenbildes erscheinen. Was gäbe ich darum, wenn ich über diese Materien bisweilen mit Dir mich besprechen, meine Geister durch die Deinigen beleben und ermuntern könnte!! — —

434. **An Rapp.** Heilbronn, den 15. Juni 1862.

— Vischers 3. Theil Faust wirst auch Du erhalten und Dich daran ergötzt haben. Es ist wirklich oft ganz der alte Schartenmaier. Daß nicht Allen Alles darin gefallen kann, liegt in der Natur der Sache. Mir war das Büchlein ein höchst erfreulicher Beweis bewahrter Jugendlichkeit. —

435. **An Kuno Fischer.** Heilbronn, den 10. Juli 1862.

Ihr l. Schreiben vom 11. v. M. und bald darauf Ihre akademischen Reden sind mir richtig zugekommen und haben mir, jedes in seiner Art, herzliche Freude gemacht. Auf Ihre Fichterede hatte ich mich lange als auf diejenige gefreut, die mich nach so manchem Unzulänglichen, das bei der Gelegenheit zum Vorschein kam, befriedigen würde, und ich hatte mich nicht getäuscht. Daß Ihnen die Rede Mühe gemacht, glaube ich Ihnen umsomehr, je weniger man es ihr ansieht. Uebrigens war es doch eine Aufgabe wie gemacht für Sie und ich hätte wetten wollen, daß Sie bei der Gelegenheit den besten Schuß thun würden. Daß auch Ihnen die Fichtefeier wie sie insgemein betrieben wurde, wobei der Philosoph nur so mitlief neben dem Patrioten, ja ersterer dem letztern gleichsam verziehen wurde, daß auch Ihnen diese Art ein Mißgefühl erregte, war mir ein willkommener Beweis,

wie unſere beiderſeitigen Herzuhren auch in der Entfernung noch gleich gehen. Stellen Sie ſich aber auch vor, daß hier zu Lande für die Fichteſtiftung (ſchon vor etwa 1 Jahr) ein Comité zuſammentrat beſtehend aus den Herrn Ob.-Hofprediger Grüneiſen, Conſiſtorialpräſident Köſtlin ꝛc., wobei dem Theologen nothwendig Matth. 23, 29 f. einfallen mußte. Die zweite Rede gab mir durch die darin zu Tage tretende Virtuoſität in präciſer Formulirung und anſchaulicher Gruppirung philoſophiſcher Probleme einen Einblick in Ihre Vorleſungen und durch ihren wahrhaft Leſſing'ſchen Schluß einen erhebenden Eindruck. Sie klagen über Cotta und mögen wiſſen warum; daß er aber Ihre Reden (wie mein ſel. Rektor in Ludwigsburg zu ſagen pflegte) „hölliſch nobel" ausgeſtattet, muß man ihm laſſen. Schade, daß Sie nicht auch die neue Auflage Ihrer Geſchichte der Philoſophie, zu deren Nothwendigkeit ich Ihnen von Herzen Glück wünſche, bei ihm erſcheinen laſſen können.

— Von meinen Arbeiten iſt wenig zu ſagen. Ich wälze eben fort und fort mein Faß, und bin, nachdem ich nun ſo ziemlich alles Neuere über die Materie geleſen, im Augenblick mein eigener Leſer, d. h. ich leſe mein mir ganz fremd gewordenes Leben Jeſu wieder. Ob etwas herauskommen wird, weiß ich nicht. Oft fällt mir dabei eine Stelle aus Spittlers Württemb. Geſchichte ein. Als der Herzog Eberhard Ludwig, nachdem er 20 Jahre mit der Grävenitz gelebt, ſich wieder mit ſeiner Gemalin vereinigt hatte, hoffte er von ihr noch Descendenz zu gewinnen, und beim erſten Anſchein geſegneter Umſtände ſtellte man Kirchengebete an. „Man betete bis in den 11. Monat, erzählt Spittler, aber auch im 11. Monat ſtellte weder Prinz noch Prinzeſſin ſich ein" . . .

436. An Gervinus.

Heilbronn, den 17. Auguſt 1862.

— — Ein anderer Grund, der mich das Wort gegen Sie ſo lange nicht finden ließ, lag in Ihrem Brief, wo mich Ihr Urtheil über meinen Kerners-Nekrolog — nicht gekränkt, denn ich hatte das Ding nicht gern, mithin, wie ich wohl wiſſen konnte, auch nicht gut gemacht — ſondern erſchreckt hatte. Sie hatten aus jenem Aufſatz eine diametral verſchiedene Anlage unſerer beiderſeitigen Naturen herausgeleſen, und da ich den Grund eines ſo fremden Gegenübertretens in dem Schriftſtück nicht zu finden vermochte, ſo dachte ich, die Sache

ſei Ihnen anderweitig klar geworden, und ſah in jenen Worten eine Art von Abſagebrief, wo es dann wirklich Ihrer Herzlichkeit gegen meine Tochter bedurfte, um mich wieder einigermaßen zu beruhigen. Kurz über die Sache zu ſein, ſo glaubte ich meine Fähigkeit, mit einer verfehlten Richtung zu brechen, in meinem Urtheil über Kerner's Magnetica hinlänglich gezeigt zu haben; ihm ſelbſt aber den gleichen Sprung über den Graben zuzumuthen, hinderte mich der Umſtand, daß ich, als ich mich von ſeinen Anſichten trennte, ein junger Menſch, er ein um 22 Jahre älterer fertiger Mann war; und daß ich ihn in meinem Urtheil perſönlich mit Schonung behandelte, dabei bin ich mir keiner Cameraderie, ſondern des Geltenlaſſens der Eigenthümlichkeit, worin ich möglicherweiſe zu weit gehen mag, bewußt, auch zog ich vor, manchen Tadel, ſtatt ihn auszuſprechen, nur ſcherzhaft anzudeuten. Doch ich bin gewiß, wenn Sie den eigentlich gegen meinen Aufſatz geſchriebenen Artikel in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung (von Rümelin) geleſen haben, werden Sie von ſelber auf mildere Gedanken über den erſtern gekommen ſein.

437. **An Rapp.** Heilbronn, den 18. September 1862.

— Mit Kuno Fiſcher machte ich eine kleine Reiſe nach Urach und Tübingen, jenes, um ihm eine der ſchönſten Gegenden unſeres Landes zu zeigen, dieſes, um die alte Heimath in guter Geſellſchaft einmal wieder zu ſehen. Wir hatten das ſchönſte Wetter und waren ſehr zufrieden mit unſerer Unternehmung. In Tübingen war ſchon Alles fort, nur den Stiftsbibliothekar Preuner[1]) trafen wir noch, der uns auch ſehr gefällig überall herumführte. Im Stift freute ich mich der alten Räume ſehr; auf meiner ehemaligen Repetentenſtube fand ich freilich ganz andere Geiſter eingezogen, indem die Wände mit lauter Bildern von Myſtikern und Frommen behängt waren. —

438. **An Zeller.** Heilbronn, den 24. September 1862.

— — In der Sache finde ich weniger, daß Du mir Unrecht geben werdeſt; auch haſt Du gewiß in dem ganzen Zuſammenhang der Anzeige[2]) meine correcte Geſinnung gegen Baur nicht verkannt.

1) Jetzt Profeſſor in Greifswald. — 2) Von Baur's Kirchengeſchichte des 19. Jahrhunderts in der „Süddeutſchen Zeitung" 14.—16. Aug. 1862.

Ich leugne nicht, daß in den letzten Jahren, seit ich mich wieder mit Theologie beschäftige, beim Durchlesen der Arbeiten Baur's über die Evangelienkritik in Deiner Zeitschrift und sonst, mich öfters eine bittre Stimmung beschleichen wollte über die wegschiebende, überhinsehende Art, die er gegen mich beobachtet; eine solche Stimmung gegen einen Mann, den ich, er mochte es mir machen, wie er wollte, dennoch nicht umhin konnte zu verehren und zu lieben, war mir überaus peinlich; um so wohlthätiger lösend trat nun dieses neueste Werk ein, das, eben weil er es nicht für das große Publikum bestimmt hatte, die Art, wie er für sich dachte und empfand, um so unbefangener sehen läßt.

Das Andenken an Baur in mir zu erneuern, war mir kürzlich auch eine Reise nach Tübingen Veranlassung, die ich mit Kuno Fischer, der uns mit einem Besuch erfreut hatte, machte; es war eben 26 Jahre, daß ich das letztemal dort gewesen war, mir also sehr Vieles, unter Anderem die Aula, mit dem höchst bedeutenden Bildniß Baur's, neu.

439. **An Gervinus.** Heilbronn, den 24. September 1862.

Freund Kuno hat Ihnen, wie er mir schreibt, zuletzt Grüße von mir ausgerichtet und Ihnen gesagt, wie wir hier leben. Wir haben etliche angenehme Tage hier und etliche nicht minder erfreuliche auf einer kleinen Reise nach Urach und Tübingen miteinander verlebt, wenn auch seine Bitterkeit über die Schlußwendung seiner Heidelberger Berufungsangelegenheit bisweilen einen Schatten hineinwarf. Seine Geistesfrische und Regsamkeit hat mir recht wohlgethan, und auch die Kinder hat er auf's Neue an sich gezogen; nur innerlich milder habe ich ihn leider nicht gefunden.

Unterdessen ist auch die in Ihrem Schreiben vom Wildbad angekündigte erste Lieferung Ihres Shakespeare angekommen und von mir mit der Beflissenheit aufgenommen worden, wie ein Bekannter, dem man sich bewußt ist bei einem früheren Besuch nicht gerecht geworden zu sein. Die erste Bekanntschaft mit dem Buche machte ich in München, ehe ich mit Ihnen persönlich bekannt geworden war, und da werden Sie selbst begreiflich finden, daß mir Manches darin schroffer erschien, als es mir jetzt, da ich Sie kenne, erscheint. Ueberhaupt war dies der Eindruck Ihrer Werke, insbesondere auch der Geschichte der deutschen Nationallitteratur auf mich, daß sie mich zwar

ſachlich auf's Höchſte intereſſirten und ergriffen, die Perſönlichkeit des Autors aber dachte ich mir als eine ſo ſtrenge, daß ich mir ein perſönliches Verhältniß zu ihm für mich kaum als möglich denken konnte. Um ſo größer war aber auch meine Freude, als ich bei meinem Beſuche bei Ihnen Alles ganz anders fand, und mich ſchon nach der erſten halben Stunde in einem innern Verhältniß zu Ihnen fühlte, das alle Bürgſchaft der Dauer in ſich trug. Bei Ihrem Shakeſpeare kam nun noch das hinzu, daß er mit vollem Stoß auf einen ſolchen traf, der ſich ganz an Goethe aufgenährt hatte. Ein ſolcher bin ich nun zwar auch heute noch, und inſofern wird an Ihrem Werke immer eine Seite bleiben, wo ich anders empfinde; aber meine urſprüngliche Verſtimmung hat längſt aufgehört. Ich habe, ſeit ich hier bin, wieder verſchiedene Stücke von Sh., zum Theil mit den Kindern, geleſen, und dabei die Bemerkung machen können, wie gewaltig dieſe Sachen gerade auf unverkünſtelte Seelen wirken, wie ſich in dieſen ganz von ſelbſt die Vorſtellung bildet, daß hier etwas ganz Einziges, mit nichts Anderem zu Vergleichendes ſei. Und nun habe ich auch ſchon angefangen, mit den Kindern Ihre Erläuterungen derjenigen Stücke, die ich früher mit ihnen las, und das ſind in dieſem Hefte der Kaufmann von Venedig und der Sommernachtstraum, zu leſen, und freue mich, darin fortfahren zu können.

— Ich ſelbſt werde nach Heidelberg ſchwerlich auch kommen, es würde mir gerade die Nähe der in friſcher akademiſcher Thätigkeit jung gebliebenen Freunde das ſchmerzliche Gefühl geben, durch die Ausſchließung von dieſer Wirſamkeit vor der Zeit eingeroſtet zu ſein. Bei Ihnen iſt das etwas ganz Anderes, bei Ihnen war das Univerſitätsamt immer nur etwas nebenher, und Sie haben ſich ohne dasſelbe eine Stellung zu geben vermocht, wie ich es entfernt nicht im Stande geweſen bin. Sie werden mich nicht mißverſtehen, als ob ich meine glücklicheren Freunde beneidete; ich darf mir mit gutem Gewiſſen das Zeugniß geben, daß mir der Neid ſtets fremd geweſen iſt; ſondern ich komme von der Anklage des Schickſals zuletzt immer wieder auf die Selbſtanklage zurück, daß ich beharrlicher, weniger empfindlich hätte ſein und an dem Faden, den ich einmal feſt gefaßt hatte, fortſpinnen ſollen. Der Nachtheil, in den ich mich dadurch, daß ich das nicht that, gebracht habe, würde mir, fürchte ich, durch einen neuen Heidelberger Aufenthalt in einer Weiſe fühlbar werden,

die dem einmal geschehenen Uebel doch nicht abhelfen könnte, und so bin ich am Ende hier noch besser aufgehoben. Schwäbischer Patriotismus ist das aber nicht; wenn ich diesen je im Uebermaß hatte, was ich aber nicht zugebe, so hat mich mein nun 2jähriger Aufenthalt in der alten Heimath davon kurirt, indem mir, neben dem behaglichen persönlichen Verhältnisse, was den Stamm betrifft, die religiöse Dumpfheit u. s. w. recht widrig sich bemerkbar gemacht hat.

440. An Meyer.

Heilbronn, 18. Oktober 1862.

Daß mein Schreiben an Lammers in Betreff der Südd. Ztg. nichts gefruchtet, ist mir unangenehm, doch nicht unerwartet; die Kunst, wie auch Litteratur, soweit sie nicht politisch, ist sehr das Stiefkind bei diesen Leuten. Ihre weiteren Plane, wie Sie mir dieselben mittheilen, finde ich ganz verständig angelegt; nur Ihre Ansicht über den nächstliegenden Punkt kann ich nicht theilen. Der Autor, der mit einem Verleger über ein erst zu schreibendes Werk unterhandelt, hat allemal eine ungünstige Position, selbst wenn, wie in Ihrem Falle, die Grundlinien des Werkes schon gedruckt vorliegen. Immer ist es auch so kein fertiges Werk, und hier setzt eben das, daß es schon gedruckt ist, seinen buchhändlerischen Werth herab. Sicher werden Sie auch, wenn Sie einmal an die Ueberarbeitung gehen, mehr daran thun, als der Verleger jetzt denken wird, daß Sie daran thun werden, Sie zeigen ihm also jedenfalls jetzt die Sache in unvollkommenerem Zustand, als wenn Sie warten, bis Sie fertig sind. Und warum nicht warten?

Für ein geschlossenes Werk über die neuere deutsche oder die französische Malerei, besonders wenn es nicht zu groß und fachmäßig, sondern ein Buch für alle Gebildeten ist, findet sich ganz sicher ein Verleger und Sie können getrost an's Schreiben gehen. Welche Verleger sich hauptsächlich mit Kunstlitteratur befassen, das werden Sie vermöge Ihrer Kenntniß der einschlägigen Werke besser als ich wissen. In Stuttgart war, so viel ich weiß, die Buchhandlung Ebner u. Seubert Kugler's Verlagshandlung. Das Einzige, was vielleicht förderlich, doch gewiß nicht nothwendig sein könnte, wäre, daß Sie, ehe oder auch nachdem Sie an einen Verleger geschrieben, hinreisten, um auch Ihren persönlichen Eindruck in die Wagschale zu legen. — Ueber Ihre weiteren Pläne bin ich insofern ganz mit Ihnen einverstanden,

daß Sie die Handhabe, die ſich Ihnen in Baden bietet, zu benützen ſuchen. Gleich am Polytechnikum und der Kunſtſchule zu Karlsruhe ſollte ein Lehrer der Kunſtgeſchichte willkommen ſein. Wie Sie ſich die Beſchäftigung in Kultusangelegenheiten denken, iſt mir nicht recht klar; in Bureauarbeiten würden Sie ſich ſchwerlich finden

Im ſchlimmſten Falle iſt Ihr Plan der Florentiniſchen Geſchichte ſehr einladend, und was das deutſche Intereſſe betrifft, ſo könnten leicht Zeiten kommen, wo der Patriot ſich glücklich ſchätzen müßte, außerhalb Deutſchlands beſchäftigt zu ſein. Wir haben uns getäuſcht, es ſind nicht in erſter Linie die Fürſten, die unſerem Heil entgegenſtehen; das Volk iſt noch zu dumm, d. h. nicht blos die Maſſen, ſondern die Volksführer ſelber; beim Schützenfeſt in Frankfurt iſt's für mich aufgebrochen, wie viel Wahn- und Blödſinn noch herrſcht, — es war ein wahrer babyloniſcher Thurmbau mit ſeiner politiſchen Sprachenverwirrung —; Oeſtreich iſt die babyloniſche Hure, die den deutſchen Stämmen ihren Taumelwein einſchenkt, die Circe, die die Gefährten des klugen Odyſſeus in Eſel verwandelt, der Klumpfuß an dem ſonſt wohlgebildeten Körper unſeres Volkes. Eine Einſicht durchzuſetzen, wenn ſie einmal allgemein in einem Volke iſt, geht nach Umſtänden ſchnell; aber die Einſicht erſt zu ſchaffen, die Leute geſcheidt zu machen, dazu braucht's Zeit — und Schaden, noch mehr Schaden, ohne den die Menſchen einmal nicht klug werden. Ich wollte ſagen: Sie können ſich Jahrelang in Italien aufhalten und kommen in Deutſchland doch noch zu bald zum Eſſen.

441. An Meyer.

Heilbronn, den 9. November 1862.

Durch Ihr vorgeſtern erhaltenes l. Schreiben haben Sie mir große Freude gemacht. Ich darf es als ein omen im beſten Sinne nehmen, denn wovon Sie wollen, daß ich es ſchreiben ſolle, davon ſchrieb ich eben am 9. Bogen der Einleitung. Sie haben ganz richtig geſehen, daß in meiner Vorrede zu den Huttensgeſprächen ein Wendepunkt meiner Beſchäftigungen, eine Rückkehr zu meinen theologiſchen Anfängen liegt, daß die Schlange Anſtalt macht, ſich in den Schwanz zu beißen. Ich habe, ſeit ich hier bin, nichts als Theologiſches getrieben, alles was ſeit der Zeit, daß ich der Sache nicht mehr genau gefolgt war, über evangeliſche Kritik geſchrieben worden, geleſen und excerpirt, und bei der Gelegenheit auch mein altes Leben Jeſu wieder-

geleſen. Es war mir wie ein fremdes Buch, und ich freute mich, daß es doch mein eigenes war. Es iſt eine gute alte Klinge, wenn ſie auch vielfach zerhackt worden iſt. Aber man muß das Buch (deſſen Auflagen vergriffen ſind), liegen laſſen, wie es iſt, und das Ganze neu machen.

Darin bin ich in der Art, wie Sie ſchreiben, ſoeben begriffen. Statt der analytiſchen Methode des früheren Werkes muß nun ſynthetiſch zu Werke gegangen, und während dort gefliſſentlich zur Abhaltung der Laien griechiſche Wörter ꝛc. als Fußangeln in den Weg geſtreut waren, darf jetzt im Texte kein Wort vorkommen, das nicht jeder Gebildete verſtehen könnte. Aber ich fühle freilich ſehr, daß ich nicht mehr 26 Jahre alt bin, wie damals, da ich das erſte ſchrieb. Es geht langſamer und ſchwerer.

Worin, die Anſicht ſelbſt betreffend, zu ändern ſein wird, das haben Sie, lieber Freund, ſehr richtig herausgefunden. Meine jetzige Anſicht über den Punkt iſt kurz dieſe. In Jeſu war die Meſſiasidee nicht das Erſte, ſondern der Drang nach einer beſſeren Religion, zu religiöſer Hebung ſeines Volks überhaupt, alſo wenn Sie wollen, der prophetiſche Trieb. Erſt von hier aus trat er der Meſſiasidee näher und glaubte zu finden, daß ſie, richtig gefaßt, nichts anderes als eben jenes enthalte. Nun war er ſich freilich ſelbſt der Meſſias, aber da er wohl wußte, daß die Meſſiasvorſtellung der Uebrigen eine ganz andere war, ſo ging er in dieſer Beziehung ſehr vorſichtig zu Werke und ſetzte, als ihn die Jünger, die er ſelbſt darauf kommen ließ, als den Meſſias erkannten, ſogleich den Dämpfer der Leidensverkündigung darauf; Matth. 16, 13 ff., 21 ff.

Es iſt übrigens dieſer Punkt, da die Evangeliſten offenbar den wahren Sachverhalt nicht mehr kannten, von äußerſter Schwierigkeit, und ein ſicheres, ganz feſtes Ergebniß kaum zu hoffen. Eine ſchwere Frage iſt für mich immer die: Hat Jeſus geglaubt, in den Wolken des Himmels wiederzukommen? Wenn nicht, wie konnte er ſich für den Meſſias halten, den Menſchenſohn (aus Daniel) nennen? Und wenn ja — iſt er dann nicht ein Schwärmer, wie nur irgend einer? Aber andererſeits, denken wir nicht zu occidentaliſch, wenn wir das Zuſammenſein einer ſolchen Idee mit hoher Weisheit in einem Orientalen uns nicht vorſtellen können? Ich ſpreche hier nicht von der aus-

führlichen Schilderung, Matth. 24, die jedenfalls ex eventu iſt, ſondern von kürzeren Reden wie Matth. 10, 23. 16, 28. 26, 64.

In Betreff des jüdiſchen Geſetz- und Opferweſens komme ich immer mehr auf die Ueberzeugung, daß ihn die Evangeliſten und ſchon die Judenapoſtel nach ſeiner Hinrichtung, zahmer darſtellen, als er war. Um geduldet zu werden, ſagten ſie, er habe es nicht ſo bös gemeint, und traten, zumal ſie ihn ſelbſt nicht ganz verſtanden hatten, hinter ſeinen Standpunkt um mehrere Schritte zurück. Sein Auftreten bei der ſogenannten Tempelreinigung hatte (vide Reimarus) keinen Sinn, wenn er nicht dem ganzen Opferweſen zu Leibe wollte.

Die Reden der ψευδομάρτυρες [1]) ſind mir von jeher bedeutſam geweſen. Und nun ſehen wir auch, warum die Judenapoſtel dieſen Poſten aufgaben. So wie Stephanus ihn wieder nehmen wollte, mußte er fort. Paulus machte es klüger. Er nahm die Idee wieder auf, aber leitete ſie nach außen, auf die Heidenwelt.

Vorige Woche war der alte Brockhaus auf einer Reiſe nach Ober-Italien einen Tag hier und bei uns über Tiſch. Wir fuhren zuſammen nach Weinsberg und bei der Gelegenheit ſprach ich ihm auch von Ihnen, Ihren Reiſen und jetzigen Beſchäftigungen, wobei er äußerte, daß dergleichen kunſtgeſchichtliche Arbeiten jetzt ſehr beliebt ſeien. Auch mit Ihrer äußeren Stellung machte ich ihn bekannt, weil es immer ein Vortheil iſt, von einem Buchhändler nicht für einen hungrigen Litteraten gehalten zu werden. Sie können alſo künftig an dieſem Faden bequem anknüpfen. Und wenn Sie den Gedanken feſthalten, über meine opuscula etwas zu ſchreiben, ſo haben Sie's noch näher. Er ſagte mir, Kuno Fiſcher um eine Anzeige für die Bl. f. litt. U. gebeten zu haben. Allein er hat ja noch die deutſchen Jahrbücher und was weiß ich ſonſt für Zeitſchriften und wird Ihnen für einen Artikel ſehr dankbar ſein. Die preußiſchen Jahrbücher hatten ſchon eine, freilich ſehr kurze Anzeige. Die kl. Schriften wünſchte ich als Essays beurtheilt; man muß den guten Deutſchen alles vorſagen, ſonſt kommen ſie nicht darauf [2]).

---

1) Der „falſchen Zeugen" Matth. 27, 61. Mr. 14, 57. — 2) Der Meyer'ſche Artikel erſchien unter dem Titel „David Friedrich Strauß und ſeine neuſten Schriften" in den Grenzboten 1863, Bd. 7, Heft 1, S. 55 ff.

442. An Kuno Fiſcher.

Heilbronn, den 7. Januar 1863.

Das geſtrige Erſcheinungsfeſt, wo man, wie die Leute ſagen, zuerſt den wieder zunehmenden Tag ſpürt, hatte ich mir als Termin feſtgeſetzt, wo, falls bis dahin kein Brief von Ihnen einliefe, ich Ihnen meinerſeits ſchreiben wollte. „Atqui. Ergo!“ [1]) Zwar haben Sie, wie ich durch Hilgenfeld weiß, meinen Einſchluß an dieſen beſtens und prompt beſorgt; ferner haben Sie, was mir Brockhaus zuſandte, meinen Reimarus und Kl. Schr. mit gewohnter Freundlichkeit für mich und ſo angezeigt, daß ich wünſchte, ich hätte Ihre treffende Analyſe der Reimarus'ſchen Kritik ſchon für das Werklein ſelbſt benutzen können; daß aber bei alledem ein Brief von Ihnen ausbleibt, und ſo lange ausbleibt, muß mich auf allerlei Gedanken führen. Daß irgend etwas in Ihren eigenen Zuſtänden oder dem Befinden der l. Ihrigen die Urſache Ihres Schweigens ſein ſollte, kann ich nicht annehmen; denn das möchte auch ſein, was es wollte, ſo würde es Sie nicht an jeder Mittheilung verhindern; ich muß alſo vermuthen, daß Sie mir aus irgend einem Grunde böſe ſind; als ſolcher möglicher Grund aber ſtellt ſich mir nur die fatale Angelegenheit mit Heidelberg und Zeller dar. Von letzterem machte ich Ihnen in meinem letzten Schreiben einige Mittheilungen als Antwort auf eine Anfrage, die ich mit Ihrem Gutheißen, ja gewiſſermaßen in Ihrem Auftrag, an ihn gerichtet hatte. Daß ich mich überhaupt in dieſe Angelegenheit gemiſcht habe, ſo gut meine Abſicht dabei auch war, mache ich mir jetzt zum Vorwurf, denn unklug war es auf jeden Fall, und in meinen Jahren iſt es Zeit auch einmal klug zu ſein; Sie ſehen natürlich dieſe Sache anders an, als ich, der ich mich zwar der Karlsruher und Heidelberger Mitſpieler in dem Handel in keiner Art annehmen will, aber Zeller's Benehmen dabei nicht ebenſo verwerfen kann. Daß er, nachdem durch Ihre anfängliche Weigerung die Gedanken der maßgebenden Perſönlichkeiten auf ihn gelenkt waren, dies nicht zurückwies, finde ich nicht tadelhaft, und daß er, als er hernach erfuhr, daß Ihre Gedanken ſich Heidelberg zugewendet hatten, keinen Schritt that, das bisher für ihn Geſchehene rückgängig zu machen, ſondern den Handel als Sache der freien Concurrenz betrachtete, finde ich gleichfalls natürlich, zumal zwiſchen Ihnen beiden engeres perſönliches Verhältniß nicht beſtand.

1) „Nun aber. Alſo.“

Nun ſehen Sie aber hier freilich an einer hübſchen Probe, was es mit meiner demnächſt 55jährigen Klugheit auf ſich hat: indem ich mich anklage, in meinem frühern Schreiben auf ein gewiſſes Thema mich eingelaſſen zu haben, komme ich noch einmal und noch tiefer hinein, und wenn alſo mein voriger Brief etwas übel gemacht hat, muß dieſer es noch ärger machen; deswegen es hohe Zeit iſt, davon abzubrechen.

443. An Zeller.

Heilbronn, den 8. Januar 1863.

— — Ich bin begierig zu vernehmen, wie Du Dich in Heidelberg — akademiſch und geſellig — eingelebt haſt; mit Gervinus zuſammenhängend umzugehen, iſt Dir gewiß viel werth; ſo ſehr er alle Sachen von einer andern Seite ſieht als wir, ſo trifft man doch in der Regel ſchließlich mit ihm zuſammen, — außer etwa in aestheticis, wo ich am wenigſten mit ihm fortkommen konnte und noch kann. Er nimmt mir da Alles zu praktiſch, moraliſch, politiſch, und hat für das reine, den Geiſt entfeſſelnde Spiel in der Kunſt keinen Sinn. So macht mir ſein Shakeſpearecultus, ſo viel Treffliches er über deſſen Dichtungen an's Licht gefördert hat, doch ſchließlich nicht wohl, er macht mir einen Eindruck wie das Weſen der Swedenborgianer mit Swedenborg, ich empfinde etwas Unreifes, Excluſives, dem ich davonlaufe. Doch das ſind Kleinigkeiten; aber wie viel werth iſt der ganze Mann, wo trifft man ſolche Lauterkeit der Geſinnung, ſolchen Adel des ganzen Weſens, mit ſo viel Milde und Humanität? Ob er für eigentlich perſönliche Freundſchaft (für politiſche gewiß) Sinn hat, habe ich freilich öfters gezweifelt.

444. An Käferle.

Heilbronn, den 28. Februar 1863.

Da ich nicht weiß, ob Du den Merkur lieſeſt, ſo weiß ich auch nicht, ob Du ſchon Kenntniß haſt von der traurigen Nachricht, die ich Dir heute mitzutheilen habe, daß nämlich heute vor 8 Tagen mein guter Bruder geſtorben iſt. Ich wollt' es Dir von Darmſtadt aus, wohin ich auf die unerwartete Nachricht eilte, ſchreiben, kam aber dort im Drang der Umſtände nicht dazu. Seit Weihnachten war er leidender als ſonſt, doch nicht ſchlimmer ſcheinbar als ſchon öfters; nur 2 Tage hütete er das Bett, als am Abend des 2. Tags, nachdem er eben aus dem Bett geweſen und wieder ſelbſt hineingeſtiegen war, ein Herzſchlag ſeinem Leben und Leiden ein Ende machte. Die Section,

die wir vornehmen ließen, ergab eine Verwachsung der einen Herzklappe und eine beträchtliche Verengung des Durchgangs für das Blut, die möglicherweise einen langsamen und sehr schmerzlichen Tod hätte zur Folge haben können. Ich geleitete ihn mit seinen 4 Söhnen und 2 Schwägern zum Grabe, wo die Heidelerchen aus dem nahen Wäldchen erbaulicher zu hören waren, als des Pfarrers Gebet. Nachher sprach ich im Kreise der Familie noch ein paar Worte, die ich soeben für die nächsten Freunde drucken lasse, und Du in der nächsten Woche in 2 Exemplaren (eins für Freund Holland) erhalten wirst. Ich weiß, Du wirst dem Verstorbenen ein freundliches Andenken bewahren, und es freut mich, ihn in dem Gedächtniß gerade meiner liebsten Freunde fortlebend zu wissen.

Da er an meinen wissenschaftlichen Arbeiten von jeher innigen Antheil genommen, besonders aber für die Schrift, die ich jetzt unter der Feder habe, ihrer Bestimmung für das Volk wegen sich lebhaft interessirte, so gedachte ich im Stillen, ihm diese zu widmen, und hatte etwa um Weihnachten, mitten unter der Arbeit an dem Buche, die Dedication entworfen. Allein da ich den Bruder überraschen, auch von einem noch nicht fertigen Buche keine Dedication zum Vorschein bringen wollte, so schrieb ich ihm nichts davon. Bisweilen beschlich mich die Furcht, er möchte es nicht erleben, und nun ist es wirklich so gegangen. Meine Schwägerin, der ich den Entwurf zeigte, versicherte mich unter vielen Thränen, eine größere Freude hätte ich ihm nicht machen können.

445. An Amalie Strauß. Heilbronn, den 28. Februar 1863.

Liebe Schwägerin!

Ich bin wohlbehalten aber betrübt nach Hause gekommen, und noch bis diesen Augenblick nicht im Stande gewesen, mich wieder ganz zu fassen und zu sammeln. Wie wird es erst Dir sein — und doch glaube ich, war unser Weggehen gut; Du warst, die sonstigen Besuche dazugerechnet, allzusehr im Getümmel.

Diesen Morgen habe ich die Blättchen von Wilhelms Hand, die ich mitgenommen, zu entziffern und abzuschreiben angefangen; sie sind gar interessant und hübsch; eins enthält gewissermaßen sein Glaubensbekenntniß, das ihm in jeder Beziehung Ehre macht. Du erhältst die

Originale gewiſſenhaft zurück; ſei aber ſo gut, was Du noch Aehnliches findeſt, mir ja Alles mitzutheilen.

Wegen der Rede habe ich mir es überlegt, und zur Ehre des Verſtorbenen, wie zu Deiner Bequemlichkeit als das Paſſendſte gefunden, ſie in 50 Exemplaren zur Mittheilung an Freunde drucken zu laſſen, wovon Du in nächſter Woche die Hälfte bekommen ſollſt, die andere will ich austheilen. — — —

Und nun lebe für heute wohl, auf's Herzlichſte gegrüßt
von Deinem treuen Schwager
D. F. Strauß.

446. An Meyer.

Heilbronn, den 13. März 1863.

— — Für Ihren Aufſatz[1]) finde ich das Lob, das ihm zu Theil geworden, wohl verdient; ich habe ihn unter Vergleichung des Bildes geleſen und Ihre Ausſtellungen wohlbegründet, klar und maßvoll ausgeſprochen gefunden. Die Frage drängte ſich mir am Schluſſe auf: Wenn die Malerei doch die Legende nicht mehr zum Gegenſtande nehmen ſoll, und die Geſchichte nicht zum Gegenſtand nehmen kann, was bleibt ihr dann? Genre und Landſchaft ſind ganz ſchöne Fächer, aber ſie haben ein Höheres über ſich; worin ſoll dies beſtehen? Kann es wirklich die Geſchichte nicht ſein? und liegt es nicht vielleicht blos daran, daß man die rechte Art, die Geſchichte maleriſch zu machen, noch nicht gefunden hat? Wäre es nicht das, ſondern die Geſchichte wirklich kein Stoff für die Malerei, dann müßte man ſich geſtehen, daß deren beſte Zeit vorüber und von jetzt an nur noch eine Nachblüthe möglich ſei. Wie Sie ſich zu dieſer Frage ſtellen, wäre mir ſehr intereſſant zu wiſſen; ich habe keine feſte Anſicht darüber, und bin für jede beſſere Belehrung empfänglich.

Wie freut mich Ihr rüſtiges Fortarbeiten. Die Zeit, die einem ſo verfließt, iſt die glücklichſte des Lebens. Für mich iſt ſie leider vorbei; ich bewundere unſern Neumann, der mit 65en noch ſo friſch und produktiv iſt; ich bin's leider ſchon mit meinen 55 nicht mehr.

Meine Arbeit geht wohl ſo nach und nach vorwärts, aber es iſt nicht mehr der Zug wie ſonſt. Auch wird es die letzte, wenigſtens die letzte größere ſein, die ich mache.

---

1) „Die deutſche Kunſt und Kaulbachs Zeitalter der Reformation", Grenzboten 1863. I. S. 241 ff.

447. **An Rapp.** Heilbronn, den 24. März 1863.

— Vischer habe ich durch seinen Sohn einladen lassen, wenn er ins Land kommt, uns hier zu besuchen, ob ers thun wird, muß ich erwarten. Ich denke, die pallida mors[1]), die bei einem und dem andern anklopft, sollte mahnen, die sich rasch verkürzende Frist nicht durch kleinen Zank zu verlieren.

448. **An Schöll.** Heilbronn, den 18. April 1863.

So eben habe ich Deinen Goethe-Staatsmann[2]) vollendet, und muß Dir gleich für die Freude und Belehrung danken, die Du mir dadurch gewährt hast. In Jahren habe ich nichts gelesen, das mir so im Innersten wohlgethan, mich so eigentlich erbaut hätte. Was gibt es auch Schöneres, als wenn Etwas, das man immer gern geglaubt hätte, das man aber gegen die offenliegenden Schwierigkeiten und Einwände durchzusetzen nicht im Stande war, wenn das einem nun von einem mit allen Belegen Ausgerüsteten nachgewiesen und außer Zweifel gestellt wird? Du hast mit dieser Arbeit etwas überaus Dankenswerthes geleistet, was die ganze Ansicht von Goethe's dichterischer Entwicklung umgestalten muß, und worin zugleich für die Verständigung über Wesen und Bestimmung moderner Poesie die bedeutendsten Fingerzeige enthalten sind. Schon die Blumenlese aus Goethe's Selbstbekenntnissen während der 10 ersten Weimar'schen Jahre, die Du zusammengebracht hast, ist unschätzbar. Im Einzelnen da und dort gelesen hat man das wohl auch, aber so zusammengedacht nicht. Dann welche Belehrungen, vor Allem zwar über Wilhelm Meister, außerdem aber noch über manche kleinere Dichtung Goethe's, schöpft man aus Deiner Darstellung; welche goldenen Worte hast Du nur z. B. über den auch mir immer besonders lieb gewesenen Mieding gesagt?

Wolltest Du freilich vor meinem lästigen Ceterum censeo[3]) gesichert sein, so hättest Du mir die Arbeit nicht schicken sollen. Denn daß dieses nun von meiner Seite verstärkt wiederkehren muß, ist na-

---

1) „Der blasse Tod." („An der Könige Schlösser und an des Armen Hütte klopfet gleichen Schrittes der blasse Tod an." Horaz.) — 2) „Goethe als Staatsmann", Preuß. Jahrbb. 1862, 423 ff. 585 ff. 1863, 211 ff. — 3) Cato's bekanntes: „Ferner stimme ich" (für die Zerstörung Karthago's).

türlich. Ich bin gewiß, daß Du auch auf den philologisch-archäologischen Gebieten, die Dich Deinem Schreiben zufolge zeitweise seitabziehen, Licht und Verständigung bringend wirkst; aber, mit Merck zu reden, das können die Andern auch; dagegen uns über Goethe und seine Entwicklung als Mensch und Dichter solche Lichter anzünden, wie Du auch in dieser Arbeit gethan, das kannst unter den Lebenden — dies ist meine innigste Ueberzeugung — nur Du. Nun ist es ja gut, daß, wie Du schreibst, auch Goethe's Verhältniß zum Theater Dir Anlaß gegeben hat, Dich darüber auszusprechen; allein willst Du denn immer nur einem künftigen Biographen Goethe's Material liefern, da Du das Titelbild ausführen könntest? Am Ende liegt die Schwierigkeit für Dich darin, daß Deine Stellung Dir den Weimarschen Goethe besonders nahe und lebendig macht, und Du, um ein Ganzes zu liefern, mit dem Frankfurter anfangen müßtest. Aber ist das eine Schwierigkeit, die sich nicht überwinden ließe?

449. An Zeller.

Heilbronn, den 3. Mai 1863.

— — Von Vischers Besuch wird Dir Georgine gesagt haben, der ich davon schrieb; ich freue mich sehr, diese Differenz ausgeglichen zu wissen, so weit sie sich eben ausgleichen läßt; er legt auch dem Freund gegenüber die Waffen nie ganz ab, und alle Augenblicke im Gespräch glaubt man zu bemerken, wie er an das Seitengewehr greift. Das hat etwas Unbehagliches, doch es ist nun einmal seine Art geworden, und so muß man sich drein ergeben.

450. An Meyer.

Heilbronn, den 11. Mai 1863.

— — Unsere Debatte über Geschichte als Vorwurf der Malerei betreffend, finde ich mich mit Ihrem Satze, daß dies nur insoweit angehe, als die Geschichte im allgemeinen Bewußtsein lebe, in voller Uebereinstimmung; nur halte ich die Erfüllung dieser Bedingung nicht für so schwierig und weitaussehend, als Sie sie dafür zu halten scheinen. Ist denn nicht für den Engländer seine Elisabeth, Maria Stuart u. s. w., für den Franzosen sein Napoleon I. und die Hauptscenen seines Lebens, für den Deutschen, wenigstens protestantischen Antheils, sein Luther, Friedrich II. u. s. f. — sind das nicht für die betreffenden Völker Figuren, die im allgemeinen Bewußtsein, in der

Phantasie eines jeden leben? Und hat nicht die ganze Litteratur der Gegenwart, auch in an und für sich schwachen Produktionen, wie so manchen historischen Romanen, die Richtung, dergl. Figuren immer mehr in das allgemeine Bewußtsein zu bringen? Vor 3 Wochen war Vischer von Zürich bei mir zum Besuch. Ich fragte ihn, ob er Ihre neueren Arbeiten gelesen habe; es fand sich, daß ihm in der Schweiz nur Einzelnes bekannt geworden war, wovon er mit Anerkennung sprach, doch hinzusetzte, der Fries'sche [1]) Einfluß sei ihm daran in bedenklicher Weise bemerkbar gewesen. Da, wie Sie sich erinnern, dies schon früher auch meine Beobachtung war, so muß an solcher übereinstimmender Wahrnehmung doch wohl etwas sein. Es versteht sich, daß ich dies, sowohl von Vischer, als von mir, blos Ihnen sage; ich setze also hinzu: Daß ein Landschaftsmaler, der an Ueberschuß der Reflexionsbildung über sein produktives Vermögen leidet, mithin am wenigsten in seinem engen Fach als Landschaftsmaler befriedigt sein kann, sondern von Herzen gern Historienmaler wäre, wenn es nur ginge, daß dieser, weil es eben nicht geht, zu seiner Beruhigung die Geschichtsmalerei für eine unmögliche Sache erklärt, ist sehr begreiflich; aber der Kunstkritiker und Kunsthistoriker thäte sehr unrecht, wenn er sich von der Bitterkeit des Malers anstecken ließe.

Ich habe Fries'ens Vorzüge als Künstler, wie als Mensch nie verkannt; aber wenn er in's Urtheilen über Raphael ꝛc. hineinkam, oder auch nur von Cornelius oder Kaulbach sprach, wurde mir des subjektiv pathologischen Beigeschmacks wegen wind und weh.

451. An Meyer.

Heilbronn, den 16. Mai 1863.

Aus Ihrem werthen Schreiben vom 13. ersehe ich mit Bedauern, daß mein letzter Brief Sie turbirt hat, was er gar nicht sollte. Und weil ich nicht möchte, daß diese Stimmung in Ihnen auch nur einen Tag länger dauern möchte, als nun schon nicht zu vermeiden ist, antworte ich gleich.

Nehmen wir also die Sache, wie sie liegt. Daß ich in Kunstsachen lediglich Dilettant bin, der auch dieses Dilettiren bald wieder hat aufgeben müssen, und nun seit Jahren aller Kunstanschauung ent-

1) Der Maler Fries, früher (vgl. Br. 314) in Heidelberg, später in München.

fernt lebt, wiſſen Sie am beſten. Ebenſo wußte ich meinerſeits, daß ich Ihnen auf Ihre Mittheilungen über Ihre Kunſtſtudien nichts zu geben hatte, als was ein Mann meiner Art aus ſeiner ſonſtigen Bildung dem, der ſich in ein jenem fremdes Fach hineinarbeitet, bieten kann.

Hatte ich nun einmal Gelegenheit, über die Beſtrebungen dieſes Freundes mit einem Mann eben jenes Faches zu reden und eine Bemerkung dankbar von ihm zu vernehmen, die mir deswegen beſonders auffiel, weil auch ich ſchon Aehnliches gedacht hatte, ſo erſchien es mir als Pflicht, eine ſolche Bemerkung des Fachgenoſſen dem Freunde nicht vorzuenthalten. Daß die Meinungen des Technikers, mit deſſen Hülfe der von der Seite der litterariſch-äſthetiſchen Bildung Herkommende ſich in das Fach der Malerei hineingearbeitet hat, auf dieſen einen beſtimmenden Einfluß üben, von dem er ſich nur allmählich loswickeln wird, das ſcheint mir eine ſo natürliche Sache zu ſein, daß er ſich derſelben nicht zu ſchämen, oder die Vermuthung eines Dritten, daß es ſich ſo verhalten möchte, als Kränkung aufzufaſſen hätte. Nur davor wird er ſich in Acht zu nehmen haben, daß er ſich nicht auch von dem in den Meinungen jenes Technikers beſtimmen laſſe, was nicht aus deſſen techniſchem Vermögen, ſondern im Gegentheil aus der Grenze dieſes Vermögens, mithin aus ſeinem Unvermögen kommt. Das wäre aber gleichfalls etwas, das dem Beſten begegnen kann, wovor man den Beſten warnen darf. Daß der Warnende, d. h. ich, unſerem Techniker hierin Unrecht thäte, wäre allerdings möglich.

Für alle pathologiſchen Erſcheinungen, die aus zurückgetretenem Ehrgeiz, verſchnupftem Selbſtgefühl und dergl. herrühren, habe ich deswegen eine beſonders ſcharfe Witterung, weil ich weiß, wie viel Mühe es mich ſelbſt gekoſtet hat, dieſes Zeug immer wieder auf die Haut herauszutreiben. Aber wie es in ſolchen Fällen geht, der Arzt, der ſich auf eine gewiſſe Krankheitsart beſonders eingeübt hat, ſucht dieſe wohl auch, wo ſie nicht iſt. Das habe ich nicht vergeſſen, und will daher nur vermuthet haben.

Warum mir aber Ihre Stellung zur hiſtoriſchen Malerei, als ſolcher (nicht zu einzelnen Leiſtungen; Ihrem Urtheil über Kaulbach ſtimme ich ja, ſo weit ich es und ihn kenne, bei) wider den Mann iſt, kommt daher, weil ſie mir die geſchichtliche Perſpective verbaut. Wenn mir jemand ſagt: mit der Plaſtik iſt's zu Ende, denn die monumen-

tale, die wir allein noch haben können, ist nur eben noch das unterste Ende dessen, was in der guten Zeit Plastik war, so braucht er mir gar nicht erst die Ursachen auseinanderzusetzen, warum dem so sei, die Züge der neueren Zeit, die der Plastik widerstreben, das Fehlen derjenigen, die in der alten sie begünstigten; die Sache spricht für sich selbst. Sagt mir aber einer: Auch mit der Malerei ist's aus, so frage ich billig: warum? wie so? Antwortet er: nun, nicht schlechterdings aus; mit der Heiligenmalerei freilich — nun, wer sich noch das Zeug dazu zutraut, der mag's probiren; dann aber ist ja noch die Landschaft, ist das Genre, damit mag man sich noch lang ergötzen, nur mit der Geschichtsmalerei, die man an die Stelle der Heiligenmalerei setzen will, ist's nichts und kann nichts werden — so sage ich: wenn es so ist, so ist's in meinen Augen wirklich aus mit der Malerei, wie mit der Plastik, denn mit jeder Kunst ist's aus, deren Krone verdorrt ist, und die nur noch in Nebenschößlingen vegetirt. Dazu aber, daß es mit der Malerei ebenso aus sein müßte, wie mit der Plastik, kann ich die Ursachen weder in dem Wesen der Malerei entdecken, noch in den Eigenschaften unserer Zeit.

Gesetzt aber selbst, es wäre so, — denn gewiß könnte es ja doch niemand wissen, wie Sie selbst anerkennen, — so wäre es für den Kritiker und Historiker doch besser, von der besseren Möglichkeit auszugehen, als von der schlimmeren. Ich führe Ihnen eben Vischer als warnendes Beispiel an. Er hat einmal erklärt, in unserer Zeit sei keine ächte und volle Poësie möglich. Er hat nicht gesagt, sie sei für alle Zukunft unmöglich, sondern nur bis auf Weiteres, bis neue politische Zustände gegründet seien. Aber er hat aufgefordert, ihm von neuen Dichtungen zu zeigen, welche man wolle, in jeder erbiete er sich ein Haar zu finden.

Er hatte vielleicht, er hatte vermuthlich Recht. Aber er hat dadurch sich und der Sache, der er dienen wollte, sehr geschadet. Ein solches verbum mali ominis[1]) wendet dem Kritiker nothwendig alle jungen productiven Kräfte ab, beraubt ihn also des besten Theils seiner Wirksamkeit.

Doch genug und auch dies nur, um meine Meinung bei Ihnen in das rechte Licht einer harmlosen Erinnerung zu stellen. — —

1) „Unheilsprophezeiung."

452. An Vischer.

Heilbronn, den 22. Mai 1863.

Also letzten Sonntag hast Du Deine Uhlandsrede gehalten, wie ich aus den Zeitungen sehe; wozu ich bestens gratulire. Unterdessen ist ja nun auch Notter's Buch erschienen, und ich habe es so ziemlich durchgelesen. Es ist zwar eine eilfertige und auch sonst, wie der Verfasser selbst, etwas zapplige und fiselige [1]) Arbeit; doch bringt sie viel schätzbares Material, und auch das freie Urtheil, das sie sich überall erlaubt, hat mich gefreut. Auf bestimmte Begriffe zwar bringt sie die Mängel des Dichters nicht, auch tadelt sie ihn manchmal, wie mir scheint, am unrechten Ort; dafür bringt sie aber für manches Gedicht höchst werthvolle historische Aufklärungen, worunter mir besonders die vom Schwindelhaber viel Spaß gemacht hat, die auch wirklich für die Natur des poëtischen Aperçu typisch ist. Ich freue mich nun auf Deinen Uhlandsaufsatz in den N. Krit. Gängen [2]), und auch die Rede denke ich, wird wohl nicht ungedruckt bleiben.

— Ueber den letzten Sonntag war Schöll bei uns, er kam von Hohenheim, wo er noch ist, wir sprachen natürlich auch von Dir, und ich gab Acht, ob ich, wie Du vermuthetest, irgend eine Verstimmung seinerseits bemerkte; dies war aber nicht im Mindesten der Fall, er sprach von Dir mit aller Herzlichkeit und ohne Spur einer Kränkung oder eines Mißverständnisses. Hast Du seinen Aufsatz in den Preußischen Jahrbüchern über Goethe als Staatsmann gelesen? Es ist eine, wie mir scheint, sehr verdienstliche und bedeutende Arbeit, die eigentlich die Frage untersucht, ob Goethe's Eingehen in Staatsgeschäfte ihm als Dichter geschadet habe, welches mit Nein, im Gegentheil, beantwortet ist. Dabei zeigen sich Goethe's Verhältnisse und Thätigkeiten in Weimar während der ersten 10 Jahre (auf diese Zeit beschränkt sich der Aufsatz) so vielfach in neuer Beleuchtung, daß auch abgesehen von jener speciellen Frage die Lectüre höchst interessant ist.

Mit der Politik steht's gegenwärtig leider so, daß wir gar nichts zu streiten haben. Mit Preußen ist's ja bis auf Weiteres nichts, wie sollt' ich mich also dafür ereifern? Wie es sonst werden soll, sehe ich freilich nicht ab, man muß eben, scheint mir, vorerst abwarten.

1) „Zerfaserte." — 2) Krit. Gänge N. F., 4. H. S. 97 ff.

453. An Schöll.

Heilbronn, den 22. Mai 1863.

— — Gestern früh war ich auf dem Kirchhof mit der Leiche eines guten alten Herrn, des Kaufmanns H....., wobei ich mich über den Pfarrer (der noch unser bester ist) und diese ganze christliche Art, natürlich menschliche Verhältnisse und Schicksale ins Unnatürliche zu verzerren und zu entmenschen, dergestalt alterirte, daß ich, so wie ich nach Hause gekommen war, zur Nachachtung für meine Kinder eine Verordnung aufsetzte, die jede Betheiligung eines Geistlichen bei meiner dereinstigen Leiche untersagt. Der Pfarrer sprach ganz gut über den Verstorbenen, auch wirklich manches Gute; aber alles war durch den Fischthran, in den es getaucht war, ungenießbar gemacht. Wie traurig, dachte ich, wenn die Menschheit gerade bei solchen Anlässen, wo sie sich besinnen sollte, was sie ist, statt über das, was vorliegt, ernsthaft und männlich nachzudenken, lieber mit tauben Nüssen spielt. Denn lauter Nichtrealitäten, lauter Träumereien sind es doch vom ersten Wort bis zum letzten, womit sich die Menschheit bei derlei Gelegenheiten abspeisen läßt, ja es sehr übel nehmen würde, wenn man ihr dabei einmal die beliebten Kinderklappern und Kreuzertrompeten nicht zu vernehmen gäbe. Was ist denn aber an all den Fortschritten, deren sie sich rühmt, wenn sie es noch nicht einmal dahin gebracht hat, eine solche Fundamentalsache, wie der Tod ist, einfach und wahr ansehen zu können? Sind und bleiben denn Lügen ihre unentbehrliche Nahrung? — —

Ich könnte noch lange so fortschreiben, will aber abbrechen.

454. An Vischer.

Heilbronn, den 17. Juni 1863.

Künzel sagt — damit ich Deinen Brief von hinten herein beantworte — er habe gleich wie ich ihm zum erstenmal Deinen Auftrag ausrichtete, nach Leipzig wegen der Bilder geschrieben, er wolle jetzt moniren.

Nämlich von hinten herein habe ich auch Dein Buch — das 4. Heft der Krit. Gänge, gelesen, das mir seitdem zugekommen ist. Du wirst Dir das so gedacht haben. An den ersten Aufsatz kam ich schon deßhalb schwer, weil mir lange Nichts von öffentlichen Dingen so widerwärtig war, als dieses Frankfurter Schützenfest. Ueberhaupt schon bin ich für dieses Ueberhandnehmen des Festwesens in unsrer Zeit nicht eingenommen. Das Schöne und Wirksame daran sei nicht

verkannt, aber es ist doch auch viel Bummelei dabei. Und es fragt sich, ob für das Volksleben so viel damit gewonnen wird, als für das solide Familienleben damit verloren geht. Das Frankfurter Schützenfest im Besonderen aber gab mir eine trostlose Vorstellung von der babylonischen Sprach- und Begriffsverwirrung, die in Deutschland über das Eine, was uns Noth thut, herrscht.

Heilsame statistische Lection, wirst Du sagen, wohl bekomms! Du hast nicht Unrecht; aber die Moral dieser Lection war für mich, daß es mit Deutschland auf gütlichem Weg nicht gut werden kann. Es ist jedem Stamm noch viel zu wohl hinter seinem Ofen, als daß sie unter Einen Hut zu bringen wären. Da Du das föderative Verhältniß selbst als ungenügend aufgibst, so handelt es sich um eine Spitze, und da hast Du freilich Recht, wenn Du sagst, die preußische mache der Widerstand der Oestreicher, Baiern, Schwaben unmöglich. Wenn Du aber auch den preußischen Staat an und für sich dazu unfähig nennst, so glaube ich, daß Du ihm sehr Unrecht thust. Von der dermaligen und allen bisherigen preußischen Regierungen ist es zuzugeben — aber das Volk zeigt sich ja eben jetzt von einer so tüchtigen Seite, die selbst dem stolzen England Achtung abnöthigt, und es faktisch, was politische Befähigung betrifft, an die Spitze Deutschlands stellt. Wo ist denn in Oestreich, Baiern, Württemberg das Zeug zu einer solchen Kammer wie die preußische? Daß Du das preußische Volk ganz wie die HH. Orges u. Cie. als eine Mischung von Wenden, Franzosen und Juden darstellst, hat mir wirklich leid gethan. Also mit Preußen gehts *dermalen* nicht, weil die Regierung nichts taugt und weil ein Theil der andern Stämme nicht will; aber mit Oestreich sehe ich nicht ein, wie es *jemals* gehen soll, so lang es 1. diese überwiegenden außerdeutschen Anhängsel hat, und so lang es 2. katholisch ist. Ein katholischer Staat kann nie an der Spitze Deutschlands stehen, denn er repräsentirt gerade das nicht, was das Beste an Deutschland ist. Doch für jetzt ist alles Reden und Schreiben vergebens: wir müssen erst, mit Zimmermann zu reden, wieder in den Tigel, die Stunde der Noth muß kommen, da wirds dann werden, nicht wie es soll, sondern wie es kann, da wird nicht die Vernunft, sondern die Gelegenheit entscheiden.

Die Stelle gegen Goethe im 2. Aufsatz fand ich nicht so anstößig im Zusammenhang, als sie mir bei der mündlichen Erwähnung

erſchien; obwohl ich immerhin ſagen muß, es wäre zu bedauern, wenn Du Dich durch urſprünglich harmloſe Späſſe immer mehr in einen Gegenſatz gegen Goethe hineintreiben ließeſt, den Du urſprünglich gar nicht in Ausſicht genommen hatteſt. Denn ich bleibe dabei: wir ſtehen auf Goethe und graben uns ſelbſt die Wurzeln ab, wenn wir uns wider ihn ſtellen.

Vor allem Andern alſo hab ich Deinen Aufſatz über Uhland geleſen, und zwar mit immer gleichem Genuß und ungetheiltem Beifall. Ich bedaure doch, daß wir nicht auch Deine Rede erhalten ſollen, ſie enthält gewiß noch Manches, was der Aufſatz nicht enthielt; vielleicht findeſt Du doch noch eine Art, ſie wenigſtens theilweiſe mitzutheilen.

Ich habe meinen Vortrag über Nathan, obgleich er ſehr in usum Delphini[1]) gemacht war, doch, weil man auch den Delphinen predigen ſoll, und weil mein guter Bruder ſich ſo erbaut davon fand, in den Deutſchen Jahrbüchern abdrucken laſſen[2]), es wird auch noch ein Separatabdruck gemacht, wovon Du ein Exemplar erhalten ſollſt; daß ich mich darin der Dichtung gegen einige Deiner Ausſtellungen, ohne Dich zu nennen, angenommen, wirſt Du mir nicht übel nehmen; Du verfährſt als Mann des Fachs ſtreng, der Dilettant darf dem Dichter ſchon mehr durch die Finger ſehen.

In meiner theologiſchen Arbeit bin ich jetzt bei der Auferſtehung, alſo demnächſt fertig. Sie hat ſich zuletzt noch geſtreckt, ſo daß ich jetzt zwei gleiche Bändchen (zu ca. 400 Seiten jedes) bekommen werde, auch hat ſie mir weiterhin mehr Freude und Muth gemacht. Was weiter wird, muß ſich zeigen. Auch mir hat ein dortiger Pfarrer geſchrieben, ob es wahr ſei, daß ich ꝛc.? er habe eben etwas Aehnliches ſchreiben wollen. Resp.: Solls nur thun.

455. An Meyer.

Heilbronn, den 5. Juli 1863.

Ihre mir freundlich zugeſandten Architekturartikel[3]) trug ich im Ränzchen auf den Schwarzwald, wohin ich vorige Woche auf einige

---

1) Vgl. Br. 278, Anm. 2. — 2) Jetzt ſteht er Geſ. Schr. II, 43 ff. Im Vorwort zu dieſem Bande S. VII iſt zu berichtigen, daß der Vortrag 1861 (9. Decbr.) gehalten wurde, 1863 im Juniheft der Deutſchen Jahrbücher und 1864 als eigene Schrift erſchien. — 3) „Die Münchener Maximilianſtraße und der moderne Bauſtil". Grenzboten 1863, II, S. 361 ff., 411 ff., 441 ff.

Tage gegangen war, um mich ein wenig zu erfrischen, und las sie in der „Sonne" zu Herrenalb theils Vormittags nach dem Frühstück, theils Abends zu einem Schoppen Klingelberger, mit großem Behagen. Sie gaben mir zwar einerseits das Gefühl meiner Unwissenheit, indem mir viele der technischen Ausdrücke elend unbekannt waren und ihre Bedeutung von mir nur aus dem Zusammenhang errathen werden mußte; andererseits jedoch machten sie mir das Vergnügen, dasjenige, was ich im Jahr 1858 beim Durchwandern der neuen Straße dunkel empfunden hatte, mir in bestimmten Gedanken und mit sicheren Beweisen entgegenzubringen. Es standen zwar damals noch bei weitem nicht alle die Gebäude, wovon Sie reden, aber des Gasthofs „zu den vier Jahreszeiten" und mehrerer andern, ich meine auch eines Regierungsgebäudes, erinnere ich mich doch noch sehr genau, sowie auch dessen, wie ganz anders, wie viel bedeutender die Berliner Neubauten, obwohl auch nicht ohne Tadel, auf mich wirkten. Ich bin begierig, von Ihnen zu vernehmen, wie die Artikel in München gewirkt haben.

Meine kleine Schwarzwaldtour war dadurch veranlaßt, daß ich mit dem Concept meiner Arbeit, vorbehältlich einer noch ausstehenden Schlußbetrachtung und noch etlicher anderer Nachträge, endlich fertig geworden war; ich ging über Pforzheim und Neuenbürg nach Herrenalb, Dobel und Wildbad, zum Theil in Erinnerungen an meinen guten Bruder, der vor 2 Jahren noch mit seiner Familie einige Wochen in Herrenalb gewesen war, zum Theil einen lieben Freund, der Pfarrer auf dem Dobel ist, — mit Vorsicht, um ihm nicht zu schaden, — besuchend. Die nur 4tägige, aber meistens zu Fuß gemachte Reise hat mir sehr gut gethan, und ich hoffe nun, bis zum Oktober meine Arbeit vollends druckfertig machen zu können.

Hoffentlich thut Ihnen und den lieben Ihrigen der schöne Landaufenthalt recht wohl. Uebertreiben Sie's nur nicht mit der Arbeit; Sie haben Zeit, da Sie Jugend haben; in meinen Jahren hat man alle Ursache, sein bischen Grummet noch unter Dach zu bringen, ehe der Winter kommt.

Ist denn Neumann jetzt wirklich nach Berlin gegangen? Die Deutsche Politik ekelt mich gegenwärtig an; es ist doch Alles leer Stroh gedroschen und kann nicht gut werden, ehe es erst recht schlecht wird. Lassen Sie uns jeden sein Feld bauen, am Ende werden wir der ge-

meinen Sache ſo beſſer gedient haben, als wenn wir uns politiſch heiſer geſchrieen hätten.

Haben Sie Viſcher's Aufſatz über Uhland im 4. Heft ſeiner Krit. Gänge geleſen? Er wird Ihnen gewiß auch gefallen. Auf Schöll's Aufſatz über Goethe als Staatsmann in den Preuß. Jahrbüchern v. J. habe ich Sie, glaub' ich, ſchon aufmerkſam gemacht. Mein Vortrag über Nathan iſt nun im Juniheft der D. Jahrbücher gedruckt, aber der beſondere Abdruck ſoll erſt noch gemacht werden, den ich Ihnen ſenden kann.

456. **An Viſcher.** Heilbronn, den 18. Juli 1863.

— — Ich bin vor 3 Wochen ein paar Tage im Schwarzwald geweſen, habe in Pforzheim den ſeltſamen Volks- und Arbeitermann Moriz Müller, der mir ſchon allerhand Flugſchriften zugeſchickt hatte, kennen gelernt, dann in Herrenalb und Dobel Holland und Käferle beſucht. Ich war nämlich mit dem Concept meiner Arbeit, eine kurze Schlußbetrachtung abgerechnet, fertig geworden; jetzt hab' ich noch allerlei neu- und auch einiges früher Erſchienene nachzuleſen, und darnach noch da und dort etwas zu beſſern. Vor Wintersanfang wird die Sache nicht druckfertig werden. Bin ich damit fertig und habe noch etwas Arbeits- und Unternehmungsluſt übrig, ſo wäre freilich, wie Du ſchreibſt, Goethe ein ſchöner Gegenſtand. Allein dieſes Weges werde ich — außer genießend, ſchwerlich mehr kommen. Sondern was ich machen möchte, ja eigentlich für Schuldigkeit halte, daß es einer von uns macht, das iſt eine Moral oder vielmehr eine populäre Glaubens- und Sittenlehre; denn wenigſtens die Punkte von Gott und Unſterblichkeit müßten nothwendig auch darin zur Sprache kommen. Wir ſagen immer, wir wollen die Moral nicht aufheben, denn, was für den Frommen aus dem Glauben, das ergebe ſich für uns aus dem Weſen des Menſchen ſelbſt als Pflicht; allein wenn man mich heute beim Wort nähme, ſo käme ich in keine kleine Verlegenheit, da dieſer Zuſammenhang für uns doch weit mehr erſt im Gefühl und Inſtinct als im klaren Denken vorhanden iſt. Inſofern iſt es zunächſt ein eigenes Bedürfniß, das ich mit einer ſolchen Arbeit befriedigen würde; und auf jeden Fall werde ich, ſobald ich arbeitsfrei bin, einmal in der neuern anthropologiſch-moraliſchen Litteratur eine Umſchau halten.

Was Du von dem ſchwierigen Styl in Schöll's Arbeiten ſagſt,

iſt freilich wahr und ein Uebel; indeß habe ich an einzelnen ſeiner intricaten Sätze die Probe gemacht und Wort für Wort unter die Lupe genommen, und ich muß ſagen, daß ich in jedem einen ſehr beſtimmten Sinn und auch den Grund entdeckt habe, warum er es gewählt hat. In dem, was er von Goethe's Naturſtudien ſagt, iſt mir beſonders das klar geworden, wie hierin eigentlich Goethe's Religion beſtand und er nach dieſer Seite ein ſehr religiöſer Menſch geweſen iſt. Die Altersphraſen, von denen Du ſchreibſt, wirken auf mich nur komiſch, ich ſtelle mir gleich Kauffmann vor, der ſie mit humoriſtiſcher Grandezza vorzutragen wußte.

Der Politik habe ich auf einige Zeit — nicht gerade ungern — Ferien gegeben. Die Nothdachprojecte haben für mich nicht das mindeſte Intereſſe. Ob das ſo oder ſo, etwas beſſer oder ſchlechter wird, iſt einerlei, da es doch nichts Rechtes werden kann. Das mögen die politiſchen Flickſchneider machen, ich kann mich nicht dafür begeiſtern, ja nicht einmal dafür intereſſiren. Das Kurze und das Lange an der Sache iſt, daß die liebe deutſche Begeiſterung ſich einmal wieder übernommen hat. Sie glaubte den Zweck zu wollen, wie es aber an die Mittel ging, fand ſie, daß ſie die Mittel nicht will. Mit ſolchen Leuten iſt nichts anzufangen. Die kann nur die Noth beten lehren. Und ſie wird's auch.

457. **An Zeller.** Heilbronn, den 23. September 1863.

— — Aus Deiner Anzeige des Renanſchen Werks[1]) habe ich mit Zuſtimmung geſehen, daß Du den Mann nicht ſo gering anſchlägſt, wie Andere thun. Rechnet man den durchlaufenden Grundfehler, die Anſicht vom 4. Evangelium, ab, ſo iſt viel Gutes in dem Buche. Allein es ſcheint, der Mann kann nicht Deutſch, und hat Baur's Werk nicht geleſen; denn ein ſo guter Kopf wie er iſt, würde er dieſer Evidenz ſich nicht verſchloſſen haben.

458. **An Zeller.** Heilbronn, den 25. November 1863.

— — Die Henoch- und Eſralitteratur habe ich jetzt nach Möglichkeit durchgegangen, und bin nun ſo ziemlich überzeugt, daß in Bezug auf das Adlergeſicht in 4. Eſra Hilgenfelds Deutung (die

1) Süddeutſche Zeit. 1863, Nr. 427.

Federn = die Seleuciden, die 3 Häupter = Cäsar, Antonius und Oktavian) sich nicht halten läßt, sondern Volkmar oder Gfrörer, welche beide die 3 Häupter auf die 3 Flavier, die Federn und Gegenfedern auf Kaiser und Gegenkaiser — aber in verschiedener Art, beziehen, Recht haben. Bei Henoch wird die Partie, auf welche es in Betreff der Messias-Vorstellung hauptsächlich ankommt, cap. 37—71, von beiden Theilen (von Köstlin nicht) für nachchristliche Interpolation angesehen, womit ich einverstanden bin; wogegen mir Volkmars Beziehung des Uebrigen auf die Zeit Barkochba's noch sehr zweifelhaft ist.

459. **An Zeller.** Heilbronn, den 28. November 1863.

— — Du wirst auch ein paar Stellen finden, die sich auf Baur beziehen; mit der Art, wie ich sein Werk über Johannes einführe, wirst Du zufrieden sein; wo ich mich abwehrend zu ihm verhalte, habe ich mich bestrebt, zwischen dieser nothgedrungenen Abwehr und der Liebe und Verehrung, die ich für ihn habe, die Mittellinie zu finden; Du darfst aber — und ich bitte Dich darum — auch hier Alles streichen, was Dir nicht gefällt; ich erkenne Dich zwischen dem Vater und dem Freund unbedingt als den gerechten Schiedsrichter an.

460. **An Zeller.** Heilbronn, den 17. Dezember 1863.

— — Bist Du auch erbaut von der Oestreichisch-preußischen Politik in Schleswig-Holstein? Es ist wieder wie immer: Oestreich hat für sich ganz Recht, nur Preußen ist mit Blindheit geschlagen, daß es sich im Verein mit Oestreich einen Arm abhaut, und Deutschland — wird doch endlich einmal lernen, daß Oestreich es mit ihm verständigerweise nie gut meinen kann, Preußen aber nur unvernünftigerweise schlecht.

461. **An Zeller.** Heilbronn, den 16. Januar 1864.

— — Den neuesten Nachrichten aus Frankfurt zufolge müßten wir jetzt eigentlich den Krieg bekommen, und es wäre zu wünschen, daß es dahin käme; allein ich zweifle an der Energie der Mittelstaaten. Wagen könnten sie es, wie ich glaube; denn Oestreich würde bald Diversion bekommen von Italien her; für die Schwaben ꝛc. wäre es freilich eine unerhörte Großmuth des Schicksals, wenn es

ihnen jetzt die Italiener gegen Oestreich zu Hülfe schickte, dem sie einst gegen jene hatten helfen wollen.

462. **An Rapp.** Heilbronn, den 21. Januar 1864.

Es ist schön, daß Du an mich mit grober Schrift schreibst, wie die alten Leute grobgedruckte Gesangbücher haben, denn mit meinen Augen steht's nicht gut. Sie wollen eben bei Tag nur noch wenig und bei Licht gar nichts mehr lesen. —

Meine vita nuova di Gesù ist nun zu $^3/_4$ gedruckt; daß sie gerade in diese politischen Troublen hineinfällt, ist freilich fatal; ich bin froh, daß gleichzeitig eine französische Uebersetzung erscheint; am Ende haben die Franzosen jetzt mehr Muße für so etwas, als die Deutschen. Doch das müssen wir abwarten. —

463. **An Kuno Fischer.** Heilbronn, den 6. März 1864.

— — Ganz ungemein hat mich gefreut, was Sie mir über Liebig contra Bacon schreiben. Ich habe zwar gerade die Hauptschrift des Freiherrn nicht zu Gesicht bekommen, doch dachte ich zum Voraus, und entnahm es auch dem Wenigen, was ich zu lesen bekam, daß es sich so verhalten müsse, wie Sie schreiben. Und da ist es nun ganz vortrefflich, daß Sie bereit sind, den von der Empirie der Philosophie hingeworfenen Fehdehandschuh aufzunehmen. Das ist ein Exempel, das zu statuiren dringendes Zeitbedürfniß ist, und das Niemand so statuiren kann wie Sie. Es ist wahr, die Philosophie hat durch ungeschickte Uebergriffe in das Gebiet der Naturwissenschaft auf der einen, durch kindische Verstockung gegen deren unumstößliche Ergebnisse auf der andern Seite Alles gethan, sich bei den Vertretern der Naturwissenschaft in Mißcredit zu setzen; um so mehr ist es jetzt an der Zeit, von Seiten der Philosophie zu zeigen, daß sie nicht mehr auf dem Standpunkt der Schelling'schen Naturphilosophie oder der Hegel'schen Encyklopädie steht, und daß sie eben damit im Stande ist, nun auch den Grenzüberschreitungen einer übermüthig gewordenen Empirie mit allem wissenschaftlichen Nachdruck entgegenzutreten. Das müssen Sie aber durchaus in eigener Broschüre thun, die unter allen Umständen reißenden Abgang finden wird. Lassen Sie es nur nicht zu lang anstehen. Auch was Sie über den moralischen Punkt über Liebig in Vergleichung mit B. bemerken, unterschreibe ich.

464. An Vischer.

Heilbronn, den 2. Mai 1864.

— — Deinem Plan, eine Selbstkritik Deiner Aesthetik für die Krit. Gänge zu schreiben, kann ich wiederholt nur meinen vollsten Beifall geben; Du bringst Dich so gewissermaßen mit List in die Lanne[1]) hinein, und wenn die Kritik auf dem Papier steht, wird die neue Aesthetik in Deinem Kopfe schon halb fertig sein. Also von Herzen Glückauf!

Der Tadel, daß mein neues Leben Jesu immer noch nicht populär genug sei, ist mir so vielseitig geäußert worden, daß keine Einrede dagegen möglich ist. Dir brauche ich nicht einmal zu erklären, wie es so gekommen ist, und kommen mußte. Die Versicherung in der Vorrede, es sei mir eins, ob mich diesmal die Theologen lesen, ist sehr cum grano salis[2]) zu verstehen; ich habe sie nicht mehr vor, aber hinter mir, weiß, daß sie mich hören, und rede auch so, daß sie es hören sollen. Vor mir habe ich das übrige Publikum, und das muß sich nun schon ein wenig strecken, um mit jenen im Verständniß gleichen Schritt zu halten. Im Augenblick ist nun freilich nichts zu thun; die zweite Auflage wird nur ein neuer Abdruck sein; aber weiter hinaus läßt sich die Sache in Aussicht nehmen. Nur ist sie auch dann nicht leicht. Zwar die Einleitung läßt sich kürzen, das erste Buch populärer fassen; aber diese Theile sind mir Nebensache; für mich liegt der Schwerpunkt des Werks im 2. Buch — und das ist seiner Natur nach esoterisch, unpopulär. Das Volk will, daß man ihm Vorstellungen gibt, allenfalls die, die es hat, berichtigt und durch andere ersetzt; aber ihm zu zeigen, wie seine Vorstellungen entstanden sind, das wird ihm immer gegen den Strich sein, weil es eigentlich etwas Philosophisches ist.

465. An Käferle.

Heilbronn, den 13. Juni 1854.

Dein erster Laut aus Mössingen[3]) ist ein Schmerzenslaut. Das bekümmert mich vom Herzen; doch denke ich: unser aller erster Laut beim Eintritt in unseren irdischen Schauplatz ist ein solcher; wo sich doch die Meisten nach der Hand ganz leidlich amüsiren. Im Ernst, laß uns einmal unterscheiden, was in Deinem neuen Zustand blei-

1) Die Doppeldeichsel an einspännigen Fuhrwerken (Scheerbaum). — 2) „Mit Vorbehalt." — 3) Dorf unweit Tübingen, wohin K. sich hatte versetzen lassen.

bende und was blos vorübergehende Uebel ſind, und in wieweit die erſteren vielleicht doch zum Theil durch Vortheile aufgewogen werden.

Etwas Vorübergehendes und hoffentlich bereits Vorübergegangenes iſt die Erſchütterung durch die Aſſiſtenz bei der Hinrichtung. Kaum hatte mich Fiſcher von Oehringen beruhigt, daß dieſes Geſchäft nicht dem Pfarrer des Heimath-, ſondern des Hinrichtungsorts obliege, als ich mit Schrecken aus der Zeitung erſah, daß Du aus beſonderem Vertrauen doch dazu erbeten worden. Ich weiß nicht, was ich mir hiebei ergreifender denken ſoll: die traurige Verſunkenheit, worin man die Menſchheit kennen lernt, oder die Unmöglichkeit, hier, wo es ſo viel zu ſpät iſt, etwas zu wirken. Daß dieſe Geſchichte ſo nahe mit Deinem Abzug vom Dobel zuſammenfiel, war ein cumulus von Erſchütterungen, der wohl noch länger nachzittern, doch hoffentlich in Bälde vollends ausklingen wird.

Zum Vorübergehenden rechne ich auch etwas, das — und gerade weil es bleibend iſt, d. h. weil Du es von jeher getragen haſt, Du nur jetzt, wo Du es gleichſam von der linken auf die rechte Schulter genommen — als eine neue Laſt empfindeſt. Ich meine die Differenz zwiſchen der fides subjectiva und objectiva[1]), das alte Joch, das Du nicht erſt in Möſſingen auf Dich genommen, und das nicht allein Du und die Wenigen Deinesgleichen, ſondern wir alle, die wir unſer Inneres nicht ganz vom Aeußeren abtödten laſſen, tragen. Entweder man lebt doch noch in und für die Welt, thut dann aber ſich ſelbſt nicht genug, wie Du; oder man thut das Letztere, um den Preis, von der Welt gehaßt und gemieden zu ſein, wie ich. Eins iſt ſo ſchlimm wie das Andere, und gut iſt nur, daß nicht Alle daſſelbe wählen, ſondern die beſſeren Menſchen in beide Rollen ſich theilen, ſo müßte ja die Welt ganz auseinanderfallen. Alſo wollen wir beide unſer Joch gelaſſen weiter tragen, Du das deine und ich das meine.

Auch die Unergiebigkeit collegialiſcher Verhältniſſe biſt Du ja gewohnt. Und zu den ſchlimmſten gehören die mir genannten Nachbarn doch wohl nicht. Meinen alten P. kann ich mir wohl jetzt ſehr ledern denken, doch iſt es wenigſtens kein geiſtliches, ſondern ein weltliches Leder. B. iſt wohl der Gottlob aus Deiner Promotion, der vor 18 oder wie viel Jahren ein hübſches Volksbüchlein: der Schultheiß Steg-

1) „Dem ſubjektiven und dem objektiven Glauben.“

maier, geſchrieben; ich kann mir wohl denken, daß der Humor davon in dem Mann tief vergraben liegt. Vielleicht findeſt Du aber doch den Schacht dazu. Die Bemühungen Deines Mädchenſchulmeiſters thun mir nur der dortigen Mädchen wegen leid; mir thun ſie nicht weh.

Wirklich ſchlimm und bedenklich ſind mir die vielen Geſchäfte, die in dem großen Ort nicht fehlen können. Wie ſehr Recht haſt Du, hiebei des Spruchs von den *καινὰ καὶ παλαιὰ*[1]) praktiſch zu gedenken. Und nach und nach findet ſich's mit Eintheilen und Kraftſparen doch. Wobei die von Dir atteſtirte Gutartigkeit der Gemeinde Dir gewiß zu Statten kommt. Gut iſt es auch, daß Du Dich in dem D. von Anfang an nicht täuſchteſt. Er bleibt immer ein *ἀμφίβολον* und incalculabile[2]), dem man nur mit Vorſicht ſich nahen darf. Gewiß meint er es gut mit Dir, ſo weit er es mit ſich ſelbſt gut meint, aber das iſt's eben.

Und nun kommen auf der andern Seite die Vorzüge Deines jetzigen Aufenthaltsorts: das milde Klima, die ſchöne Gegend, das Waſſer am Hofe vorbei, der Bäcker und Metzger im Ort, und ſo vieles Andere noch, was die Frauen erfreut, und durch ſie allmählig auch dem Manne fühlbar und behaglich wird. Kurzum, ich bin überzeugt, wenn Du nur Deine Arbeiten auf ein Maß zu bringen weißt, das mit dem Deiner Kräfte nicht im Mißverhältniß ſteht, ſo wird cum deo et die[3]) noch Alles gut werden. — —

466. An Rapp.

Heilbronn, den 3. Auguſt 1864.

Ich bin nun wieder hier, nachdem ich einen ſehr zweifelhaften Erfolg erzielt habe. — Mit dem, was Du über mein Stummwerden ſagſt, haſt Du nicht Unrecht. Das ſubjektive, im engeren Sinn perſönliche Leben iſt in mir ſehr erſtorben; ich betrachte das als die Wirkung des Alters, das ich bei ganz leidlicher Geſundheit doch als Mattheit und Sattheit ſehr fühle. Für mich wünſche ich nichts mehr, weil ich nichts mehr zu hoffen habe; die Furcht bezieht ſich nur auf die Wolke der Blindheit, die über mir hängt; ſo lebe ich im Grunde nur noch in meinen Kindern, den geiſtigen und leiblichen, deren Schickſale mir ſehr am Herzen liegen, aber weniger zur Mittheilung drängen. Was

1) „Altes u. Neues"; Ev. Matth. 13, 52. — 2) „Ein ſchwankendes und unberechenbares Weſen." — 3) „Mit Gott und der Zeit."

in jüngeren Jahren den Briefwechsel zwischen Freunden besonders belebt, sind die Hoffnungen und Pläne, die man macht, die Bezauberungen und Täuschungen des Herzens, die Gegensätze und Kämpfe des Lebens: das Alles ist in unseren Jahren theils vorbei, theils wiederholt sich nur schwach, was früher stärker da gewesen und da treibt es uns nicht mehr so, in die Ferne davon zu reden. Der Rest ist Resignation und die ist schweigsam.

467. An Zeller.

Heilbronn, den 23. September 1864.

Gestern habe ich Deinen Artikel über mich und Renan[1]) erhalten, und säume nicht, Dir dafür mit herzlicher Dankbarkeit die Hand zu drücken. Es ist mir eine ungemeine Beruhigung, Dich in den Hauptpunkten mit mir einstimmig zu wissen, und worin Du anderer Meinung bist, das soll mir ein gewichtiger Wink zu weiterem Nachdenken über die Sache sein. Ein solcher Punkt sind vor Allem die eschatologischen Reden, die Idee der Wiederkunft, worüber ich allerdings nicht habe in's Reine kommen können. Nun ist es merkwürdig, während Du kein Bedenken trägst, Jesu, wenigstens in der letzten Zeit, die Idee zuzuschreiben, hat Colani, in seiner sonst recht tüchtigen Schrift: Jésus-Christ et les croyances messianiques de son temps, ihn im Gegentheil der betreffenden Reden ganz entlastet. Ich habe die Colanische Schrift noch nicht genau genug gelesen, um urtheilen zu können, will es aber jetzt demnächst thun.

— In letzter Zeit habe ich das Schleiermacher'sche Leben Jesu zum Gegenstand meines Studiums gemacht, und bin eben daran, eine ausführliche Kritik davon zu schreiben, die ich vielleicht als besondere Broschüre erscheinen lasse[2]). Das Buch ist überaus merkwürdig und gibt eine Menge Anknüpfungspunkte für wichtige Erörterungen. Vorher hatte ich die 4 Bände Schleiermacher'scher Briefe gelesen, und daraus theils überhaupt einen großen Respect vor des Mannes eminenter Geisteskraft und Charakterstärke, theils die Ueberzeugung gewonnen, daß seine religiöse Stellung im Allgemeinen wirkliche Idiosynkrasie war; was natürlich nicht ausschließt, daß er im Einzelnen oft sich und Andre wenigstens mit halbem Wissen täuschte.

1) In Sybel's histor. Ztschr. XII, 70 ff., jetzt Vortr. u. Abhandl. I², 480 ff. — 2) Sie erschien u. d. T. „Der Christus des Glaubens" u. s. w. 1865 u. steht jetzt Ges. Schr. V, 1 ff.

Wie ich wünſche und hoffe, hat Dir und den l. Deinigen die Reiſe zur Stärkung und Erheiterung gereicht; beim Leſen Deines Artikels in der Sybel'ſchen Zeitſchrift hat mich der Gedanke, unter welchen Schmerzen Du einen Theil davon geſchrieben, nicht verlaſſen, beſonders iſt mir die Stelle S. 127[1]) rührend geweſen. Möge den beiden übrig gebliebenen Kindern an Geſundheit und Lebensdauer zugelegt ſein, was dem Dahingegangenen entzogen ward.

468. **An Rapp.**

Berlin, den 5. Januar 1865.

Verſchollen, nicht wahr? Oblitusque meorum, obliviscendus et illis[2]), ſagt unſer Freund Horaz. Aber für dieſen Fall hat er nicht Recht. Ich habe meine Freunde nicht vergeſſen und auch von ihnen hoffe ich ein Gleiches.

— Alſo ſeit 6 Wochen in Berlin. Allmählich angewöhnt. Aber anfangs ging mir's ſchlecht. Vatke war krank, Helfferich[3]) verreiſt. Auerbach hat mir viele Dienſte geleiſtet, manche Bekanntſchaften vermittelt. So ſehr ich mich zurückhalte, habe ich denn doch ſchon manche hübſche und intereſſante Bekanntſchaft gemacht, und werde, da ſeit geſtern die Kammern beiſammen ſind, bald noch mehrere machen. Vorgeſtern habe ich den alten Dieſterweg beſucht. Ein noch ſehr munterer Greis. Noch lebendiger und friſcher iſt der alte, 84jährige Raumer, den ich geſtern einen Vortrag über Nordamerikaniſche Staatsmänner halten hörte. Er kommt häufig zu mir und ich erbaue mich an ſeiner Jugendlichkeit. Von jüngeren Männern war mir der intereſſanteſte der Schreiber der Volkszeitung[4]), mit dem ich neben Politik auch von Theologie ſprechen kann; er iſt ein getaufter Jude und großer Kenner der rabbiniſchen Theologie.

Aber die freien Gemeinden! Ich war heute und vor 8 Tagen bei ihrem Gottesdienſt. Beidemal ſprach Wislicenus junior. Er ſprach von dem Segen und Adel der Arbeit. Nicht ſchlecht gedacht, aber unerbaulich. Ich bin begierig, ob es ein Anderer beſſer macht; aber ſo geht es nicht. Erbaulich — was iſt erbaulich? Gehört denn dazu nothwendig ein von der Phantaſie für den Glauben zubereiteter Vorſtellungs- und Fabelkreis? War denn in Schleiermacher's Predigten,

1) A. a. O. S. 548. — 2) „Meiner Freunde vergeſſend und ſelbſt von ihnen vergeſſen." — 3) Adolf H. (1813—1894), ein Württemberger, a. o. Prof. der Philoſophie in Berlin. — 4) Bernſtein.

wenn man das spezifisch-christliche d. h. das dogmatisch-mythologische herausstreicht, nicht doch noch viel Erbauliches? und worin bestand dies?

Musik und gute Musik höre ich viel. Ein Blinder[1]) ist der Musikrecensent für die hiesige Nationalzeitung, ein höchst interessanter Mann, mit dem ich mich gerne unterhalte. Auch einen Maler[2]) habe ich als Freund gewonnen, der mir im Sehen der Galerien behilflich ist, und mir einen trefflichen Stehpult gelichen hat, an dem ich dies schreibe.

469. **An Meyer.** Biebrich, den 5. August 1865.

Aus Ihrem Briefe zu ersehen, daß Sie sich mit den l. Ihrigen auf dem Lande wohlbefinden, und dem Fischfang auch für herzogliche Rechnung mit gewohntem Glück obliegen, hat mich und Georgine von Herzen gefreut. Von uns kann ich — den Fischfang und das Wassertreten abgerechnet — ein Gleiches melden; die Wochen gehen uns in gemüthlichem Nichtsthun, Baden und wohl auch Lesen, zugleich im Umgang mit den hiesigen Freunden, schneller herum, als mir lieb ist.

Im Theater zu Wiesbaden war ich schon 3 mal, und habe Don Juan, Zauberflöte, Jean de Paris recht brav aufführen hören. Der arme Schnorr![3]) Das war ja aber auch, um einen Elephanten umzubringen.

Mit Ihrem Urtheil über Auerbach's Roman[4]) bin ich durchaus einverstanden, und auf Ihre Anfrage, ob ich meine, eine solche Beurtheilung werde ihm angenehm sein, war ich schon im Begriff, auf meine Faust mit Ja zu antworten, als mir unerwartet die beste Gelegenheit ward, Ihnen aus seinem eigenen Munde die Antwort zu geben. Unerwartet nämlich traf vorgestern Abend Auerbach selbst bei uns ein und verweilte bis gestern Nachmittag, um nach der Schweiz weiter zu reisen. Ich las ihm nun geradezu die seinen Roman betreffende Stelle Ihres Briefs vor, und er erklärte sich mit einem solchen Urtheil ganz wohl zufrieden, nur bat er, Sie möchten das Wort „musivische Arbeit" nicht aussprechen, da so etwas leicht

1) Gumprecht. — 2) Eduard Magnus. — 3) Bruder Schnorrs von Carolsfeld, Opernsänger, zuletzt in Dresden, gest. 21. Juli 1865. Seine Hauptrollen waren die Helden in den Opern Richard Wagners. — 4) „Auf der Höhe."

zum kritiſchen Schlagwort gegen einen Autor werde. Ueber die längere Vorbereitung, die Sie für die Ausarbeitung der Anzeige für nöthig halten, war er mit mir ungefähr derſelben Meinung: von ſonſtigen Romanen haben Sie gewiß genug geleſen und dieſe hinreichend gegenwärtig; wenn Sie ſich von den Auerbach'ſchen die alten Dorfgeſchichten, und als Mittelſtufe zu der jetzigen Entwicklung das „Neue Leben" kommen laſſen, ſo ſei's genug.

Denn bis dat qui cito dat[1]), iſt bei ſolchen Anzeigen ein wahres Wort.

Sechſte Abtheilung.

1865—1872.

Die Briefe, welche dieſe Abtheilung enthält, ſind ihrer großen Mehrzahl nach von Darmſtadt, unter den übrigen ſind die meiſten von München aus geſchrieben. In der erſten von dieſen Städten hatte ſich Strauß im Herbſt 1865 niedergelaſſen, und nachdem er ſie im Herbſt 1867 für ein Halbjahr mit München vertauſcht hatte, war er im Frühjahr 1868 zu ihr zurückgekehrt. Sie empfahl ſich ihm als Wohnort nach verſchiedenen Seiten: durch ihre Stille, ihre Umgebungen, ihre bequemen Verbindungen nach dem Süden wie nach dem Norden und nach dem Rhein hin, ihre Bibliothek und ihr Theater und bald auch durch angenehme, zum Theil nahe, perſönliche Beziehungen. So iſt ein erheblicher Theil ſeines ſpäteren Lebens, und es iſt namentlich der letzte Abſchnitt ſeiner litterariſchen Thätigkeit auf dieſem Boden verlaufen. Während der Darmſtädter Jahre hat Strauß, um kleinerer Sachen nicht zu erwähnen, den Hutten neu bearbeitet, den Voltaire und den alten und neuen Glauben, die Briefe an Renan und die Litterariſchen Denkwürdigkeiten verfaßt. Als er 1872 in ſeine Vaterſtadt zurückkehrte, geſchah dieß faſt nur noch, um dort zu leiden und zu ſterben.

Die Briefe, welche Str. von Darmſtadt aus an Vatke ſchrieb, hat Benecke im Leben Vatke's S. 574. 579. 576 (ſo wären ſie nämlich chronologiſch zu ordnen geweſen). 588. 589. 590. 593 abdrucken laſſen.

1) „Schnell geben heißt doppelt geben."

470. An Vischer.

Darmstadt, den 22. November 1865.

Aus Deinem Brief vom 14. hat es mich vor Allem erfreut, zu vernehmen — wenn ich recht verstehe — daß Du an der Neubearbeitung Deiner Aesthetik nun wirklich bist. Nun will ich Dir aber nur gleich an's Herz legen, durch den Fehler, den ich bei der Umarbeitung meines Lebens Jesu gemacht, Dich belehren zu lassen und ihn nicht auch zu machen. Ich habe (in der ersten Hälfte; die zweite ist recht) viel zu wenig aus freier Hand gearbeitet, und dadurch ist dieser Theil des Buchs schwer und trocken geworden; und Du scheinst auf dem Weg, es auch so zu machen. Laß die Gegner und die Abwehr derselben so viel wie möglich aus dem Spiel; die Welt will nicht wissen, wie Du Dich mit dem Carrière, oder den Herbertianern zurechtfindest, sondern was Du von den Sachen denkst, und je runder und frischer, je mehr aus Dir heraus Du es ihr sagst, desto dankbarer wird sie Dir sein. Es ist ja auch in Deinem Fach ganz anders als in der Theologie. Die Aesthetiker bilden keinen Stand, keine Fakultät wie die Theologen; Du stehst als Aesthetiker, wenigstens als Verfasser einer populären Aesthetik — unmittelbar dem gebildeten Publikum gegenüber, das von Dir Anweisung haben will, wie es das Schöne der Kunst genießen soll. Also, um des Himmelswillen, nimm's nicht zu genau, sondern stelle Dich vor das Publikum hin als der Fritz Vischer und sage ihm frischweg wie Du es meinst. Ich habe den Fehler gemacht, indem ich mich an's Volk wandte, doch, wenn auch nur über die Achsel, zugleich nach den Theologen hinzublicken und zu reden; mach Du aus der Hinwendung zum Volk die volle Wahrheit, und vergiß Schule und Schulmeister ganz und gar. Experto crede[1])! Ich weiß gewiß, daß ich Recht habe; aber Du wirst es nicht einsehen, weil ja jeder sein Lehrgeld selber zahlen muß, selbst noch mit 60 Jahren.

Was nun für's Zweite Deinen Gedanken wegen Karlsruhe betrifft, so wirst Du die Schwierigkeit, die die Sache gerade jetzt, bei dem leidenden Zustand und der Abwesenheit des Großherzogs und dem Schwanken der dortigen Regierung, hat, nicht verkennen. Du schreibst von Zeller; ich werde ihm von der Sache schreiben, obwohl er mir etwas zu weit von der Schmiede zu sein scheint. Ich habe daher eine Gelegenheit benützt, die sich mir gerade bot, die Anlegenheit

1) „Glaube meiner Erfahrung."

ſollen Dir nur ſagen, daß ich von Deinem Unglück weiß, daß Du es mir alſo nicht erſt anzuzeigen haſt, um gewiß zu ſein, daß ich es mit Dir empfinde. Es zu tragen, wirſt Du jetzt vielleicht kaum möglich, mit der Zeit aber gewiß die Kraft in Dir finden. Den beſten, lebendigſten Troſt haſt Du in den Kindern, die ſie Dir geſchenkt, die ſie Dir erziehen helfen. In ihnen die Spuren ihres Weſens aufzuſuchen, aus den Töchtern die Mutter, und zwar aus jeder wieder anders, ſich immer mehr herausentwickeln zu ſehen, in den Söhnen ihr Beiſpiel, ihr Gemüth, ihnen jetzt heiliger, da ſie geſchieden iſt, fortwirkend und fortſegnend zu finden — das wird, das muß Dich mit der Zeit aufrichten. Das iſt die Unſterblichkeit, die wir glauben, und wir müſſen beweiſen, daß ſie nicht weniger Troſt enthält, als die des Kirchenglaubens. — —

473. An Zeller.

Darmſtadt, den 1. Dezember 1865.

Endlich bin ich im Stande, Dir einen Abdruck meiner Anzeige Deiner Vorträge[1]) zu ſenden, aber leider in verſtümmelter Geſtalt, die ſie ohne Zweifel der Furcht der Redaction vor religiöſem Anſtoß verdankt. Vor 8 Tagen hatte ich die Correctur, wo der Artikel noch vollſtändig war; jetzt hat er Striche erlitten an den 3 Stellen, wo ich Striche gemacht habe. An erſter Stelle ſtand der Gedanke, den ich ſchon bei Deiner Ueberſendung des erſten Abdrucks der Abhandlung über den Monotheismus ꝛc. gegen Dich äußerte, daß als Gegenſtück nun eine Darſtellung der Auflöſung des Monotheismus in Pantheismus wünſchenswerth wäre. An zweiter Stelle war auf Deine Ausführung verwieſen, warum Mc. Aurel ſich von der chriſtlichen Dogmatik würde zurückgeſtoßen gefühlt haben; und an dritter die Aeußerung, Du weiſeſt nach, wie die verſchiedenen neuteſtamentlichen Schriften nur die verſchiedenen Stationen bezeichnen, welche der Konflikt zwiſchen Juden- und Heidenchriſtenthum mittelſt einer Reihe von Kompromiſſen bis zur Gründung der katholiſchen Kirche durchlaufen habe. — Mir ſind die Striche unangenehm, weil ſie der Anzeige das Salz nehmen; Dir können ſie im Grunde gleichgültig, vielleicht ſelbſt erwünſcht ſein. Den freundſchaftlichen Tuck, den ich Dir am Schluß thue, wirſt Du mir nicht übel nehmen; mir lag er allzu nahe, und Dir ſchadet er nicht.

1) Kölniſche Zeitung 1865, Nr. 333, 2. Blatt.

474. An Zeller.

Darmstadt, den 9. Dezember 1865.

Deinen Brief sammt Lotze's Mikrokosmus habe ich richtig und dankbar erhalten und mit dem Studium des letztern bereits angefangen. Ich lasse mir das Buch Abends vorlesen, denn mit längerem Selbstlesen bei Licht geht es ein für allemal nicht mehr. Das ist freilich ein hartes Loos, doch hoff' ich auf Milderwerden durch Uebung; bis jetzt strengt mich die Auffassung des Vorgelesenen dreimal so stark an als das Verständniß dessen, was ich selbst lese. Was den Lotze betrifft, so hat mich die Vorrede, die ich selbst las, als nörgelndes juste milieu, mit ebensoviel Ungunst für rücksichtsloses Philosophiren als Zärtlichkeit für alle möglichen Empfindungen und Empfindsamkeiten, äußerst abgestoßen. Im weiteren Verlaufe ist mir besonders der unendliche, markloſe Wortreichthum verdrießlich; dagegen erkenne ich eine Gabe der Beobachtung und feinsten Zerfaserung des Beobachteten an; von eigentlich philosophischem Talente habe ich noch wenig bemerken können. Es wird mir interessant sein, zu vernehmen, wie Du in diesen Rücksichten von dem Buche denkst.

Neben dieser Nachtlektüre bildet meine Tages- und Selbstlectüre Schleiermachers Dialectik. Könnte ich nun sagen, daß mich diese für das Ungenügende von jener entschädigte, so wäre es gut; aber ich kann es nicht sagen. Sie ist so abstrus und ungenießbar wie alle diese nachgelassenen Vorlesungen Schleiermachers sind. Selbst die am schlechtesten redigirten der Hegel'schen Vorlesungen sind lesbarer und verständlicher. Wo das herkommen mag? da doch zwischen den von beiden Männern selbst herausgegebenen Schriften das umgekehrte Verhältniß stattfindet. Mir ist beim Lesen des in Rede stehenden Buchs, als ginge ich auf einem halsbrechenden Weg, der an einzelnen Stellen durch reizende Aussichten, weite Fernsichten überrascht, während man größtentheils genug zu thun hat, auf den Boden zu sehen, um nicht den Hals zu brechen. Die §§ sind zum Theil ein wahres Kauderwelsch, eine Art Chiffernsprache, die sich sicherlich auch deutlicher hätte ausdrücken lassen. Zum Theil ist dies in den Noten aus späteren Vorlesungen der Fall, so daß ich auch glaube, die von Jonas zu Grund gelegte Vorlesung von 1814 sei noch ganz besonders abstrus gewesen.

475. An Zeller.

Darmſtadt, den 18. Dezember 1865.

— — Der Lotze, mit deſſen erſtem Band ich demnächſt fertig bin, iſt und bleibt mir ein unpräſtirlicher Menſch. Er erſcheint mir in der Wiſſenſchaft als das, was man im Leben einen Schwierigkeitsmacher nennt. Er trägt eine Maſſe von Problemen zuſammen, ſtupft und neſtelt an jedem herum, und löſt keines. Ich verkenne nicht, daß zum Theil freilich die Probleme darnach ſind; aber zum größern Theil iſt es doch nur ſeine verzweifelt unphiloſophiſche Art, ſie zu ſtellen, die ihre Löſung unmöglich macht. Wenn Du bekennſt, Manches von ihm gelernt zu haben, ſo kann ich dies nur ſo verſtehen, daß er Dich auf manches Problem aufmerkſam gemacht hat, das in den Gegenſtänden noch liegt; aber die Löſung haſt Du ſicherlich ſelbſt ſuchen und finden müſſen.

476. An Viſcher.

Bonn, den 9. April 1866.

— — Ueber Deinen Ruf nach Tübingen und Deine Geneigtheit ihn anzunehmen, dachte ich gleich Anfangs ſo, daß ich Dir Württemberg, wenn es Dich dahin zog, wohl gönnte, aber Dich gönnte ich Württemberg nicht. Mir iſt jedes Blatt leid, das demſelben an dem Ruhme verloren geht, ſeine beſten Söhne von ſich zu ſtoßen, und ich fürchte, mich ſelbſt nicht mehr zu dieſen zählen zu dürfen, wenn der Satz aufgehört hat, ſich an Dir zu bewahrheiten. Ich drücke mich abſichtlich ſo aus, damit Du ſiehſt, bei meinem Votum iſt perſönliche Gereiztheit nicht außer Spiel, und nicht mehr darauf giebſt, als es verdient. Daß ich die Pflicht, einen Ruf nach Württemberg einem ſolchen nach Baden vorzuziehen, nicht ganz ſo hoch anſchlagen kann, wie Du, beruht doch zum Theil auch darauf, daß mir, wie Dir ja ſonſt auch, der provinzielle Unterſchied deutſcher Lande wenig bedeutet.

Indeß auf der andern Seite: von Württemberg haſt Du einen beſtimmt formulirten Ruf in Händen, während in Baden, wenn Du nicht neuere Nachrichten haſt, die Sache noch im weiten Felde iſt. Und was die Rückkehr nach Tübingen betrifft, ſo kommſt Du ja unter ganz anders günſtigen Bedingungen zurück, und ſind andererſeits Menſchen geſtorben oder weggezogen, die früher dem Kinde nach dem Leben trachteten. Auch die Eiſenbahn, obwohl ſehr ungeſchickt und umſtändlich, iſt doch immer etwas. Daß Du die Gaſtrollen in Stutt-

machen verstünde. Daß Sie daran denken, mir das Werk zu dediciren, ist Ihrerseits ein Beweis Ihrer freundlichen Gesinnung für mich, und kann in Betracht der Tüchtigkeit des Buchs für mich nur ehrenvoll sein. Dennoch wünschte ich, Sie überlegten's noch einmal aus dem Gesichtspunkt: ob Sie sich und dem Buche dadurch nicht schaden. Sie verstehen mich, und es ist ja, besonders bei der jetzigen Weltlage, noch lange Zeit, darüber zu verhandeln.

478. An Zeller.

Darmstadt, den 20. Mai 1866.

— — Mit dem Lotze habe ich mich nicht befreunden können; dagegen habe ich, veranlaßt durch die mir von Dir besorgten 2 moralischen Preisschriften Schopenhauer's, nun auch seine Welt als Wille und Vorstellung und seine Parerga gelesen, und mit einem Interesse, wie ich es lange an keinem Buch systematischer Philosophie gehabt. Zwar ist gerade das Systematische die schwächere Seite des Mannes; aber eben deswegen vielleicht waren mir die Bücher genießbarer, weil das Hauptgewicht in denselben nicht auf dem Formellen, sondern dem Inhalt der Gedanken an und für sich liegt. Kein Zweifel, der geistreiche Grundgedanke des sogenannten Systems ist auch nicht annähernd durchgeführt, wie er sich denn auch nicht durchführen läßt; die letzten Resultate sind absurd oder empörend; der Mann selbst ein höchst widerwärtiger Egoist; — allein ein philosophisches Talent und ein Denker (freilich auch Narr) auf eigene Hand ist er ebenso gewiß, und ein Darsteller, der einen immer wach und aufmerksam erhält. In Bonn las ich dann auch zum Theil die Schriften von Gwinner und Frauenstädt über ihn; die könnten einem freilich, besonders die von Fr. mitgetheilten Briefe, den Mann gründlich verleiden, wenn einer seine eigenen Schriften nicht gelesen hätte.

479. An Vischer.

Darmstadt, den 3. Juli 1866.

Meinen besten Dank für Brief und Buch[1]); das letztere erhielt ich vor etwa 10 Tagen und las es sogleich. Im ersten Aufsatz macht die rein sachliche Unumwundenheit, mit der Du früher Verfehltes aufdeckst, einen großen Eindruck; die Abhandlung selbst ist nicht leicht;

1) Kritische Gänge N. F. H. 5.

man muß die Gedanken ſcharf beiſammen halten, um den zum Theil ſehr feinen Begriffsentwicklungen zu folgen, obwohl vom Verfaſſer Alles gethan iſt, der Sache all die Klarheit zu geben, die in einer ſolchen vorläufig überſichtlichen Darſtellung möglich iſt. Man wird Alles beſſer und leichter verſtehen, wenn es im Zuſammenhang des Syſtems, unterbaut mit den zugehörigen Beiſpielen, wieder zur Sprache kommt. Von der allerbeſten Wirkung ſind die eingeſtreuten polemica, das promemoria für Carriere ſo einzig, als Du jemals etwas in dieſer Art gemacht haſt. Das Politiſche in den beiden folgenden Aufſätzen betreffend, muß ich anerkennen, daß Du die Parteianſicht, der ich angehöre, ſehr unparteiiſch mit ihren Gründen dargeſtellt haſt. Die Dinge ſtehen leider jetzt ſo, daß in jedem nur ein geringes Uebergewicht der Meinung, der er anhängt, vorhanden ſein kann, wie bei einer Abſtimmung mit ſchwacher Majorität. Keiner wird das Mißliche, das ſein eigenes credo drückt, verkennen. Auch mir erſcheint dieſer Krieg als ein Greuel; allein nun er einmal ausgebrochen iſt, ſtelle ich mich mit meinen Wünſchen ganz auf die Seite, der ich immer angehört habe, überzeugt, daß ein Sieg derſelben uns zwar wenig Gutes, der der andern aber nur Schlimmes bringen kann. Oder genauer meine ich, ein Sieg Preußens brächte uns im Augenblick auch Schlimmes, ließe aber für die Zukunft doch Gutes hoffen, während uns von Oeſtreich jetzt und in Zukunft nur Schlimmes kommen kann. Gerade bei dieſem geringen Uebergewicht der einen oder andern Wagſchale wird es mir aber mehr als je deutlich, wie das, was dem Zünglein den Ausſchlag gibt, am Ende etwas ganz Individuelles iſt, in der ganzen Art zu ſein, zu empfinden und zu wirken eines jeden liegt. Ich meine, ich ſehe es ſchon gedruckt, wie hübſch Du dermaleinſt in meinem Nekrolog im Schwäbiſchen Merkur meine preußiſche Geſinnung aus meinem Naturell ableiten wirſt. „Unſer verewigter Freund, wirſt Du dort ſagen, hatte eben, es läßt ſich nicht leugnen, ſelbſt etwas Gewaltthätiges in ſeinem Weſen, das ſich auch im Umgang mit ihm bemerkbar machte. Mehr als einmal gab dies zwiſchen ihm und dem Verfaſſer dieſes Nekrologs Zerwürfniſſe, die ſich jedoch immer wieder gütlich löſten, da er übrigens in der That eine gute Haut war. Schade, daß ſie fault! Ich ſage: ſie; denn da die Knochen nicht faulen, er aber nur aus dieſen zwei Beſtandtheilen zuſammengeſetzt war, ſo kann es dabei nur um jenen andern Beſtandtheil ſich handeln.“ . . . So Du

Deinerſeits; und nicht minder wollte ich, wenn ich, wo Gott für ſei, der Nekrologiſt werden ſollte, Deine entgegengeſetzte Haltung aus Deiner Eigenthümlichkeit begreiflich machen.

480. **An Rapp.** Darmſtadt, den 12. Juli 1866.

— Unſere deutſchen Angelegenheiten ſtehen jetzt auf einem ſehr gefährlichen Punkt und die Verſäumniß Preußens, ſich, ehe es in dieſen Krieg ſich einließ, des Deutſchen Volkes zu verſichern, könnte trotz aller ſeiner Siege ſich noch empfindlich rächen. Denn nur mit dem Deutſchen Volk hinter ſich kann es auch Napoleon entgegentreten. Mein politiſches Glaubensbekenntniß kann ich kurz und bündig ſo faſſen:

1. Deutſchlands Geſammtverfaſſung iſt ſo verzweifelt, daß auf dem Wege Rechtens nicht mehr, ſondern nur noch durch Gewalt zu helfen iſt.
2. Dieſe Gewalt kann von Oben oder von Unten kommen.
3. Von Unten wurde ſie 1848 verſucht und es iſt mißlungen.
4. Preußen verſucht's jetzt von Oben und es iſt halb gelungen.
5. Um ganz zum Ziel zu führen, müßte ſich die Aktion von Oben mit der von Unten combinirt haben oder noch (wenn möglich) combiniren.

Anders kann ich es auch ſo ausdrücken:

Oeſterreich haſſe ich,

Die Mittelſtaaten und ihre Politika verachte ich,

Vor Preußen habe ich Reſpekt, zur Liebe langt's noch nicht; aber meine Hoffnung für Deutſchland ruht auf Preußen. Entweder durch Preußen oder gar nicht iſt Deutſchland zu helfen.

481. **An Kuno Fiſcher.** Darmſtadt, den 4. Auguſt 1866.

So ſtänden wir denn, wie es ſcheint, am Ende der gewaltigen Kämpfe; viel früher als wir dachten, aber auch mit einem Ergebniß, das wir uns im günſtigen Falle doch anders dachten. Mag Bismarck Sünden auf dem Gewiſſen haben, ſo viel er will: jetzt büßt er ſie reichlich ab, da er ſein Werk durch alte Weiber verpfuſcht ſehen muß. Dieſes Freigeben von Sachſen bedeutet auch weiterhin nichts Gutes, bricht der ganzen Annexion die Spitze ab. Denn mit welchem Rechte will man diejenigen verſchlucken, die erſt im 2. Aufgebot der Feinde ſtanden, wenn man den Staat, der unter den kleinen Feinden voran-

ging, durchſchlupfen läßt? Ich fürchte, man wird ſich auch bei Hannover beſinnen, wird ſich mit einem Stück begnügen, und ſo wird Alles Stückwerk bleiben. Die Dereliction Süddeutſchlands trifft zwar gerade mich, als Süddeutſchen, beſonders ſchmerzlich; doch muß ich ſagen, es geſchieht dieſen Süddeutſchen, in erſter Linie meinen Würtembergern, ganz Recht. Der politiſche Unverſtand dieſer Leute iſt unglaublich, und hat ſich auch jetzt nur verkrochen, nicht verloren. Deutlich ſtellt ſich auch, wie im Jahr 1848, wieder die Coalition von Ultramontanen und Demokraten heraus. Die Preußen haben ein Recht, auf dieſen Süden verächtlich herabzuſehen, der in allen Kriſen der Nation regelmäßig auf der unrechten Seite ſteht: zu Napoleon I. Zeiten bei Frankreich, 1848 bei der rothen Demokratie, 1859 und 1866 bei Oeſtreich. Es mag ganz heilſam ſein, dieſe Süddeutſchen vorerſt noch zappeln, zum durchbohrenden Gefühl ihres Nichts erſt gründlich gelangen zu laſſen, ſie eine gute Weile klopfen zu laſſen, ehe man ihnen die Thür aufmacht. Hat Preußen dies im Sinn, d. h. iſt ſeine Ablehnung des Südens nur temporär gemeint, ſo darf es nur am Main eine Zolllinie ziehen, dann können's dieſe Staaten keine 3 Jahre aushalten.

Du ſiehſt, wie ſehr wir Eines Sinnes ſind, und wie mich auch inſofern Dein l. Schreiben vom 28. Juni/4. Juli erfreut hat. Gleicher Sinn iſt viel werth in ſolcher Zeit der Spaltung, und ebenſo ſelten. Nicht nur daß aus dem Kreiſe meiner Freunde einzelne noch immer im Groll gegen Preußen verharren: ein Mann, dem auch Du es wohl nicht zugetraut hätteſt, iſt eben jetzt in dieſes Lager übergegangen. Schon im vorigen Frühjahr überraſchte mich Gervinus, als ich ihn in Heidelberg wieder ſprach, nicht wenig durch ſeine Idee eines ſelbſtſtändigen Schleswig-Holſtein, von dem er ſich einen Stützpunkt für eine ganz neue deutſche Politik verſprach. Seitdem ohne weitere Nachricht von ihm, ſah ich ihn vor 4 Wochen, wenige Tage vor der Schlacht bei Königgrätz mit Freund Pfeiffer hier bei Tiſch, im Begriff in's Lager des 8. Armeecorps abzureiſen, um ſich von der dort herrſchenden Stimmung zu überzeugen; die ſeinige war ſo, daß er gegen den „ſchändlichen Raub" Schleswig-Holſteins ſchnaubte, und ſich vermaß, er hätte nichts dagegen, wenn bei dieſer Gelegenheit Preußen „zerkrümelt" würde. Eine böſe Sackgaſſe für einen Geſchichtſchreiber des 19. Jahrhunderts.

482. An Meyer.

Darmſtadt, den 7. Auguſt 1866.

Daß Sie, wie mir Ihr werthes Schreiben vom 12. Juli meldet, im Laufe des Sommers in Paris geweſen ſind, ohne den Hin- oder Rückweg über Darmſtadt zu nehmen, iſt nicht ganz recht; wie hätte ich mich gefreut, Sie, wenn auch nur auf etliche Stunden, wieder zu ſehen!

Unterdeſſen haben ſich ja die Geſchicke vollendet; einerſeits, wenn wir noch die preußiſche Thronrede hinzunehmen, über unſere kühnſte Erwartung; andererſeits doch ſo, daß noch mancherlei Befürchtungen Raum gewinnen. Nicht allein die drohende Mainlinie, auch Sachſen's Verſchonung, die der Annexion die Spitze abbricht und den fremdartigen Einflüſſen Thür und Thor öffnet, laſſen einen noch nicht zur vollen Freude kommen. Doch bei dem Allem: Großes iſt erreicht, zu noch Größerem der Boden bereitet, man kann für Deutſchland wieder hoffen.

483. An Viſcher.

Darmſtadt, den 13. Auguſt 1866.

Die letzte Zeit her trug ich mich mit der Hoffnung, Dich vielleicht auf Schweizeriſchem Boden zu ſehen; ich dachte nämlich einen den ganzen Sommer gehegten Wunſch nach Fluß- oder Seebädern noch in der Art zur Ausführung zu bringen, daß ich auf etliche Wochen nach Rorſchach ginge. Bei dem fortdauernd naßkalten Wetter iſt daran nicht mehr zu denken.

Nun haſt Du alſo in Zürich abgeſchloſſen und gehſt einem neuen Leben im alten Vaterland entgegen. Ich wünſche Dir Glück dazu ohne Neid, obwohl mit dem ſchmerzlichen Gefühl, daß für mich eine ſolche Lebenserneuerung nicht mehr kommen wird. Der Grund liegt nicht in äußern Umſtänden, ſondern in dem Zuſtand meiner Augen, der, indem er mich zu größern Unternehmungen phyſiſch unfähig macht, auch für kleinere meinen Muth darniederſchlägt.

Auf den politiſchen Theil Deines Schreibens zu kommen, ſo kann es ſchon unbequem werden, ob es gleich eine Kleinigkeit iſt, wenn von 2 Freunden der eine die Leibſpeiſe des andern nicht ausſtehen kann; noch unbequemer, wenn der eine ein Hundsfreund, der andere ein Feind dieſer Creaturen iſt. Wenn nun aber gar in einer politiſchen Entwicklung der eine etwas Verruchtes ſieht, das ihn bis zur Menſchen-

feindſchaft verſtimmt, der andere etwas Großes, das ihm die Bruſt zu neuer patriotiſcher Hoffnung hebt, ſo bedarf es der ganzen Stärke altverwurzelter Freundſchaft, damit einer nicht am andern irre werde.

Zwar daß ich nach einer Seite an dem Gang dieſes Krieges meine Freude gehabt haben würde, haſt Du Dir gewiß gedacht. Daß in ganz Deutſchland nur Preußen eine wirkliche Macht, es allein beſtimmt ſei, den Gedanken der deutſchen Einheit ſeiner Verwirklichung entgegenzuführen, war ja längſt meine Ueberzeugung. Doch daß ſeine Uebermacht ſo entſchieden, Oeſtreich ſo ganz faul und hohl ſei, das wußte ich nicht, und inſofern machte mich Preußens Siegeslauf, dieſe unwiderſtehliche Vernichtung des an ſich Nichtigen, ungemein glücklich. Allerdings nun war das ſiegreiche Preußen nicht dasjenige, dem ich den Sieg gewünſcht hatte. Gewünſcht hatte ich ihn einem liberalen, wahrhaft conſtitutionellen Preußen; aber das abſolute Preußen hat ihn davongetragen. Darüber könnte ich nun grollen; ſtatt deſſen entnehme ich mir daraus eine geſchichtliche Belehrung. Bis das liberale Princip ſeine Kräfte ſoweit zuſammengefaßt, ſeine Bekenner ſo weit unter Einen Hut gebracht hätte, um einen ſolchen Stoß gegen den Particularismus zu führen, hätten wir noch lange warten können. Nur darum iſt ihm der Abſolutismus mit ſeiner concentrirten Kraft zuvorgekommen. Das ſind Thatſachen, die wir anerkennen, nach denen wir unſere Begriffe berichtigen müſſen. Eins nach dem Andern! und da iſt, wie es ſcheint, die Einheit, wenigſtens die Grundlegung zu derſelben, das Eine, die Freiheit erſt das Andere. Du wirſt ſagen, es ſei der Fluch des Strebens nach dem Einen ohne das Andere, daß auch die Einheit nur halb erreicht worden. Aber auf der andern Seite iſt es ein unſchätzbarer Vortheil dieſes Gangs der Dinge, daß der Standpunkt des Bundesſtaats bereits überſchritten, die Dinge bereits halbwegs zum Einheitsſtaat angekommen ſind. Und wenn Du es an ſich nicht einſehen kannſt, daß, was geſchehen, zu Deutſchlands Wohl geſchehen iſt, ſo blick nur in's Ausland. Die Franzoſen berſten vor Neid und Beſorgniß, und die Engländer haben Reſpect.

Und nun willſt Du nach Wien! Erlaube mir, daß ich das nicht faſſe. Jetzt nach Wien, um den ganzen Bodenſatz des Preußen- und Deutſchenhaſſes auszutrinken. Ich glaube, daß ein großer Theil Deines Widerwillens gegen Preußen daher rührt, daß Du nie recht in Preußen warſt. Es iſt unmöglich, längere Zeit dort zu leben, ohne ſich an-

geweht zu finden von dem Geiſt eines gewaltigen zukunftreichen Volks und Staats. Das Selbſtgefühl, das von einzelnen Preußen hier außen uns oft verletzt, thut es dort weniger, wo wir zugleich inne werden, worauf es beruht. Und ſo könnte ich noch lange fortfahren, will es aber nicht, theils weil das Blatt zu Ende iſt, theils weil Du mir vielleicht ſchon wegen des Geſchriebenen böſe biſt. Thu's nicht, ich bitte Dich.

484. **An Rapp.** Darmſtadt, den 8. Oktober 1866.

Anfangs September war ich mit meinem alten Bekannten, dem Maler Magnus, 10 Tage in Baden, wo zugleich Zeller mit Familie ſich aufhielt.

Begierig, doch ſtets mit einer gewiſſen Bangigkeit, ſehe ich den nächſten Nachrichten von Viſcher entgegen. Die politiſche Differenz — denn leider hoffe ich nicht, daß er ſich in die Lage findet — macht unſeren Verkehr ſchwierig — es heißt immer: incedis per ignes suppositos cineri doloso —[1]), doch habe ich mir gelobt, daß es kein Zerwürfniß mehr zwiſchen uns geben darf und nun will ich den Teufel ſehen, der doch eins anzetteln wollte.

485. **An Rapp.** Darmſtadt, den 13./30. Oktober 1866.

Gervinus neueſter Band[2]) enthält gewiß viel Vortreffliches; beſonders die Juli-Revolution iſt in ihren Urſachen und Anläſſen ſo deutlich, wie nirgends ſonſt gemacht und vor allem die Charakteriſtik von Louis Philippe ein Meiſterſtück; auch die litterariſche Ueberſicht iſt höchſt lehrreich, unſere deutſchen Philoſophen und Theologen glimpflicher, als ich erwartete, behandelt; einige Vorliebe (J. Grimm) oder Abneigung (Beranger) überſieht man leicht. Doch hat mir gerade dieſer Abſchnitt die unangenehme Empfindung gegeben, daß ein Thema, das ſich für den Leſer nicht blos lehrreich, ſondern auch genußreich behandeln ließ, bei Gervinus eine Darſtellung gefunden hat, die dem Leſer ſo ſchwere Mühe macht.

Juvenal iſt auch mir nie erfreulich geweſen, weit eher noch Martial, von welchem Schubart das klaſſiſche Wort ſchrieb „Oft iſt er Schwein,

1) „Auf dem Feuer wandelſt Du, das trügeriſch unter der Aſche glimmet." — 2) Geſchichte des 19. Jahrhunderts Bd. 8.

„aber er grunzt mit Witz". — Ein Büchlein über Uhland von seiner Frau aus Briefen zusammengestellt und für Freunde gedruckt, erhielt ich kürzlich durch Zeller zum Lesen und habe mich recht daran erfreut. —

Die schönen Herbsttage locken auch mich zu größeren Spaziergängen in unsere Wälder und führen mich oft so weit, daß ich Angst bekomme, da Raubanfälle hier herum nicht unerhört sind. Unserem Freund Horaz lief zwar einmal ein Wolf davon, als er im Sabinerwald von seiner Lalage sang; allein ich habe von keiner solchen zu singen und deutsche Räuber wären auch schwerlich so sentimental wie italienische Wölfe.

486. An Vischer.

Darmstadt, den 11. November 1866.

Mit herzlichem Bedauern habe ich aus Deinem Brief ersehen, daß Dir der Einstand in Tübingen und Stuttgart durch Unwohlsein erschwert worden ist; hoffentlich ist auch ein Theil des übeln Eindrucks, den Oertlichkeit und Verhältnisse auf Dich gemacht, auf Rechnung dieser körperlichen Depression zu schreiben, und allmählige Angewöhnung zu erwarten.

Eh' ich an etwas Weiteres komme, muß ich Dich wegen einer Versäumniß um Entschuldigung bitten. Du fragtest mich in Deinem Letzten, ob ich nicht Lust hätte, eine Anzeige des neuesten Hefts Deiner Krit. Gänge zu machen; und ich wollte Dir antworten, daß ich mich für die formell-systematischen Fragen des ersten Artikels nicht für competent halte, die übrigen Artikel aber uns auf das politische Gebiet führen würden, worüber mit Dir öffentlich zu streiten zur Freude der Philister und ihrer Töchter, ich mich nicht aufgelegt finde. Thu' ich's doch auch privatim nicht gern, und glaube besonders jetzt, es der Zeit überlassen zu können, daß sie uns einander mehr annähere; Dich, indem Du der politischen Unfähigkeit und Verstocktheit der Schwaben gewiß bald satt werden wirst; mich, indem ich mancher Enttäuschung meiner auf Preußen gesetzten Hoffnungen gewiß nicht entgehen werde.

Nur über eine Beschuldigung, die Du mir schon in einem früheren Brief gemacht, laß mich noch ein Wort sagen. Du gibst meine gesellige Isolirung meinem — wie Du es nennst, politischen Fanatismus Schuld. Von Fanatismus nachher; mein politischer Stand-

punkt aber ist jetzt so weit entfernt, mich zu isoliren, daß er mir vielmehr neue Anknüpfungspunkte gewährt. In Württemberg möchte es sein, wohin mich aber auch sonst nichts zurückzieht; hier ist die ganze geistige und politische Fortschrittspartei zugleich preußische Partei, und ich bin in den letzten Monaten manchem Mitglied derselben gerade auf politischem Wege näher gekommen. Unter meinen Correspondenten aber, selbst aus Württemberg, ist, Dich abgerechnet, nicht Einer, der nicht im Allgemeinen auf meinem Boden stünde. Was aber den Vorwurf des Fanatismus betrifft, der seit Jahren schon durch Deine Briefe geht, so weiß ich den Anlaß gar wohl, woher er sich schreibt. Es war die Trätscherei eines Menschen, der mir gleich beim ersten Zusammentreffen nicht gefiel. Dieser, der mich damals zum erstenmal in Gesellschaft sah, berichtete Dir von einer Scene, wo ich auf die ungewaschene Rede eines besoffenen Schweins, die Preußen würden beim ersten kriegerischen Zusammenstoß, wie bei Jena im Jahr 1806, davonlaufen, mit einer spitzigen Rede antwortete, und — es war 10 Uhr vorbei — die Gesellschaft vielleicht etliche Minuten früher als ich sonst gethan haben würde, verließ. Du sprachst nachher von „Unterdrückung Schwächerer" durch mich; eine Beschuldigung, die ich, so weit sie sich auf diesen Vorgang stützte, nicht begründet finden konnte.

Damit Du aber desto besser von mir denkst, will ich mich jetzt — nicht für einen unterdrückten Schwachen, aber doch für ein nicht gehörig geschätztes Verdienst bei Dir verwenden. Es ist eine alte Bitte, die mir schon seit dem Schluß Deines früheren Tübinger Aufenthalts im Halse steckt: die schnelle Veränderung Deiner Stellung ließ mich nicht zum Aussprechen kommen. Sie betrifft unsern alten Freund Hetsch[1]). Der treffliche Mann muß sich, bei aller unbestrittenen musikalischen Tüchtigkeit, mit einer secundären Stellung begnügen, weil ihm die Art fehlt, seinen Werth gehörig zu verwerthen — mit Einem Wort, weil er einmal Stiftler war. Nun dachte ich, ihr creiret doch bisweilen Ehrendoctoren: ob Du da nicht den Antrag auf Hetsch stellen könntest und möchtest, ihn für seine Verdienste um Erhaltung des reinen Geschmacks in der Musik und um Komposition der Lieder so mancher deutschen und insbesondere schwäbischen Dichter (so etwa

1) Ueber den S. 41, Anm. 1, zu vergleichen ist.

könnte man den Antrag begründen) zum Dr. honoris causa zu machen. Der brave, anſpruchsloſe Kerl weiß natürlich von meiner Idee kein Sterbenswort; er verdiente ſo ſehr, mit einer ſolchen Ehre überraſcht zu werden. Da Du den alten Landsmann kennſt und ſchätzeſt, ſo brauche ich nichts mehr hinzuzuſetzen.

487. An Zeller.

Darmſtadt, den 3. Dezember 1866.

— — Ich ſpüre, wie Du ja auch von Dir ſchreibſt, in allen Adern eine Luſt, die vorerſt der Theologie nicht günſtig iſt. Ueberhaupt, auch nur auf mich ſelbſt geſehen, iſt mein theologiſches Intereſſe vor der Hand erſchöpft, und da mich zu einem neuen Unternehmen auf anderem Gebiete der Zuſtand meiner Augen nicht ermuthigt, ſo bin ich immer wieder geneigt, meine Feder zu ewiger Ruhe am Nagel aufzuhängen.

— Aus der Zeitung und einer Mittheilung von Moritz Müller[1]) entnehme ich, daß Du in Pforzheim einen Vortrag halten wirſt; ich empfehle Dir den Müller als ein Original und eine ehrliche, wirklich für's Gemeinwohl beſorgte Haut; das Bischen Eitelkeit laß ich in ſolchem Fall gern als Tara dreingehen.

488. An Kuno Fiſcher.

Darmſtadt, den 19. Dezember 1866.

Vor Allem, theuerſter Freund, in Beantwortung Deines erſehnten Schreibens vom 20. v. M., meinen herzlichen Glückwunſch zum Hauskauf! Ich glaube zuverſichtlich, ja ich meine es ſchon in Deinem Briefe zu ſpüren, daß dieſes eigene Heimweſen Dir recht viel Freude und Behagen geben wird. Und ſelbſt wenn Dir nun ſchon in Jahresfriſt eine Beförderung anderswohin in Ausſicht ſtünde (denn an Dein Abſterben in Jena — dem für mich ſo ſchönen Jena — glaube ich nicht), ſo würde ſchon dies Eine Jahr, behaglicher zugebracht, die Mühe und etwaigen Mehrausgaben lohnen; es ſcheint aber, Du haſt auch ſo vortheilhaft gekauft, daß ein großer Verluſt nicht wohl heraus-

1) Ein Mann, der ſich aus einfachen Verhältniſſen emporgearbeitet hatte, und ſich durch ſeine gemeinnützige Thätigkeit, auch als Tagesſchriftſteller, namentlich um den Arbeiterſtand verdient machte. Er war ein großer Bewunderer von Strauß; aber nach dem Erſcheinen des alten und neuen Glaubens trat er ihm öffentlich entgegen.

kommen kann. Was wird der Frühling für ein andres Ding ſein, wenn er den eigenen Garten Dir grün macht; was werden die Kinder für eine Luſt haben, die Beeren und Kirſchen des väterlichen Grundſtücks zu pflücken; was wird die Luft in der Laube Deiner lieben Frau, was das geſchäftige Herumwandeln an den Beeten und Bäumen dem Vater Laërtes[1]) wohl bekommen! In dieſem ſchönen Heimweſen beſuch' ich Dich auch einmal, das verſprech' ich Dir, ſo feſt man eben im Leben etwas verſprechen kann. Und dann richt' ich's auch ſo ein, daß ich Dich, was ſo lange ſchon mein Wunſch iſt, einmal leſen höre. Unſer letztes Zuſammenſein war viel zu kurz, unſre Seelen hatten die Zeit nicht, recht flüſſig gegeneinander zu werden, ich mußte viel unbeſprochen laſſen, worüber ich mir vorgenommen hatte, mit Dir zu ſprechen. Beſonders hatte ich von Dir wieder, wie einſt in Heidelberg, einen ermunternden Einfluß auf meine Arbeitsluſt und Arbeitskraft gehofft. Das hätte aber längeren Zuſammenſeins bedurft. Noch immer liegt in dieſer Hinſicht bei mir Alles darnieder; ich komme mir ſo überflüſſig vor mit meinen Schreibereien, daß ich die Feder nur noch zu Briefen in die Hand nehmen mag.

489. An Viſcher.

Darmſtadt, den 6. Januar 1867.

Von Thomas bis zum Neujahr war ich in Bonn, konnte alſo Deiner Ladung nach Enzweihingen[2]) nicht folgen, ſo gern ich Dich auch einmal wieder geſehen hätte. Noch lieber freilich wäre ich damals nach Stuttgart gekommen, als Du über Iphigenie ſprachſt. Etwa 8 Tage vorher hatte ich ſie von der Janauſchek geſehen, war aber gar nicht befriedigt. Die Schauſpielerin, offenbar ſonſt ganz gut, aber kein Zoll eine Iphigenie; es war, als hätte Elektra die Rolle der Schweſter übernommen. Ein ſchönes Stück lieferte der Decorateur, Maſchiniſt, oder wem es zuzuſchreiben iſt. Da es ihm nämlich unerlaubt ſchien, daß 5 Akte hindurch dieſelbe Decoration bleiben ſollte, ſo benützte er die nahe liegende Reflexion, daß es alle Tage doch Abend wird, zu der Einrichtung, im 4. Akt eine Abendröthe eintreten zu laſſen, die im 5. zur Abenddämmerung wurde, ſo daß beim Abſchied Thoas und Iphigenie ſich hätten in die Augen langen können vor Dunkelheit. Einige

1) Fiſchers Vater lebte als emeritirter Prediger bei ſeinem Sohne.
2) Dorf an der Enz, wo Viſchers Bruder Pfarrer war.

Tage darauf klagte ein Offizier einer Bekannten über das Langweilige eines ſolchen Stücks ohne Handlung und Decorationswechſel; er habe es auch nur bis zum Schluſſe des 3. Aktes ausgehalten. Schade, erwiederte ihm die Dame, daß Sie nicht wenigſtens bis zum 4. ausgehalten, wo die Abendröthe gekommen wäre.

Mit dieſer und einer andern Dame hatte ich einige Wochen vorher Deinen Aufſatz über Uhland geleſen, und Du hätteſt Dich über die Wirkung gefreut, wäreſt Du dabei geweſen; am Schluß, als die Parabel zu Ende geleſen war, konnte ein paar Minuten lang keins ein Wort ſprechen. Um ſo lebhafter war nun der Wunſch auch dieſer Frauen, Deinen Vortrag über Iphigenie hören zu können; um ſo lebhafter aber auch ihre Freude, als ich ihnen ſagte, es ließe ſich vielleicht erreichen, daß Du mir Dein Manuſkript ſchickteſt, und wir das miteinander läſen. Nun weiß ich freilich nicht, ob Du ein eigentliches Manuſkript davon haſt, aber wenn Du es haſt, und wenn es auch nicht ganz rein iſt, ſo wüßte ich nicht, was Du mir im Augenblick Lieberes thun könnteſt, als wenn Du es mir anvertrauteſt. Ich wollte es nicht aus der Hand geben, als in die der Frauen zum abwechſelnden Vorleſen.

Daß Du auf meinen Wunſch rückſichtlich des guten Hetſch eingehen willſt, dafür bin ich Dir ſehr dankbar; daß Du eine Gelegenheit abwarten mußt, verſteht ſich; die weitern Belege will ich ſchaffen.

Deinen Artikel über Meyers franzöſiſche Malerei[1]) hat mir dieſer hocherfreut geſchickt; er iſt aber auch höchſt liebenswürdig. Nur, ohne die von M. hervorgehobenen Haken der Geſchichtsmalerei zu verkennen, halte ich es gegen die Mythenmalerei mit dem alten Viſcher gegen den jetzigen. Weißt Du denn ein chriſtliches Mythenbild aus neuerer Zeit, das Dir gefiele? worin nicht, um Deinen eigenen anderweitigen Ausdruck zu gebrauchen, ein Haar zu finden wäre? Du führſt wenigſtens keines an.

Den Aufſatz in der deutſchen Vierteljahrsſchrift: Strauß und der Gothaismus, wirſt Du geleſen haben. Er bringt ja auch Dich hinein. Aber ſchwerlich hat es Dich gefreut, auf dieſe Art gelobt zu werden. Der Verfaſſer ſcheint mir F—, oder ein Aehnlicher zu ſein. Vielleicht antworte ich; nicht weil es das Machwerk verdiente, ſondern weil mir die Veranlaſſung nicht unwillkommen iſt, mich über dieſe Dinge auszuſprechen. Thu' ich's[2]), ſo gedenke ich von unſerem Verhältniß, mit

1) Zeitſchrift f. bildende Kunſt, 1866, 2. Heft. — 2) In Wirklichkeit unterblieb es.

grundsätzlicher Vermeidung der politischen Controverse, so zu reden, daß Du zufrieden sein wirst.

490. **An Rapp.** Darmstadt, den 12. Februar 1867.

— Unser alter Rosenkranz hat noch etwas recht Gutes gemacht, so gut, daß ich es ihm gar nicht zugetraut hätte: Diderots Leben und Werke, 2 Bände. Ein unerschöpflicher, lebensvoller Stoff, ohne viel Kunst, aber zweckmäßig und bequem zubereitet. Laß es kommen, es ist eine köstliche Geistes- und Herzensnahrung. — Gestern Abend war ich bei einem Fortschrittsessen. Metz, der Nationalvereinsmann, bewirthete 30 seiner politischen Freunde in einem Gasthof und lud auch mich dazu ein. Da mir der Mann lieb ist und ich sah, daß er auf meine Annahme Werth legte, so nahm ich's an. Ich hatte Metz erst abgeschrieben: er wisse ja, daß wir, wie ein Liebespaar, uns am Besten unter 4 Augen unterhalten.

Wir wollen dieser Tage Schölls Aufsatz über Goethe's Geschwister lesen; auch habe ich zu dem Ende einen kleinen Commentar geschrieben zu Goethe's Marienbader Elegie[1]). Sic perditur tempus[2]).

491. **An Rapp.** München, den 19. April 1867.

— Mein Absehen in München[3]) ging nicht auf alte Freunde, sondern auf einen neuen Dr. Julius Meyer, Verfasser einer Geschichte der französischen Malerei seit 1789; ich repetire unter seiner sachkundigen Anleitung gerne die hiesigen Sammlungen, wobei ich auf Manches aufmerksam werde, was mir früher entgangen war. Die gefangene Göttin[4]) haben wir natürlich auch besucht, diesmal in Begleitung des Galeriedirectors, die uns unbequem genug war, und wobei Freund Meyer all seine Gewandtheit aufbieten mußte, den alten Herrn soweit bei Seite zu bringen, daß ich die mitgebrachte Rosenknospe zu den Füßen der Göttin niederlegen konnte. Gelesen habe ich hier Manches, geschrieben Weniges, eine Erwiderung in Sachen der Erinnerungen an Möhler,

1) Vgl. „Ungedrucktes aus dem Nachlasse von D. F. Strauß. I, zu Goethe's Elegie von Marienbad" Deutsche Revue, Jahrg. 1894, 1. Bd., S. 228 ff. — 2) „So vertreibt man sich die Zeit." — 3) Wohin Str. kurz vorher für einige Wochen gegangen war. — 4) Die Venus des Praxiteles; vgl. Ges. Schriften II, VIII. 373 ff.

die deſſen Biograph, ein hieſiger Benediktiner, rundweg für Fabel erklärte, in die preußiſchen Jahrbücher[1]. Das Schönſte was ich hier las, war Leſſings Briefwechſel mit ſeiner Frau, die rührendſte, weil einfachſte und nüchternſte Liebesgeſchichte, die man leſen kann, ein wahres Erbauungsbuch.

492. **An Zeller.** Darmſtadt, den 7. Mai 1867.

— — Für Deinen Vortrag über Religion und Philoſophie in Rom meinen beſten Dank; er iſt vortrefflich wie Alles, was in dieſer Art von Dir kommt; daß ich ihn nach Durchleſung der Stelle über Scävola-Schenkel[2]) über Nacht aus der Hand legte, mußt Du meinen ſchwachen Augen nachſehen; das Reflexlicht that ihnen weh.

— Dieſen Mittag ſagte mir Gagern (jetzt mein Tiſchnachbar), daß Gervinus wieder in Heidelberg ſei, und das Fräulein fügte hinzu, daß er ſich über einen Beſuch beim Papſt ſehr befriedigt ausgeſprochen. Iſt er denn politiſch wieder praktikabel?

493. **An Viſcher.** Darmſtadt, den 2. Juni 1867.

— Uebrigens wirſt Du nicht allein ein Hofmann, ich werde es auch. Habe vorgeſtern eine einſtündige Audienz bei der Prinzeß Alice gehabt. Aufgeklärt durch Papa, wie dieſer ſelbſt durch — Bretſchneider. Wollte, nachdem kürzlich erſt gehört, daß ich hier, mich kennen lernen; ſchickte Secretär, langer Widerſtand, habe keinen Glauben an Intereſſe hoher Herrſchaften für unſer eins, gab aber endlich, weil doch Dame, ungern nach. Und bin nun ſehr befriedigt. Die Prinzeß iſt wirklich ein friſches, natürliches, ungemein offenes Weſen, bei der man ſich gleich gemüthlich angeregt findet. Vor dem Prinzen Albert, den ich immer hochſchätzte, hab' ich bei der Gelegenheit von Neuem Reſpekt bekommen. — Geht dieſer Tage auf große Reiſen, hofft, mich, wenn länger hier bleibe, mehr zu ſprechen.

494. **An Viſcher.** Darmſtadt, den 2. Juli 1867.

Du biſt expedit. Das iſt charmant. Danke beſtens. Ich glaubte die Sache kaum eingefädelt, und ſie iſt ſchon fertig. Dieſen Morgen

1) 1867, Maiheft. Die Erinnerungen an Möhler ſtehen Geſ. Schr. II, 219 ff. — 2) Zeller, Vortr. u. Abhandl. II, 121 ff.

erhielt ich einen Brief von Hetsch, worin er mir den Eingang des Diploms[1]) hochvergnügt anzeigt. Von meiner Mitwirkung hat er keine Ahnung und soll sie durch mich auch gewiß nicht bekommen. Es freut ihn mehr, wenn er meint, es sei von selbst so gekommen. Da haben wir nun einmal miteinander etwas gemacht, wovon wir gewiß wissen, es ist gut. Jedermann, der Hetsch kennt, wird's loben, aber Niemand wäre eingefallen, es zu machen. Bravi!

495. An Rapp.

München, den 27. September 1867.

Gestern Abend las ich im Merkur Deine Pensionirung. Es war mir eigen zu Muth über solche Gleichheit und Ungleichheit unseres Schicksals. Das Leben der unsteten Wohnungslosigkeit, wie ich so eben an eine neue Station gekommen bin, trittst Du nun auch an. Aber während ich desselben so satt bin, daß ich mich um den geringsten Dienst, der mir doch festen Wohnsitz gäbe, melden möchte, hast Du jene Situation gewünscht und gesucht. Diese Lebensform hat von Anfang auch wirklich manchen Reiz, den auch ich empfunden habe, als ich vor 19 Jahren zum erstenmal den Wanderstab in die Hand nahm. Welch ein Unterschied zwischen der Stimmung, in der ich damals hier ankam und der heutigen. Auch damals kam ich als Schiffbrüchiger, aber verhältnißmäßig jung und voll Hoffnung auf Manches, was das Leben, wie ich meinte, mir noch schuldig war. Einiges hat es in der That nachbezahlt; jetzt aber ist Alles, was möglicherweise noch flüssig zu machen war, eingetrieben. Mein Wunsch und Bedürfniß konnte nur noch auf ein ruhiges, stilles Ausleben gehen, in einem heimischen und heimlichen Winkel: und gerade jetzt reißt mich die Fluth aufs Neue in die Welt hinaus, an eine Küste, die mir zwar längst bekannt ist, ehemals lockend war, heute aber kahl und unwirthbar erscheinen muß.

Vischer war vor seiner Reise nach Paris 3 Tage in Darmstadt. Wir waren recht gemüthlich zusammen.

496. An Rapp.

München, den 12. Februar 1868.

Seit den ersten Anstößen, die mir vorigen Herbst das veränderte Klima gab, bin ich gesund, d. h. corpore valeo, oculis animoque non

1) Vgl. S. 490.

item[1]). Das Leben zu geſtalten iſt nie leicht und wird mit den Jahren immer ſchwerer. Hätt' ich Viſchers Augen und ſeinen maleriſchen Sinn dazu, ich wollte es ſchon auch „nett" finden, Mittags im Menſchengewühl vor dem Königsbau auf und ab zu gehen. So muß ich mich an die Ohren halten und die ſind leider zu ſpät und zu unvollkommen ausgebildet worden. Von Schumann will ich bei Gelegenheit Weiteres hören; vielleicht habe ich bisher das Rechte noch nicht gehört. Viel nahm mich gegen ihn auch das Gebahren ſeiner Anhänger ein, und daß es gerade die Clique von Wagner, Liszt, Bülow iſt, die ſoviel aus ihm macht. Hätt' ich Deine Augen, wie wollte ich noch leſen; aber das Vorleſenlaſſen hilft mir nichts, da ich das Vorgeleſene ſchwer faſſe und wenig behalte. Ich bin immer noch am 70bändigen Voltaire, doch habe ich dazwiſchen hinein Marmontels Memoiren geleſen, die für das Pariſer litterariſche und geſellige Leben Medio sec. 18[2]) ſehr intereſſant ſind. Das Verschen, was er einmal anführt:

Quand on n'a pas ce que l'on aime,
Il faut aimer ce que l'on a, —

iſt auch in anderen seculis anwendbar.

497. An Zeller.

München, den 24. Februar 1868.

Es iſt recht freundlich, ja eigentlich großmüthig von Dir, daß Du Deinem werthen Brief vom letzten Tage des vorigen Jahres, dem überdies noch 2 freundliche Büchergeſchenke folgten, einen zweiten Brief nachſendeſt, ohne mit mir wegen der Antwort abzurechnen. Zunächſt waren es in der That die Bücher, die mein Schreiben verzögerten. Das eine erhielt ich erſt am 24. Januar, das andere etwa 14 Tage ſpäter, da ohne Zweifel die Buchhändler meine Wohnung nicht wußten. Von beiden habe ich gleich Einſicht genommen, und von Baur bis jetzt die 2. Hälfte, die Dogmengeſchichte der neueſten Zeit, geleſen. Die Lektüre verſetzte mich ganz wieder in die Zeiten, da ich zu den Füßen des verehrten Meiſters ſaß; ich meinte ihn bisweilen ſprechen zu hören. Einen eigenen Eindruck machte es mir auch, mich ſelbſt mit meinen Sachen ſo hiſtoriſch einregiſtrirt zu finden; ich kam mir wie längſt geſtorben vor, welches im Grunde ja auch nicht ohne iſt. In Deinem Buche zog mich vor Allem der Abſchnitt über die jüdiſch-griechiſche

1) „Mein Leib iſt es, Augen und Gemüth nicht in gleichem Maße."
2) „Um die Mitte des 18. Jahrhunderts."

Philoſophie und die Eſſener und Therapeuten an, dem Du eine beſonders eingehende Behandlung haſt angedeihen laſſen, die nun wohl hoffentlich jedermann, außer Hilgenfeld (der aber doch ziemlich beigibt) und die Juden überzeugen wird. Die letztern ſind doch heute noch gerade ſo eitel wie vor 1800 Jahren; denn es iſt derſelbe nationale Dünkel, daß ſie damals Homer und Plato von Moſes belehrt ſein ließen, wie daß ſie jetzt nicht eingeſtehen wollen, daß auch nur eine Sekte von ihnen — freilich die beſte, die ſie hatten — etwas von den Griechen genommen haben ſollte. An ſolcher Sinnesart ſind alle Beweiſe verloren. Zu der Vollendung dieſes großen Werkes, eines monumentum aere perennius[1]), wünſche ich Dir von ganzem Herzen Glück, und ſpreche den Dank, den die ganze Culturwelt Dir für die unermeßliche Arbeit ſchuldet, auch von meiner Seite aus.

Was Du mir von den 400 Pforzheimern[2]) ſchreibſt, iſt mir ſehr intereſſant geweſen; war mir auch nicht unbekannt, daß es mit der Sache nicht richtig, ſo wußte ich doch von dem Trauerſpiel als Quelle nichts. Aus welcher Zeit iſt dieſes Poëm, und hat es wirklich ſchlechthin keinen hiſtoriſchen Anlaß, ich meine, daß, wenn auch nicht 400, doch vielleicht 4 Pforzheimer bei Wimpfen gefallen ſind?

498. An Rapp.

München, den 28. Februar 1868.

Neben Viſchers methodiſcher Ausführung wird mein Wallenſtein-Aufſätzchen[3]) Dir ſehr überflüſſig ſein. Denn von jenen abgeriſſenen Gedanken wird, däucht mich, der beſte jedenfalls der geweſen ſein, daß ſich in Schiller hier — ohne daß er's wußte — Macbeth und Hamlet combinirten, ſein Wallenſtein iſt ein Macbeth, der unter anderem auch deßwegen nicht reuſſirt, weil er zugleich ein Hamlet iſt. In der Hochhaltung von Wallenſteins Lager begegnet ſich Viſcher mit einem Mann, dem er übrigens ferne ſteht, mit Gervinus, dem es auch das Liebſte vom Ganzen iſt. In gewiſſer Art iſt es auch das Gelungenſte; es iſt offenbar mit der größten genialen Leichtigkeit hingeworfen, am wenig-

1) „Denkmal, dauernder als Erz" (Horaz). — 2) Zeller hatte Strauß über den Vortrag eines Heidelberger Herrn berichtet, in welchem die damals noch unbekannte, jetzt allgemein anerkannte, Ungeſchichtlichkeit der Erzählung von dem Heldentod der 400 Pforzheimer in der Schlacht bei Wimpfen (1622) nachgewieſen war. — 3) S. Anmerkung 1) zu Brief Nr. 390.

ſten durch das, was ſonſt bei Schiller iſt, angekränkelt. Auch ergibt es ſich natürlich wie es ſo kam. Der Dichter hatte die koloſſalen Schwierigkeiten ſeiner Aufgabe, mit denen er ein halbes Jahrzehnt gerungen, endlich überwunden. Die Tragödie ſtand da und im frohen Gefühl des gelungenen Werks und der vollen Kraft, ſchuf er halb ſpielend jenes Einleitungsſtück. Das iſt alles gut, aber der Schwerpunkt des Stücks, die Bedeutung, um deretwillen es das erſte deutſche Drama iſt und bleiben wird, liegt doch gewiß nicht in den Scherzen und der heiteren Lebensfülle des Vorſpiels, ſondern in der tragiſchen Wucht des nachfolgenden Schau- und Trauerſpiels. Man könnte, — wenn Viſcher die Dialoge nicht ſo haßte (von den meinigen wenigſtens in meinen kleinen Schriften hat er mit einem wahren Haß geſprochen; er hat ſich nämlich in den Kopf geſetzt, mit dem „Er" ſei er ſelbſt, Viſcher, gemeint) — man könnte ein Geſpräch entwerfen zwiſchen Schiller und einem Kritiker. Schiller fragt dieſen, was ihm in ſeinem Wallenſtein am beſten gefallen habe? Der Kritiker antwortet: Das Lager; und Schiller lacht. Nun fragt aber der Kritiker den Dichter, was denn er ſelbſt für das Beſte im Wallenſtein halte? und als Schiller antwortet: Nun, Max und Thekla, ſo kommt die Reihe des Lachens an den Kritiker. Von da an gibt ein Wort das andere und ſie kommen mit einander dem rechten Punkte näher.

499. **An Rapp.** München, den 5. März 1868.

Was die Werthabſchätzung und Vergleichung der großen Tondichter betrifft, ſo muß man gemach thun. Vor Allem iſt die Frage: wer der größere ſei, als ſchlecht und oberflächlich ganz von der Hand zu weiſen. Dann iſt daran feſtzuhalten, daß für unſer Weltalter die Muſik Mozart's dieſelbe Stelle einnimmt, wie Goethe in der Poeſie, nämlich ὁ πάνυ [1]) zu ſein. Der univerſelle Genius, neben dem ſich die Beſten unter den Uebrigen nur dadurch auszeichnen, daß in ihnen die oder jene einzelne Geiſteseigenſchaft oder Seite der Kunſt weiter, eben damit aber auch einſeitig ausgebildet iſt. So gleich in Beethoven ſubjectiv alles, was mit Pathos, Rührung, innerem Wühlen wie gewaltigem Ausbrechen zuſammenhängt; objektiv die Inſtrumentalmuſik, neben der er die Vokalmuſik faſt nur geſtreift hat. Deßwegen hat

1) „Der unbedingt Größte".

er auch am Fidelio (von dem man in gewiſſem Sinne freilich ſagen kann ἕνα, ἀλλὰ λεόντα)[1] ſo lange gearbeitet, gebeſſert und umgearbeitet als Mozart an einem halben Dutzend Opern, hat 4 Ouvertüren dazu geſchrieben, wovon keine ihrem Zweck recht entſpricht. Ich weiß wohl, es gibt Stimmungen, wo einem Fidelio mehr entſpricht, als Figaro und ich habe ihn nie ohne die innigſte Rührung hören können — allein könnteſt Du jetzt bald nach Fidelio den Figaro, Don Juan hören, ſo würdeſt Du — muſikaliſch betrachtet — gewiß fühlen, daß Du aus einem Strom mit bald tiefem, bald ſeichtem Bett, in den ewig vollen, ewig jungen Okeanos gekommen.

500. **An Rapp.** München, den 21. März 1868.

Die letzte Zeit habe ich allerlei Muſik gehört. Mozart und Haydn ſtehen auf dem Programm, aber Wagner und Liszt inſpiriren den Dirigenten. — Beſſeres hörte ich in den Quartettunterhaltungen. Eines von Mozart machte mich mit Thränen kämpfen vor Glück. Ich war die Zeit her ſo freudlos, ſo innerlich erſtorben geweſen, nun kam ich mir wie eine alte Mauer vor, die, den Winter über durchgefroren, beim Kommen der erſten Frühlingsluft ſich mit Tropfen beſchlägt[2].

501. **An Rapp.** Darmſtadt, den 22. Mai 1868.

— Die Memoiren der Frau G Sand zu leſen, habe ich mir längſt vorgenommen; es koſtet nur einigen Entſchluß vorher, ehe man ſich ſo anlügen läßt, Du verſtehſt mich. Wenn Bopiscus oder welcher von dieſen ſpätrömiſchen Hiſtorikern es ſein mag, ſagen konnte, es gebe keinen Geſchichtſchreiber, der, bei aller Wahrheitsliebe, nicht ſein gutes Theil gelogen habe, ſo gilt dies doppelt, wenn einer ſeine eigene Geſchichte ſchreibt, dreifach, wenn er ein Dichter und ſechsfach, wenn er vielmehr eine „Sie“ iſt.

502. **An Meyer.** Darmſtadt, den 27. Mai 1868.

— — Von mir kann ich gar nichts ſagen, als daß Voltaire's Briefwechſel, in welchem ich jetzt am Jahr 1751 ſtehe, mich mitunter doch langweilt. Es iſt zu viel kleine Intrigue, Klatſch und Lumperei

1) „Nur einen, aber einen Löwen.“ — 2) Dieſen Gedanken hat Str Poët. Gedenkbuch (Geſ. Schr. XII) S. 173 dichteriſch ausgeführt.

darin, zu wenig Ehrlichkeit und Herzlichkeit. Man muß, wie ich sehe, bei dem Kameraden dreierlei Erscheinungsweisen unterscheiden:

1. Die officielle in den Schriften; 2. die halbofficielle in den Briefen; ganz demaskirt hat man ihn nur 3. in den Memoiren seiner Sekretäre.

503 An Käferle.

Darmstadt, den 29. Mai 1868.

Du bist der einzige unter meinen Freunden, bei dem ich mich wegen eines so langen Stillschweigens, wie es durch meine Schuld zwischen uns stattgefunden, nicht zu entschuldigen brauche. Denn Du weißt so gewiß, als Du mich und Dich selbst kennst, daß die Ursache davon nicht in einem Erkalten oder auch nur Verkühlen meiner Freundschaft für Dich, sondern einzig darin liegen kann, daß der Gang meines Lebens seither eine Wendung genommen hat, von der sich eher mündlich als schriftlich Rechenschaft geben ließ. Du wirst mich nicht falsch verstehen: ich will nicht andeuten, daß ich etwas Besonderes erlebt hätte — gerade so etwas eignet sich ja gar wohl zur vertrauten schriftlichen Mittheilung — sondern im Gegentheil, daß ich angefangen habe, nichts mehr zu erleben, was des Schreibens werth wäre. Mit Einem Worte, ich habe angefangen, recht alt zu werden, älter, als meine zu Anfang dieses Jahres vollendeten 60 es eigentlich mit sich bringen. Dieses Altwerden zeigt sich ganz besonders auch darin, daß ich mir nicht mehr einbilde

— ich könne was lehren,
Die Menschen zu bessern und zu bekehren —

daß der schriftstellerische Trieb ganz in mir aufgehört hat. Das ist aber in einem Menschen, der bisher — leider! — in erster Linie Schriftsteller gewesen ist, eine gar folgenreiche Veränderung. Der ganze geistige und fast auch leibliche Organismus muß sich anders einrichten, und das geht ohne Leiden und Kranksein nicht ab.

Mein äußeres Leben war unterdessen dieses: Den Winter habe ich in München zugebracht, Ostern war ich bei meiner Tochter in Bonn, jetzt habe ich meinen Wohnsitz wieder hier genommen. Meine Tochter hat mich zu Anfang dieses Monats zum zweitenmal zum Großvater gemacht. Das wirst Du jetzt auch schon mehrfach sein.

Von unsern gemeinschaftlichen Freunden sprach ich vor wenigen Wochen Hetsch in Mannheim, der jetzt erst erfahren hatte, daß der

Antrieb, ihn zum Dr. philos. honoris causa zu machen, wie ihm von Tübingen widerfahren, von mir (durch Vischer) ausgegangen war. In München erlebte ich die musikalische Revolution, die Franz Lachner zum Rücktritt zu Gunsten der Zukunftsmusik veranlaßte. Ich nahm daran so lebhaften Theil, daß ich Lachner meine Empfindungen in ein paar Sonetten auszusprechen mich gedrungen fand, die ihm herzliche Freude zu machen schienen. Ebendaselbst ging ich im Hause des O.-Medizinalrath Pfeufer, Hardegg's Schwager, vertraulich und gemüthlich aus und ein.

An Franz Lachner.

1.

Den Stab, den lange ruhmvoll Du geschwungen,
Mit dem, ein Feldherr, Du gebotst den Tönen,
Ihn hat, geschickt im Wühlen, keck im Höhnen,
Dir schnöder Undank aus der Hand gerungen.

Vom hohen Geiste Deiner Kunst durchdrungen,
Nahmst Du als Ziel Dir vor, zum ächten Schönen
Die Sinne wie die Herzen zu gewöhnen:
Und dieses Lebenswerk ist Dir gelungen.

Abwehrtest Du mit Ernst die trüben Wasser
Der Modekunst, den Schwarm der wirren Geister,
Die uns das Chaos gerne wiederbrächten.

Das schuf Dir manchen Neider, manchen Hasser;
Doch eilt die Muse Dir dafür, o Meister,
Den vollen Lorbeer in das Haar zu flechten.

504. **An Rapp.** St. Goarshausen, den 27. Juli 1868.

Diesen Morgen war ich auf der Lurlei, ganz allein. In dem sogenannten Schweizerthälchen begegnete ich einem kleinen rothhaarigen Jungen von 12 Jahren, der seinem Vater Branntwein brachte. Nachdem er diesen abgeliefert, nahm ich ihn weiter mit, um mir den Weg zu zeigen. Ich fragte ihn nach seiner Schule, er sagte mir, er lerne Lesen, Schreiben, Rechnen und Geschichte. Geschichte! sagte ich, ei was? Und was hast Du darin schon gehabt? Von der Schöpfung, antwortete er, und vom Paradies. Du siehst, bis zum Themistokles geht es da noch nicht. Dafür wußte er aber auch den Weg nicht bis zur Lurlei. —

505. **An Rapp.** Darmstadt, den 22. September 1868.

Die Tacituskrittelei ist Modegeschwätz. Ein verrückter Irländer ist vorangegangen. Stahr hat die Sache feuilleton- und salonmäßig gemacht und nun wollen die Schulmeister zeigen, daß sie auch auf der Höhe der Zeit sind. Ihre Autorität ist der Sejansschmeichler Vellejus gegen Sueton und Dio Cassius, die in allem Wesentlichen mit Tacitus stimmen. Zur Lektüre empfehle ich Dir St. Beuve, Causeries du lundi — eine Reihe von Bänden —, ich habe bis zum 13. im Hause — eine französische Litterär- und theilweise auch politische Geschichte vom 16. Jahrhundert bis zum 19. in biographisch-litterarischen Artikeln, mit viel Geschmack, Kenntniß, Urtheil und angenehmstem Vortrag. Man sieht dadurch in ganz neue, mir wenigstens unbekannt gewesene und zwar reich bebaute und ertragreiche Geistesfelder hinein und bekommt Respekt vor den Franzosen.

506. **An Rapp.** Darmstadt, den 19. Oktober 1868.

— Vorige Woche bin ich dem preußischen Kronprinzen-Paar vorgestellt worden bei Prinzessin Alice. Ein so menschlich liebenswürdiges Paar an so hoher Stelle, die künftigen Geschicke des Vaterlandes in so gute Hände gelegt zu sehen, war mir überaus tröstlich. Und, selbst ohne Wunsch, als reiner Diogenes, diesen Erdengöttern gegenüber zu stehen, machte mir auch Freude.

507. **An Vischer.** Darmstadt, den 12. November 1868.

Den zurückfolgenden Brief von Prantl, sowie den Deinigen habe ich gelesen und erwogen, insbesondere auch die Gedanken, die Du rücksichtlich einer Verpflichtung, der engern Heimath treu zu bleiben, äußerst. Aus dem Kreise meiner Incompetenzerklärung weiß ich auch jetzt noch nicht herauszutreten; doch will ich mir über den Hauptpunkt in beiden Briefen eine Bemerkung erlauben.

Welche von beiden Städten, München oder Stuttgart, hat eher das Zeug, der Kulturmittelpunkt für Süddeutschland zu werden? Der Vorzug des ersteren als Hauptstadt eines größeren Landes, mit mehr Mitteln und Hülfsquellen, die schon vorhandenen Kunstvorräthe noch nicht einmal gerechnet, liegt auf der Hand. Nur hierauf gesehen, die Stadt und ihre Position nicht mit in Betracht gezogen, hätte die

bairiſche Hauptſtadt wohl den Vorzug. Wäre ſeiner Zeit, als Altbaiern mit den neuen Provinzen vergrößert wurde, eine fränkiſche oder ſchwäbiſche Stadt, etwa Augsburg oder noch beſſer Nürnberg, zur Reſidenz gemacht worden, dann ſtünde Alles gut. Aber daß der bairiſche Kulturmittelpunkt dem altbairiſchen Stamm und ſeinem Katholicismus anvertraut iſt, macht Alles anders. Die Provinz, in der die Hauptſtadt liegt, hat auf dieſe immer einen vorwiegenden Einfluß. Wenn ich letzten Winter mit Bekannten ſo an Sonntagen durch die Straßen von München ging, und von dem eingeborenen Volk Notiz nahm, erſchien es nicht blos mir, ſondern auch den Andern, ſo, wie in einer griechiſchen Colonie am ſchwarzen oder am Mittelmeer dem Hellenen die galliſchen oder ſkythiſchen Urbewohner erſchienen ſein mögen. Die Kluft zwiſchen der aufgeklebten Kultur und dem Grundſtock in München iſt ungeheuer, und wird immer (ſ. Uhland's „Wanderung") ein Hemmniß für ein geſundes Wachsthum der erſtern bleiben.

Dieſe Kluft iſt in Stuttgart geringer, der ſchwäbiſche Stamm bildſamer und ſchon vorgebildeter (reſp. freilich auch verbildeter) als der bairiſche; dies würde die Schale zu Gunſten Stuttgarts neigen; allein die ſchmäleren Mittel des kleinern Staats ſind hier noch überdies durch die Trennung der Univerſität von der Hauptſtadt geſchmälert. In der Klage hierüber haſt Du gewiß Recht. Allein wenn Du hoffſt — ich ſage nicht, daß jemals, aber daß demnächſt, daß noch zu unſern Lebzeiten hierin eine Aenderung durchzuſetzen ſein werde, ſo bleibe ich dabei, dies für eine Illuſion zu halten. Für eine Reihe von Jahren ſind durch die leidigen, aber unabweislichen Militärbedürfniſſe die Kräfte unſerer Staaten ſo in Anſpruch genommen, daß an eine ſo koſtſpielige Aenderung im Kultusdepartement, ſo viel ich ſehe, nicht zu denken iſt.

— Du ſiehſt, ich bin ungefähr ſo gut und ſo klug wie Dein Loos-Orakel. Rathe Dir ſelbſt beſſer und ſei herzlich gegrüßt.

508. **An Rapp.** Darmſtadt, den 12. Dezember 1868.

Alſo die alte Poſthalterin in Tübingen iſt geſtorben. Ei war es denn nicht geſtern, daß wir den Gruß von ihr hörten: „fehl mich Ähnen, Herr Repetent Strauß, grüß Gott, Herr Rapp, guten Abend, Poſtknecht"? und das nächſte Mal: „Wohin ſo geſchwind, Herr Repetent Märklin?" Nun geſtern war das nicht, aber doch vor 35

Jahren. Und jetzt todt. Nun die Ruhe hat sie sich wohl verdient und 80 Jahre sind ein schönes Alter. Und noch etwas hätte sie sich wohl verdient: einen Nekrolog im Schwäbischen Merkur. Wär' ich noch in den Jahren der Schriftstellerei, so schrieb ich einen, und diesmal würde ich damit auch Leser finden. Allein die Zeiten sind vorbei, Vischer sollte es thun. Aber der hat nicht das nekrologische Gemüth, den Leichenjäger-Humor, wie ich.

Vixere fortes ante Agamemnona
Multi, sed omnes illacrimabiles
Urgentur ignotique longa
Nocte, carent quia vate sacro[1]).

Mit denen tröste sie sich. —

509. **An Käferle.** Darmstadt, den 16. Januar 1869.

Schon seit einem Vierteljahr sehe ich einer Antwort meines lieben alten Käferle auf den Brief entgegen, den ich — freilich nach langem, doch durch die Umstände, mein' ich, entschuldigten Stillschweigen — Ende August oder Septembers Anfang an ihn geschrieben: er schweigt beharrlich. Was ist ihm nur? Ist er krank? ist er fromm geworden? So lange pflegte er doch sonst den alten Freund und Waffenbruder nicht auf ein erwiderndes Wort warten zu lassen. Indeß, dem sei nun wie ihm wolle, ich schieße meinen zweiten Pfeil ab; ein so theurer Mann ist ja wohl eines ganzen Köchers voll werth. Ich möchte so gerne wissen, wie es Dir geht, wie Dir der laue Winter bekommt, nachdem Dir der heiße Sommer — ich weiß ja auch noch nicht wie? — bekommen ist. Wie geht es Deinen Kindern? Führt Dich das jetzige Domicil Deiner ältesten Tochter nicht zuweilen nach Stuttgart? Und siehst Du da keinen von den alten Freunden? Vischer glänzt ja jetzt dort, wie eine prächtige Nachmittagssonne, und Alt und Jung eilt, sich seiner Strahlen zu erfreuen; Rapp wandelt als ein bald heller bald dunkler Mond umher; und Mörike — nun von dem weiß ich nichts und schreiben auch die vorgenannten Freunde nichts. — —

— — Meine Feder beharrt in ihrem Ruhestand, und mag sich

1) „Helden in Menge vor Agamemnons Zeit
Gab's schon, doch alle liegen sie unbeweint
Und unbekannt in tiefer Nacht, weil
Ihnen der göttliche Sänger fehlte." (Horaz.)

nur zu Briefen noch in Bewegung setzen. Alles und jedes hat seine Zeit, und die meinige ist um. Dabei interessirt mich noch mancherlei Lectüre, worunter jedoch keine Theologie ist. Eher naturwissenschaftliche; insbesondere ist mir die Darwin'sche Theorie und was sich auf sie bezieht, wichtig und anziehend. Erst Darwin befreit uns vom Schöpfungsbegriff; wir Philosophen wollten wohl immer hinaus, aber erst Darwin hat uns gezeigt, wo der Zimmermann das Loch hinaus gemacht hat. — —

510. **An Rapp.** Darmstadt, den 6. Februar 1869.

— Ich studire jetzt Buckle's Geschichte der Civilisation in England. Der Verfasser sucht die Geschichte zur Geschichte der reformatorischen Ideen, der geistigen Mächte überhaupt, zu machen, statt daß man bisher nur Kriegs- oder Dynastien- oder Litteraturgeschichte geschrieben habe, legt aber sein Werk höchst wunderlich an. Da zu einer allgemeinen Civilisationsgeschichte die Vorarbeiten noch fehlen, will er sich auf England beschränken; als Einleitung aber gibt er einen Abriß der allgemeinen d. h. wenigstens der Civilisationsgeschichte von England, Frankreich, Spanien und Schottland, wo er dann, ehe es zum Hauptwerk selbst kam, gestorben ist. Wenigstens geht die Uebersetzung unseres Freundes Ruge, die ich hier vor mir habe, nicht weiter. Das Buch ist interessant, wenn auch einseitig und weitschweifig. Ruge brummt bisweilen, wenn sich der Autor auf's Philosophiren einläßt, in Anmerkungen mit unendlichem, deutschphilosophischem Ueberlegenheitsgefühl in seinen Bart, aber es ist lehrreich, wie sich die Geschichte in solchem englischen Originalkopf spiegelt. Theologisch ganz, politisch für meinen Geschmack etwas gar zu radikal.

Ich schrieb Dir doch einmal vor Jahren über das französische Buch, das der natürlichen Tochter von Goethe zu Grunde liegt und angeblich von einer Stephanie Louise de Bourbon-Conti verfaßt ist. Nach neueren Untersuchungen wäre diese vielmehr eine Dem. Delorme, verehelichte Billet gewesen, die schön, geistreich, mit ihrer Stellung unzufrieden, jenen Roman erdichtet hätte.

511. **An Vischer.** Darmstadt, den 12. März 1869.

— — Hast Du Auerbachs neuesten Roman[1]) noch immer nicht

1) „Das Landhaus am Rhein."

geſehen? Ich habe ihm kürzlich auf ſeinen Wunſch über die 3 erſten Theile, die er mir in Feuilletonform geſchickt, mein unmaßgebliches Urtheil geſchrieben, was mir nicht leicht geworden iſt. Ich wollte ihm nicht weh thun, und durfte doch auch nicht unwahr ſein. Ich glaube aber, daß der neue Roman weit unter dem vorigen ſteht. Viel zu doctrinär, und dieſe Doctrin viel zu nebelhaft. „Wie erzieht man den Sohn eines der Ueberreichen unſerer Zeit?“ ſcheint mir kein gutgewähltes Thema für einen Roman zu ſein. Erſtlich iſt es zu ſpeciell; dann führt es direct in ſociale Probleme, die noch viel zu problematiſch ſind, um ſchon poëtiſch geſtaltbar zu ſein; und endlich gibt der unermeßliche Reichthum der Sache einen utopiſchen, ganz unpraktiſchen Boden. Immer mehr ſtrebt Auerbach über ſeine urſprüngliche Domäne, der realiſtiſch-holländiſchen Figurenmalerei, in ideale Tendenzregionen hinaus, und verliert damit immer mehr den Boden, auf welchem allein er feſt und ſicher ſtand. Dabei wird der Mangel an Naivetät, das Beſchreien und unzarte Beleuchten immer fühlbarer. Einzelne Figuren in ſeiner alten Art indeſſen ſind wieder koſtbar; aber die ſtehen im Hintergrund; bei den idealen Hauptperſonen ſteigert ſich mit dem Werthe, den der Dichter ihnen beimißt, der Widerwille des Leſers. Dies ungern und unter uns geſagt über einen Mann, der uns beiden werth iſt.

512. An Rapp.

Darmſtadt, den 27. März 1869.

Geſtern hörte ich in einer hieſigen Kirche Bachs Matthäuspaſſion, zum erſtenmal, wie ich einzugeſtehen faſt mich ſchäme. Es hat mich mächtig angezogen; es iſt ein Kunſtwerk ſtrengſter, ſublimſter, edelſter Art. — Händel ſchüttet ſich voller aus und wirkt daher gewaltiger; Bach hält mehr an ſich, will nur ſich und der Sache genügen. Nie wird darum eine Bach'ſche Paſſion ſo populär werden wie der Meſſias, aber man ahnt, daß der Muſiker vom erſteren noch mehr als vom letzteren lernen mag. Unvergleichlich iſt und bleibt das Goethe'ſche Wort, man dürfe die Bach'ſche Muſik nicht merken laſſen, daß man ihr zuhöre (er ließ ſie ſich im Bett vorſpielen), denn ſie ſpiele für ſich ſelbſt. — Wenn Richard Wagner über mich ſchimpft (ich kenne aber ſeine neueſte Broſchüre nicht und weiß nicht, was er darin von mir ſagt), ſo iſt er inſofern in ſeinem Recht, als ich immer jede Gelegenheit ergriffen habe, meinen Abſcheu vor ihm ſo als Menſchen wie als Muſiker nachdrücklich auszuſprechen. — Wenn Arthur Schopenhauer

geſehen hätte, daß Du ſeinen Namen mit 2 pp ſchreibſt, ſo würde er ſehr unangenehm geworden ſein. Er hält ſehr auf ſein Eines p; Schopen heißt im Niederdeutſchen ich weiß nicht was, auf jeden Fall nicht, was Schoppen bei uns.

513. **An Rapp.**

Darmſtadt, den 7. Juni 1869.

— Deine und Auerbachs exhortationes ad scribendum[1]) nahm ich nicht übel, aber ihr müßt es mir auch nicht übel nehmen, wenn ich ſie nicht befolge. Und nun vollends in der Wormſer Geſchichte, wo das Publikum ſich unmißverſtehbar für Schenkel entſchieden hat. Ihn will es zum Führer haben — ſo mag es ihn haben. Est et fideli tuta silentio merces[2]) ſagt unſer alter Freund. Wahrhaftig, es liegt ein Glück darin. Schade, daß ich nicht mehr weiß; aber wenn ich das Wort des Welträthſels hätte, ſo wollt' ichs machen wie der Kohlhaas, der auf dem Schaffot den ſchickſalvollen Zettel verſchluckt, damit nur der Kurfürſt nicht erfahren ſoll, was über das Schickſal ſeines Hauſes darauf ſteht. —

Den Savonarola nennt Goethe „ein fratzenhaftes Ungeheuer" in dem Anhang zum Benvenuto Cellini. Daß Haſe[3]) ſich mit dieſem Goethe'ſchen Ausſpruch nicht auseinandergeſetzt hat, könnte man feig nennen, allein es mag wohl daher rühren, daß er auf dem Goethe-boden in Jena ſich in keine Polemik gegen Goethe einlaſſen wollte. Recht ſchön iſt aber der Haſe'ſche Vortrag über die Jungfrau von Orleans; freilich gar nicht zum Vortheil unſeres Dichters. Denn um wie viel ſchöner iſt die wirkliche Johanna als die poëtiſche. Einen hübſchen Aufſatz über ſie fand ich auch in St. Beuves Causeries du lundi, aber ich weiß nicht mehr den Band.

514. **An Rapp.**

Darmſtadt, Himmelfahrtstag 1869.

— Auerbach kam geſtern hier durch; ich ſprach ihn auf dem Perron der Eiſenbahn. Er will ſich eine Zeitlang in Cannſtatt aufhalten, um den Druck ſeines neuen Romans[4]) zu leiten, auch noch

1) „Aufforderungen, etwas zu ſchreiben." — 2) „Auch das getreue Schweigen hat ſeinen Lohn ſicher." (Horaz Carm. III, 2, 25.) — 3) „Neue Propheten." Leipzig 1851. 1861. Ebd. der Vortrag über die Jungfrau von Orleans. — 4) Vgl. Br. 511.

Manches daran zu beſſern. Ich habe ihn im Feuilleton faſt ganz geleſen; eine Arbeit, die in manchen Partien vollen Beifall, in allen hohe Achtung verdient. Auerbach iſt ein poëtiſch-populärer Miſſionär unſerer Weltanſchauung, die ihm Herzensſache iſt.

515. **An Rapp.** Darmſtadt, den 27. September 1869.

— Von Ritter[1]) kam ein Brief — es geht mit ſeiner Arbeit etwas langſamer, als er dachte. Er hat über dieſelbe an ſeine Pariſer Gönner, insbeſondere E. Renan geſchrieben und ihm als Probe einen Abſchnitt aus „Märklin" geſchickt, worauf ihm Renan äußerſt freundlich geantwortet hat. Von mir ſchreibt er: C'est, je crois, l'homme de ce siècle, pour lequel j'ai le plus d'admiration et de sympathie.

516. **An Viſcher.** Darmſtadt, den 25. Januar 1870.

— — Den Suleika-Aufſatz von H. Grimm las ich dieſen Sommer in dem damals neueſten Heft der preußiſchen Jahrbücher auf dem Leſezimmer in Ueberlingen. Die Frau, welcher darin nicht nur die Rolle der Suleika zugetheilt, ſondern auch mehrere der ſchönſten Suleika-Gedichte zugeſchrieben werden, iſt eine Geheimräthin Willemer in Frankfurt. An ihn findet ſich längſt ein Gedicht Goethe's unter den Gedichten an Perſonen. Daß er von ihr ſich angezogen fand, erhellt aus verſchiedenen Stellen der Boiſſerée'ſchen Briefe und Tagebücher. Daß die Bereicherung, deren im Sommer 1815 das Buch Suleika auch nach dem Knebel'ſchen, Zelter'ſchen u. a. Briefwechſeln ſich erfreute, auf Rechnung dieſer Dame komme (ſie war Tänzerin geweſen, als der Geheime Rath W. ſie erſt ausbilden ließ, dann heirathete; Goethe fand in ſeinem „Der Gott und die Bajadere" die Geſchichte dieſes Ehepaars), ſcheint keinem Zweifel zu unterliegen, ſie ſcheint in der That Suleika zu ſein. Nun macht ſie aber auch Anſpruch, Lieder, wie: „Was bedeutet die Bewegung", gedichtet zu haben. Daß Suleika ſelbſt auch dichtend vorgeſtellt wird, iſt aus dem Gedicht: „Kaum daß ich Dich wieder habe", zu erſehen. Aber ob die

1) Charles Ritter, ein Waadtländer, der einige Arbeiten von Strauß in's Franzöſiſche überſetzte, und deſſen dieſer Geſ. Schr. I, 73 f. 79. mit freundſchaftlicher Anerkennung gedenkt.

ihr hier zugeſchriebenen Gedichte wirklich im Divan ſtehen, und ob die genannten dazu gehören, iſt eine andere Frage. Ich war Anfangs ganz empört über den Anſpruch — freilich auch in Folge der litteratenhaften Darſtellung Grimms — und dachte an eine Selbſttäuſchung der alten Schauſpielerin; — allein ſchließlich wird man eben doch abwarten müſſen, bis in 9 Jahren Goethe's Briefe an ſie gedruckt erſcheinen werden.

Seit 8 Tagen bin ich daran, alle andern Abende der Prinzeſſin Alice meine Voltaire's-Vorträge vorzuleſen. Da ſie gerade Krankenpflegerin ihres Gemahls und eines Kindes iſt, die das Scharlachfieber — doch ganz gutartig — haben, ſo iſt ihr Abends dieſe Unterhaltung ſehr erwünſcht und ſie iſt eine beharrliche und empfängliche Zuhörerin. Dabei macht ſich das Verhältniß überhaupt gemüthlicher, und ſie hat mich kürzlich mit der Hofdame auf meinem Zimmer beſucht. Ich habe viel Erfriſchung von dieſem Verkehr; er iſt das Beſte, oder vielmehr das einzige Gute, was ich noch hier habe. Für den Druck werde ich die Sache ſchließlich wohl ausarbeiten; aber ich habe die Vorempfindung, daß ich damit keinen Dank aufheben werde. Ließe ich das Manuſkript ſo wie es jetzt iſt, ſo würde es heißen, es ſei eine oberflächliche Arbeit; ſtopfe ich noch mehr hinein, wie ich muß und will, ſo wird — da die Vortragsform bleiben und kein eigentliches opus daraus werden ſoll — das Ding aus der Façon kommen und ſchwerfällig werden. Dazu kommt: V. iſt in eminentem Sinne ein litterar- und culturhiſtoriſches, aber kein eigentlich biographiſches Subject. Er iſt und bleibt doch zu bös. Er beißt. Und das darf ein biographiſcher Held doch nicht.

Ich wollt', ich wäre heut in Stuttgart und könnte das ſchöne Concert hören. Chor und Symphonie von Mozart, und intereſſiren würde mich auch die Ouvertüre zum Prinz von Homburg. Das Thema iſt höchſt muſikaliſch; wie es J. Benedict ausgeführt hat, ſteht freilich dahin.

517. An Rapp.

Darmſtadt, den 4. Februar 1870.

— Den Voltaire habe ich nun der Prinzeſſin vorgeleſen an 7 Abenden, und ſie hat mit einer für eine Dame und vollends eine Prinzeſſin höchſt anerkennenswerthen Geduld und Beharrlichkeit zugehört. Nun will ich das Gericht alſo für das Publikum zurichten,

und zwar nicht indem ich die Suppe ſtrecke, d. h. dünner mache, wie die Wirthe thun, wenn mehr Gäſte kommen, ſondern umgekehrt, denn der gemeine Mann liebt dicke Suppen.

518. **An Viſcher.** Darmſtadt, den 27. Februar 1870.

„Hätt' ich das gewußt", ſagte vor etlich und dreißig Jahren Dein Vetter, Rittmeiſter von Viſcher bei unſrem Ludwigsburger Schillerfeſt, als er, in glühender Sonnenhitze vor der grünen Bettlade[1]) mit der Bürgergarde Spalier bildend, den feſtredenden Profeſſor Kies ſein Blatt umwenden ſah, und noch 2 eng geſchriebene Seiten darauf entdeckte. „Hätt' ich das gewußt, Herrgottſackerment!" brummte er in ſich hinein, der Gute, der nun längſt dort Spalier macht, wohin kürzlich auch Dein Freund Wilhelm Banzhaf[2]) zu den ſeelenvollen Tänzen nun wirklich eingegangen iſt, die Du ihm ſchon vor 45 Jahren in Ausſicht ſtellteſt. Doch das wollte ich ja nicht ſagen, ſondern daß ich die Worte Deines Vetters die letzte Zeit auch bisweilen vor mich hingeſagt habe aus Anlaß des verwünſchten Voltaire, der ſich mir ſpielend wie ein Eichhörnchen auf die Schulter geſetzt hatte, nach und nach aber, zu der Größe eines Löwen angeſchwollen, mich umzuziehen drohte. Ich habe ihm jetzt die Gurgel wenigſtens ſo weit zugeſchnürt, daß er nicht gar vollends zum Elephanten werden kann, und ich nun ſagen darf: was ich daran thun konnte, damit bin ich fertig. Ich habe nämlich jetzt nur noch einige neueſte franzöſiſche Monographien über einzelne Lebensverhältniſſe V.s zu leſen, die mir wohl noch Veranlaſſung zu mancher Bereicherung, auch wohl Berichtigung des biographiſchen Details, doch zu keiner tiefer greifenden Aenderung mehr Veranlaſſung geben werden.

— Was Du mir über Shakeſpeare ſchreibſt, hat mich ſehr intereſſirt und ich muß ihm ganz beiſtimmen; auch dem, was Du über den weſtöſtlichen Divan bemerkſt, widerſpreche ich nicht; und doch iſt mir bei der Gelegenheit von Neuem klar geworden, daß unſer Verhältniß zu Shakeſpeare auf der einen und zu Goethe auf der andern Seite ein geradezu umgekehrtes iſt. Darüber wäre nun viel zu ſagen: Natur und Entwicklung, Nothwendiges und Zufälliges; etwas Ein-

1) Der Volksname für einen Punkt bei Ludwigsburg. — 2) Derjenige, deſſen Hochzeit mit dem Br. 470[2] erwähnten Gedicht gefeiert worden war.

ſeitigkeit ſcheint mir dort wie hier im Spiel zu ſein; wären wir jünger, ein trefflicher Gegenſtand für die Correſpondenz; in unſern Jahren huſtet eben jeder vollends wie er kann[1]).

Deine Katarrhe betreffend möchte ich mir doch die Frage erlauben, ob die Art Deiner Sommercuren die rechte iſt? Du ſuchſt die Thermen, und ich meine, Du ſollteſt das Kalte ſuchen. Keine Kaltwaſſeranſtalt, ſondern Fluß- oder vielleicht noch beſſer Seebäder. Experto crede[2])! Ich litt ja auch ſonſt viel an Schnupfen und Katarrh, und bin ſeit 2 Jahren des Uebels völlig los. Und ein See- d. h. Meerbad habe ich noch nicht einmal gebraucht.

519. An Viſcher.

Darmſtadt, den 7. April 1870.

Alſo nach Corſica! Ich muß dabei immer an den Onkel Hiller denken, wenn er Dir auf dem Weg dahin, wie einſt auf dem nach Frankfurt begegnete, was er wohl ſagen würde. In jedem Fall würde er am andern Morgen im „Converſationslexicon" den Artikel Corſica nachſchlagen, und von Deinem Paß mit mehr Grund als ehmals[3]) von dem meinigen behaupten, es ſtehe darin: „Der muthige Reiſende beabſichtiget" — Alſo alles Glück zur Unternehmung, laß all Deine Katärrhe den Corſen in ihren Bergen und bringe keinen mehr zurück.

— An dem Hölderlinsfeſt in Lauffen habe ich im Geiſt eine herzliche Freude gehabt, und wenn man bei ſolchen Anläſſen als eine Cicade unbemerkt auf dem Baum ſitzen und zuſehen könnte, wär ich wohl auch gekommen. Was Du mir von dem Homburger Bibliothekar ſchreibſt, hatte für mich den Vortheil, daß ich einen Artikel d. d. Homburg im nächſten Merkur am Styl als ſeine Arbeit erkannte.

— Dies ſoll kein Brief, nur ein freundlicher Wunſch für die Reiſe ſein; da ich verſprochen habe, den Voltaire ſo zu liefern, daß am Oſterdienſtag der Druck beginnen kann, ſo muß ich mich ſputen.

520. An Rapp.

Darmſtadt, den 20. April 1870.

Dein Drama hat mich ſehr beluſtigt, zugleich jedoch veranlaßt, über die Bartfrage[4]), die es von ſo verſchiedenen Seiten zeigt, ernſt-

1) Anſpielung auf den Geſ. Schr. XII, 66 berührten Vorfall. — 2) „Verlaß' Dich auf meine Erfahrung." — 3) Als Str. 1830 trotz der Cholera nach Berlin ging. — 4) Rapp hatte ſich nach ſeiner Penſionirung einen Schnurrbart wachſen laſſen.

licher nachzudenken. Das Ergebniß dieser Ueberlegungen will ich Dir hier in möglichster Ordnung aufschreiben.

1) Meine Freude über Deinen Schnurrbart ging zunächst von rein ästhetischem Interesse aus. Ich fand, daß er Dir vortrefflich stand; Deine ganze Gesichtsbildung schien mir auf diesen Schmuck berechnet zu sein.

2) Zu dem ästhetischen Interesse gesellte sich aber das humoristische. Die Mißverständnisse, die sich immer von Neuem an Deinen Bart knüpften, gehörten ja zum Besten unserer Kurbelustigungen[1]). Nun hat diese Sache allerdings ihre zwei Seiten. Ein ernster Mann und seine noch ernsteren Angehörigen können es unpassend finden, durch den Contrast von Bart und — wenn auch nur ehemaligem — Amt immer wieder komisch zu wirken. Indessen, mit Zeit und Gewöhnung würde sich dieser Reiz allmählig abgestumpft, man würde in einer Zeit wie der unsrigen es am Ende natürlich gefunden haben, daß ein emeritirter miles ecclesiae[2]) wie ein andrer miles emeritus[3]) einen Bart trägt.

3) Was nun ferner die Rücksicht auf die Verhältnisse betrifft, so ist es meine Pflicht zu gestehen, daß ich in diesem Fache nicht der Rathgeber bin, den man zu Rathe ziehen muß. Wer so außerhalb der Gesellschaft steht wie ich, wer so wenig Anlaß und Neigung hat, bei seinem Thun und Lassen zu fragen, was die Leute dazu sagen werden, der wird in diesem Stück etwas schwerhörig. Daß die Prälaten und Consistorialräthe, wenn sie Dich mit dem Barte sehen, innerlich Gift und Galle speien, dachte ich wohl; allein da Du nichts mehr bei ihnen zu suchen hast, dachte ich, müssen sie die Galle schlucken; amtlich Dir den Bart absprechen, werden sie nicht wollen, und wenn, so verlöreſt Du ja immer nur den Bart, noch nicht die Pension.

Das ungefähr waren meine Gedanken, so lange der Bart noch stand, dum stabat Troja[4]). So wenig es mir eingefallen wäre, Dir zu sagen: Ei, laß Dir doch einen Schnurrbart wachsen, so gerne acceptirte ich denselben, nachdem er als Thatsache gegeben war. Nun ist er aber aus der Welt der vorhandenen Thatsachen verschwunden, und das verändert die Sachlage doch. Nachdem Troja zerstört war, wollte auch Freund Horaz nicht, daß es wieder aufgebaut würde. Es könnte

1) Vgl. Poët. Gedenkbuch, Ges. Schr. XII, 173. — 2) „Soldat der Kirche." — 3) „Verabschiedeter Soldat." — 4) „Als Troja noch stand."

zu böſen Häuſern führen, meinte er. Lies nur ſeine Ode III, 3, und wende ſie auf den vorliegenden Fall an. Hätteſt Du trotz allem Kopfſchütteln der Leute Deinen Bart aufrecht erhalten, ſo mußte man in Dir den justum et tenacem propositi virum[1]) anerkennen. Aber ſo, erſt zurückweichen, dann von Neuem vorgehen, gäbe weit mehr den Eindruck des Unbeſtandes, als das einmal Aufgegebene aufgegeben laſſen. Ter si resurgat murus aheneus[2]), d. h. der Schnurrbart, als Mauer um den Mund gedacht, ter pereat meis exeisus Argivis[3]); wobei es Dir überlaſſen bleibt, unter den Argivi das Raſirmeſſer oder die Prälaten zu verſtehen, wie unter der redenden Juno das Conſiſtorium oder die öffentliche Meinung.

Mit horaziſchen Grüßen von

Deinem

D. F. Strauß.

521. An Rapp.

Darmſtadt, den 2. Mai 1870.

— Ritter war in Paris; er kann nicht genug rühmen, wie viel Freundliches ihm Herr und Me Renan erwieſen. Wie er von meinem Voltaire ſprach, ſo forderte ihn Renan auf, ihn ungeſäumt auch zu überſetzen, der werde den anderen Sachen erſt recht die Aufmerkſamkeit zuwenden. Ritter will es auch thun und ich ſchicke ihm die einzelnen Bogen. — Samstag vor 8 Tagen telegraphirten mir die Bibericher Freunde[4]), daß in Wiesbaden Glucks Orpheus und Eurydice gegeben werde. Ich ging alſo mit den Freunden hin. Es iſt die einzige der Gluck'ſchen Opern, die ich nicht kannte; ich wunderte mich alſo nicht wenig, wie ich auf dem Zettel nur 3 Perſonen fand: Orpheus, Eurydice und Amor, und zwar alle 3 von Damen dargeſtellt, denn Orpheus iſt Alt. Die Muſik iſt von der reinſten, höchſten Schönheit und die Trägerin der Hauptrolle gab ſie in ächtem, großem Styl. — Dann ſang hier die Stehle im Freiſchütz die Agathe, ſie ſang auch recht ſchön, aber ich bin heute von dem Spuck in der Wolfsſchlucht noch krank in allen Nerven. Es iſt doch etwas Verruchtes um die Romantik. Auf ihrem Boden allein können ſolche Gräuel erwachſen und dieſer

1) Den „Mann, der gerecht bei ſeinem Beſchluſſe bleibt“ (Horaz). — 2) „Höbe auch dreimal neu ſich der Wall von Erz.“ — 3) „Stürzten doch dreimal ihn meine Argiver um.“ — 4) Prof. Künkel und Burkhardt.

Boden gibt auch dem Schönen und Gemüthlichen, das dieſe Oper in ſo reichem Maße enthält, doch einen kranken Beigeſchmack.

Dieſer Tage war ich auch wieder einmal einen Abend bei der Prinzeſſin. Sie war lange weggeweſen, in Gotha, in Mainz. Diesmal ſollte ich mein Gutachten geben über eine Gouvernante, die ſie für ihre Tochter angeſtellt hat. Sie iſt gegen mich immer gleich gut und liebenswürdig und macht jedesmal von Neuem, ſo zu ſagen, meine Eroberung.

522. **An Rapp.** Darmſtadt, den 13. Mai 1870.

— Der Druck des Voltaire ſchreitet fort, es ſind jetzt 8 Bogen corrigirt. Ich finde, er wird recht und in jedem Fall unterhaltend.

Bei der Prinzeſſin ſind jetzt 4 Akte der natürlichen Tochter an zwei Abenden, mit vertheilten Rollen, geleſen. Theilnehmend: Prinz, Prinzeſſin, Hofmeiſterin, Hofdame und ich. Man iſt allerſeits befriedigt und wird dieſer Tage den Schluß vollends leſen, dann vielleicht Taſſo. Wie hiebei die Prinzeſſin mit grünen Lampen- und Lichtſchirmen für meine Augen ſorgt, wäre Dir erfreulich zu ſehen.

523. **An Rapp.** Darmſtadt, den 25. Juni 1870.

— Die Prinzeſſin iſt noch in Kranichſtein, wo ich vorgeſtern bei ihr zu Mittag war, ihr vor Tiſch aus dem Leben Jeſu, nach Tiſch ihrem kleinen Prinzeßchen auf Anſuchen aus ihrem Struwelpeter vorlas.

In Stuttgart würde ich nur einen Tag bleiben, um Viſcher und Reuſchle [1]) zu ſprechen. . . Hierauf in Tübingen höchſtens über Nacht, da mir hier nur an dem Beſuche bei Niemeyer [2]) liegt.

Heute ſollten wohl die Exemplare meines Voltaire in Stuttgart ankommen. —

524. **An Rapp.** Darmſtadt, den 1. Juli 1870.

— Eben trifft mich eine Nachricht, die, wenn auch an ſich nicht unangenehm, alle meine Plane über den Haufen wirft: mein Verleger ſchreibt, daß von dem Voltaire alsbald eine zweite Auflage zu machen

1) Dem S. 98, 1 Genannten. — 2) Den rühmlich bekannten Kliniker.

ſei. Dies kann ich in Rorſchach nicht beſorgen, am beſten in München, in deſſen Bibliothek ich ohnehin noch Manches nachzuſchlagen habe — alſo zuerſt nach München und von da erſt nach Rorſchach. Ueber den Erfolg in Betreff des Voltaire mache ich mir im Mindeſten keine Täuſchung. Meine Schriften, ſofern ſie nur dies ſind, pflegen meine deutſchen Landsleute zur Makulatur werden zu laſſen; daß es mit der jetzigen anders iſt, verdankt ſie theils der kleineren Auflage, theils dem Namen V.'s auf der einen und der Prinzeſſin auf der andern Seite. Suum cuique[1]).

525. An Kuno Fiſcher.

Rorſchach, den 1. Auguſt 1870.

Geſtern Abend auf dem Rückwege von Friedrichshafen, wo wir einigen Württembergiſchen Bekannten den Beſuch heimgegeben, las ich auf dem Schiff Deine Anzeige meines Voltaire in der Allg. Ztg., und will keinen Tag ſäumen, Dir dafür meinen innigſten Dank zu ſagen. Wenn Deine beiden Briefe über den Gegenſtand dem Freunde wohlthaten durch die liebevolle Art, wie Du Dich in meine Arbeit hineindachteſt und -empfandeſt, ſo kommt nun das öffentliche Zeugniß, das Du für dieſelbe ablegſt, dem Autor zu gute gegenüber einem Publikum, deſſen Lieblingsſchriftſteller für dergleichen Materien die Stahr und Scherr ſind (. . . „ein beizender Taback, und eine Magd im Putz, das iſt ſo mein Geſchmack"). Und wie vortrefflich Deine Anzeige auch an und für ſich geſchrieben iſt, wie zweckmäßig ſie den Gegenſtand einleitet, darlegt, beleuchtet, dafür könnte ich noch unbefangener ſprechen, wenn ich nicht ſo nahe dabei betheiligt wäre; indeſſen hat Rapp, der den Artikel nach mir las, denſelben von dieſer Seite bewundert und gibt mir die freundlichſten Grüße für Dich auf. Daß Du es in Betreff des dissensus über die Frankfurter Affaire bei einer Cg. privata[2]) bewenden laſſen, habe ich als eine beſondere Zartheit empfunden; in der That pflegt, wenn ein bedeutender Beurtheiler einen ſolchen Punkt ſignaliſirt hat, der Troß wetteifernd darauf loszuknallen, und insbeſondere die franzöſiſchen Beurtheiler würden geſagt haben: Was bedürfen wir weiter Zeugniß? Mir, reſp. dem Buche, hat Deine cg. priv. den Vortheil gebracht, meine Meinung in der Art genauer zu

1) „Jedem das Seine." — 2) „Privatverhandlung."

umſchreiben, wie in dem Dir überſchickten Entwurfe eines Zuſatzes geſchehen iſt.

Aber kommt man ſich nicht wie ein kleines Kind vor, das am Sterbebette des Vaters mit der Puppe ſpielt, wenn man ſich mit ſolchen Muſenſpielen abgibt am Vorabende des entſetzlichen Krieges, wo wir ſtehen? Wie ein plötzlicher Wahnſinn iſt das Unheil über uns gekommen, im Allgemeinen wohl geahnt, aber nie ſo nah geglaubt. Dem Krieg von 1866 gegenüber weiß man nicht recht, ſoll man getroſt oder bange ſein. Der Fall iſt jetzt ſchlimmer, ſofern der Feind gewaltiger und ausdauernder iſt; doch iſt er ungleich günſtiger in Folge der für uns vortheilhaften Frageſtellung, zu der der Feind uns verholfen hat. Wenn 1866 ſelbſt die Weiſeſten und Beſten zweifeln konnten, auf welche Seite ſie ſich zu ſtellen haben, ſo wiſſen dies heute ſelbſt die Dümmſten, und ſelbſt die Schlechteſten wagen nicht, zu thun, als wüßten ſie's nicht. Dieſe allgemeine Stimmung, in Verbindung mit der Beſchaffenheit des preuß. Heerweſens, verbürgt uns, wie ich glaube, den endlichen Sieg. Aber was zwiſchen jetzt und dieſem Siege liegt, kann ſchrecklich ſein.

526. **An Rapp.** München, den 15. Auguſt 1870.

— — Bei meiner Rückkehr fand ich ſeinen Brief von Renan, worin er ſich ſehr freundlich über meinen Voltaire ausſpricht, den ich ihm geſchickt hatte, und ſehr betrübt über den ausgebrochenen Krieg. Von dem letzteren nahm ich Veranlaſſung, ein offenes Sendſchreiben an ihn zu erlaſſen, das nächſten Mittwoch oder Donnerstag in der Allgemeinen Zeitung zu leſen ſein wird [1]).

Wo iſt der Vers her:

Doch mich entzog einhüllend in Wolkendunſt
Dem Schlachtgewühl der ſchnelle Merkurius;
Dich ſchlang die jähe Kriegeswoge
Wieder zurück in der Brandung Wirbel.

527. **An Rapp.** Darmſtadt, den 3. September 1870.

Das Wetter war mir in München nicht günſtig, nur einmal kam ich mit Meyer an den Starnberger See, wo wir Schwind auf

1) Das erſte der beiden, die jetzt Geſ. Schr. I, 297 ff. ſtehen; vgl. ebd. S. 73 ff.

ſeiner Villa beſuchten, der uns Photographien ſeiner Meluſine zeigte und von mir zur Illuſtrirung von Mörike's Schatz aufgemuntert wurde. Rückweg, in Heilbronn, Oehringen. — Der Gang des Krieges iſt fortwährend wundervoll. — Mit meinem offenen Brief an Renan habe ich merkwürdiges Glück, überall ſagt man mir Artigkeiten darüber. Auch der Adreſſat hat, wie mir Ritter ſchreibt, ihn freundlich aufgenommen und will im Journal des Débats darauf antworten.

528. **An Viſcher.** Darmſtadt, den 20. September 1870.

Des Himmels Einfall hätt' ich mir eher vermuthet, als daß Du eben jetzt unſre alte politiſche Controverſe wieder aufwecken würdeſt. Ich habe ja „kein Maul aufbracht" ſeit Jahr und Tag. Im Gegentheil, ich glaubte ſie im Verlauf der Zeiten und der Erfolge durch ſtillſchweigende Conceſſionen von beiden Seiten zwar nicht ausgeglichen, doch harmlos gemacht. Was mich und meinen Standpunkt betrifft, ſo kann das doch nur Scherz von Dir ſein, daß mir im preußiſchen Staate Alles vollkommen erſcheine; vom Miniſterium Mühler, vom Junkerweſen ꝛc. kannſt Du das unmöglich glauben; aber das iſt wahr, daß ich trotz alledem das Gute, das dieſer Staat uns bringt, für ſo überwiegend erkenne, daß jene Mängel daneben vorerſt gar nicht in Betracht kommen, ſofern der preußiſche Staat allein den Kern hergibt, an den das übrige Deutſchland ſich zu einem lebenskräftigen Staatsweſen anſchließen kann. War ich in dieſer Hinſicht nie ſo extrem oder blind, als Du glaubſt, ſo bin ich in anderen Stücken von einer extremeren Haltung neuerdings zurückgekommen. Ob ich gleich auch heute noch nicht weiß, wie es möglich werden ſoll, daß eine Anzahl monarchiſcher Staaten ſich in eine kräftige Einheit zuſammenfaſſe, ſo gebe ich doch zu, daß der Einheitsſtaat in Deutſchland vorerſt weder möglich, noch auch nur wünſchenswerth iſt. Was andererſeits Dich betrifft, ſo glaubte ich längſt Deine Oeſterreichiſchen Sympathien im Abnehmen zu ſehen; und jetzt, nach den neueſten Erfolgen, dachte ich, werdeſt Du ſagen: Preußen hat zwar ſchwer Unrecht gethan im Jahr 1866, aber da es jetzt den Poſten, den es ſich damals anmaßte, ſo vollkommen ausfüllt, ſo kann man Amneſtie eintreten laſſen. Nun, am Ende denkſt Du auch ungefähr ſo, und bitteſt Dir nur noch Zeit aus, Dich daran zu gewöhnen. Gewährſt Du ſie mir gleichfalls, ſo wird es mir vielleicht möglich, unterdeſſen von dem Widerwillen etwas

zurückzukommen, den seit den letzten 10 Jahren das süddeutsche Wesen in politischer Hinsicht mir eingeflößt hat.

Daß Du den Plan einer Anzeige meines Voltaire doch noch ausgeführt [1]), dafür bin ich Dir sehr dankbar. Schade ist nur, daß ich Deine Erinnerungen nicht mehr für die 2. Auflage nutzen kann. Denn diese ist bis auf wenige Bogen gedruckt. Ich habe das Ganze zwar durchgesehen, doch wenig geändert; am meisten im 3. Vortrag: V. und Friedrich, worüber ein neuer Band Desnoiresterres erschienen war. Du erhältst das Buch, sobald der Verleger für gut findet, es auszugeben. Und nicht wahr, Du sorgst, daß ich Deine Anzeige auch gleich erhalte.

— In dem schönen Baden möchte ich wohl auch ein paar Tage mit Dir sein, wenn anders das Wetter so bleibt, wie es seit gestern sich anläßt. Allein ich habe für diesen Sommer mein Gutes empfangen. Lebe wohl und treibe die unsaubern Geister der Katärrhe, Rheumatismen und wie sie heißen, vollends aus; Schweine sind ja genug dort, in die Du sie fahren lassen kannst.

529. An Zeller.

Darmstadt, den 22. Oktober 1870.

— — Taine's Entsatzversuch für Renan habe ich in der Indépendance gelesen und so schwach befunden, daß ich mich nicht versucht fand, darauf Rücksicht zu nehmen.

Dagegen haben mir für meinen zweiten Brief an Renan wohlmeinende Hamburger nicht nur mit einem Gedichte, sondern auch mit einem großen Stück Hamburger Rauchfleisch zu Hülfe kommen wollen, welches letztere ich an Georgine, die jetzt das Haus voll hat, geschickt habe.

Die Erwähnung der Marquise du Chatelet in der von Dir bezeichneten Kant'schen Abhandlung habe ich aufgesucht, und besonders die Stelle [2]) hübsch gefunden, wo er ihr erklärt, daß sie durch ihre ihr Geschlecht überragende Geistesstärke sich des Anspruchs auf Galanterie von Seiten des andern selbst verlustig gemacht habe.

---

1) Sie findet sich jetzt in V.'s „Altes und Neues", H. 3, S. 77 ff.

2) Ged. v. d. Schätzung der lebend. Kräfte. Zus. zu § 31—36 Schluß.

530. **An Vischer.** Darmstadt, den 22. Oktober 1870.

Mit Bedauern habe ich aus Deinem Brief ersehen, daß Du in Baden krank gewesen; es war eben ein böser Herbst schon seit August, der auch mir zu schaffen machte und noch macht.

Deine Anzeige meines Voltaire habe ich erhalten, und sage Dir für Dein freundlich eingehendes Urtheil meinen besten Dank. Meine Befriedigung liegt schon darin, daß Dich das Büchlein zu so ausführlicher Betrachtung festgehalten hat. Von Deinen Ausstellungen werde ich vielleicht, si Dis placet[1], bei einer 3. Auflage, Nutzen ziehen können. In Einem Punkte, der aber Deinerseits kein Tadel ist, kann ich nicht ganz Deiner Meinung sein. Du hast vor Jahren in einer so schönen und für mich so ehrenvollen Weise aus Anlaß meines Hutten die trocken und kühl objective Darstellungsweise des Werks befürwortet. Nun scheinst Du in dieser Hinsicht den V. in die gleiche Linie mit dem frühern Buch zu stellen. Meinem Gefühle nach geht es aber zwischen beiden um eine Ecke. Der V. scheint mir viel entgegenkommender gegen den Leser, viel conversationsmäßiger, mit viel mehr Sauce geschrieben. Zum Theil brachte es der Held mit sich, der weit mehr theils die Rüge, theils den Humor herausforderte; hauptsächlich aber war es doch der Gedanke der Bestimmung für die Prinzessin, der mir zu dieser wie mir scheint freieren Art verhalf.

— Weil ich von Hutten rede: es schweben Unterhandlungen zwischen mir und Brockhaus, unerachtet die erste Auflage noch nicht verschlossen ist, mit Rücksicht auf die heroischen Zeitläufte eine 2. ohne allen gelehrten Ballast d. h. ohne Citate ꝛc. und natürlich mit Benutzung alles seither weiter an's Licht Getretenen zu veranstalten. Werde ich einig, was ich hoffe, so soll im Mai das Buch da sein.

Von den Renansbriefen wirst Du gleichfalls durch Metzler ein Exemplar des Zusammendrucks erhalten. Einen solchen zu machen erboten sich mir, nachdem mein 2. Brief erschienen war, schnell 5 Buchhandlungen, worunter Cotta; mein alter Hirzel, von dem ich nicht weichen wollte, hat jetzt nur zu lang gemacht. Daß die Ironie im 2. Briefe zu wenig scharf ist, habe ich selbst am unangenehmsten gefühlt, und dieser Dämpfer, der mir durch persönlich freundschaftliches Verhältniß zu Renan aufgelegt war, ließ mich lange zweifelhaft, ob ich in so un-

1) „Wenn es den Göttern beliebt."

günſtiger Stellung überhaupt ſchreiben ſolle; es war Zeller, der ebendamals einen Tag hier war, der mir dringlich dazu, ſowie auch zum ſchließlichen Zuſammendruckenlaſſen, zuredete. Daß Du zu dem „bitteren Tropfen“ Deinen Namen gegeben, darin kann ich keinen Fehler finden; je ſtärker ein Ausfall, deſto mehr iſt ja das perſönliche Eintreten in der Ordnung. Es freut mich, daß Du bei der Gelegenheit den politiſchen Boden zwiſchen uns vollends rein machſt. Von jetzt an wird es nun, Einzelheiten abgerechnet, zwiſchen uns auf dieſem Felde keinen dissensus mehr geben, als den, der in dem Unterſchiede des Naturells und in der verſchiedenen Art, dergleichen Probleme anzufaſſen, liegt.

531. **An Kuno Fiſcher.** Darmſtadt, den 23. Oktober 1870.

— — Eine große Freude war es mir, aus Deinem Briefe zu vernehmen, wie gut Du Dich mit Zeller findeſt. Euch durch zufällige Verſchränkung äußerer Verhältniſſe geſchieden zu ſehen, war mir immer ſchmerzlich. Ihr gehöret zuſammen, keiner iſt dem andern im Weg, einer die Ergänzung des andern. Wenn ihr euch zuſammenſtellet und mit den Armen auslanget, ſo umfaſſet ihr das ganze Gebiet der Philoſophie und ſeid im Stande, daſſelbe gegen jeden An- und Eingriff ſicher zu ſtellen. Er hat etwas, was auch mir ſchon, wie Du weißt, zur Unzufriedenheit Anlaß gegeben hat; aber wie er zuletzt — vor Deinem Beſuch — nur Einen Tag hier war, habe ich mich ſeines lauteren, ſchlichten Weſens wieder ſo erfreut, daß ich Alles vergeſſen habe. Und ich dächte, wir beide, Du und ich, müßten aus Erfahrung wiſſen, wie gut neben unſrer oft ſchroffen Art dergleichen Melanchthoniſche Naturen wirken.

Von dem Dir in Ausſicht ſtehenden Ruf nach Wien weiß ich gleichfalls durch ihn, und bin darüber — wie natürlich, von Herzen erfreut. Ob dieſe Freude fortdauern würde, wenn Du dem Rufe Folge gäbeſt, iſt freilich ein Anderes. Rathen muß und kann hierin jeder nur ſich ſelber; aber ſo ſchlimm es auch im Augenblick im Fache der Univerſitäten, der Geiſtesfreiheit überhaupt, in Deutſchland ſteht, ſo möchte ich doch um alle Welt mich nicht von einem Organismus abſondern, der, wenn auch noch in enge Hülle zuſammengeſchnürt, doch in lebensvoller Triebkraft ſteht, um mich einem andern anzuſchließen, an dem nur Symptome der Auflöſung zu bemerken, und auch ſolche Berufungen nur letzte Verſuche, nur ein Leuchten des faulen Holzes ſind.

Bis in Preußen freiere Luft kommt, haſt Du ja in Jena einen ſo ſchönen Sitz, eine ſo erfreuliche Wirkſamkeit, und auch Muße, durch Deine Schriften ein heilſames Gegengewicht gegen Materialismus und einſeitigen Empirismus zu geben. Die nothwendig gewordene neue Auflage Deines Baco freut mich beſonders, weil da der Dünkel des Frhr. von Liebig die von mir längſt gewünſchte Abfertigung erhalten wird.

532. **An Rapp.** Darmſtadt, den 27. Oktober 1870.

— Es freut mich, daß Du mit meinen Renansbriefen zufrieden biſt; der Zuſammendruck, zu dem ſich nicht weniger als 5 Buchhandlungen von ſelbſt meldeten, gab mir die Mittel zu Beiſteuern an die Invalidenſtiftung u. A.[1]).

533. **An Viſcher.** Darmſtadt, den 17. November 1870.

Herzlich wünſche ich, daß dieſe Zeilen Dich wieder ganz hergeſtellt treffen mögen. Die Rückſicht auf Deine Geſundheit iſt auch die einzige Seite, von der ich gegen Deine Annahme eines Abgeordnetenmandats Bedenken habe. Sonſt weiß ich ja aus eigener Erfahrung, wie ein Vertrauen, das uns unerwartet entgegenkommt, uns gegen Einſicht und Vorſatz gefangen nimmt. Die Sache betreffend aber halte ich es für ſehr erwünſcht, daß gerade Du den Württembergern ſagſt: „Der Apfel dürfte zwar ſüßer ſein, aber hineinbeißen müſſen wir, da hilft diesmal alles nichts; Eins — 2—3!“ Gegen die Mängel und Mißſtände bin ich gewiß nicht blind, und werde, wo ſich mir eine Handgabe bietet, meine geringe Kraft gern einſetzen. Aber Vorſicht wird doch auch da nöthig ſein. Z. B. die Minderung des Militäraufwands iſt gewiß eine dringende Forderung. Aber die Sache wird ſich nicht übers Knie brechen laſſen. Nach ſolchem Sturme geht die See noch eine Zeitlang hoch; wir müſſen erſt das neue Deutſchland ſich mit dem übrigen Europa ſetzen laſſen, ehe wir unſre Kriegsmacht ſchwächen. In specie die 3jährige Präſenz, von der Du ſprichſt. Sie mit der ganzen neuen Militärverfaſſung in Preußen war eine perſönliche Marotte des alten Königs, daran iſt kein Zweifel. Allein daß an dieſer Marotte zum großen Theil unſere ſo entſchiedene Ueberlegen-

1) Vgl. Litterar. Denkw. Geſ. Schr. I, 78.

heit in dem jetzigen Krieg hing, wer möchte dem bestimmt widersprechen? Die Forderung bleibt: wir müssen hier auf Minderung bedacht sein; aber wir werden sehr vorsichtig gehen müssen und uns einer gewissen Pietät gegen das, was wir bekämpfen, nicht erwehren können.

Uebrigens ist es jetzt zum erstenmal seit diesem Krieg, daß mir die Sachen nicht gefallen. Mit dem energischen Angriff auf Paris zögert und zögert man, und ich glaube nicht anders, als daß der alte Herr irgend ein Bedenken, eine Scheu hat, die Kanonen gegen das große Babel spielen zu lassen. Daß dies unterbleibt, halte ich unter allen Umständen für einen Fehler; denn selbst wenn es morgen durch Hunger genöthigt in unsere Hände fällt, werden übermorgen die Franzosen sagen: seht, auf die heilige Metropole der Civilisation zu schießen, haben doch selbst diese Barbaren sich gescheut.

— Die Franzosen bringen mich auf den Renan zurück, dessen ich mich in einem Stücke gegen Dich annehmen muß. Du bezeichnest seine Heranziehung der Bergpredigt als heuchlerisch impertinent. Allein in dem Manne ist bei aller Modernität und Romanhaftigkeit wirklich eine schwärmerische, ascetische Ader. Für das Evangelium der Armuth und Entsagung, für einen heiligen Franciscus und dergl. hat er ernstliche Sympathie. Es gibt — ich weiß nicht, ob Du's je gesehen — eine illustrirte Ausgabe seines L. J.; sie kann Dich vielleicht auch an sich interessiren durch die naturalistische, beduinenhafte Auffassung der Neutestamentlichen Persönlichkeiten, die durchaus häßlich, als ein wahres Gesindel erscheinen — der einzige anständige Mensch darunter ist Pilatus —; beim letzten Heft dieser Ausgabe ist eine neue Vorrede, woraus man Renan am besten in dieser Richtung kennen lernt. Er ist, oder wollte es wenigstens, in Paris geblieben; wie es ihm wohl gehen und wie er jetzt von der Sache denken mag?

534. **An Meyer.** Darmstadt, den 9. Dezember 1870.

Meinen Brief in's Hotel du Parc, wie auch die eben dahin adressirten Renansbriefe, wirst Du, so hoffe ich, richtig erhalten haben; und aller übrigen Berechnung nach bist Du längst wieder in München. Daß Du in so langer Zeit nichts von Dir hören lassen, schreibe ich zwar einestheils dem Orbis zu; doch je länger Dein Schweigen dauert, desto weniger will dieser Erklärungsgrund für sich allein zureichen, und ich vermuthe, daß auch sonst nicht alles stehen möchte, wie ich wünschte,

daß es stünde. Also bitte ich, gib mir, wenn auch nur mit wenigen Zeilen, Nachricht, wie Du Dich befindest.

Bei uns geht heute der Bahnschlitten durch die Straßen, und so darf ich sagen, daß wir ordentlich im Winter sind. Zugleich habe ich eine ganz passende Winterbeschäftigung in der Zubereitung des Hutten zu einer zweiten Auflage. Ich habe mir ein Exemplar der ersten durchschießen lassen, und trage auf die weißen Blätter alles, was seitdem weiter erforscht worden, aus den einschlägigen Büchern ein. Es häufen sich doch immer mehr Einzelheiten, als man glaubt. Schon allein die jetzt vollendete Böcking'sche Ausgabe der Werke liefert eine Wagenladung um die andere. Aber auch sonst ist Manches gethan. Habe ich so meine Vorräthe geordnet, so wird es eine Freude sein, an den Umguß zu gehen.

Wie ist es mit Deiner Arbeit? Bist Du mit der Maßregel in's Reine gekommen, die Du treffen wolltest, Dir die Sache durch Vertheilung in Serien und Aufstellung eines Redaktors für die zweite zu erleichtern? Und hält die Gesundheit leidlich Stand?

Unser alter ehrlicher Moriz Wagner hat ja den Fuß gebrochen, und die Sache ließ sich wenigstens am Anfang recht langwierig an. Gewiß hast Du schon nach ihm gesehen, und wenn Du es nicht gethan hast, so thue es ja und grüße ihn von mir. Einmal hab' ich ihm geschrieben und auch Antwort von ihm bekommen. Sehr aufrecht hielt damals den braven Mann der Gang des Kriegs. Seitdem haben wir eine weniger erquickliche Periode des Stockens durchgemacht, die jetzt zwar vorüber scheint, ohne doch bis jetzt einer Aussicht auf nahe Beendigung des Kriegs Raum zu geben. Auch ad intra[1]) lassen die Angelegenheiten viel zu wünschen übrig. Die Nachgiebigkeit, die man gegen Bayern gezeigt hat, ist mir unbegreiflich; ich würde, wäre ich im Reichstag, zu diesem Vertrage um Alles nicht ja sagen.

Wenn Du mir einen Spezialgefallen thun willst, so sieh einmal die verschiedenen Huttensbilder in den Ausgaben seiner einzelnen Schriften nach und gib mir darüber einen kritischen Bericht.

Von dem angeblichen Dürersbild vor Böckings Gesammtausgabe wüßtest Du vielleicht auch etwas Genaueres zu sagen, als er Opp. Vol. I. Praefat. p. XV. s. thut. Hat natürlich im Mindesten keine Eile.

1) „Im Innern."

535. An Meyer.

Darmſtadt, den 18. Dezember 1870.

Du erfreuſt mich nacheinander mit 2 Briefen, deren erſter mir von Deinem Thun und Befinden, der zweite von den Huttenbildniſſen willkommenen Bericht erſtattet. Es iſt mir viel werth, daß unſer Briefwechſel wieder im Gang iſt; wir wollen ihn nie mehr ſo lange ſtocken laſſen. Können wir uns nicht viel ſchreiben, ſo thut's wenig auch, weil wir uns ſchon mit Wenigem verſtehen. — —

Alſo den ſchönſten Dank Dir und auch Herrn Schmidt für den Bericht über die Huttensbilder. Sie ſcheinen mir durchaus identiſch mit denen, die ich als Titel- oder Schlußkupfer der Werke kenne, und wovon ich Dir hier ein Verzeichniß ſende, damit Du ſie gelegentlich auf der Bibliothek anſehen kannſt. Zugleich ſchicke ich eine kleine Nachbildung des angeblichen Dürer'ſchen Bildes ſammt der Böcking'ſchen Notiz darüber, aus der mir hervorzugehen ſcheint, daß dabei weniger der Dürer als der Hutten (wenigſtens dieſer Ulrich Hutten) zweifelhaft iſt. Was ich dabei von Dir zu wiſſen wünſchte, iſt Folgendes: 1. Wie ſich die verſchiedenen unzweifelhaften Huttensbilder — bei den Werken — techniſch zu einander verhalten? 2. Was in Bezug auf ihre Naturtreue, d. h. Aehnlichkeit, zu muthmaßen iſt? 3. Wie ſich dieſe Bilder zuſammen zu dem angeblichen Dürersbild verhalten und ob dieſes als ein Bild unſeres Ulrich Hutten anzuſehen iſt? Hätte ich hierüber Deine belehrenden Fingerzeige, ſo würde ich mir die Bilder vor den Werken, deren mehrere hier zu finden ſind, noch einmal anſehen und mir aus allem zuſammen etwas zu ziehen ſuchen, was in dem Buche geſagt werden könnte. —

Die öffentlichen Dinge gefallen mir täglich weniger. Den Krieg betreffend, habe ich ſeit Wochen die ganz beſtimmte Empfindung, daß die Sache an der Hauptſtelle, vor Paris, nicht mehr in den Händen der Einſicht und Kraft, d. h. Moltke's und Bismarck's iſt. Darüber wird die Kraft des eigenen Landes auf's Aeußerſte erſchöpft und am Ende gar noch die Hauptſache ins Schwanken gebracht. Daß, was das Innere betrifft, unſere Siege auch für Mühler und Eulenburg erfochten worden, iſt ohnehin gewiß. Von Zeller ein ſchöner Aufſatz über Nationalität und Selbſtbeſtimmung der Völker im XXVI. Bande der Preuß. Jahrbücher [1]).

1) Vortr. u. Abhandl. II, 399 ff.

536. An Vischer.

Darmstadt, den 7. März 1871.

— — Mittlerweile habe ich Dir für allerlei Zusendungen und Nichtzusendungen meinen Dank und meine Freude auszusprechen. Vor Allem für Deine zwei Brüder [1]). Der Gegenstand forderte durch seine typische Natur zur Behandlung heraus, und diese ist so würdig geleistet, daß ich von meinem sonst eifrig behaupteten Grundsatze: quod unus doctus non debet sinere imprimere poëticalia [2]). diesmal willig Dispens ertheile. Besondere Freude machte mir aber Dein Artikel in der Beilage zur Allg. Ztg., wovon ich jede Zeile unterschreibe. Es ist schön, daß wir uns nun auch auf diesem Felde wieder gefunden haben.

Unterdessen haben sich ja die Schicksale vollends erfüllt; ich bin mit Allem zufrieden, bis auf den Einzug in Paris. Das war eine bös vergeckte Geschichte; ob sie sich hätte besser arrangiren lassen und wenn nicht, ob sie nicht besser unterblieben wäre, wage ich nur zu fragen; da ich sonst unsern leitenden Persönlichkeiten wie einer providentia terrestris [3]) vertraue.

Du hast ja gestern über den Materialismus gesprochen; wird man das nicht zu lesen erhalten? Etwa in einem Hefte der N. Krit. Gänge? Dagegen habe ich mit Bedauern ersehen, daß Dich immer noch das Gespenst der Meinung plagt, als müßtest Du Dich, e h e Du an die neue Aesthetik gehst, mit den Gegnern der alten auseinandersetzen. Da lässest Du Dich durch eine Arbeit, die Dir Niemand danken wird, an einer Arbeit hindern, die Dir jedermann danken würde. Mein unmaßgeblicher Rath ist: Drehe das Verhältniß um, schreib zuerst die neue Aesthetik, und sag in der Vorrede, die kritischen Auseinandersetzungen sollen folgen; thun sie das, so ist es gut, thun sie's nicht, weil Du Anderes zu thun findest, so wird es noch besser sein.

537. An Meyer.

Darmstadt, den 22. März 1871.

Hiemit nur in zwei Worten meinen Dank für Deine Auskunft über die Huttenbildnisse, die mir vollkommen genügend ist. Ich lasse

---

1) Vischers Gedicht auf die bei Champigny gefallenen Grafen von Taube (lyrische Gänge S. 115). — 2) „Ein Gelehrter solle keine Gedichte drucken lassen" (Latein der Dunkelmännerbriefe). — 3) „Irdischen Vorsehung"

mir heute, was von den Originalausgaben auf hiesiger Bibliothek ist, kommen, um mir Dein Urtheil durch Autopsie zu bestätigen. Möchtest Du mir von Deinem Wiener Freunde den Abzug seines Artikels über die Berliner Sammlung verschaffen, so wäre mir das doch sehr erwünscht.

Vorgestern war ich in Heidelberg bei der Leiche von Gervinus. Es war ein überaus betrübender Fall. Daß der ausgezeichnete Mann eben jetzt sterben mußte, so unversöhnt mit der Zeit und nothwendig verkannt von den Zeitgenossen, die langer Besinnung nöthig haben werden, um für sein Verdienst die richtige Würdigung zu gewinnen, fiel mir schwer auf's Herz. Die Stadt war beflaggt für die heimkehrenden Truppen, da ging die Leiche so ignorirt nebenher. Wie nichts der Einzelne, selbst der Bedeutendste, dem Ganzen gegenüber ist, davon hatte man ein niederschlagendes Gefühl. In der Kirchhofkapelle hielt Zeller eine recht gute Gedächtnißrede, die gedruckt werden wird.

Du wirst jetzt viel in Sorgen sein um Deinen Bruder und auch um Deine eigenen Angelegenheiten, bei der tollen Wirthschaft in Paris. Uns Uebrigen kann es schon recht sein, wie sie's treiben, vorausgesetzt, daß unsere Freunde nicht allzusehr darunter leiden.

538. **An Zeller.** Darmstadt, den 16. Mai 1871.

— — Gelesen habe ich gleich nach seinem Erscheinen den 1. Band des neuen Werks von Darwin in der Uebersetzung von Carus, doch mit mehr Begierde als Befriedigung. Ueber die Hauptsache, die Abstammung des Menschen, gibt er wenig Neues, und kommt dann gleich wieder auf eins seiner Steckenpferde — diesmal die geschlechtliche (sexuelle) Zuchtwahl, zu sitzen. Zwischendurch aber eine Menge merkwürdiger Beobachtungen und feiner Bemerkungen; aber alles nur so hingeschüttet, ohne die erforderlichen Klammern und Schließen einer wissenschaftlichen Beweisführung. Auch sonst läßt Styl und Darstellung viel zu wünschen übrig, und es sei dies, wie mir die graziosa principessa sagt, Mangel des Originals, nicht, wie ich vermuthet hatte, der Uebersetzung.

— Von Renan berichtet mir Ritter, daß er über meine Antwort sehr empfindlich ist. Erstlich schon darüber, daß ich sie in der Allgemeinen Zeitung habe abdrucken lassen, nachdem diese die Uebersetzung seines Briefes nicht aufgenommen. Dann gibt er mir Entstellung seiner

Meinungen Schuld. Es sei ihm nie eingefallen, Abtretung Luxemburgs ohne Zustimmung der Bevölkerung zu beantragen — so wenig als mir, ihm das Letztere zuzuschreiben. Auch von Herstellung der Grenzen von 1814 will er nichts wissen, was doch in dem Aufsatz in der Revue mit dürren Worten und in verschiedenen Wendungen steht. Ich habe die Sache, synoptisch aufgestellt, an Ritter geschickt, um es Renan auseinanderzusetzen. Er ist zuletzt doch aus Paris heraus und wohnt jetzt in Sèvre. Die Sache ist mir leid, aber ich habe das beste Gewissen dabei. R. scheint durch Briefe allarmirt worden zu sein, die ihm auf meine Antwort hin aus Deutschland geschrieben worden. Er ist natürlich zu bedauern.

539. **An Zeller.** Darmstadt, den 14. Juli 1871.

Mit meinem besten Danke sende ich Dir endlich hier den Hartmann ꝛc. zurück. Wenn mir die Lektüre auch nicht angenehm war, so ist sie mir doch interessant gewesen. Als ein Zeichen der Zeit, meine ich, in Betreff der Philosophie aber als ein trauriges. Wie verwildert muß diese sein, wenn ein philosophisch gar nicht unbegabter und vielfach ausgerüsteter Mensch (er hat die Gabe der innern Selbstbeobachtung, der Selbstbelauschung des Geistes über seinem Thun; es fehlt ihm nicht an Schärfe in der Bildung, noch an Logik in der Verbindung der Begriffe; außerdem hat er hübsche, wenn auch vielleicht nicht ganz zusammenhängende und gewiß nicht gehörig gesichtete — er hat sich offenbar viele Bären aufbinden lassen — naturwissenschaftliche Kenntnisse) ich sage wenn ein solcher Mensch ein so haltloses und auf solche Cruditäten hinauslaufendes Buch schreiben, und NB., damit Aufsehen erregen und Beifall finden kann!

Zunächst erweist sich das Buch als Schößling der Schopenhauer'schen Philosophie. An dieser nimmt der Verfasser hauptsächlich die Aenderung vor, daß, wenn Schopenhauer als die Substanz der Welt den Willen setzt, die Vorstellung aber erst sekundär mit der Ausbildung von Gehirnen zu Stande kommen läßt, so setzt er das Unbewußte als Substanz, die Willen und Vorstellung als gleichstehende Attribute an sich hat. Es gibt also nicht blos einen unbewußten, dem Gehirn und dem Organismus vorangehenden Willen, sondern eine ebensolche Vorstellung, und aus diesem unbewußten Vorstellen wird nun die Einrichtung der Welt, insbesondere der organischen, von

H. ganz ebenſo, wie von Reimarus, aus den bewußten Zwecken des Schöpfers, erklärt. Das Unbewußte wird zu einem deus ex machina, der, ſo lang er kann, ſich ſo wenig Mühe wie möglich macht, wenn es aber ſeine Zwecke erfordern, ſich zuſammennimmt und ſich die größten Anſtrengungen nicht dauern läßt, um ſeine Zwecke in der Natur durchzuſetzen.

Eine gewiſſe Priorität des Willens vor dem Vorſtellen iſt aber doch auch ſo vorhanden. Daß die Welt geworden, das wäre, ſo ſchlecht und peinvoll wie ſie iſt, unverantwortlich, wenn es mit Ueberlegung geſchehen wäre; aber es iſt geſchehen durch den bloßen alogiſchen Willen, und die (unbewußte) Vorſtellung ſucht nun dieſen dummen Streich ſo viel ſie kann durch beſtmögliche Geſtaltung des Was und Wie der Welt gut zu machen. So iſt die Welt zwar ſo gut als möglich, aber (umgekehrt als man vom Wetter zu ſagen pflegt) immer noch ſchlechter als gar keine Welt.

Demnach kann das Ziel der Welt nur in ihrer Vernichtung, oder darin beſtehen, daß jener dumme Urſtreich, die Setzung der Welt, ſich ſelbſt zurücknimmt. Zu dieſem Ende hat das Unbewußte das Bewußtſein geſchaffen, damit dieſem das Elend und der Unſinn des Daſeins recht fühlbar, der Ekel am Leben zuletzt zur herrſchenden Weltſtimmung, die Aufhebung desſelben zum Majoritätsbeſchluß werde. So wie es mit der Menſchheit ſo weit iſt (denn die Menſchheit ſtellt das größte Quantum des bewußten Geiſtes in ſich dar, da ſchwerlich mehrere andre Geſtirne bewohnt, wenigſtens von gleichhochſtehenden Geiſtern wie die Erde bewohnt ſind), daß ihre überwiegende Mehrheit das Daſein ſatt hat, ſo wird der urſprüngliche dumme Lebenswille aufgewogen ſein, Welt und Materie ſich auflöſen und das Daſein in's Nichtſein zurückkehren, aus dem es niemals hätte hervorgehen ſollen.

Ich könnte noch weiter fortfahren, namentlich noch beſchreiben, wie H., durch die Reflexion beunruhigt, daß es ja dem Unbewußten einfallen könnte, noch einmal denſelben dummen Streich zu machen und ſo in infinitum, dieſem drohenden Unheil durch eine Wahrſcheinlichkeitsrechnung zu entgehen ſucht — — — doch Du wirſt ſchon mehr als genug haben.

540. **An Rapp.**

Darmſtadt, den 20. Auguſt 1871.

— — Bis ich den Weg zu einer rechten Arbeit wieder finde,

habe ich indeß Allerlei gelesen, z. B. den Ranke'schen Wallenstein, ein vortreffliches Buch, trotz Allem, was einem an der Manier des Verfassers mißfallen mag. Es macht mir den räthselhaften Charakter des Mannes zum erstenmal ganz klar und zwar in einer Art, die zur Ehre der Menschheit tröstlich ist. Im Allgemeinen behält Schiller Recht. Doch hätte er seinen Helden noch um ein Gutes höher nehmen können, wenn ihm diese neueren Enthüllungen schon zugänglich gewesen wären.

541. An Zeller.

Darmstadt, den 9. Oktober 1871.

Daß Du bei Mörike gewesen und einen lebendigen Eindruck von ihm bekommen, freut mich ungemein; es ist dies ein κτῆμα ἐς ἀεί[1] und ich bedaure immer noch, daß ich diesen Sommer an meinem Besuch in Nürtingen durch das Wetter verhindert worden, — aus Furcht, es möchte ihn, ehe man sich's versieht, ocior aura tollat[2]. Ganz kann keiner seine Sachen verstehen, der ihn nicht kennt; doch auch außerdem ist er der letzte lebende Dichter von der guten alten Art und eine durch und durch poëtische Persönlichkeit. Letzteres hatte Kerner, obwohl als Dichter tief unter ihm, doch mit ihm gemein; Justinus eine breiter und populärer, Mörike eine feiner und tiefer angelegte Dichterfigur.

Der Protestantentag — nunmehr glücklich vorüber, wird Dir wohl auch einen und den andern Besuch gebracht haben. Mich interessirte besonders die Bekanntschaft von Holsten[3], der persönlich ganz dem bedeutenden Eindruck entsprach, den seiner Zeit sein Aufsatz über die Paulusvision — Anderes von ihm kenne ich nicht — auf mich gemacht hatte. Historicus-Ströhlin[4] wird auch bei Dir gewesen sein, ein wackerer, frischer Junge; aber wenn nur die guten Leute etwas besser Deutsch verstünden — ich meine im Gespräch.

542. An Zeller.

Darmstadt, den 17. Oktober 1871.

— — Hältst Du auch, wie ich, den Polytheismus für die ältere Form der Religion? Und wie denkst Du Dir den Monotheismus

1) „Immerwährender Besitz" (Thucydides). — 2) „Ein Sturmwind entführen." — 3) Prof. der Theologie in Bern, jetzt in Heidelberg. — 4) Aus Genf.

daraus hervorgegangen? Den Juden war er doch auch gewiß nicht in die Wiege gelegt. Freund Hitzig zwar, wenn ich mich recht entsinne, hält ihn bei ihnen für ursprünglich.

543. An Zeller.

Darmstadt, den 25. November 1871.

Durch Deine humoristische Beschreibung der Karlsruher Hofscenen hast Du mir viel Spaß gemacht. Besonders der gute M. Müller[1]) spielt sich trefflich auf[2]). Wie Recht er aber hat, das hatte sich mir eben vorher an Deinem Artikel über die oblig. Civilehe[3]) bestätigt. Wen der nicht überzeugt, an dem ist Hopfen und Malz verloren. Dennoch, glaube ich, wird vorerst nur die facultative durchzusetzen sein.

Auch für Deine Beantwortung meiner Monotheismusfrage bin ich Dir dankbar und sie hat mich um so mehr erfreut, als sie mir zeigt, daß unsere Ansichten über diesen Punkt genau zusammenstimmen. Ich hatte schon vor mehreren Jahren nach der Lectüre von Hume's vortrefflichen Gesprächen über natürliche Religion meine Gedanken über die Sache zusammengeschrieben, worin ich den Monotheismus als das Erzeugniß des Selbstgefühls einer Nomadenhorde bezeichnete.

— Treitschke's Rede bei der Münzberathung hat mir große Freude gemacht. Er gibt die Stellung des starren unitarischen Doctrinärs auf und zeigt sich als wirklichen Politiker.

Wattenbach hat mir 2 dicke Bände Briefabschriften von Elise Reimarus zur Begutachtung geschickt. Die Handschrift (von ihm selbst) ist ganz leserlich; aber ich komme bei den kurzen Tagen ohnehin zu wenig, und möchte doch diesen Winter das Glaubensbekenntniß, von dem Du weißt, endlich herausbringen. Da bin ich gerade jetzt nicht

---

1) Ueber welchen Br. 456, 487 zu vergleichen ist.

2) Zur Erläuterung des obigen dient eine Stelle aus dem Brief Zellers, den Str. hier beantwortet. Dieser schreibt den 22. Novbr. 1871 aus Karlsruhe, wo er die Heidelberger Universität im Landtag zu vertreten hatte, nach Erwähnung der Festmahlzeit, welche der Großherzog den Ständen gegeben hatte: „Gestern lernte ich auch M. Müller, der Abgeordneter ist, persönlich kennen. Wie ich aber nach dem Diner neben ihm stand, und die Großherzogin sich, von Mann zu Mann gehend, von mir zu ihm wandte, redete er, vielleicht auch vom Champagner ermuthigt, statt auf ihre Fragen zu warten, sie an: „So klar schreibt eben Niemand, wie der Herr Professor."

3) „Obligatorische oder fakultative Civilehe?" Abdruck aus dem XXVIII. Bd. der Preuß. Jahrbücher.

in der rechten Briefwechſelſtimmung, die ich ſonſt meiſtens habe. So geht's einem. Nichts kommt zur rechten Zeit. Ich habe ihn um einige Friſt gebeten.

Die Gervinus'ſchen Paralipomena ſind mir durch die Thorheit meines Buchhändlers noch nicht zu Geſicht gekommen. Nun will ich ſie mir aber ſchicken laſſen.

544. An Rapp.

Darmſtadt, den 28. November 1871.

Multa recedentes adimunt nämlich anni[1]), ſagt unſer alter Freund, alſo muß es wahr ſein. Am allermeiſten nehmen ſie uns die Liebenswürdigkeit, wir werden wunderlich, mißtrauiſch, ungeſellig und es iſt nichts dagegen zu machen, als daß, wenn wir dies an Anderen zu bemerken glauben, wir uns jedesmal erinnern, daß es bei uns ſelbſt ebenſo iſt; das macht uns dann wenigſtens geduldig.

Wie haſt Du den Mörike in dieſer Hinſicht gefunden, der noch ein Stück älter iſt, als wir? Er hat freilich die Muſe und die erhält länger jung. Aber ſeine Mucken hat er auch. Ich habe ihm ſeiner Zeit meinen Voltaire mit einem herzlichen Schreiben geſchickt und dafür hat er mir bis heute nicht gedankt. Da ich ihn kenne, nehme ich's ihm nicht übel und behalte ihn lieb, wie ich muß; aber ich möchte der nicht ſein, dem man ſo etwas nicht übel nimmt. Ich weiß wohl, Mörike hat mir nie getraut, mich immer für einen kalten Verſtandsmenſchen angeſehen, dem der rechte Sinn für ſeine Poëſie fehle; ich habe allerdings nicht Alles gutgeheißen, was er gemacht hat, im Ganzen aber hat er keinen treueren Anhänger und Verbreiter ſeiner Poëſie als mich.

545. An Käferle.

Darmſtadt, 27. Dezember 1871.

Das alte Jahr ſoll nicht ſchließen, ohne daß ich Dir für Deinen ſchönen Brief meinen Dank geſagt hätte, der ja nun das ganze Mißverſtändniß auf's Beſte ausgleicht und uns für das neue Jahr einen Wandel in einem neuen Leben — das aber nur das gute alte ſein ſoll — möglich macht.

Der Eindruck Deines Briefs wäre ein durchaus erfreulicher geweſen, wenn er mich nicht doch erkennen ließe, daß Deine Situation in M. und im Amt überhaupt keineswegs eine behagliche iſt. Dabei

1) „Vieles nehmen die ſcheidenden Jahre." Horaz.

gedachte ich treulich Deiner guten Frau, und daß Dir gewiß manches leichter zu tragen gewesen wäre, wenn sie an Deiner Seite hätte bleiben dürfen.

Die Aussicht übrigens, die Du eröffnest, daß vielleicht eine annehmliche Pensionirung erreichbar wäre, hat mir eine angenehme Hoffnung erweckt. Ich denke mir nämlich, da drei Deiner Kinder in Stuttgart leben, so werdest Du diese Stadt zum Ruhesitz wählen, und Dich dort zu unserem Freunde Rapp gesellen, wenn Du Dir auch nicht wie er einen Schnurrbart wirst wachsen lassen. Auf Stuttgart aber habe ich aus gleichem Grunde mein Augenmerk gerichtet. — — Oder wollen wir nach Ludwigsburg? An und für sich würde ich dieses fast noch vorziehen — in den alten Alleen und Anlagen, wo wir als Buben herumgesprungen, nun als Greise herum- und dem Kirchhof entgegenzuschleichen, hätte viel Verlockendes. Aber ein paar Freunde müßte man dort haben. Du könntest mit Prälat Hauber[1]) wieder musiciren — wenn der noch musicirt!! Doch das sind Träume. Also Stuttgart. Schreib mir gelegentlich, ob auch für Dich das der Ort wäre, wohin Du zielst.

Ich arbeite dermalen an einem Werklein, das gewissermaßen das punctum finale[2]) meiner Schriftstellerei werden soll. Eine Art General-Glaubensbekenntniß — religiös, philosophisch, politisch ꝛc., selbst ein musikalisches Kapitelchen kommt darin vor, worin ich freilich nur zeigen kann, wie weit Eure Lehren in mir Wurzel geschlagen haben. So vertreibt man sich die Zeit, bis man aus ihr vertrieben wird. — —

546. An Rapp.

Darmstadt, den 21. Januar 1872.

Unser alter Hetsch schreibt auch von Leiden und Schmerzen, durch die er sich jedoch von seinem Dienst und Geschäft nicht abhalten lasse. Dabei gibt er eine köstliche Beschreibung von einem Richard Wagner's Konzert, wobei dieser in den Proben vier Taktstöcke zerschlagen, die sein Weib sammelt und mit Inschriften aufhebt ꝛc.

Für die Zeit nach Fastnacht denke ich an einen Ausflug nach München, um einmal wieder gute Musik zu hören. Freilich kommt es darauf an, ob Meyer von seinem Frohndienst am Künstlerlexikon ab-

1) Geb. 1806, gest. als Prälat in Ludwigsburg 1883. Vgl. Br. 285.
2) „Schlußpunktum."

kommen kann. Auch nach unſerem alten Moritz Wagner möchte ich ſehen, ob er nach ſeinem Beinbruch wieder odentlich gehen kann.

547. An Zeller.

Darmſtadt, den 22. Februar 1872.

Was Dein geſtern Abend ſpät erhaltener Brief mir meldet, hat mich angenehm überraſcht, unerachtet es mich eigentlich nicht überraſcht hat. Denn an Dich vor allen gedacht habe ich ja, als die Erledigung eintrat, natürlich; aber trotz Hegel iſt man eben gar nicht gewohnt, das Vernünftige auch als wirklich zu ſehen.

Als es mit den Berufungen nach Straßburg Ernſt wurde, da, geſtehe ich Dir, dachte ich in erſter Linie an Kuno Fiſcher; dahin gehörte meines Erachtens ein glänzender philoſophiſcher Redner, Kuno ſchien mir für dieſen Poſten wie prädeſtinirt, bis auf die in Paris geborene Frau hinaus. Es machte mich daher ſehr verdrießlich, daß von ſeiner Berufung nichts zu hören war, und betrübte mich vollends, wie ich aus einem Briefe von ihm vernahm, daß Roggenbach gegen ſolche, die ihn genannt, mit einem wahren Haſſe von ihm geſprochen habe, den er in Berlin von den Anhängern Trendelenburgs gegen ihn eingeſogen. Hätte man ihn nach Straßburg, Dich nach Berlin berufen, ſo wäre nach dieſer Seite nichts weiter zu wünſchen geweſen. Freuen wir uns indeſſen, daß wenigſtens das Eine geſchehen iſt, und ſehen darin die erſte Frucht von Mühler's Entfernung; denn unter dem wäre es ſchwerlich dahin gekommen.

Was für Dich in dieſer Sache räthlich und Pflicht ſei, das, mein theurer Freund, weißt Du mit Deinem klaren Sinn in jedem Fall beſſer als ich. Da Du mir aber die Ehre anthuſt, meine Stimme vernehmen zu wollen, ſo will ich reden ſo gut ich's verſtehe [1]).

548. An Rapp.

Darmſtadt, den 30. April 1872.

— Kürzlich las ich, weil wir in Stuttgart ſo elend darum gekommen waren, Kleiſt's Prinz von Homburg. Ei, was iſt das für ein herrliches Stück! Kaum jemals hat es ſo ſtark auf mich gewirkt. Der Krankheitsſtoff, der Kleiſt ſonſt immer ſo viel zu ſchaffen macht, hat ſich hier gleichſam heraus auf die Haut geworfen. Nur die erſte

1) Es folgt eine Erörterung, welche die Annahme des Rufes nach Berlin entſchieden empfiehlt.

Szene (und als ihr Wiederschein die letzte) ist phantastisch-somnambulistisch. Alles andere kerngesund und das Einzige, was man in dieser Hinsicht beanstanden könnte, der allzu tiefe Fall des Helden in maßlose Todesangst, wird gerade durch das Träumerische, das ihm von der ersten Szene her anklebt, gut gemacht. Das ganze Heldenleben ist unter die Beleuchtung des Gedankens „das Leben ein Traum" gesetzt.

549. An Vischer.

Darmstadt, Pfingstsonntag 1872.

Daß ich nach meiner Heimkehr so lange geschwiegen, kam bis vor Kurzem daher, daß mein Entschluß wegen des künftigen Wohnorts von Neuem ins Schwanken gerathen war. Unterdessen hast Du ja wohl gehört, daß ich mich schließlich für Ludwigsburg entschieden und dort bereits auf Martini eingemiethet habe.

— Diese Entscheidung war schon seit etwa 14 Tagen getroffen; nun wartete ich aber Tag für Tag auf Deine Oratio pro Milone[1]), die ich jetzt — ich glaube vorgestern — erhalten habe. Durch die zum Lesen vorliegende Rede wird ja nun die Scharte, wenn es ernstlich eine war, die der verunglückte mündliche Vortrag geschlagen, mehr als nur ausgewetzt sein; das Schriftstück spricht so stark für sich selbst, daß Du Dir meinem Gefühle nach das fürsprechende Vorwort hättest ersparen können. Es theilt durch seine Umständlichkeit dem Leser etwas von dem peinlichen Gefühl mit, woraus dem Verfasser der Entschluß zu der Bearbeitung für den Druck hervorgegangen, und stört durch die Bloslegung der Kunstgriffe, wodurch ein solcher Vortrag zu Stande kommt, den Genuß dieses Kunstwerks selbst. Dies der Eindruck auf mich; andere empfinden hier vielleicht anders. Was den Vortrag selbst betrifft, so hat nicht blos der Grundgedanke, die Ansicht vom Krieg, gegenüber den Friedensmännern um jeden Preis, meine volle Zustimmung, sondern auch die Ausführung finde ich aufs Beste gelungen, wenn auch, wie Du ja selbst bevorwortest, der eine dies, der andere das vermissen, das eine kürzer gefaßt, das andere weiter ausgeführt wünschen mag. Ich selbst hätte in letzterer Beziehung einen Theil der

1) „Rede für Milo"; gemeint ist die Rede „Der Krieg und die Künste" (Stuttg. 1872), und diese wird so genannt, weil sie dem Redner infolge einer Heiserkeit, wie dem Cicero — aus anderen Gründen — seine Rede für Milo, im Vortrag weniger gelungen war, als in der späteren Niederschrift.

Ausführung über die Nibelungen daran gegeben gegen eine ausführlichere Behandlung der Musik, die für den Krieg eine so ausgezeichnete Bedeutung hat. Was Du von der lyrischen Poësie sagst, daß sie nicht blos wie die übrigen Künste dem Kriege nachfolgt, von ihm den Stoff und die Stimmung empfängt, sondern mit ihm geht, ich setze hinzu mitwirkend in ihn eingreift, das gilt noch in höherem Maße von der Musik. Du deutest es ganz richtig an, indem Du sagst, das Lied lebe nur in seiner Melodie; überhaupt alle einzelnen Punkte gibst Du an, auf die es ankommt; aber die 12 Zeilen, die Du der Sache widmest, hätten eine Ausführung von mindestens 2 Seiten verdient. Vortrefflich finde ich, was Du von den Dichtern, von Homer, Shakespeare und ganz besonders, was Du von Schiller sagst; aber daß Du Goethe, scheint es, nie mehr ganz ungerupft lassen kannst! In der Stelle von Hermann und Dorothea vermisse ich nichts — sehe gar kein Entweder-Oder; der beanstandete Vers spielt offenbar auf die Spartaner bei Thermopylä an, wo während die einen erlagen, das Vaterland gerettet wurde; aber wäre es auch, daß Du ihm hier mit einem Gedanken auszuhelfen hättest, warum gleich mit einem gemachten Vers? Wahrhaftig, Goethio versum obtrudere[1]) ist nicht weniger mißlich, als Homero versum oder Herculi clavam eripere[2]).

550. **An Rapp.** Darmstadt, den 28. Mai 1872.

— Die Scherze in meinem letzten Brief über Deine Lebensliebe nimmst Du zu ernst. Gegen eine mäßige Schätzung des Lebens habe ich nichts und bin überzeugt, daß, wenn es Dir einmal abgefordert wird, Du als ein weiser Mann bestehen wirst. Meinen mich oft übermannenden Lebensekel aber halte ich selbst für nichts Gesundes; er ist mehr Stimmung als Gesinnung. Auch ist er nur dann mächtig in mir, wenn es sonst nicht richtig ist. Wenn es ganz gut steht, weicht er. Auf meinem täglichen Spaziergang fühlte ich neulich Schwindel. Da dachte ich, wenn dich jetzt der Schlag träfe, wäre es doch dumm. Ich war nämlich mitten darin, die Arbeit zu vollenden, von der Du weißt und die ich nun ein ganzes Vierteljahr lang wegen fehlender Stimmung hatte liegen lassen. Und nun ging's und geht's so lustig

1) „Goethe einen Vers aufdringen". — 2) „Homer einen Vers — Herkules seine Keule entreißen."

fort, daß ich hoffen darf im Laufe dieser Woche noch fertig zu werden. In solchem Fall, wenn die stockenden Lebensgeister bei mir wieder in Fluß kommen, heißt es bei mir wie in Goethe's Gedicht Rettung: „Und vor der Hand nichts mehr von Tod."

— Wenn Vischer über meinen Brief nicht ungehalten ist, soll mich's freuen. Aber wenn Freunde sich so etwas nicht schreiben sollen, was sollen sie sich dann schreiben? Besonders wegen seiner pique auf Goethe ihn zu warnen, halte ich für Freundespflicht. An Goethe irre zu werden ist für einen Aesthetiker ein Unglück, wie für einen Protestanten an Luther, für einen Musiker an Mozart. Also principiis obsta[1])! Aber die Sache ist leider schon über die principia hinaus.

551. **An Rapp.** Darmstadt, den 4. Juli 1872.

— Hier habe ich in letzter Zeit einen neuen Bekannten gefunden in der Person des alten Botanikers Schleiden, ehemals Professor in Jena, der mich öfters zum Spaziergang abholt. Er schreibt eben an einer hübschen Monographie: „Die Geschichte der Rose" — ihrer Cultur, Schätzung, Symbolisirung ꝛc. bei den verschiedenen Völkern. Ist das nicht ein allerliebstes Thema? eine Art Culturgeschichte sub rosa?

552. **An Rapp.** Darmstadt, den 20. September 1872.

Was fällt Dir ein, daß ich in meiner neuen Schrift die Scheiben hinausschlagen werde? Du wirst im Gegentheil, was Goethe von Molière rühmt, den Ton der guten Gesellschaft und einen heiteren Konversationshumor finden. Ueber die eigentliche Polemik sind wir jetzt hinaus. Am meisten über die persönliche. Man stellt jetzt die Standpunkte im Ganzen und Großen einander gegenüber, wovon der eine den andern von selbst ausschließt. Man spricht im Namen der Einverstandenen und läßt die Nichteinverstandenen ihres Weges ziehn. Anstoß freilich wird es darum doch erregen; das ist nun nicht anders; das Salz hört erst dann auf zu beißen, wenn es dumm geworden.

553. **An Zeller.** Darmstadt, den 17. Oktober 1872.

— — Dieser Tage wirst Du hoffentlich mein neues Schriftchen erhalten haben (p. Besser'sche Buchhandlung). Nimm das Büchlein

1) „Den Anfängen entgegengetreten."

freundlich und nachsichtig auf. Das letztere kann es wahrhaftig brauchen. Um nicht wieder in den Fehler gelehrter Schwerfälligkeit zu gerathen, an dem mein neues L. J. gescheitert war, wollte ich diesmal ganz aus freier Hand, gleichsam ohne Cirkel und Winkelmaß, arbeiten, und nun fragt sich sehr, ob die Arbeit nicht an Ordnung und Vollständigkeit mehr verloren, als an Lebendigkeit gewonnen hat. Zwar konnte unter allen Umständen eine so weit ausgedehnte Schlachtlinie nicht zugleich tief aufgestellt sein, es mußten schwache Punkte bleiben, und nur das Wagniß des Ganzen kann diese Mängel der Theile einigermaßen gut machen.

Daß mir nun der Verleger bereits die nahe Nothwendigkeit einer 2. Auflage ankündigt, ist mir vorerst nur beschämend, weil es ja nur Beweis der Erwartung ist, die der Titel erregte, die sich möglicherweise nun auch getäuscht finden könnte; außerdem setzt es mich in Verlegenheit, weil es mir die Zeit zu allerhand Verbesserungen kürzt, die ich dem Werklein zugedacht hatte. Zu solchen solltest vor Allen auch Du mir behülflich sein, und die Zeit wird schon noch reichen. Möglich, daß Du schon von vornherein manchen Anlaß dazu findest; wo ich aber besonders Deine Handreichung erwarte, ist im 4. Abschnitt. Der moralische Passus gleich Anfangs ist mir am schwersten im ganzen Buch geworden, ich habe ihn dreimal geschrieben, und doch ist er noch nicht wie er sollte. Hier müßten noch ein paar tüchtige Balken eingezogen werden, und wenn Du mir dazu ein paar Eichen- oder auch nur Tannenstämme vor's Haus führen möchtest, würdest Du meinen großen Dank verdienen. Die Arbeit ist mir noch zu nah, als daß ich selbst schon Rath dafür wüßte.

554. **An Käferle.** Darmstadt, Oktober 1872.

— — Hiebei die Confessio oder Generalbeichte Deines alten Freundes, die ich Dich mit Geduld und Nachsicht anzuhören bitte. Ich huste auch hier wie ich kann[1]; und das ist immer schon etwas. Man kann den Husten etwas verheben, wie man sagt, und vielleicht hätte ich klüger gethan, es zu versuchen; aber Du weißt ja, so klug wie unser Freund „Papa“[2] bin ich nie gewesen. Wir folgen jeder

1) Vgl. S. 512.[1]) — 2) Der Uebername eines Compromotionalen von Strauß.

ſeinem Stern, und wenn es ein Unſtern iſt, ſo iſt es doch der unſere. Auch muß ſich die Schlange in den Schwanz beißen, ſonſt gibt es keinen Ring, und ein Symbol der Ewigkeit wollen wir doch an uns darſtellen, da wir auf dieſe ſelbſt verzichten.

Es freut mich, daß Du in dem Nekrolog von Hetſch[1]) mich erkannt haſt. Have pia anima[2]). Morgen habe ich die Ausſicht, eine Beethoven-Quartettſoirée zu hören von dem ſog. Florentiner Quartett-Verein Jean Becker & Cie., unvergleichliche Spieler. Wäreſt Du dabei mir zur Seite! Doch bald hoffentlich in einem Stuttgarter Concert. Bis dahin lebe wohl. — —

Siebente Abtheilung.

1872—1874.

Als ein junger Mann von 28 Jahren hatte Strauß 1836 ſeine Vaterſtadt verlaſſen; als Vierundſechzigjähriger kehrte er im Spätherbſt des Jahres 1872 in dieſelbe zurück. Die Stadt war ihm nicht fremd geworden; aber von den alten Freunden und Angehörigen war kaum noch jemand in ihr zu finden. Folgte nun bereits daraus, daß die Ruhe und Stille, wegen der er Ludwigsburg als Wohnſitz dem geräuſchvolleren Stuttgart vorgezogen hatte, bei ihm in große Zurückgezogenheit übergieng, ſo kündigte ſich überdieß nach wenigen Monaten in einer unaufhaltſam fortſchreitenden Verſchlimmerung ſeines körperlichen Befindens die Krankheit an, welche ſchließlich, nach langen und ſchweren Leiden, am 8. Februar 1874 ſeinen Tod herbeiführte. War ſein Leben vorher ſchon ein einſames geweſen, ſo war er jetzt, nach einer erfolgloſen Kur in Karlsbad, drei Vierteljahre lang ganz an's Zimmer gefeſſelt und für ſeinen perſönlichen Verkehr immer mehr auf zwei Perſonen beſchränkt: ſeinen Sohn, welcher ſich als Arzt in Stuttgart niedergelaſſen hatte, und ſeinen Vater von hier aus, mit Unterſtützung eines angeſehenen älteren, Strauß befreundeten Arztes behandelte, und eine alte Dienerin der Familie, Caroline Gerber, welche den Kranken mit Treue und Hingebung verpflegte[3]). Denn auch die Beſuche der auswärts wohnenden Freunde zeigten ſich mit der Zeit

1) Schwäb. Merkur 4. Aug. 1872. — 2) „Lebe wohl, gute Seele!" — 3) Vgl. S. 101, Anm.

ſo angreifend für ihn, daß ihre Zahl und Dauer immer mehr beſchränkt werden mußte. Um ſo weniger wollte der Leidende die ſchriftliche Zwieſprache mit ſeinen Freunden entbehren, und ſo iſt uns gerade aus der Zeit ſeiner Krankheit eine verhältnißmäßig große Anzahl von Briefen erhalten. Unſere Leſer werden es uns Dank wiſſen, wenn wir ſie durch eine etwas reichlichere Auswahl aus denſelben in den Stand ſetzen, ſich aus eigener Anſchauung ein Bild von der Seelenſtärke, der Ergebung und der Heiterkeit des Geiſtes zu machen, mit der unſer Freund ſein ſchweres Loos getragen, für Angehörige und Freunde, wie für das große Ganze, ſich die lebendigſte Theilnahme bewahrt, und ſeinen Grundſätzen auch in der letzten Feuerprobe die Treue gehalten hat.

Unter den Briefen, die in Benecke's Leben Vatke's abgedruckt ſind, gehört der letzte (S. 603), nur zwei Monate vor Strauß' Tod geſchriebene, dieſer Zeit an.

555. **An Kuno Fiſcher.**

Ludwigsburg, den 3. Dezember 1872.

— Eine eigene Färbung muß Deiner jetzigen Situation der Umſtand geben, daß Du auf einen Boden zurückverſetzt biſt, auf dem Du ſchon früher gelebt und gewirkt haſt. Man lebt dann gleichſam doppelt: auf Weg und Steg begegnet dem Jetzigen der Geweſene, dem Manne der Jüngling. Du biſt als Sieger zurückgekehrt, mit Eifer geſucht wie einſt vertrieben, und dies kann nicht verfehlen, Dich zu heben und froh zu machen. Auf der andern Seite indeß geht es einem doch immer wie Goethe ſagt: man denkt jener rothen Backen und wünſcht ſie ſich wieder herbei.

Entfernt iſt auch meine Situation hier eine ähnliche, nur daß dabei nicht Jüngling und Mann, ſondern Knabe und Greis ſich begegnen. Die Erinnerungen, die mir hier entgegentreten, ſind faſt durchaus einer ausgelebten Zeit, einer andern Welt angehörig. Alle, mit denen ich, ſelbſt in mittlern Zeiten, hier lebte, ſind geſtorben, nicht die Vorfahren allein, ſondern auch die Freunde und Geſellen; meine Vaterſtadt iſt mir eine wahre Nekropolis. Ich denke, das iſt nur die eine Seite der Sache; aber es iſt diejenige, die ſich zunächſt hervorthut, und unter deren Eindruck ich bis jetzt hier lebe.

Nicht geeignet, mich über denselben zu erheben, ist die Aufnahme, die ich meine neue Schrift finden sehe. Sie wird mit Eifer gekauft und gelesen, aber mit ebensoviel Eifer zurückgewiesen. Auf vielseitigen und heftigen Widerspruch war ich gefaßt, aber nicht auf das Ausbleiben fast jeder öffentlichen Zustimmung. Ich weiß, daß ich in der Hauptsache Vielen aus dem Herzen gesprochen habe, und wenn dies auch sehr unvollkommen geschehen ist, so meine ich, war es doch dankenswerth. Wo bleiben Deine Wir? wird man mich fragen, und ich werde beinahe lieber schweigen, als das antworten, was ich müßte.

Ich lebe hier so isolirt vom litterarischen Verkehr, daß ich nicht weiß, welche Aufnahme unterdessen Dein angefangenes Werk über Schelling gefunden. Aber es ist so, daß ihm die Anerkennung nicht fehlen kann. Es ist der Segen einer Berufsthätigkeit wie Du sie hast, in geschlossener Reihe fortarbeiten zu können und nicht mit jedem Werke wieder vorn anfangen zu müssen.

556. **An Zeller.** Ludwigsburg, den 7. Dezember 1872.

— — Komme ich nun von Deinem Buch[1]) auf Deinen Brief und mittelbar auf meine Schrift, die dessen Hauptgegenstand bildet, so kann ich den Uebergang mit Anwendung eines Schiller'schen Dictums machen, daß ich mich Dir gegenüber recht als ein wissenschaftlicher Lump empfinde. Es ist beinahe Dreistigkeit, wenn ich Dir hierbei mein Buch zum drittenmale schicke; es geschieht auch eigentlich nur um Dir zu zeigen, daß ich in Betreff der Stelle von „Weib ansehen" Deiner Ausstellung bereits zu genügen gesucht habe, indem ich Folgerung und Auslegung, die in meiner früheren Ausdrucksweise vermischt waren, deutlich trennte[2]). Kaum war zu dieser Verbesserung, bei der Eile des Drucks, noch Zeit; Deinen weiteren Erinnerungen, je gewichtiger sie sind, konnte ich für diesmal keine Folge mehr geben.

In Betreff desjenigen, was Du für die teleologische Weltansicht im Allgemeinen geltend machst, daß wir die Grundkraft der Welt als

1) Der Geschichte der Deutschen Philosophie. — 2) Das obige bezieht sich auf eine (später unterdrückte) Bemerkung über den Ausspruch Matth. 5, 28 bei Strauß d. alte und d. neue Glaube § 77, S. 249 der 1., 253 der 3. Aufl.

ihrer Natur nach auf Erzeugung des geistigen wie des körperlichen Lebens gerichtet fassen müßten, weiß ich mich mit Dir in vollkommener Uebereinstimmung, und glaube dasselbe auch in meinem § 44, wenn auch sehr unvollkommen, gesagt zu haben. In Betreff des Anderen, ob der Unterschied zwischen Idealismus und Materialismus bloßer Wortstreit sei, räume ich Dir ein, daß er es nicht ist, so lang die beiden Systeme — das eine am obern, das andere am untern Ende — noch unvollendet sind; in ihrer Vollendung gedacht aber, glaube ich, würden sie sich nur durch Ausgangspunkt und Richtung unterscheiden. Was aber endlich dasjenige betrifft, was Du zur wissenschaftlichen Begründung des Spiritualismus sagst, so verstehe ich es noch nicht ganz. Für mich ist und bleibt die entscheidende Frage: Dualismus oder Monismus? und nur darnach würde sich auch meine Zustimmung oder Abwendung von Deinem Spiritualismus bestimmen, ob er das Eine oder das Andere wäre. Die Begründung der Moral empfinde ich entschieden als den schwächsten Punkt meiner Darstellung, und wäre Dir hier am meisten für einen Beitrag zur Befestigung dieser Position dankbar; ich glaube aber, daß sich ein solcher auch vom monistischen Standpunkt aus geben ließe.

In der Aufnahme, die meine Schrift findet, ist ein merkwürdiger Widerspruch. Sie wird überall gescholten und doch reißend gekauft und gelesen. In wenigen Wochen soll der Druck einer 4. Auflage beginnen, und es sind von jeder Auflage 2000 Exemplare gedruckt worden. Bei den ersten Auflagen konnte man die Zugkraft dem Titel zuschreiben; jetzt scheint es doch, daß die Leser das Buch nicht so schlecht finden, als die Recensenten es machen. Die Letzteren wissen sich offenbar in das Ganze noch nicht zu finden; Einzelnes ließen sie sich schon gefallen, aber die Consequenzen schrecken sie ab. Dabei hat der Ton, den sich die Herren erlauben, für mich viel Kränkendes. Und am Ende kommt es doch nur denen zu gut, denen es auch die Recensenten größtentheils am wenigsten gönnen: Den Klerikalen. —

557. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 16. Dezember 1872.

— Sonst und an anderen Orten geht es dem Menschen entweder gut oder schlecht; in Vergleichung damit ist es ein Höheres, einen Ort gefunden zu haben, wo es einem überhaupt nicht geht, wo

man alſo dem gewöhnlichen Menſchenloos gewiſſermaßen entnommen iſt. So ſuche ich mich denn auch möglichſt auf dieſer Höhe zu halten, indem ich keinerlei Verbindung anknüpfe.

— Daß Du während dieſer kritiſchen Tage und Wochen mir ſo treu und theilnehmend beigeſtanden, verdient meinen vollen Dank, und ich werde es Dir, ſo lange ich lebe, nicht vergeſſen. Siehſt Du, ſo alte Urfreunde, wie wir, ſind einander doch mehr, als bisweilen der eine oder andere in hypochondriſcher Verſtimmung noch glauben will. Und während Du mir von Außen durch freundlichen Zuſpruch die Hand reichſt, habe ich auch die meinige nicht in den Schooß gelegt. Ich habe die letzte Erwiderung auf die Haupteinwürfe meiner Beurtheiler ſoeben fertig gemacht — es iſt vorerſt als Vorwort zu edit. 4 beſtimmt. Doch wenn es noch größer werden ſollte, als es jetzt iſt ($1^1/_2$ Druckbogen), ſo würde ſich fragen, ob es nicht beſſer iſt, es für ſich erſcheinen zu laſſen.

— Ziegler hatte eine günſtige Anzeige meines Buchs dem Staatsanzeiger geliefert, die auch ſchon geſetzt war, als ſie auf höhere Weiſung kaſſirt wurde. Was den Schwäbiſchen Merkur betrifft, ſo ſchrieb mir Lang[1]), ſie haben eine Anzeige ſchon im Hauſe (von wem ſchreibt er nicht), die indeß, um den frommen Leſer nicht durch meinen bloßen Namen zu alteriren, liegen bleiben müſſe und erſt nach Weihnachten erſcheinen ſolle. Unterdeſſen iſt ja Bacmeiſter in der Kölner Zeitung zum Wort gekommen in einer Anzeige, von der wenigſtens der erſte Artikel ganz an- und verſtändig lautet. Renan läßt ſich in einem Brief an Ritter ganz freundlich vernehmen: Das Buch ſei beau, grand, élevé, wie es vom Verfaſſer zu erwarten geweſen; einige Kapitel hätten zwar wegbleiben können, da ſie mit der Religion nicht im inneren Zuſammenhang ſtehen; auch liebe er dergleichen religiöſe Abrechnungen nicht, die allemal einen Bankerott herausſtellen, da man lieber in der Stille den Kredit des Hauſes aufrecht erhalten ſollte. — Die Buchhandlung Trübner & Comp. in London hat die Erlaubniß zu einer engliſchen Ueberſetzung des Buchs nachgeſucht. Und mittlerweile ſchreibe ich an dem Vor- und Nachwort, das gewiß nicht heftig werden wird. Das iſt das Gute: ſobald ich die Schriftſtellerfeder in die Hand nehme, werde ich heiter. —

1) Dr. Wilhelm Lang, heute noch in der Redaktion des Schw. M.

558. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 30. Dezember 1872.

— Ein für mich günstiger Fall ist, daß vor 8 Tagen der englische Premier Gladstone eine Preisvertheilungsrede zu Liverpool zu einer ausführlichen Polemik gegen mein Buch benützte, aber in so anständiger und achtungsvoller Weise, daß er unseren deutschen Journalbuben zum Muster dienen kann. Und dazu gibt dann Daily News (23. Dezember) so hübsche Gegenbemerkungen, die abermals außer Gladstone auch die deutschen Gegner schlagen.

559. **An Kuno Fischer.** Ludwigsburg, den 6. Januar 1873.

— — Was Du mir in Betreff meines Buchs schreibst, daß es nur aus dem Gesichtspunkte der darin sich kundgebenden Persönlichkeit recht zu verstehen sei, ist in soweit auch meine Meinung, als ich mir von jeher für seine Beurtheilung einen doppelten Standpunkt möglich und auch nöthig dachte. Es sollte sich einestheils objectiv eine Weltanschauung darin darlegen, der es, wie ich glaube, trotz der Unvollkommenheit meiner Darstellung und des noch Unfertigen in ihr selbst, doch an innerem Zusammenhang nicht fehlt; anderntheils subjectiv ein Individuum, in dem diese Weltanschauung Fleisch und Blut geworden, das sich nun aber erlaubt, auch über dieselbe hinaus sich in seiner geistigen, gemüthlichen, politischen ꝛc. Eigenthümlichkeit mit zur Darstellung zu bringen. In dieser persönlichen Eigenthümlichkeit mögen nun meines Erachtens wohl auch manche Widersprüche, die sich in dem Bekenntniß finden, ihren Grund haben und ihre subjective Lösung finden; womit ich aber nicht zugegeben haben möchte, daß, soweit es jene Weltanschauung betrifft, eine objective Lösung unmöglich sei.

560. **An Käferle.** Ludwigsburg, den 14. Januar 1873.

Ich glaube gar, es sind 3 Briefe, wofür ich Dir Dank und Antwort schuldig bin. Unverzeihlich in Friedenszeiten; aber ich stehe ja, wie Du selbst schreibst, mitten im Krieg. Und so durfte ich das Schriftchen, das ich Dir zuletzt schickte, füglich als einen Brief rechnen; denn es sagte Dir ganz wie ein solcher „wie ich mich befinde".

Deine Aeußerungen über den neuen Stein des Anstoßes, den ich in die Welt geworfen, zeigen mir zu meiner Freude, daß Du meine Intention dabei nicht verkannt hast, und daß selbst das Gewagte darin

Dich nicht sofort zurückgestoßen hat. Deinen Ausspruch, die Kepp-ler'schen Gesetze betreffend, habe ich allen würdigen Freunden mitgetheilt und alle haben den Hut davor gezogen. Daß Du in Deinem letzten Schreiben sogar auf das riskirteste im ganzen Buch (Nr. 65) mit so vielem Verständniß eingehst, ist mir eine besondere Freude gewesen.

Daß ich mir durch dieses kleine Buch für meinen Lebensabend noch so viele Unruhe und Verdruß gemacht, hat mir selbst auch schon leid sein wollen. Für Polemik ist doch in den 60en nicht mehr die rechte Jahreszeit, es fehlt die frohe frische Kampflust jüngerer Jahre. Ich gedachte oft des Sprichworts, das einst Onkel Hiller für ähnliche Fälle im Munde führte: „Er hat sich zur Ruhe gesetzt und ist Post-knecht worden." Aber wer kann wider seinen Genius? Und selbst wenn in diesem Genius eine Verkehrtheit läge, so will sie heraus und abgebüßt sein.

In unserer alten Vaterstadt lebe ich bis jetzt wie ein Eremit. Außer dem mir verwandten Ruoff'schen Hause habe ich noch keines be-treten. Auch dies ist zum Theil eine Folge des Lärms, den meine letzte Schrift gemacht, und der Verunglimpfungen in der Presse, die sie mir zugezogen hat. Dem Prälaten Hauber begegne ich zuweilen auf dem Spaziergang; wir begrüßen uns freundlich, gehen wohl auch eine Strecke miteinander.

Was ich aber in allen Deinen Briefen ungern vermißt habe, ist ein Wort davon, wann Du einmal hieherkommen und wir uns wiedersehen werden. Das Haus Deines Bruders, an dem ich jeden Tag vorbeikomme, macht den Wunsch, daß es bald geschehen möge, in mir immer neu. In unseren Jahren darf man nichts mehr verschieben, und unsere lang- und trotz einer zwischen eingetretenen Irrung wohl-geführte Freundschaft ist einer solchen Schlußfeier wohl werth. — —

561. An Rapp.

Ludwigsburg, den 30. Januar 1873.

Die Aussicht, die Dein Brief mir eröffnet, in Vischer meinen äl-testen litterarischen Mitkämpfer zu guter Letzt als Gegner mir öffent-lich gegenüber treten zu sehen, ist zwar recht unerfreulich, doch nach dem, was Du mir von Zeit zu Zeit an Aeußerungen über meine neueste Schrift von ihm mittheiltest, nicht unerwartet. Ich muß es über mich ergehen lassen, wie so manches Andere und kann am allerwenigsten durch Schreiben an ihn sein Vorhaben abzuwenden scheinen wollen. Er wird

thun, wozu er ſich getrieben findet und von ſelbſt nicht unerwogen laſſen, wem er Freude macht, wenn er gegen mich auftritt. Was ſeine Ausſtellungen betrifft, ſo bin ich zum Voraus vieler Lücken eingeſtändig, die meine ſehr aus der Vogelperſpective genommene Darſtellung hat, glaube aber, daß ſie in dieſe leergelaſſenen Räume ohne zerſprengt zu werden, alles aufnehmen kann, was Viſcher mit Recht vermiſſen mag.

562. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 18. Februar 1873.

Die Aenderung ſeines Vorhabens in Betreff der Bemerkungen dagegen[1]), ſage Viſcher mit meinem Gruß, wiſſe ich als Zeichen ſeiner Freundſchaft zu würdigen. Aber auch mit ſeiner privata admonitio[2]) laſſe ich ihn bitten, es noch ein wenig anſtehen zu laſſen. Im Augenblick gleicht mein Rücken noch allzu ſehr dem eines Gaſſengejagten, als daß nicht jede Berührung ſchmerzhaft ſein müßte. Zugleich iſt in Folge des Aufeinanderſchreiens und Einhauens von allen Seiten meine Beſinnung ſo verwirrt, daß ich noch geraume Zeit nicht fähig ſein werde, zu unterſcheiden, worin ich Recht oder Unrecht habe. Auch ſeine Erinnerungen wüßte ich in ſolcher Stimmung weder zu verwerthen, noch auch nur gehörig zu würdigen; bitte ihn daher, ſie mir für eine Zeit aufzuſparen — wofern mir eine ſolche noch beſchieden iſt —, wo ich mit wiedergewonnener Ruhe und innerer Klarheit meine Arbeit von Neuem vornehmen kann.

563. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 22. Februar 1873.

Viſchers Gedanken, ich ſolle zu meinem Buch noch einen zweiten Theil ſchreiben, finde ich abſolut ſinnlos; ſein Vorhaben, mir die Bemerkungen jetzt zu ſchicken, ob ich ſie haben will oder nicht, ganz in ſeiner Art. Er kann verſichert ſein, daß es nicht mehr viel Zuſammenſtöße zwiſchen uns geben wird, denn es wird nicht mehr viel Berührungen zwiſchen uns geben.

---

1) Viſcher ſelbſt hat ſich hierüber in der Stelle am Schluß ſeiner Abhandlung über Strauß' Schrift Krit. Gänge N. F. 6. H. S. 226 geäußert, welche auch zu den zwei nächſten Briefen zu vergleichen iſt.

2) „Privatermahnung".

564. An Rapp.

Ludwigsburg, den 20. März 1873.

Vischers Packet[1]) ist angekommen und liegt noch versiegelt; ich werde es eröffnen, wenn ich an diese Dinge wieder komme; ich möchte aber eine andere Arbeit dazwischen schieben, um dem Buch objektiver gegenüber zu stehen. Ich bitte ihm dies gelegentlich zu sagen, daß ich also auf einen Brief, wenn einer dabei ist, vorerst nicht antworten kann. — Unterdessen habe ich wieder einen hübschen Damenbrief bekommen, von einer Gutsbesitzerin in Oesterreich, wegen der religiösen Kindererziehung, den ich dieser Tage beantworten muß[2]).

Meinen Artikel über Fürst Pückler wollt' ich Dir schicken, aber ich habe die verlangten Abzüge noch nicht erhalten; er steht in der Wiener Neuen fr. Presse vom vorigen Sonntag 16. März.

---

1) Vgl. Br. 562.

2) Die Dame hatte bei Strauß angefragt, wie sie sich ihren, in der christlichen Religion erzogenen, nicht mehr ganz kleinen Kindern gegenüber in religiösen Dingen, insbesondere auch, wenn dieselben an sie diesbezügliche Fragen stellen, bei deren Beantwortung, zu verhalten habe. In dem uns gütigst zur Verfügung gestellten Antwortschreiben vom 25. März 1873 bemerkt Str. zunächst einleitend, daß die an ihn gestellte Frage eine von denen sei, auf die sich schwer eine allgemeine Antwort geben lasse, bei denen es sehr viel auf die näheren Umstände ankomme. Im Allgemeinen wisse er nur, mit der Fragestellerin ganz einstimmig, schonende Zurückhaltung, Abwarten und Ansichkommenlassen sowie das Vermeiden irgend welchen maßgebenden Eingreifens dem religiösen Schulunterricht gegenüber zu empfehlen; ebenso gegenüber von Fragen der Kinder lediglich ein erläuterndes, niemals ein kritisches Verhalten. Der Brief schließt:

„Sie werden sich hieraus, verehrte Frau, entnehmen was Ihnen tauglich scheint. Warum eine Fabelwelt gewaltsam zerstören, von der wir vorherwissen, daß sie sich mit dem Heranwachsen der Kinder von selbst auflösen wird? Das können wir aber vorherwissen, sobald wir einerseits die heranwachsenden Kinder den Bildungsmitteln der Gegenwart überlassen, und andererseits die religiösen Vorstellungen nicht gewaltsam durch Fanatismus in ihnen befestigen. Dem Mutterherzen traue ich hiebei noch einen feineren Takt zu als unserem männlichen Verstande. Also: Sie werden gewiß Alles gut machen, und möge Ihnen alles aufs Beste gelingen. Dies wünscht von Herzen, verehrte Frau,

Ihr hochachtungsvoll ergebener
D. F. Strauß."

565. **An Rapp.**

Ludwigsburg, den 7. April 1873.

— An eine Ausgabe von opera omnia denke ich nicht, wohl aber daran, die Reihe derselben in Jahr und Tag noch mit einer Nummer zu vermehren, wozu ich bereits Steine zu brechen und Stämme zu fällen anfange. Das ist die beste Zerstreuung und Erholung und wird ganz gemächlich betrieben.

566. **An Kuno Fischer.**

Ludwigsburg, den 28. April 1873.

In den letzten Tagen wird Dir wohl Hitzig meine Grüße ausgerichtet, und Dir auch gesagt haben, daß er mich nicht in der besten körperlichen Verfassung angetroffen. Diese ist denn auch die Ursache, warum ich Dir auf Deinen letzten freundlichen Brief die Antwort so lange schuldig geblieben bin. Beinahe mit meinem 65. Geburtstage hat mich meine bisherige Gesundheit verlassen, und ich sehe einem durch tiefe Körperleiden getrübten Lebensrest entgegen. Die Aerzte schicken mich nach Karlsbad, und ich glaube selbst, wenn irgend etwas im Stande ist, die stockenden Funktionen des Unterleibs wieder zu beleben, so sind es jene Quellen; aber meine Hoffnung ist nur schwach. Anfänge der jetzigen Uebel waren allerdings längst zu bemerken; aber daß sie sich, statt langsam zuzunehmen, auf einmal zu solcher Stärke entwickelt haben, das ist nach meinem bestimmtesten Empfinden die Wirkung der litterarischen Verdrießlichkeiten diesen Winter. Indeß mit 65 Jahren Gesundheit kann man zufrieden sein; wenn mich über dieses Ziel hinaus mein Zustand nur nicht ganz unfähig zu geistiger Thätigkeit macht, so will ich auch künftig nicht unzufrieden werden.

567. **An Rapp.**

Ludwigsburg, den 5. Juni 1873.

Die Art geistig brieflichen Verkehrs, wie wir ihn jetzt miteinander führen, ist für die Umstände gerade die rechte. Da kommt der kranke Körper nicht in die Quere, der bei jeder Art von persönlichem Besuche störend wirkt, und doch weiß man, daß man sich, sobald es wünschenswerth werden sollte, auch persönlich sprechen kann. Das erkennen wir und so wollen wir auch darnach handeln; die Anderen erkennen es nicht, wie sie so vieles Andere nicht erkennen, sondern vermeinen, es thue es nicht, wenn sie sich einem nicht vor's Bett setzen.

568. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 27. Juni 1873.

Das Gutachten von Fritz ſtellt mir nun doch das Prognoſticon etwas anders, als ich bisher meinte. Es wird noch nicht ſo ſchnell zu Ende gehen, aber vielleicht ſchmerzhafter. Ich glaube wirklich, daß er der Entdeckung des Uebels, vermuthlich einer Geſchwulſt im Darmkanal auf der Spur iſt, welche aber möglicherweiſe etwas krebsartiges ſein könnte. Et quae inde consequuntur[1]).

569. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 30. Juni 1873.

Wie kommt denn das? Du ſcheinſt ja den Juſti-Winkelmann ganz vergeſſen zu haben, daß Du Dich mit Treitſchke herumwürgſt. Allen Reſpekt vor Treitſchke! ſeinem ausgebreiteten Wiſſen, ſeiner tiefen Einſicht, gediegenen Geſinnung, hinreißenden Darſtellung. Von allem dem trägt der Leſer reiche Ausbeute davon, aber am Ende doch auch einen eingenommenen Kopf. Woher das? Weil des Mannes Grundſtimmung Pathos iſt, und das taugt nichts, am wenigſten bei einem Hiſtoriker. Ehe ich aus Darmſtadt gieng, da ſchon meine anderen Bücher gepackt waren, las ich noch Vieles in Treitſchke, fand mich belehrt, erregt, aber nicht eigentlich angeſprochen. Ich überlegte, was es doch ſein möge, das mir trotz aller Vorzüge den Mann nicht ſympathiſch werden laſſe. Und fand ſchließlich: es iſt das Stück Fichte, das in ihm ſteckt.

Aber Juſti — dieſe Villen, worin er uns herumführt, dieſe römiſchen Prälatenwirthſchaften, dieſe neapolitaniſchen Neidbüſſeleien. Und dazwiſchen unſern Winkelmann, ſich hindurcharbeitend, nicht immer fein, nicht ohne bald die Ellenbogen zu brauchen, bald ſich zu bücken, aber in Bezug auf ſeinen letzten Zweck immer verſtändig und ohne Tadel, unermüdlich und ſchließlich auch liebenswürdig. Man iſt ihm hierin nicht immer gerecht geworden, namentlich auch Leſſing nicht. Weit mehr Goethe. Seinen Uebertritt hat ihm wohl Leſſing nicht zum Vorwurf gemacht, aber ſein Anſchmiegen an die Kardinäle. Leſſing hatte in ſeinem Weſen, wie Uhland, dieſen Bürgertrotz gegen die Großen; etwas ganz Schönes an ſich, und ihn, Leſſing, verhinderte er am Ende auch an nichts; aber Winkelmann hätte mit ſolchem Trotz ſeine Beſtimmung nicht erfüllen können. Selbſt nach ſeinem Tode thut Leſſing Winkelmann noch Unrecht. Obwohl er ſagt, das ſei ein Schriftſteller,

1) „Und was weiter daraus folgt!“

deſſen Jahren er gerne von den ſeinigen zugeſetzt hätte, ſo ſetzt er doch hinzu, das komme heraus, wenn man Kaiſern und Kaiſerinnen aufwarte und Schätze ſammle. Schätze ſammeln — daß ſich Winkelman von Maria Thereſia ein paar goldene Schaumünzen ſchenken ließ! Wie viel richtiger und gutherziger unſer Schubart, wenn er ſich bei dieſer Gelegenheit ſo äußert: „Einem verloſſenen Bedienten ſeine Pretioſen zeigen, welche Diſtraktion! Die kann nur einem Genie paſſiren; ein gewöhnlicher Menſch iſt ſo unvorſichtig nicht.“ So haben auch die Sterne dann und wann den Schnuppen.

Mit mir iſt's beim Alten, ich bin wieder im Bett.

570. An Rapp.

Ludwigsburg, den 3. Juli 1873.

Wenn Du erkennen willſt, wie weit das von mir ſo genannte Pathos von Treitſchke das rechte iſt, ſo darfſt Du nur darauf merken, wie alle ſeine Aufſätze aus dem gleichen Tone gehen. Der ſollte aber doch billig variiren nach den Gegenſtänden; und wenn auch derſelbe Verfaſſer einige Gleichheit des Grundtons mit ſich bringen wird, ſo ſollte doch auch der Verfaſſer, wenn er gehörig beweglichen Geiſtes iſt, zu verſchiedenen Zeiten verſchieden aufgelegt ſein. Wo aber trifft Du bei Treitſchke je ein Fünklein Humors; wie tritt auch nur die ruhige epiſche Betrachtung der Dinge gegen den ewigen kategoriſchen Imperativ zurück. Nicht nur aus der gleichen Tonart gehen ſeine ſämmtlichen Muſikſtücke, ſondern die meiſten haben ſogar den gleichen Takt. Daß er dabei innerhalb dieſer Schranken Großes leiſtet und namentlich geleiſtet hat, — denn ſeine Zeit war die des Ringens, des prophetiſchen Schauens und Mahnens — verkennt Niemand weniger als Dein kranker Freund!

Ueber dem Juſti und Treitſchke vergaß ich ganz, Dir von dem Buch eines unſerer nächſten Freunde zu ſchreiben, mit dem ich mich die letzten Wochen viel beſchäftigt habe: Zellers Vorleſungen über Staat und Kirche. Ich habe ſie, wie ich damit fertig war, unſerem guten Ritter geſandt, der ſie ſonſt lange nicht geſehen haben dürfte. Das Buch iſt ein reiner Lichtkörper, ſtrömt nichts als Klarheit und Vernunft aus und wird doppelt wirkſam, wo es ſich einmal zu einigem Pathos erwärmt. Laß es ja nicht ungeleſen. — Bei mir ein ewiges Schwanken vorwärts und zurück, in der Sache ſelbſt kein Weiterkommen.

Ich muß mich im Tage 2 mal — Vormittags und Nachmittags — wieder legen.

571. An Meyer.

Ludwigsburg, den 10. Juli 1873.

Theils das aussichtslos Schleppende meines Zustands, theils die Erwartung eines Lebenszeichens von Dir aus Berlin sind die Ursachen gewesen, warum ich Dir bisher nicht geschrieben. Im ersten Punkte hat sich nun zwar nichts geändert, von Dir aber habe ich nun doch die bestimmte Nachricht aus Ragatz.

Es könnte uns beiden nichts schaden, wenn wir besser daran wären; doch Dir stehen wenigstens die jugendlicheren Jahre noch zur Seite. Was mich betrifft, so bin ich aus Karlsbad nach 3 Wochen, ohne jede Wirkung, als daß ich merklich schwächer geworden, zurückgekehrt und die 6 Wochen seitdem nicht meine Treppe hinabgekommen. Darin liegt Alles: Abmagerung und Schwinden der Kräfte haben meine Aerzte erschreckt und Fritzen's Diagnose (der mich alle paar Tage besucht) geht auf einen Schaden — eine Geschwulst — im Darmkanal. — Mittlerweile krüppelt man sich so von einem Tag zum andern fort; und legt sich mehrmals im Tag zu Bette, um die Erschöpfung nicht allzu groß werden zu lassen; dazwischen leichte Lectüre, zu eigener Arbeit weder Kraft noch Trieb. So kommt man unversehens zu den Schatten, während man glaubt, noch auf der Oberwelt zu wandeln. Wie gerne käme ich zu Dir und der l. Mary an den Bodensee! Aber daran darf ich nicht mehr denken.

Doch nun laß mich die Feder niederlegen, und wenn Du eine gute, müßige Stunde hast, wende sie an mich. Rapp thut mir gar wohl durch fast tägliche Briefe. Dem Armen ist vor 2 Monaten seine jüngste Tochter von 4 kleinen Kindern weg gestorben.

572. An Rapp.

Ludwigsburg, den 25. Juli 1873.

Habe ein paar recht leidliche Tage gehabt, die selbst der Hoffnung Raum geben könnten. Habe heute ein Stündchen gehabt, wo ich meine Renansbriefe wieder lesen konnte, zu meinem Troste. Wem die Natur auch nur einmal so die Zunge gelöst hat, der gehört nicht zu ihren Stiefkindern und den wird sie auch, wenn's mit ihm selbst Ernst wird, nicht verlassen.

573. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 1. Auguſt 1873.

Daß Du bei dem eigenen Leid noch ſoviel Mitgefühl für mich übrig haſt, iſt doppelt und dreifach ſchätzenswerth. Doch überſchätze den Freund nicht; er iſt wie ein anderer Mann, trägt ſeine Gaben in irdenem, zerbrechlichem und mangelhaftem Gefäß, das ſeiner Wirkſamkeit auch wieder im Wege ſteht. Darum ſieht auch er ſelbſt ſeinem Vergehen mit Ruhe entgegen. Geſtern war mein Neffe hier, er traf gerade mit Fritz zuſammen. Mir wurde — mit den beiden friſchen Jungen — wieder jung zu Muth. Auch dieſes Wiederaufleben des Geſchlechts in friſchen Sproſſen, wie beglückt es! Ueberhaupt wie Unrecht haben die Peſſimiſten; ich werde durch meine Leiden ſelbſt in meinem frommen Optimismus jeden Tag beſtärkt. Wie hübſch das Enkelchen, das Dich, den bekümmerten Großvater, zu ſeinem jungen Kätzchen führt. So heilt und erſetzt die Natur. Wir verſtehen uns. Adieu. Schulter an Schulter bis ans Ende

mit Deinem

D. F. Strauß.

574. **An Meyer.** Ludwigsburg, den 7. Auguſt 1873.

Lieber Freund!

Große Freude machte uns Dein Lebenszeichen aus Brunnen; wenn ich „wir" ſage, ſo ſchließe ich Georgine mit ein, und da weißt Du ſchon, wie viel Troſt und Freude ich miteinſchließe.

— Die Freude über Dein Schreiben bezog ſich theils darauf, überhaupt wieder etwas von Dir zu hören, theils verhältnißmäßig ſo Erwünſchtes, Du ſcheinſt doch auf dem entſchiedenen Wege der Erholung, wozu zuletzt der Beſuch der l. Mary das Beſte beigetragen haben wird; und wir dürfen auf den Winter eine geſunde gedeihliche Thätigkeit für Dich hoffen. Das gänzliche Aufgeben der aufreibenden Arbeit am Lexicon und die mehr bewegliche Thätigkeit in Berlin müſſen Dir entſchieden gut thun.

Mit meinem Zuſtand iſt es am Alten und an eine Erneuerung meiner Kraft und Geſundheit nicht zu denken. Auch Fritz, der im Einverſtändniß mit dem ehemaligen Leibarzt des † Königs in Stuttgart bei fleißigen Beſuchen meine Kur leitet, erwartet nur noch, als welche Art von Geſchwulſt der im Gedärm lauernde tödtliche Feind ſich endlich offenbaren wird.

Immerhin. Es ist genug, und ich habe genug. Ich möchte nicht noch einmal anfangen müssen, mich mit der Welt einzulassen. Ich scheide von ihr versöhnt; wir haben uns gegenseitig gegeben, was wir konnten und sollten. Und im Schoß der Kinder, unter der Theilnahme der Freunde finde ich mich sogar beneidenswerth.

Die Nachricht, die Du mir von der Kronprinzessin gibst, hat mich sehr erfreut. Von der Schwester wußte ich, daß sie mir nach den Stunden, die wir zusammen gehabt, nie ganz abwendig werden kann; von der Kronprinzessin getraute ich mir nur nach Bertran de Born zu sagen: „Meines Geistes hat sie einen Hauch verspürt" — und, wie gesagt — es soll mich freuen, wenn er kein ganz flüchtiger gewesen.

Nun des Gesudels genug. Lebe noch recht schöne Tage mit der l. Mary am See und gib auch wieder Nachricht

Deinem

D. F. Strauß.

575. **An Rapp.**

Ludwigsburg, den 16. August 1873.

Kuno Fischer kam, um nach mir zu sehen und gestern wieder. Er war unendlich theilnehmend und gab, für einen so strammen Mann, seinem Schmerz einen leidenschaftlichen Ausdruck. Auch er gehört zu den Freunden, deren Liebe mich beschämt. Daß ich Euch so viel gewesen, weiß ich nicht zu finden.

576. **An Rapp.**

Ludwigsburg, den 20. August 1873.

Als dieser Tage Deine Briefchen hemdärmlig (ohne Briefdecke) zu mir zu kommen anfiengen, schickte ich gleich nach einem Vorrath neuer Wämschen auf die Post und legte sie in einen Umschlag mit der Ueberschrift:

Wolleſt uns beſcheid'ne Hüllen
Bald mit edlem Inhalt füllen:
Milde, freundliche Gedanken,
Balſamtropfen für den Kranken —

Das Päckchen triffſt Du, wenn Du kommſt.

— Ich erhielt diesen Morgen von meinem alten Freunde, dem ehemaligen englischen Gesandten in Darmstadt, jetzt in München[1]), im

1) Sir Morier, 1866—1872 englischer Geschäftsträger in Darmstadt.

Auftrag Gladstones und with his best compliments einen authentischen Abdruck seiner Liverpooler Rede.

577. An Ernst Häckel.

Ludwigsburg, den 24. August 1873.

Durch Ihr freundliches Schreiben vom 18. und dessen Beilagen haben Sie mir eine große Freude gemacht. Ich hatte mir Ihre Natürliche Schöpfungsgeschichte gleich in der ersten Auflage angeschafft, später in der dritten einzelnes verglichen, und sah nun mit Verlangen der angekündigten vierten entgegen, die mir jetzt Ihre Güte — und zwar mit einer so ehrenvollen Anerkennung meiner dilettantischen Bemühungen in der Vorrede — selbst entgegenbringt. In letzterer Hinsicht zwar bin ich, trotz des Hohngeschreis der Gegner, von jeher beruhigt gewesen, da ich mir der redlichen Mühe bewußt war, die ich mir gegeben hatte, das Erforderliche zu lernen; doch wie Sie in Ihrer Vorrede treffend sagen, nicht alle Naturforscher finden es gerathen, die Karten ihres Bekenntnisses ganz aufzudecken. Um so mehr gebührt Ihnen, geehrtester Herr, mein Dank und die Anerkennung der Welt. Besonders zu danken habe ich Ihnen noch für die Beigabe Ihrer Photographie, die mir hoch willkommen ist; aber was werden Sie sagen, wenn ich Ihren Wunsch, dagegen die meinige zu bekommen, nicht erfüllen kann? Am besten, Sie lachen darüber, wie ich selbst; in ganz Stuttgart — wo ich, da mein Vorrath erschöpft ist, meinen Sohn beauftragte, in den Kunsthandlungen nachzufragen — ist eine Photographie von mir nicht zu finden. Sie sehen, der so manchen Bibelspruch wankend gemacht hat, muß doch den vom Propheten, der in der Heimath nichts gilt, bestätigen. Zum Theil bin ich wohl selbst schuldig, da ich mich im Grunde nur einmal habe photographiren lassen, nämlich vor 8 Jahren, bei dem Hofphotographen Günther in Berlin, an den ich nun auch Sie verweisen muß. Verlangen Sie die Aufnahme mit dem Buch; — die halten meine Freunde für die bessere.

Sie wünschen mir noch lange Frist zu wissenschaftlicher Arbeit, aber dieser Wunsch wird schwerlich in Erfüllung gehen. Ich bin seit $^1/_2$ Jahre von einem Siechthum ergriffen, das wenig Aussicht auf Wiederherstellung gewährt und meine Kräfte allmählig aufzehrt. Dagegen stehen Sie inmitten einer glänzenden Laufbahn, wie Ihr Bild mir

zeigt, mit frischer Kraft. Meine besten Wünsche begleiten Sie, während um ein freundlich nachsichtiges Andenken bittet

Ihr ergebenster

D. F. Strauß.

578. **An Rapp.**

Ludwigsburg, den 27. August 1873.

— Gestern erhielt ich durch die Cotta'sche Buchhandlung resp. von Vischer das neuste Heft seiner „kritischen Gänge" mit einem eigenen Artikel, nicht blos Erwähnung in der Vorrede, meines A. u. N. Glaubens. Also richtig!

579. **An Rapp.**

Ludwigsburg, den 4. September 1873.

Ich las dieser Tage in Mörike's Gedichten wieder den „Besuch in der Carthause", wozu das vorhergehende: „dem Herrn Prior der Carthause J." zur Orientirung mitgehört. Das Gedicht war mir immer lieb gewesen; jetzt aber empfand ich mehr als je, daß es eines der schönsten der Sammlung ist und dem unschätzbaren Thurmhahn nicht nachsteht. Ich möchte es eine humoristische Elegie nennen, und eben dieser Gegenschein von Trauer und Scherz bringt eine zauberhafte hochpoëtische Wirkung hervor. Eine Welt ist untergegangen, die zwar höchst liebenswürdig, aber doch bereits durch innern Widerspruch so zersetzt und dessen für sich so geständig war, daß ihr bleibender Bestand kaum gewünscht werden konnte. Der Carthäuser-Prior, der sich an Catull und leckerer Tafel behagt; der Klosterschaffner, dem es wohler im Küraß als in der Kutte wäre, und der zuletzt die Uhr, die ihm vom letzten Stündchen spricht, sorgfältig bei Seite schafft, — das sind so heitere praesagia[1]) des Untergangs dieser ganzen, sonst so liebenswürdigen Lebensform, daß wir denselben, nachdem er nun gekommen, zwar schmerzlich, doch nicht ohne ein heiteres requiescat![2]) empfinden. Und das alles spiegelt sich — erst in der Ironie des erzählenden Arztes, dann in dem versöhnenden, verklärenden, alles ausgleichenden Humor des Dichters in einer Weise ab, die unser ganzes Gemüth füllt und befriedigt.

Guten Morgen. Der Brief geht erst heute, den 5., ab.

Dein

St.

1) „Vorzeichen". — 2) „Sie ruhe im Frieden."

An die Franzoſen.

Holt nur den Heinrich euch bald, den Mann mit dem Lilienbanner,
Salbt ihn mit heiligem Oel aus dem zerbrochenen Krug.
Zeigt ihm die Kröpfe ſodann zur Heilung — was ſag' ich: die Kröpfe?
Iſt doch demnächſt Frankreich nur noch ein einziger Kropf.

Graf Chambord.

Wenn zum Propheten der Berg nicht kommt — ſo ſagte man ſonſt wohl
Platt und nüchtern, — ſo kommt klüglich zum Berg der Prophet.
Ich bin der ächte Prophet: ich rühre mich nicht, und der Berg kommt
— Geht ihm nur hübſch aus dem Weg! — eben gehorſam zu mir.

580. **An Kuno Fiſcher.** Ludwigsburg, den 12. September 1873.

Geſtern kam ein Brief unſres Zeller bei mir an mit dem Poſtſtempel NAPOLI. Wie mich das freute, daß er ſeinen Zweck, der bereits vereitelt ſchien, doch noch erreicht hat. Und durchaus mit gutem Glück ſeinem Schreiben zufolge, wenn er auch über manches „Schweißbad" klagt; alſo trifft Bunſen's: „Er ſchwitzt nicht" (= ihn gebar kein Weib) nicht zu. Rom hat er für den Rückweg aufbehalten.

Aber weder von Neapel, noch von St. Blaſien, noch von Heidelberg bringt mir die Poſt ein Lebenszeichen von Dir. Das macht mir nachgerade doch Bedenken. Biſt Du krank? iſt Dir ſonſt etwas Unangenehmes widerfahren, das einem die Mittheilungsluſt benimmt? oder biſt Du mir aus irgend einem Grunde böſe geworden? Indem ich ängſtlich nach einem ſolchen Grunde forſche, bietet ſich mir freilich auch nicht einmal eine Vermuthung dar, außer die ſich etwa auf das Manuſkript[1]) begründen könnte, das ich Dir zum Abſchied — und das iſt immer ungeſchickt — beinahe aufdrang. Ich habe es lange nicht mehr vor Augen gehabt, weiß nur noch, daß aus Anlaß meines Heidelberger Aufenthalts von Dir die Rede iſt, ſo sans façon wie von mir ſelber, und wie man in Aufzeichnungen ſpricht, bei denen an den Druck gar nicht gedacht iſt. (Dieſer Gedanke kam mir erſt ſpäter.) Es iſt alſo, erinnere ich mich recht, von dem Gegenſatz — nicht unſrer Naturen, ſondern unſrer Art uns zu geben, von den kleinen Spannungen, die ſich daraus ergaben, friſchweg die Rede; aber das Ganze muß ſo getragen und getränkt ſein von Liebe, Hochachtung und Dankbarkeit für Dich, daß Du jene derberen Striche nicht wohl als Diſſonanzen empfunden haben kannſt. Es müßte denn ſein, daß zu der freundſchaftlich

1) Der „Litterariſchen Denkwürdigkeiten".

erregten Stimmung, mit der Du aus dem Krankenzimmer des Freundes kamſt, die ruhig kühle Art, wie der Geſunde vom Geſunden geſchrieben hatte, einen wehthuenden Contraſt gebildet hätte.

In meinem Krankenzimmer übrigens ſteht es, wie es in einem Zimmer ſtehen kann, über deſſen Thüre das Lasciate ogni speranza! geſchrieben ſteht. Indeß bin ich zufrieden, wenn es nur fortan gelingt, durch die bekannten Narcotica die Schmerzen in gewiſſen Schranken zu halten. Die Abnahme der Kräfte freilich, beſonders auch der Fähigkeit, länger zu leſen, iſt ſehr merkbar. Doch nimmt ja mit der Fähigkeit auch das Bedürfniß ab, und ſo gleicht ſich auch das wieder aus.

581. An Zeller.

Ludwigsburg, 14. September 1873.

Lieber Freund!

Was ich mich freute, als ich auf Deinem Brief den Poſtſtempel: Napoli, erblickte! Alſo hat er ſeinen Reiſeplan, trotz alledem, doch durchgeſetzt[1])! So iſt's recht, dachte ich; und daß Dir die Reiſe, bei Deiner Conſtitution, nichts ſchaden würde, davon war ich von vorne herein überzeugt. Und nun ſteht Dir, nach allem Schönen, das Du ſchon geſehen, die Hauptſache, Rom, noch aus; denn das bleibt wenigſtens für unſer einen Rom, da ſich unſer Vorſtellen und Denken von Jugend auf um dieſe Stadt gedreht hat.

Alſo: mögeſt Du ſeiner Zeit recht geſund und befriedigt über die Berge zurückkehren und an dem Vorrath neuer Anſchauungen und erfriſchender Eindrücke noch lange zu zehren haben.

Da Du über Deinen Heimweg nichts ſchreibſt, wage ich kaum zu hoffen, daß wir uns bei der Gelegenheit ſehen werden; und wie es dann mit dem Sehen überhaupt werden wird, weiß ich nicht.

Mein Zuſtand iſt im Allgemeinen noch der gleiche wie während Deines Hierſeins: man hält durch die Narcotica die Schmerzen in gewiſſen Schranken, während das Sinken des Kräftezuſtandes nicht zu verkennen iſt. Doch hierüber, wie über ſo manches Andere, haben wir uns ja mündlich ausgeſprochen.

---

1) Z. hatte von Berlin aus eine Reiſe nach Italien angetreten, und dieſe trotz des Erſcheinens der Cholera in Oberitalien ausgeführt. Den Hinweg nahm er über Württemberg, und beſuchte auf demſelben Strauß zum letztenmal. Den obigen Brief erhielt er in Rom.

Alſo hier nur einen herzlichen Gruß und kurzes Lebewohl von Deinem

D. F. Strauß.

582. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 16. September 1873.

— Ich habe indeſſen ein paar leidliche Tage gehabt, zum Theil in einem Roman meines alten Freundes Holtei geleſen.

Der guten Frl. G. theilnehmendes Andenken freut mich immer, aber ihre Feigen mußt Du mir weder bringen noch ſchicken, da ich dergl. Süßigkeiten nicht eſſen kann. Georgine wollte mir von den ſchönen Pfirſichen verſchaffen, die man jetzt am Rhein ſchon habe, und ſchickte mir deßhalb ein Kiſtchen voll hieher. Die Pfirſiche ſahen herrlich aus und dufteten ebenſo. Zuletzt ließ ich mir aus dem Kiſtchen ein Spuckkäſtchen machen, damit ich doch etwas von der Sache habe. Ich will Dir's zeigen wenn Du kommſt.

583. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 22. September 1873.

Du haſt ganz Recht: Der weſtöſtliche Divan iſt ein ſehr gemiſchtes Ding. Neben manchem Gediegenen (worunter gleich das erſte herrliche Gedicht Hegire; dann In tauſend Formen ꝛc.; 2 der ſchönſten haben wir ja an Frau Willemer abtreten müſſen) viel Skizzenhaftes, oft wie Du ſagſt mehr Reim als Gedicht. Die Sammlung iſt eben aus einer Zeit, da Goethe ſchon anfing, ſeine Schubladen umzukehren. Willſt Du aber genau wiſſen, was er ſeiner Quelle verdankt, ſo hol' Dir auf der Bibliothek: Hafis, überſetzt von Hammer 1810 oder 11. Das iſt das Buch, woraus Goethe geſchöpft hat. Noch ſehr rauh und ungenießbar in den Formen, ſo daß man vor Goethe von Neuem Reſpekt bekommt, daß er durch dieſe unbeholfene Hülle hindurch den poëtiſchen Gehalt ſo ſtark empfand. — Daß Dir die alte Zauberflöte ſo gute Empfindungen und Anregungen gegeben hat, freut mich. Für mich iſt das muſikaliſche Kapitelchen in meinem Buch ein dankbarer Nachruf an die Muſik, denn zu wirklichem Muſikgenuß werde ich wenig mehr kommen.

584. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 29. September 1873.

Du haſt mir primitias auctumni [1]) geſchickt, ſchwarze Trauben

1) „Erſtlingsfrüchte des Herbſtes."

von Untertürkheim, und ich habe eine davon mit Vergnügen genoſſen; doch zugleich mit Furcht und Zittern, ob es mir auch gut bekommen werde. Was mir gewiß gut bekommt, das ſind Deine Briefe und dabei wollen wir bleiben. Die materiellen Spenden ſind mir bei den Frauen ſchon nicht lieb, die doch auf dergleichen mehr angewieſen ſind; wir Beide ſollten unſern Verkehr ſtreng als eine Κοινωνία λογικὴ[1]) bewahren. Du wirſt dieſen Stoicismus rauhborſtig nennen, allein er ſteckt einmal in mir und ſo wollen wir ihn zu guter Letzt recht herausſchlagen laſſen.

585. An Amalie Strauß.

Ludwigsburg, 4. Oktober 1873.

Meinen innigen Dank für Deinen treuen, beruhigenden Brief! Daß die erſte Nachricht von Georginens Zwillingsſegen mir einigen Schrecken einjagte, im Gedanken an die Gefahren der nächſten und die Beſchwerden der ferneren Zukunft, kannſt Du Dir denken, zumal ich eben einen recht ſchlechten Tag hatte, als das Telegramm einlief. Am folgenden Tag befand ich ſelbſt mich beſſer und nahm die Sache dann auch heiterer. Jetzt iſt mir nur ſchmerzlich, daß ich die beiden Ferkelchen nicht ſehen kann. Beſonders im Badezüberchen ſtell' ich ſie mir gerne vor. Kann man ſie denn auch ſchon unterſcheiden, oder ſehen ſie ſich ganz gleich? Wär ich jetzt geſund, wahrhaftig ſo würde ich kommen und mich auf ein paar Tage bei Dir einlogiren, um bei Georgine nicht der Unruhe noch mehr zu machen, und doch den neuen Segen in Augenſchein zu nehmen. Doch das ſind Träume.

Heut bin ich ſchon wieder etwas beſorgt, da kein Brief meines Schwiegerſohns eintraf, der doch in Ausſicht geſtellt war. Es wird doch nicht ein Rückſchlag eingetreten ſein! Doch ich will das Beſte hoffen.

586. An Rapp.

Ludwigsburg, den 14. Oktober 1873.

Haſt Du geleſen, daß Hermann Kurz[2]) ſo plötzlich geſtorben iſt? Der Mann thut mir doch recht leid. Perſönlich habe ich nur wenig, obwohl durchaus freundliche, Berührung mit ihm gehabt; aber ſein Talent habe ich immer hoch geſchätzt. Und gerade wo es mangelhaft oder ſchadhaft war, hat es mir, wegen des ſpecifiſch Württembergiſchen dieſes Schadens, beſondere Theilnahme eingeflößt.

1) „Einen geiſtigen Verkehr." — 2) 1831 Strauß' Schüler in Maulbronn, 1832 f. in Tübingen; dann Litterat, ſchließlich Bibliothekar in Tübingen.

Die Talente, beſonders die poëtiſchen in Württemberg, haben das Eigene, daß ſie ſo gerne im beſten Wuchſe ſtecken bleiben. Oder ſie bekommen gleichſam die erſten Zähne ganz ſchön; wenn aber das zweite Gebiß kommen ſollte, ſo will es nicht heraus. Dieſe Talente bringen einen ganz hübſchen Vorrath an Kindheitseindrücken, Jugenderinnerungen u. dergl. mit, und wenn ſie in's Alter der erſten Production treten, gelingt es ihnen wohl, jenem mitgebrachten Stoffe eine anſprechende poëtiſche Form zu geben: ſo Mörike im Maler Nolten und im Schatz, H. Kurz in verſchiedenen kleinen Novellen und Schiller's Heimathjahren.

Nun aber hapert's; denn es ſollte neuer Stoff zur poëtiſchen Geſtaltung aufgenommen werden. Es ſollten jetzt nicht blos perſönliche, ſubjective Erfahrungen, ſondern objective Beobachtungen und Forſchungen gemacht werden, an Land und Leuten, an Welt und Ereigniſſen, und dieſe ſollten zu einem zweiten Schub der poëtiſchen Produktion benutzt werden. Allein dergleichen Beobachtungen und Forſchungen werden entweder nicht gemacht, weil ſich das Talent in ein vereinzeltes Stillleben einſpinnt; oder ſie ſprechen und regen daſſelbe nicht poëtiſch an. So hat es denn mit der Produktion ein Ende oder geht nur lahm und tropfenweiſe weiter. Hierin hat Auerbach vor ſeinen chriſtlichen Landsleuten einen großen Vorſprung: da kommt der Jude dem Württemberger zu Hülfe.

Einen dicken ſchwarzen Strich machte durch K.'s Produktion auch die Politik, das Jahr 1848. Ich erinnere mich noch lebhaft der Freude, die ich hatte, als im Jahr 1846 etwa die zwei erſten Kapitel des Kurz'ſchen Sonnenwirths im Morgenblatte kamen. Das war das Meiſterſtück einer Expoſition, einer pſychologiſchen Grundlegung. Nun war aber die Produktionskraft des Mannes ſchon damals im Stocken, und ſo ſtand es mit der Fortſetzung an, bis das gedachte Jahr dazwiſchen kam. K. war nichts weniger als eine politiſche Natur, aber er war entzündlich für politiſche und ſociale Ideen, denen er nicht gewachſen war, Pectoralpolitiker wenn irgend einer. Hiegegen war nun Mörike durch ſeine ausgeprägtere Dichteranlage, freilich auch durch ſeine größere Weltunfähigkeit, geſchützt. Kurz dagegen wurde von der Sache gepackt, war eine Zeitlang ſogar in der Redaction des Beobachters. Damit iſt einer als Dichter für Lebenslang verloren. Als die wilden Waſſer der nächſten Jahre abgelaufen waren und K. nach ſeinem

poëtiſchen Gärtchen wieder ſah, waren die vorher ſo hübſch grünen Plätze von Sand und Kies bedeckt und unfruchtbar gemacht. Die Fortſetzung des Sonnenwirths gerieth höchſt unerquicklich. Weiteres wollte gar nicht mehr gedeihen. Aber Friede ſeiner Aſche! Er war ein ſchönes Talent und ein harmloſer Menſch.

Doch ich muß aufhören. Mit herzl. Grüßen

Dein

St.

587. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 18. Oktober 1873.

— Du nennſt Pauli's engliſche Geſchichte „ſtruppig". Nicht mit Unrecht, um gewiſſer Stylmängel willen; iſt aber doch ein gutes lehrreiches Buch. Nicht blos durch den Inhalt, ſondern auch die Darſtellung zeigt lebendige Bekanntſchaft mit Land und Leuten. Das Buch entrollt uns das Schauſpiel, wie ein politiſch begabtes und geſchultes Volk eine Umbildung beengender Formen, die anderwärts eine Revolution gekoſtet haben würden, im Wege der loyalſten Reform vollbringt.

Dann gelegentlich welche Perſönlichkeiten lernen wir kennen. Vor allen R. Peel, einen Mann, den ich ſchon im Leben hoch verehrte, und deſſen Verdienſte mich nun freute, hier im Einzelnen ausgeführt zu ſehen. Kein genialer Staatsmann wie Bismarck, aber darum nicht weniger verdienſtvoll. Nichts glänzt an dem Manne, aber Alles iſt gediegen. An Gewiſſenhaftigkeit, Selbſtverleugnung, Opferfähigkeit, ſtehen wenige über ihm. Zugleich beſtätigt er den Satz (wie Bismarck von anderer Seite auch), daß die beſten Staatsmänner in der Regel nicht von Links, aus der Oppoſition, ſondern von Rechts, von conſervativer Seite, kommen. Wenn ein ſolcher ſich entſchließt, mit der Zeit und ihren Anforderungen fortzuſchreiten, ſo hat er vor dem andern jedenfalls die Gewohnheit des Beharrens auf der hiſtoriſchen Grundlage, des ſtetigen Verfahrens voraus. Er wird nicht leicht etwas übereilen, wohl einmal etwas verzögern, — was weit weniger ſchadet als das andere.

Neben Peel tritt in dem Buch beſonders die jugendliche Königin anmuthig hervor. Mag Pauli perſönlich für ſie eingenommen ſein, immerhin; aber hoch anzuſchlagen iſt doch an der königlichen Jungfrau der Takt, womit ſie ſich immer an die rechten Leute hielt, und endlich

den Gemahl auswählte, der in die Hannöverſche Dynaſtie neue Reiſer pfropfen ſollte.

Heute der 18. Oktober und zugleich Geburtstag des Kronprinzen v. Pr. u. D., der 42.! Möge ihm die Zeit nicht allzu lang werden. Und doch, wer kann, ohne die Schuld des Undanks auf ſich zu laden, den Alten fortwünſchen, wenn er ſeine Sachen noch ſo gut macht, wie in der Antwort an das alte Waſchweib im Vatikan! Der Brief fällt doch noch weit mehr in's Gewicht vom Alten als vom Jungen.

Dein

St.

588. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 21. Oktober 1873.

Um die Chronoſticha iſt es zwar ein geſchmackloſes, zopfiges Weſen; doch weil einem die Kenntniß der Sache manche Inſchrift (auf Münzen ꝛc.) aus der Zopfzeit erklären hilft, iſt es immer nicht übel, wenn man ſie inne hat. Und die Kunſt iſt ungemein einfach.

1) Von den Buchſtaben, die zu einem Chronoſtichum gehören, werden die Zahlwerthe, ſoweit ſie ſolche haben, ausgeworfen.

2) Nun haben aber im lateiniſchen Alphabet nur 7 Buchſtaben Zahlwerth, nämlich M = 1000; D = 500; C = 100; L = 50; X = 10; V = 5; I = 1.

3) Schließlich werden die ausgeworfenen Zahlenwerthe addirt, und dann hat man die Jahreszahl. Alſo in den Verſen

Octo & centenos Ludovici principis arto
Apros Beblingae rettulit una dies —

finden ſich:

2 D = 1000
4 C = 400
3 L = 150
4 V = 20
8 I = 8

Summa 1578;

welches folglich das Jahr der großen Saujagd des Herzogs Ludwig bei Böblingen wäre.

Wenn Du aber Deinen jungen Leuten eins verſetzen willſt, bitte

mich nicht als Ruthe zu gebrauchen; sie könnten mir sonst böse werden, und ich möchte jetzt, daß mir die Menschen gut wären.

589. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 2. November 1873.

Wenn E. meine Tochter wäre, würde ich ihr den Wunsch, den Schopenhauer zu lesen, ausreden. Er ist bei all seiner hohen intellektuellen Begabung doch ein wüster Mensch, der eine Menge unreiner Stoffe mit sich führt, die in ein weibliches Gemüth einzuführen man billig Bedenken trägt, weil man nicht weiß, ob es die Kraft haben wird, sie wieder auszustoßen. Oder wenn ihr die Kraft nicht fehlt, so fehlen ihr sicher die technisch-wissenschaftlichen Mittel, die uns eine solche Herausschaffung erleichtern. Unter jenen unreinen Stoffen verstehe ich in erster Linie die grobe Weltunzufriedenheit, welche nur die Kehrseite der Selbstüberschätzung des Individuums ist, das meint, ihm müßte von Rechtswegen in dieser Hundewelt kein Zahn mehr weh thun. Wo nun in einem Gemüth eine Ritze oder Spalte der Nichtbefriedigung ist, — und in welchem wäre keine dergleichen? — da setzt sich das Zeug hinein, und der Kukuk mag sehen, bis man's wieder herausbringt.

Wie Recht hast Du, wenn Du vom Christenthum schreibst, es habe den Tod zu überwinden gemeint, in der That aber nur vertuscht, indem es ein anderes Leben an seine Stelle setzte. Nur leider datirt diese Fälschung nicht erst vom Christenthum, sondern fängt schon im Orient an. In unsere Welt wurde sie durch Plato eingeführt. Sein Sokrates stirbt eigentlich schon ganz „mit den Tröstungen unserer Allerheiligsten Religion", wenn diese auch bei ihm noch eine ganz freie, selbstgemachte ist. Der erste, der es wagte, den Menschen ganz ohne Illusion dem Tode gegenüber zu stellen, war Epicur. Darum ist mir heute das letzte Capitel von Cornelius Nepos' Atticus mehr werth, als das in Plato's Phädon. Dieser Atticus hat sicherlich auch Deinen Freund Lucrez gekannt, da beide ja Zeitgenossen waren und in Rom lebten. Vermuthlich haben wir ihn uns als Gast bei den spirituellen Soupers zu denken, deren Cornelius gedenkt und an denen uns Alles gefallen haben würde, außer dem *ἀναγνώστης* [1]), der dabei nicht gefehlt haben soll. Meiner Meinung nach soll sich das Tisch-

1) „Vorleser".

geſpräch aus der Situation und den Perſonen von ſelbſt entwickeln und ein Vorleſen bei Tiſch iſt nicht beſſer als ehemals im Kloſter das Predigen über Tiſch. Beides freilich, hiſtoriſch genommen, nur das Zeichen einer importirten, auf einen wilden Stamm gepfropften Kultur. Die altrömiſchen Tiſchgeſpräche mögen einen ſtarken Erd- und Stallgeruch gehabt haben.

590. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 6. November 1873.

„Noch einmal möcht' ich, eh in die Schattenwelt Elyſiums mein ſeliger Geiſt ſich ſenkt" — was der gute Matthiſſon, denn von ihm ſind die Verſe, damit meinte, geht mich hier nichts an; was aber ich damit will, das ſoll Dir unverhalten ſein. Ich wünſche nämlich, ehe ich in die beſagte Verſenkung ſchlüpfe, daß mein lieber Freund Rapp noch dauernd behielte, wie man den Namen „DarWin" ſchreibt. Denn was würde die Nachwelt, was würden auch im Elyſium die ſeligen Schatten, ſo gutherzig wir uns auch dieſe vorzuſtellen haben mögen, von mir ſagen, wenn ſich zeigte, daß ich, lebenslänglich ein Schulmeiſter, nicht einmal ſo viel Beruf dazu gehabt, um meinem vertrauteſten Freund auch nur den Namen eines Mannes, um den ſich in der letzten Zeit unſere Verhandlungen ſo oft gedreht, richtig beizubringen Daß ich Dir übrigens mehrere Tage nicht geſchrieben, kommt daher, daß ich dieſe Tage nicht auf ſein können. Ein wohlgemeinter, hochwillkommener Beſuch, der aber zu lange blieb, hatte mich wieder einmal geliefert. Ja dieſes Beſuchskapitel! Wer es gut mit mir meint, muß mich fortan wie einen unſichtbaren Körper betrachten. Und eigentlich bin ich's auch. Der alte Strauß wenigſtens iſt nicht mehr zu ſehen. Der Leichenbart, die von Morphium entfärbten und gefurchten Wangen können nur noch einen gräßlichen Eindruck machen. Wir müſſen uns ernſtlich gewöhnen, das Wiederſehen auch ſchon bei Lebzeiten des ſcheidenden Freundes als ein nur innerlich mögliches zu betrachten. Abends 7.

591. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 13. November 1873.

— Hier die Verſe, von denen ich geſtern ſprach, — die auf die Enkelchen vielleicht ſpäter. Ich las ſie abſichtlich nicht vor, da ich

der Thränen nicht ſicher war und das Weinen iſt an Männern ſo dumm[1]).

592. An Amalie Strauß.

Ludwigsburg, den 27. November 1873.

Daß ich meine Briefe mit einer Entſchuldigung anfange, war nie entſchuldbarer als jetzt, wo ſo ein Brief eine Tagesarbeit für mich iſt. Andrerſeits darf ich ja meine Briefe an Emil immer halb auch als Briefe an Dich rechnen. Jetzt aber habe ich Dir wieder einmal für ſo viel Liebe und Treue zu danken, die Du in der letzten Zeit Georginen und ihren Kindern erwieſen, daß ein eigener Brief nicht länger ſäumen darf. Dich als zweite Mutter meiner Tochter zur Seite zu wiſſen, gehört zu den beſten Tröſtungen, die ich in meinem jetzigen Zuſtand habe. Um die Fortſetzung ſolcher Geſinnung brauche ich Dich nicht zu bitten; Du gewährſt ſie von ſelbſt.

Geſtern wollte ja G. ihren erſten Ausgang zu Dir machen. Der ſchöne Tag hat mich darum doppelt gefreut und ich bin immer bei euch geweſen.

Mit mir geht es ſeinen geweiſten[2]) Weg; wenn ich zwiſchen den ſchlimmen wieder ein paar erträgliche Tage habe, bin ich zufrieden. Fritz hat mir in letzter Zeit viel gefehlt; bald nach ſeiner Rückkehr aus

1) Die Verſe auf die Enkelchen lauteten (Geſ. Schr. Bd. XII, S. 210):

Wunſch.

Ueber den Neckar,
Ueber den Rhein,
Möcht' ich noch einmal
Wanderer ſein.

Möchte die ſieben
Berge noch ſehn,
Die die geſunden
Lüfte durchwehn.

Eifrig der Stadt zu
Pilgert' ich dann,
Die mir den liebſten
Schatz abgewann.

Suchte die Straße,
Fände das Haus;
Mutter und Kinder
Schauen heraus.

Und in der Kammer,
Wohlig und nett,
Liegt noch ein Zwillings-
Pärchen im Bett.

Hütet die Äugchen
Hübſch vor dem Licht,
Nur euern Alten
Fürchtet mir nicht.

Ruhig ſchlaft weiter
Nach Kinderbrauch;
Bald ſchläft der alte
Großvater auch.

11. November 1873.

2) Statt „gewieſenen" in Schwaben gerade in dieſer Verbindung üblich.

Wien erkrankte er und war bei seinem letzten Besuch noch so wenig fest, daß ich ihn ermahnte, den nächsten zu verschieben. Doch hoff' ich, er wird heute kommen.

Dadurch ist auch der Probestich, den sie mit mir vornehmen wollen, noch verschoben; wogegen ich nichts einzuwenden habe. So wenig Quälerei als möglich für die Wochen, Monate, oder was es ist, das ich noch zu leben habe, ist das Einzige, was ich noch begehre.

593. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 27. November 1873.

Una ex illis epistolis ultima[1]):

Du nimmst als Strebenden
Den kranken Mann,
Siehst als noch Lebenden
Den Todten an.
O rufe nicht zur Wehr,
Mich nicht zum Thun;
Mir ziemt kein Kämpfen mehr,
Mir ziemt nur Ruh'n.

Lieg' ich im Bette hier
Wie in der Gruft,
Steigt der Gedanke mir
Hoch in die Luft;
Ich überschau' als Schwan
Mit Vogelblick
Des Lebens wirre Bahn
Und mein Geschick.

Nicht war, was ich geschafft,
Allwege gut;
Ach, bald gebrachs an Kraft,
Und bald an Muth.
Hier von des Glückes Huld
Ward ich begrüßt;
Dort hab' ich eigne Schuld
Wie schwer gebüßt.

Das, halb im Traume, geht
An mir vorbei;
Mein Leben ist verweht,
Und ich bin frei.
Was blieb Dir, Seele, nun,
Als daß mit Ernst
Du in Dir selber ruh'n,
Du sterben lernst?

594. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 30. November 1873.

Tabula in comparationem ingeniorum
Catulli et Horatii
more Goethiano composita[2]).

Catull.	Horaz.
Stimmung.	Gesinnung.
Temperament.	Charakter.
Glücklicher Wurf.	Treffliche Ausführung.

1) „Ein letzter Brief." Ges. Schriften Bd. XII, S. 216. — 2) „Vergleichende Charakteristik des Catull und Horaz in Goethe's Manier."

Catull.

Natürlichkeit bis zur Gemeinheit.
Wärme bis zum Ungeſtüm.

Catull, herangewachſen und hingeſtorben in einer wilden, wüſten Zeit.

Daher bei Catull eine geiſtig-ſittliche Entwicklung kaum zu bemerken (ſchlechte Anordnung ſeiner Gedichte mag zum Theil die Schuld tragen). Aber auch die, wie es ſcheint, wirklich ſpäteſten ſeiner Invectiven z. B. tragen noch denſelben Wachſtuben- und Stallgeruch, wie die früheren. Daher bei aller Theilnahme und Freude am Einzelnen, doch der Mangel an Befriedigung mit dem ganzen Mann.

Horaz.

Adel bis zur Geziertheit.
Gelaſſenheit bis zum Froſt.

Horaz in einer eben ſolchen herangewachſen, lebt aber noch tief in die auguſteiſche Periode hinein.

Dieſe für ſtille Faſſung und ſittlich künſtleriſche Ausbildung ſo günſtige Periode wird von Horaz muſterhaft benützt. Von ſeinen erſten Epoden und Satiren an, die von Roheit zum Theil nicht freizuſprechen ſind, bis zu den letzten Oden und Epiſteln gibt er uns das Schauſpiel einer Läuterung und Fortbildung als Menſch wie als Dichter, wie wir es ſchöner nicht leicht anderswo wieder finden, worauf der eigenthümliche Kulturwerth des Mannes feſt und unerſchütterlich beruht.

Testimonium duumviris aliâs incomparabilibus exhibitum pridie Cal. Dec. a. p. chr. n. MDCCCLXXIII a Davide Fr. Strauß[1]).

595. **An Kuno Fiſcher.** Ludwigsburg, den 1. Dezember 1873.

Auf Deinen l. Brief, der meine Beſorgniſſe ſo ſchnell und gründlich zerſtreute, hätte ich längſt antworten ſollen, und würde ich auch längſt geantwortet haben, hätte ich nicht warten wollen, bis ich über meinen Zuſtand Dir etwas Entſcheidendes im einen oder andern Sinne ſchreiben könnte. Dies wäre nun inſofern ſchon möglich geweſen, als ich immer ſchreiben konnte, daß von einer ſog. Beſſerung keine Rede ſei. Und wenn ich meinen Zuſtand von heute mit dem zur Zeit Deines l. Beſuchs vergleiche, ſo kann ich gleichfalls ganz entſchieden

1) „Zeugniß für die zwei ſonſt mit einander nicht zu vergleichenden Männer ausgeſtellt d. 30. Novbr. 1873 von D. F. Str."

ſagen, daß ich bedeutend heruntergekommen bin. Uebrigens aber iſt die Neigung der Ebene, auf der ich ſo allmählich heruntergleite, ſo ſchwach, daß es Tag um Tag, oder auch Woche um Woche wenig auszumachen ſcheint; zumal die Bewegung ſ. z. ſ. eine wellenförmige iſt, d. h. zwiſchen ein paar ſchlechte Tage ſich allemal wieder ein paar leidliche einſchieben. Etliche Hoffnungslichter, die den Aerzten aufgehen wollten, haben mich nie verführt; und jetzt halten auch die Aerzte eine zuwartende Methode für gerathen; womit Niemand einverſtandener ſein kann als ich, der von ihnen weiter nichts verlangt, als daß ſie mich vollends ohne unnöthige, weil ausſichtsloſe, chirurgiſche Quälereien ſo hinſterben laſſen.

596. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 15. Dezember 1873.

Meinen beſten Dank dafür, daß Du nicht ermüdeſt mir zu ſchreiben, auch wenn ich nicht gleich antworte. Ich bin die Zeit her zwar ziemlich ſchmerzlos, aber todesmüde und matt geweſen.

Dank auch für den koſtbaren Brief der l. Frida[1]). Was beſitzeſt Du einen Schatz an dieſer Tochter. Wie zart iſt, was ſie über A. H. ſchreibt. Was ſie von mir ſchreibt, beſchämt mich und thut mir wohl, beides in gleichem Grade.

Den beifolgenden lusus cum geniis nepotibus[2]) wirſt Du entſchuldigen, weil Du ihn verſtehſt. —

Gute Nacht wünſcht Dir und ſich ſelbſt

Dein

St.

An die Zwillingsenkel.
In der Frühe[2]).

Ei ihr feinen
Holden Kleinen,
Das iſt ſchön.
Eure Flügel
Dort vom Hügel
Hört ich wehn.
Guten Morgen!
Meiner Sorgen
Fühl' ich ſchon ein Theil zergehn.

1) Rapp's Tochter, die Gattin des Rektors Ernſt Boger (1816—1895) in Oehringen; vgl. Br. 603 und Strauß Litter. Denkw. Geſ. Schr. I, 47. — 2) Poët. Gedenkbuch, Geſ. Schr. XII, 219.

Frühroths Helle
Dieſer Zelle
Strahlet ihr;
Frühlingslüfte,
Himmelsdüfte
Bringt ihr mir;
Engelknaben
Müſſen haben,
Pärchen, Deine Form und Zier.

Doch ſchon weichet
Ihr, es bleichet
Euer Licht.
Zu den Euern
Heimzuſteuern
Dünkt euch Pflicht.
Eins ermeſſet
Nur: vergeſſet
Ganz den kranken Alten nicht.

597. An Rapp.

Ludwigsburg, den 17. Dezember 1873.

Ueber Mörike's Schön Rohtraut.

Von Meiſtern lernen wir immer und in allerlei Weiſe. Zunächſt natürlich an ihren Vorzügen. Dann auch an ihren Mängeln. Beſonders lehrreich aber iſt, wenn wir, was uns erſt als Mangel erſchienen war, als Vorzug erkennen können. So hatte ich gegen das oben angezeigte Gedicht in Folge meiner Schwärmerei für natürlichen Ausdruck, längere Zeit ein Vorurtheil. Seine alterthümliche Sprache wollte mir gemacht erſcheinen. Wollte ich die Richtigkeit dieſes Urtheils prüfen, mußte ich in die Grundidee des Gedichts einzudringen ſuchen. Denn ging jene Sprache aus dieſer Grundidee hervor, ſo war ſie natürlich und nicht gemacht. Schön Rohtraut iſt ein Mädchen, das in einem Fall nicht die Strenge und Spröde macht, weil ſie weiß, daß ſie an ſich ſtreng und ſpröde iſt; ein Herz, das es wagt, einmal mit ſich ſelbſt zu ſpielen, weil es weiß, daß es ſich in der Hauptſache feſt und ſicher in der Gewalt hat. Und in dem Knaben hat ſie ſich nicht getäuſcht, hat eine der ihrigen verwandte Natur gefunden. Das Gedicht iſt von einer ſtrengen Keuſchheit, einer herben Süßigkeit, einer geſunden, gefaßten Kraft, die eine eigene Form verlangte. Ohne Anklang an die Sitten in moderner Zeit muß es auch ſeine Sprache aus der Vorzeit nehmen. Selbſt im Versbau hat der Dichter eine gewiſſe Härte und Starrheit mit zarteſtem Wohllaut zu miſchen gewußt.

Wie würden andere Dichter das gleiche Thema behandelt haben? Ein Heine frivol, alſo gar nicht. Bei Uhland wäre es nicht ohne Sentimentalität abgegangen, was gleichfalls etwas Anderes gegeben hätte. Für Schiller lag wohl das ganze Thema abwegs. Goethe würde die Aufgabe wenigſtens nicht beſſer gelöſt haben; aus dem ein-

fachen Grunde, weil sie besser, als von Mörike geschehen, gar nicht zu lösen ist.

Von den Kompositionen des Gedichts ist mir leider keine zu Ohren gekommen. So viel ich weiß, hat u. A. Mendelssohn eine geliefert. Sofern er in Alles sich hineinzuempfinden wußte, mag sie ihm gelungen sein; von Haus aus congenial ist ihm die Dichtung nicht gewesen.

598. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 19. Dezember 1873.

Der Nietzsche[1]) hat es ja den Leuten förmlich angethan. Es ging mir hier, wie es in der Entführung heißt:

Erst geköpft und dann gehangen . . .

Freilich, wenn es ihm gelungen ist, einen schon Geköpften auch noch zu hängen, so war das Aufsehen, das er machte, nicht unverdient! Ihr seht übrigens, wie vergeblich eure Bemühungen sind, einen schon 2fach Getödteten wieder zu beleben. Auch wäre es kaum wünschenswerth; denn in der Entführung heißt es weiter:

Dann gespießt auf heiße Stangen;

was ja noch schmerzhafter als Hängen und Köpfen sein muß.

Mir ist an dem Patron nur das psychologische Problem merkwürdig; wie man zu einer solchen Wuth kommen kann gegen einen Menschen, der einem nie ins Gehege gekommen, — kurz, das eigentliche Motiv seines leidenschaftlichen Hasses begreife ich nicht.

Doch lassen wir die Fratzen und wenden uns den Musterbildern des Schönen und Guten zu. Ueber ein solches habe ich Dir zuletzt ein paar Worte geschickt.

Jetzt nur noch den herzlichsten Gruß

von

Deinem St.

20. Dezember.

Eben erhalte ich noch Deinen neusten Brief. Der Besuch bei Mörike freut mich. Wenn er nur eine ordentliche Existenz sich schaffen kann. Daß Du ihm meine Reflexionen über Schön Rohtraut gezeigt, ist ganz recht; man muß den Freunden Freude machen, wo man kann.

1) Nitzesche „Unzeitgemäße Betrachtungen. Stück 1. D. F. Strauß der Bekenner und der Schriftsteller."

599. An Rapp.

Ludwigsburg, den 21. Dezember 1873.

Wie herzlich bedaure ich, Daß Du geſtern nicht mehr rechtzeitig auf den Zug kamſt! Aber das iſt ja eben das Elend mit den auswärtigen Beſuchen bei mir, daß die Friſt zwiſchen den Zügen entweder zu kurz iſt oder zu lang. Wärſt Du nur ſpäter noch einmal gekommen. Du hätteſt mich auf angetroffen; freilich auch erſchöpfter als im Bett; dadurch aber eben ein vollſtändigeres Bild meines Zuſtands bekommen. Möge jetzt nur nicht der ganze Eindruck Deines Beſuchs bei mir Dir verdorben ſein!

— Ich habe heut einen elenden Tag, Du wirſt es an den beiliegenden Verſen[1]) merken, die aber nach einer recht frommen Melodie gehen. Gute Nacht!

Dein St.

Du finſtre Nacht, du tiefes Meer,
Darin ich treibe hin und her,
O Himmel, noch wie lange?
Bald machen ſchroffe Klippen rings,
Bald Stürme rechts und Stürme links
Dem müden Schiffer bange.
Blicke
Schicke
Ich den Fernen,
Ich den Sternen,
Noch die rechte Fahrt zu lernen.

Schon weicht die Schwäche der Gewalt
Ich wanke ſchon und ſinke bald
Und ſinke bald in Schlummer.
Dann wie im weichen Mutterarm
Lieg' ich entnommen jedem Harm,
Entnommen jedem Kummer.
Gaukeln,
Schaukeln
Mag der Nachen;
Wellen lachen;
Süßer Schlaf und kein Erwachen.

600. An Rapp.

Ludwigsburg, den 27. Dezember 1873.

Wir haben Beide ſchwere Feiertage gehabt: Du durch gemüthliche Leiden im Andenken an die geliebte Tochter; ich durch körperliche. Mein ſchwacher Kräftevorrath geht zu Ende und ich ſehe den Tag kommen, wo der Leib über dem Geiſt vollends zuſammenſtürzt. Nicht gleich zum Tode denke ich mir; ſondern ſo, daß mir dann nur noch paſſive halbbetäubte Geduld ohne Reaction übrig bleibt. Nehmen wirs an, wie es kommt.

In der That ſcheint's das Schickſal mit mir genau zu nehmen, mir keine der Stationen des Todeswegs erlaſſen zu wollen. In um

1) Geſ. Schr. XII, 223.

ſo vollerem Sinn werde ich dann ſagen dürfen: „denn ich bin ein Menſch geweſen.“

Adieu, l. Rapp, von Herzen gegrüßt von Deinem

St.

601. An Zeller.

Ludwigsburg, den 27. Dezember 1873.

Lieber Freund!

Nur noch ein kurzes Wort aus dem alten Jahre, und vielleicht auch aus dem alten Leben.

Dein letzter Brief hat mir viel Freude gemacht, theils durch das, was Du mir von Dir und den Deinigen, theils was Du mir von der Kronprinzeſſin ſchreibſt. Mit der leidigen Roſe, hoffe ich, biſt Du in Berlin acclimatiſirt, und ſiehſt nun noch eine Reihe von Jahren reicher lohnender Wirkſamkeit vor Dir. Von der Kronprinzeſſin freut mich nicht bloß ihre treue Geſinnung für mich, ſondern mehr noch die Hoffnung in's Ganze, die ſich daran knüpft.

Mit mir geht es nun vollends ſchnell bergab. Nächſtens wird mir nur noch paſſive Geduld ohne geiſtige Reaction möglich ſein. Indeſſen fehlt es mir an nichts, und die Nachrichten aus Bonn machen mir unendliche Freude. Die zwei Zwillingsknaben ſind mir wie zwei Genien, die mich umſchweben und mein Krankenzimmer erhellen.

Hiermit laß mich ſchließen. Meine ſchönſten Grüße Deiner l. Frau, Kindern und Schwägerin, ſowie an Vatke und Frau Lewald. Haſt Du Gelegenheit, bei der Kronprinzeſſin ein Wort dankbaren Gedenkens von meiner Seite anzubringen, ſo thu's.

Adieu

Dein St.

Die Abhandlung von den plat. Anachronismen[1]) zu leidlicher Stunde mit Intereſſe geleſen.

602. An Rapp.

Ludwigsburg, den 29. Dezember 1873.

Für Frida[2]), wenn Du meinſt, es ſei ihrer nicht ganz unwerth[3]):

1) Aus den Abhandlungen der Berliner Akademie 1873. — 2) Vgl. S. 568, 1. — 3) Geſ. Schrift. Bd. XII, S. 226.

Wem ich dieſes klage,
Weiß ich klage nicht;
Der ich dieſes ſage,
Fühlt ich zage nicht.

Heute heißt's: verglimmen,
Wie ein Licht verglimmt;
In die Luft verſchwimmen
Wie ein Ton verſchwimmt.

Möge ſchwach wie immer,
Aber hell und rein,
Dieſer letzte Schimmer.
Dieſer Ton nur ſein.

603. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 31. Dezember 1873.

— — Schon einmal vergaß ich Dich aufmerkſam zu machen auf ein Gemälde, das im Feſtſaal der Kunſtſchule ausgeſtellt ſei: Mozart, ſterbend bei den Klängen ſeines Requiem, von Kaulbach filius. Der Merkur lobt's; intereſſant iſt das Thema jedenfalls. Zieh Dich aber warm an.

Alſo heute das letztemal 1873. War mir ein ſchweres und ernſtes Jahr, das mir aber auch des Guten und Schönen viel brachte. Allem voran die Perlen Deiner ſeltenen Freundſchaft. Und ſo ſei es bis zum Ende!

Von Herzen

Dein

St.

604. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 5. Januar 1874.

Geſtern alſo Probeſtich durch Profeſſor Simon in Heidelberg[1]). Reſultat:

1. 1/8 Glas Blut;
2. Ferneres Non liquet[2]), was die Sache eigentlich iſt.
3. Beobachtendes Zuwarten; vielleicht Nothwendigkeit eines weiteren Einſchnitts in die Geſchwulſt.

Und das Alles nun wozu? Ut aegre recuperem, quo lubentius carerem[3]).

605. **An Kuno Fiſcher.** Ludwigsburg, den 11. Januar 1874.

Für 2 Briefe bin ich Dir Dank ſchuldig; einen an mich und zuletzt noch einen an Georgine. Ja, was vergeſſe ich die Hauptſache:

1) Prof. der Chirurgie an der Univerſität daſelbſt, inzwiſchen verſtorben. — 2) „Nicht zu entſcheiden". — 3) „Um mühſelig wiederzuerlangen, was ich lieber entbehrte."

für die Gefälligkeit, die Du Fritz in der Angelegenheit meiner Acupunctur erwiesen hast.

Die Sache ist glücklich vorübergegangen, und damit wenigstens Fritz endlich beruhigt. Schon vor 8 Wochen kam er aus Wien zurück mit dem Instrument und dem Vorhaben, es bei mir in Anwendung zu bringen; aber meine Weigerung, es ohne Chloroform geschehen zu lassen, und seine Aengstlichkeit, bei meiner großen Schwäche solches anzuwenden, hielten sich so lange die Wage, bis er endlich mittelst eines auf seinen Vater psychologisch trefflich berechneten Coups sich entschloß, mir mit dem Professor geradezu ins Haus zu fallen, von dem er wohl wußte, daß ich ihn nicht wieder fortschicken würde.

Nun ist also die Sache gemacht; bis jetzt ohne eine Wendung herbeizuführen. Der Schmerzen, kann ich etwa sagen, sind weniger geworden, aber die Schwäche größer, und so müssen wir denn zuwarten, was weiter kommt. Die Schwäche ist jedenfalls vorerst ein absolutes Hinderniß einer Reise nach H., die sonst so viel Lockendes hätte.

Hoffentlich haben die Briefe und Bitten meiner Kinder Dich wohl getroffen. Aus der Schnelle und Freundlichkeit, womit Du ihnen willfahrtest, scheine ich es wenigstens schließen zu dürfen.

Nun aber laß mich auch den gesudelten Brief schließen mit den herzlichsten Grüßen

Deines

D. F. Strauß.

606. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 21. Januar 1874.

Den Werth eines jetzigen Litteraten will ich daran erkennen, wie er von Gervinus spricht; den Werth unserer Zeit in Bezug auf Litteratur erkenne ich leider daran, wie sie von Gervinus sprechen läßt. — Du schreibst bei H. Grimm über Dürer gelesen zu haben, er sei kein Künstler gewesen, aber ein großer Mensch. Ich hoffe, dies ist Grimms Wortlaut nicht, denn er hat ja doch Augen und hat sich viel mit Kunst abgegeben. Dürer kein Künstler! Er, der das erste und Haupterforderniß des Künstlers, nämlich die Phantasie in einem Ueberfluß besitzt, der dem Mangel ganzer Generationen von Künstlern abhelfen könnte. Was ihm fehlt, ist der Sinn für schöne Form; aber wem fehlt denn der nicht unter den deutschen Malern bis auf ihn?

Er iſt eben ein deutſcher, ein nordiſcher Künſtler. Aber dafür auch der deutſche Maler κατ' ἐξοχήν[1]), in dem ſich alle Vorzüge und Mängel dieſer Nationalitäts- und Geiſtesart concentriren. Dürer kein Künſtler! Das ſoll einer ſagen können, der ſeine zwei Paſſionen, ſein Leben Mariae und beſonders ſeine Apokalypſe auch nur durchblättert hat! Wo von allen Seiten Bäche und Ströme der überreichſten, unerſchöpflichen Phantaſie über uns herſtürzen! Und in den Schranken, — wenn nicht der Schönheit, doch der Kunſt gehalten durch die ſolideſte Kenntniß der Geſtalten, die fertigſte, gründlichſte, gewiſſenhafteſte Technik, das tiefſte menſchliche Gefühl. Aber in dieſen Sachen, an Holzſchnitten und Radirungen, hat man den eigentlichen Dürer zu ſuchen. Auch in der Oelmalerei leiſtet er Herrliches und was er, nachdem ſich auch ſeine Begriffe über einfache Naturſchönheit berichtigt, noch hätte leiſten können, zeigen ſeine Evangeliſten. — Aber gleich groß war er allerdings als Menſch und gerade da fand er das einfache, ſchöne Maaß leichter, als auf dem Gebiete der Kunſt. Das iſt es nun, was dem heutigen Fratzengeſchlecht nicht einwill. Was ſie als Künſtler bewundern, dieſe R. Wagners, dieſe Mackarts, ſind als Menſchen ſolche ſybaritiſche Lumpen oder blasphemiſche Selbſtbewunderer, daß man ſich mit Ekel abwenden muß. Welche Beſchämung, wenn es möglich ſein ſollte, zugleich ein Menſch wie Dürer und ein Künſtler zu ſein, wie er es demnach nicht geweſen ſein darf! Gute Nacht.

607. An Meyer.

Ludwigsburg, den 2. Februar 1874.

V. Freund! Wie freute mich Dein letzter Brief durch die Nachricht, daß Du in Berlin zu gedeihen anfängſt. Das war all die Zeit her mein Schmerz, Dich als eine Pflanze zu denken, die, in neuen Boden geſetzt, nicht anwachſen will. Nun ſich das macht, wird auch alles Andere werden, auch mit der Geſundheit.

Mit der meinigen geht es um ſo ſchlechter, die Aerzte mögen ſagen was ſie wollen. — Aber es geht mit mir unaufhaltſam, wenn auch traurig langſam, zu Boden.

Um ſo mehr Glück auf, wer noch leben kann, und noch leben ſoll, und des Lebens ſo werth iſt wie Du.

---

1) „Im höchſten Sinn."

608. **An Rapp.** Ludwigsburg, den 4. Februar 1874.

Lieber Rapp, Fritz erſchreckte mich geſtern Abend durch die Nachricht von Deiner Erkältung; umſomehr danke ich's Dir, daß Du mich heute ſchriftlich wieder beruhigſt.

Wenn Du mit dem Ausdruck der Liebe und Freundſchaft in den Briefen meiner letzten Jahre zufrieden biſt, ſo nimmſt Du eben vorlieb. Da war die Geſinnung immer, aber ich bin auch brieflich ein ſpröder Menſch, dem ſich nicht leicht die Zunge löſt.

Inzwiſchen conſervire Du Dich nur recht wohl; was würde Tullus, was vollends der gute Ancus ſagen, wenn Du vor mir ankämeſt?

Von Herzen

Dein Strauß.

Glückauf für morgen zur Reichstagseröffnung! Das ſind Hauptſachen, wogegen unſere kleinen Schmerzen verſchwinden.

Verzeichniß der in den Briefen genannten Personen.

(Die Zahlen bezeichnen die Seiten.)

A.

Abel 243.
Adam 226.
Aeschylus 124. 125. 237.
Albert, Prinzgemahl 495.
Alexander d. Gr. 218. 404.
Alfieri 272.
Alice, Prinzessin Ludwig von Hessen-Darmstadt 495. 503. 510. 515. 520. 527. 553.
Apulejus 318.
Aristoteles 173. 179. 360. 361.
Arndt 12.
Attikus 434. 563.
Auerbach 235. 287. 292. 304. 473. 474. 475. 506. 507. 508. 509.
Augustus, Kaiser 218. 237. 348.

B.

Baader, Franz 81.
Bach 289. 292. 507.
Baco 331. 363. 370. 468.
Bahnmayer 45.
Balzac 269.
Banzhaf 511.
Bartholdt 204.
Bassermann 200. 261.
Bauer, Bruno 16. 112. 149.
— Ludwig 148. 158. 163. 381. 425.
Baumgarten 417.
Baur 24. 44. 57. 82. 112. 115. 122. 140. 147. 148. 151. 167. 182. 183. 184. 190. 251. 254. 310. 339. 340. 343. 384. 392. 400. 423. 424. 425. 432. 439. 441. 444. 445. 466. 467. 497.
Beerhalter 323.
Beethoven 163. 250. 289. 299. 300. 311. 320. 413. 499.
Bellini, Giov. 282. 284. 291.
Benda 123.
Bendemann 72.
Bender 209. 212.
Benedikt 510.
Beranger 218.
Bernstein 473.
Bettina 45. 70. 72. 95. 97. 145. 153. 154.
Beyerer 127.
Biard 186.
Biber 16.
Bielefeld 337. 340.
Binder 52.
Bismarck 484. 525. 561.
Bleek 72.
Blücher, Fürst 306. 330.
Blum, R. 228. 229.
Bockshammer 29.
Bode 124.
Bodmer 385.
Boger, Frida 568. 572. 573.
Böckh, Schubart's Schwager 376.
— August, Professor, 156.
Böcking 348. 357. 367. 403. 406.
Böhme, Jakob 51. 115.
Bohnenberger 232.
Boisserée 509.
Bossert 200.
Bourbon-Conti, Stephanie von 270. 273. 506.
Brabant, Dr. 87. 88.
Breslau 243.
Bretschneider 495.
Brockhaus 211. 242. 247. 248. 366. 367. 410. 411. 419. 434. 450. 451. 520.
Brüstle 209.
Buckle 506.
Bühler 311.

Bührer 11.
Bülow, Hans von 497.
Bulgari 292.
Bunſen, Robert (Chemiker) 336. 344. 556.
— Ritter von 396.
Bunz 235.
Burkhardt 330.

C.

Cäſar, Julius 434. 436.
Camerer 32.
Carlo Dolce 288.
Carrière 381. 400. 476. 483.
Carſtens 336.
Carus 527.
Catull 401. 402. 403. 567.
Chamiſſo 10.
Chapuſet 249.
Chatelet du, Marquiſe 519.
Chelius 358.
Cherbuliez 398.
Cherubini 55.
Cicero 218. 402. 434.
Cimabue 185.
Colani 472.
Cornelius, Maler 394. 457.
Cornelius Nepos 434. 563.
Correggio 293.
Cotta 199. 200. 212. 443. 520.
Cramer 385.
Creuzer 71.
Cropp 431.

D.

Dahlmann 357. 426.
Dalembert 205.
Darwin 506. 527. 564.
Daub 74. 76. 381.
David, Maler 481.
Decamps 481.
Deimling 477.
Delacroix 481.
Delbrück 72.
Demoſthenes 218.
Denner 317.
Denzel, Mimi 154. 391.
Desnoiresterres 519.
Diderot 205. 243. 245. 410. 424. 429. 494.
Dieſterweg 473.
Dietrich 72.
Dingelſtedt 155. 225. 269. 273.
Dio Caſſius 503.
Donner 124.
Dorner 89.
Droyſen 124. 302. 329.
Düntzer 262.
Dürer 366. 525. 574.
Duncker 199. 203.
Dyk, van 391.

E.

Eberhard, Ludwig, Herzog von Württemberg 443.
Eckermann 356. 364.
Eckſtein, Bäcker 67.
Eichel-Streiber, v. 390.
Eichendorf 203.
Eichhorn 88.
Eichner 290.
Eliot, George 395.
Ellenborough, Lord 319.
Elsholtz 174.
Elsner 80.
Engelmann 419.
Erasmus 350. 351. 354. 365. 366. 383.
Erbe 324.
Erigena, Skotus 392.
Eſchenmayer 28. 29. 38. 44. 57. 182.
Eulenburg 525.
Euripides 124.
Ewald 190. 192. 417.

F.

Feuerbach, Anſelm 330.
— Ludwig 153. 184.
Feuerlein 78.
Fichte, J. G. 10. 11. 191. 414. 442. 443. 549.
— J. H. 274.
Fielding 120.
Fiſcher, Stadtpfarrer 470
— Kuno 334. 336. 337. 339. 340. 341. 344. 358. 361. 363. 387. 388. 403. 444. 450. 534. 553.
Fiſchhof 289.
Flammer 341.
Fleury 481.
Förſter 11. 290.
Follen 82.
Francesco Francia 391.
Franckh 200.
Franziska von Hohenheim 195. 297.

Friedenberg 29.
Friedrich Wilhelm I. 317.
Friedrich Wilhelm IV. 197. 242. 323. 416.
Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Preußen und Deutschland 503. 562.
Fries 336. 337. 343. 371. 457. 458.
Frischlin 330. 331. 336. 339. 342. 343. 344. 345. 371. 381. 382. 422.
Fritzsche 21. 92.
Fuchs 358.

G.

Gagern 495.
Gall 155.
Galle 195.
Gans 29. 163. 264.
Gavarni 181.
Gehringer 20.
Geibel 155.
Gellert 376.
Genelli 393. 394.
Georgii 74. 76. 229. 243.
Gerard 481.
Gerber, Caroline 101.
Gericault 481.
Gervinus 123. 125. 173. 251. 256. 334. 335. 336. 339. 341. 344. 348. 363. 369. 371. 377. 384. 388. 397. 400. 407. 413. 421. 436. 437. 452. 485. 488. 495. 498. 527. 532. 574.
Gesenius 88.
Gfrörer 44.
Gibbon 56.
Gieseler 2.
Gildemeister 314. 315.
Giotto 185. 289. 292.
Gladstone 544. 554.
Gleich 20.
Gluck 302. 514.
Gneisenau 329.
Goethe 31. 34. 36. 79. 80. 82. 93. 98. 122. 123. 179. 191. 193. 206. 211. 224. 225. 233. 237. 248. 256. 258. 259. 267. 268. 270. 271. 273. 291. 300. 302. 303. 305. 312. 313. 314. 316. 326. 342. 348. 355. 356. 364. 368. 372. 376. 383. 385. 395. 399. 404. 455. 460. 462. 465. 466. 494. 499. 506. 507. 508. 511. 536. 537. 540. 549. 558. 570.
Goppelt 144. 156. 173. 174. 175. 176. 297. 438.
Görres 243.
Göschel 147.
Gräfe 420. 438.
Gräßle 156. 162. 297.
Grimm, der Encyklopädist 244.
— H. 509. 510. 574.
Gros, Maler 481.
Grüneisen 157.
Günderode 72. 95. 96. 97.
Gugler 322. 325.
Gumprecht 474.
Gutzkow 41. 68. 69. 179. 185. 193. 203. 244. 265. 269. 286. 292. 296. 304.
— Frau 287. 292.

H.

Haakh 229.
Hadrian, Kaiser 330.
Händel 163. 363. 507.
Häussler 334. 336. 342. 344. 348. 377. 379. 388. 406. 408.
Hagen 120. 334.
Hahn, Famulus 192.
— Pfarrer 297.
Hamann 144. 180.
Hannibal 218. 272.
Hanslick 338. 340. 341.
Hardegg 30. 31. 41. 42. 67. 76. 78. 79. 80. 84. 109. 167. 230. 238. 266. 315. 440. 502.
Hartmann 57.
— v. Eduard 528. 529.
Hase 508.
Hassel 73.
Haßler 396.
Hauber 311. 533. 545.
Hauff 168. 292.
Haydn 163. 299. 302. 316. 338. 500.
Haym 384.
Hebbel 192.
Hegel 1. 2. 3. 4. 6. 7. 8. 9. 11. 12. 20. 25. 26. 52. 65. 70. 93. 102. 107. 121. 147. 149. 177. 179. 180. 216. 217. 238. 264. 266. 326. 327. 342. 378. 468. 479. 534.
— Frau 29.
Heideloff 155.
Heigelin 30.
Heine 55. 56. 80. 98. 163. 299. 569.
Heinrich III. von Frankreich 317.
Helfferich 321. 473.
Hengstenberg 22. 23. 24.
Hennell 88.
Henning 9. 10. 26. 29. 76.
Herder 73. 326. 382. 383. 386.

Herodot 316. 318.
Herwegh 159. 162 163. 197.
Herz, Henriette 262.
Heß Eoban a350.
Hetsch 41. 320. 322. 325. 435. 490. 496. 501. 533. 539.
Heyd, in Heilbronn 172.
— in Markgröningen 328.
— in Stuttgart 328.
Heyse, Paul 392. 393.
Hilgenfeld 417. 451. 498.
Hiller, Onkel 136. 138. 139. 152. 172. 255. 372. 512. 545.
— Tante 136. 153. 212.
Hinrichs 269.
Hirzel, Bürgermeister 79. 80.
— Buchhändler 419. 520.
Hitzig, Criminaldirektor 10. 29.
— Professor 16. 21. 79. 81. 337. 400. 430. 531. 548.
Hölderlin 512.
Hofer, Bildhauer 298.
Hoffmann, Oberpostrath 82.
— W., Theolog 167.
Holbein 293. 366. 396.
Holsten 530.
Holtei 558.
Homer 317. 397. 498. 536.
Hopf 152. 356.
Horaz 186. 245. 257. 324. 326. 401. 402. 403. 489. 513. 566. 567.
Hotho 180.
Hoyer 194. 376.
Huber 26.
— Johannes 392.
Hübner 292.
Hugo, Viktor 187.
Humboldt, A. v. 179. 181. 202. 416.
— W. v. 246. 258.
Hume 531.
Hutten, Hans von 352.
— Ulrich von 343. 348. 350. 351. 352. 353. 354. 355. 360. 361. 362. 365. 367. 368. 369. 370. 371. 374. 375. 376. 378. 380. 382. 383. 389. 390. 411. 412. 418. 520 524. 525. 526. 527.

J.

Jacquard 185. 187.
Jäger 199.
Jahn 357. 412.
Jakobi 187.
— Lotte 324.
Jakobs 185.
Janauschek 492.
Jean Paul 50. 113. 326. 342.
Jellachich 235.
Immermann 26. 72. 117. 118. 245. 246. 248.
Joachim 477.
Johann XXIII., Papst 322.
Joseph von Arimathia 38.
Julian, Kaiser 191. 193. 195. 197. 201. 330. 381.
Jung 212.
Justi 549. 550.
Juvenal 488.

K.

Käferle 6. 115. 116. 215. 356. 464.
Kant 50. 178. 184. 312. 326. 373. 396. 413. 414. 519.
Karl August, Herzog von Sachsen-Weimar 302. 386. 390.
Karl Eugen, Herzog von Württemberg 195. 199. 271. 297.
Kauffmann 20. 21. 25. 26. 28. 39. 41. 42. 45. 76. 93. 98. 113. 114. 116. 128. 131. 135. 136. 137. 139. 142. 152. 164. 215. 222. 243 253. 254. 273. 298. 302. 318. 321. 340. 347. 348. 349. 356. 357. 358. 440. 466.
Kaulbach 248. 391. 394. 400. 429. 437. 457. 458.
— Sohn 573.
Kern, Gymnasialprofessor 89.
— Prof. der Theol. 22. 23. 122.
— Woldemar 194.
Kerner, Justinus 26. 27. 42. 45. 56. 61. 72. 73. 80. 92. 102. 104. 106. 107. 109. 131. 132. 133. 139. 140. 142. 155. 192. 197. 200. 222. 232. 235. 243. 290. 330. 381. 395. 438. 440. 441. 443. 530.
— Geh. Rath 56.
— Theobald 232.
Kestner 265.
Kleist 128. 534.
Klett, Oberjustizrath 199.
— Universitätsfreund von Strauß 7.
Klettenberg, Frl. von 73.
Klopstock 151. 163. 193. 373. 375. 382. 383. 385. 387. 388. 390. 396. 397. 399. 400. 422.
Knapp 167.
Knebel 326. 509.

Koch, Maler 265. 327.
König, H. 198.
Körner 212.
Köstlin, Karl 366. 417.
— Reinhold 31. 45. 51. 53. 55. 172.
Kollmer, Gemeindeschäfer 59.
Kolumbus 123.
Koseritz 349.
Krais 26. 356.
Künzel 243. 299. 461.
Kugler 290. 447.
Kurz, Hermann 559.

L.

Lachner, Franz 42. 223. 265. 296. 502.
Lammers 447.
Lang, W. 543.
Lassale, Ferdinand 401.
Laube 185. 193. 197. 251. 292.
Leibnitz 341.
Lessing 244. 360. 382. 383. 396. 438. 463. 495. 549.
Leverrier 195.
Lewald, Frau, in Berlin 572.
— in Stuttgart 31. 38.
Lewes, Herr und Frau L. 376. 395.
Lichtenstein, Dr. 296.
Liebig 468.
Liesching 165. 166.
Lindpaintner 296.
Lindner 31.
List 195.
Liszt 154. 299. 300. 497. 500.
Livia 218.
Livius 230. 317. 344.
Locher 337.
Löbelenz 212.
Löbell 397.
Löfflerin 137.
Lohbauer 128. 348.
— Frau 136.
Lotze 479. 480. 482.
Louis Philipp 204. 218. 488.
Lubrecht 167.
Lucinde 41.
Ludwig I., König von Bayern 50. 143. 235.
— Herzog von Württemberg 562.
Luther 12. 147. 350. 351. 353. 365. 369. 373. 375. 378. 379. 381. 383. 384. 537.
Lukrez 563.

M.

Macaulay 331.
Machiavelli 344.
Mackart 575.
Mährlen 30. 31. 56. 67. 73. 78. 81.
Märklin 1. 44. 52. 65. 89. 99. 132. 133. 139. 151. 152. 161. 164. 165. 167. 172. 174. 182. 191. 192. 198. 205. 218. 249. 251. 252. 255. 257. 261. 264. 276. 300. 345. 356. 376. 381. 504.
— Frau 252. 253. 254. 257.
Magnus, Eduard 474. 488.
Maier, M. 165.
Mantegna 289. 292.
Marcion 321.
Marheineke 3. 9. 10. 11. 15. 29. 147.
Mark, v. d. 327.
Marmontel 497.
Martial 488.
Marx 302.
Mathesius 373.
Matthison 56. 564.
Maurer 73.
Mayer, Karl 35. 440.
Mazzini 441.
Mehring 321. 400. 408.
Meinhold 156. 157.
Melanchthon 350.
Mendelssohn 250. 302. 570.
Menin 292.
Menzel, Wolfgang 25. 26. 28. 29. 30. 31. 32. 36. 38. 80. 98. 125. 226. 382.
Merck 122.
Metz 494.
Metzler 520.
Meyer, Julius 393. 493. 494. 517. 533.
Meyerbeer 295.
Michelet 9. 10. 25.
Mirabeau 327.
Möhler 494.
Mörike, Eduard 52. 53. 54. 55. 59. 73. 76. 79. 92. 109. 142. 164. 194. 199. 201. 255. 296. 318. 322. 323. 338. 358. 398. 505. 518. 530. 532. 555. 560. 569. 570.
— Karl 59.
Mörikofer 385.
Mohl, R. 98. 339. 384. 400.
Moleschott 334. 336.
Molière 537.

Digitized by Google

Moltke 525.
Mommsen 369. 434.
Morier, Sir 553.
Moriz 31.
Mosen 269.
Moses 498.
Mozart 65. 299. 316. 338. 398. 412. 499. 500. 537. 573.
Mühler 518. 525. 534.
Müller, Joh. 31.
— Moriz 465. 491. 531.
— Wolfgang 322. 332.
Münch 31.

N.

Napoleon I. 295. 306. 430. 485.
— III. 301. 429. 430.
Nasse 182.
Nast 32.
Neander 10. 75.
Nefftzer 416.
Neipperg, Graf 155.
Nero 218.
Neumann 216. 218. 220. 236. 237. 241. 243. 247. 249. 255. 256. 269. 272. 290. 319. 388. 392. 419. 464.
Niebuhr 148. 323. 434.
Niedner 21.
Niemeyer 515.
Nietzsche 570.
Nitzsch 72.
Notter 460.
Novalis 203.

O.

Oetinger 142.
Ohm 232.
Orelli 16. 215.
Orges 462.
Osiander, Buchhändler 200.
— Theolog 378.
Oulibischeff 296. 338.
Ovid 434.

P.

Paganini 154.
Pahl 161.
Palm-Spazer 266.
Passavant 122.
Pauli 561.
Paulus, Apostel 13. 405. 450.
Paulus, Professor 14. 15. 312. 313. 315.
Pecht 393.
Peel, R. 561.
Perikles 218.
Pfau 166. 167.
Pfeufer 394. 502.
Pfizer, Gustav 31. 125.
— Paul 38.
Pfizmeyer 232.
Pflanz 20.
Philo 405.
Pindar 258. 259. 267. 268. 317. 386.
Platen 256. 259. 260. 267. 291.
Plato 46. 47. 50. 147. 179. 498. 563.
Pompejus 434.
Porpora 288.
Prantl 503.
Preuner 444.
Prud'hon, Maler 481.
Prutz 268. 306.
Pückler, Fürst, 83. 84. 547.
Pyrrhus 370. 434.

R.

Radali 337.
Radetzky 235. 290.
Radziwill 300.
Rahel 51. 61.
Rambour 185. 187.
Ranke 251. 316. 317. 530.
Raphael 292. 293. 457.
Rapp 98. 116. 135. 139. 141. 142. 162. 164. 168. 189. 195. 212. 252. 321. 371. 400. 404. 408. 504. 505. 516. 533. 551.
Raumer 156. 204. 473.
Reck, v. 216.
Rehfues 72. 187. 324.
Reimarus 431. 434. 450. 451. 529. 532.
Reimer 341.
Reinhardt 168.
Reinwald 408.
Rembrandt 185. 251. 293.
Renan 466. 472. 509. 514. 517. 518. 519. 520. 522. 523. 527. 528. 543. 551.
Reni, Guido 269.
Reuchlin 351. 365. 367.
Reuchlin-Waldegg 315. 436.
Reumont 186.
Reuschle 98. 515.
Reyscher 226.
Richter 107.
Riethmüller 54.

Ritter, Charles 509. 514. 518. 527. 543.
— der Geograph 9. 10. 179.
Rochlitz 265. 266.
Röder 212.
Römer 170. 224.
Rötscher 171. 172. 180.
Roggenbach 534.
Rohmer 235.
Ronge 173.
Rosenkranz 2. 273. 494.
Rossini 65.
Rottmann 391 394. 395.
Rousseau 108. 109. 244. 270. 380.
Rubens 185. 269.
Rückert 256. 298.
Rüegg 79.
Rümelin 44. 174. 254. 444.
Ruge 56. 65. 74. 75. 76. 112. 115. 506.
Rumohr 292.
Ruoff, Vater, Kaufmann 209. 212. 321. 338.
— Sohn, Otto 209. 212. 321. 545.
— — Theodor 26. 44. 82. 97. 174. 302. 318. 342.
Ruysdael 293.

S.

Sallust 317.
Sand, George 93. 158. 159. 160. 500.
Sauppe 298. 302.
Sautter 20. 45. 115. 214.
Savonarola 508.
Schäfer 273.
Scharnhorst 306.
Schauffler 32.
Schebest, Agnese, später Frau Strauß 36. 39. 41. 42. 45. 50. 55. 116. 130. 132. 133. 134. 135. 136. 137. 141. 143. 144. 145. 146. 149. 150. 159. 165. 196. 227. 233. 248. 250. 257. 286.
Schefer 83.
Schelling 51. 52. 153. 416. 468.
Schenkel 437. 495. 508.
Scherr 208. 516.
Schiavoni 186.
Schick, Maler 323. 324. 325. 327. 336.
Schiller 53. 61. 123. 125. 179. 193. 211. 326. 364. 373. 376. 382. 383. 385. 389. 396. 398. 401. 406. 408. 414. 424. 435. 498. 499. 536. 541. 570. Seine Wittwe u. sein zweiter Sohn 324.
Schiller Oberförster 298. 408.
Schlayer, Minister 115. 201.
Schlegel, A. W. 72. 242. 245. 312. 324. 325. 330. 422.
— Friedrich 41.
Schleiden 537.
Schleiermacher 2. 8. 9. 10. 14. 17. 41. 51. 52. 70. 74. 76. 88. 147. 148. 178. 262. 381. 472. 473. 479.
Schlesier 31. 38. 69.
Schlosser 155. 156. 334. 335. 339. 342. 388. 397.
Schmidt, Julian 429.
Schnaase 72.
Schneckenburger 80.
Schnegg 355.
Schnitzer 117. 139. 142. 229.
Schnorr, Opernsänger 474.
Schöll 124. 298. 302. 303. 304. 384. 390. 460. 465. 494.
Schönbein 365.
Schopenhauer 482. 507. 508. 528. 563.
Schorn 171. 391.
Schott 80. 122.
Schrader 45.
Schubart 150. 168. 192. 198. 199. 200. 203. 213. 214. 246. 276. 345. 346. 376. 381. 422. 488. 550.
— Frau 151. 297.
Schubarth 80. 82.
Schubert 179.
Schücking 185.
Schulz, Reg.-R. 292.
Schumann 497.
Schwab 31. 97.
Schwegler 165. 191. 192. 198. 204. 316. 327. 340. 369. 371. 434.
Schwenkfeld 378.
Schwind 517.
Seibertz 393.
Servius Sulpicius 415.
Seybold 226.
Seydelmann 33. 171. 172.
Shakespeare 33. 126. 179. 251. 256. 364. 372. 427. 445. 446. 452. 511. 536.
Sicherer, Dr. 155. 160. 161. 164. 173. 181. 195. 203. 216. 223. 235. 237. 243. 307. 321. 361. 439.
Sickingen, Franz von 350. 352. 353. 354.
Sieyès 205.

Sigel, Emilie 255. 270. 311. 321. 325. 433.
Sigwart 57.
Silcher 45. 302.
Simanowiz, Malerin 298.
Simon 182.
— Prof. 573.
Sokrates 563.
Sonntag, Henriette 300.
Sophokles 124. 125. 179. 225. 237. 386.
Spengler 72. 162.
Spinoza 2. 179. 344. 416.
Spiritus, Dr. 364.
Spittler 161. 382. 384. 422. 443.
Spitzer 406.
Springer 201.
Stahr 247. 304. 400. 407. 503. 516.
St. Beuve 503. 508.
Stehle, Sängerin 514.
Stein, Frau von 225. 230. 232. 268. 303.
— v., Minister 306. 329.
Stephanus 490.
Steudel 10. 22. 28. 29. 35. 38.
Stichling 390.
Storch 185.
Strauß, Dav. Fr., Frau s. Schebest Agnese.
— Vater 86. 100. 109.
— Mutter 82. 83. 84. 85. 86. 87. 101. 109. 126. 388.
— Sohn 172. 248. 270. 302. 311. 440. 549. 551. 552. 574. 576.
— Tochter 152. 154. 158. 234. 302. 371. 388. 395. 565.
— Wilhelm 126. 182. 196. 198. 257. 305. 308. 311. 342. 370. 414. 419. 452. 453.
— Amalie 453.
Ströhlin 530.
Stubenrauch 73.
Suckow, Frau von 73.
Sue, Eugen 160.
Sueton 347. 503.
Swedenborg 452.
Sybel 302. 327. 400.

T.

Tacitus 114. 156. 503.
Tafel 10.
Taine 519.
Thiele 405.
Thierfch, W. 392.
Tholuck 38.
Thomas v. Aquino 89.
Thorwaldsen 265. 405.
Tiberius 218.
Tieck 113. 312. 330. 348.
Titus 218.
Tizian 291. 293. 295.
Töpfer 181. 187.
Treitschke 531. 549. 550.
Trendelenburg 534.
Trübner 543.

U.

Uebelen 91. 127.
Uechtriz 72.
Uexküll, Baron v. 320. 323. 327. 366.
Uhland 97. 218. 235. 440. 460. 463. 489. 493. 504. 549. 569.
Uhlich 197.
Ullmann 40. 58.
Ulrich, Herzog v. Württemberg 328. 352.
Umbreit 71. 335.
Utzin 57.

V.

Vadian 365.
Varnhagen 56. 199. 200. 203. 416.
Vatke 15. 16. 29. 74. 97. 420. 428. 473.
Veit 61.
Vellejus 317. 503.
Vellnagel 56.
Veronese, Paul 291. 295.
Vieweg 256.
Viktor Emanuel 441.
Viktoria, Königin von England 561.
Viktoria, Kronprinzessin v. Preußen u. Deutschland 503. 553. 572.
Virgil 237.
Vischer 32. 40. 44. 65. 68. 76. 79. 94. 108. 109. 121. 140. 142. 146. 151. 162. 174. 201. 215. 232. 242. 253. 267. 276. 290. 307. 310. 320. 321. 325. 335. 337. 339. 343. 365. 367. 388. 401. 412. 417. 427. 442. 455. 456. 457. 458. 477. 488. 496. 497. 498. 499. 502. 505. 515. 537. 545. 546. 547. 555.
Vischer, v., Rittmeister 511.
Vitellius 218.
Volkmar 321. 428.
Voltaire 95. 108. 342. 497. 500. 501.

Digitized by Google

510. 511. 512. 514. 515. 516. 517. 519. 520. 532.
Bopiscus 500.
Boß 342.

W.

Wächter, Jurist 45.
— Maler 323. 325. 327.
Wächter-Spittler 400.
Wagner, Moritz 243. 292. 524. 534.
— Richard 298. 299. 497. 500. 507. 533. 575.
Waiblinger 341.
Wallenstein 404. 498. 499. 530.
Wattenbach 531.
Weber 226.
Wegscheider 88.
Wehrenpfennig 481.
Weidmann 419.
Weigle 6.
Weil 335.
Weiße 75. 178.
Welcker 156. 357.
Werder 123.
Werff, van der 251.
Werner, Pfarrer 149.
Wette, de 14. 24. 88.
Wieland 193. 215. 218. 316. 382. 383. 385. 396.
Wiest 226.
Wildermuth, Ottilie 332.
Wilhelm, König von Württemberg, 224. 230.
— Prinzregent, König von Preußen, deutscher Kaiser 407. 522. 523. 562.
Willemer, Marianne 509. 558.
Windischgrätz 235.
Winkelmann 44. 549.
Winter, Jakob 176. 440.
Wislicenus 197.
— Sohn 473.
Wittgenstein, Fürstin 299.
Wullen 400.

Y.

York 329.

Z.

Zahn 1.
Zeller, Eduard 76. 122. 124. 151. 153. 154. 162. 165. 174. 189. 191. 243. 302. 306. 337. 339. 340. 388. 400. 413. 430. 431. 436. 437. 451. 476. 488. 489. 521. 525. 527. 550. 556.
— Maler 186.
Zelter 509.
Ziegler 543.
Zimmermann 25. 26. 31. 160. 208. 261. 462.
Zittel 324. 344. 348. 413.
Züllig 71. 103.
Zwingli 350. 355. 369.

Digitized by Google

Berichtigungen und Zusätze.

S. 35 Z. 7: statt „Maier“ lies Mayer.
„ 52 „ 9 v. u.: statt „1804“ l. 1807.
„ 72 „ 21: statt „Gründerode“ l. Günderode.
„ 115 „ 4: statt „Schleyer“ l. Schlayer.
„ 133 „ 15 v. u. und S. 140 Z. 4 v. u. ist statt „Nr.“ zu lesen S.
„ 185 „ 1 v. u.: statt „Sang“ l. Fang.

Zu Brief 243 Anf.: Diese noch vorhandenen Abhandlungen sind nicht gedruckt worden.

Brief 264 Anf. ist die Klammer hinter „erfolgten“ zu versetzen.

S. 294 Z. 5: statt „wahrhaftig“ l. wahrhaft.
„ 410 „ 2: statt „Homilietisches“ l. Homiletisches.
„ 469 „ 8 v. u.: statt „1854“ l. 1864.
„ 512 „ 3 v. u.: statt „1830“ l. 1831.
„ 570 „ 2 v. u.: statt „Nitzesche“ l. Nietzsche.

Zu S. 546, Anm. 1: Geht aber schon aus dieser Abhandlung selbst hervor, wie fern es ihm lag, sich mit derselben von dem alten Freund und Kampfgenossen lossagen zu wollen, so erhellt dieß noch deutlicher aus zwei Aeußerungen nach Strauß' Tod: der Anzeige von Reuschle's der Erinnerung an Strauß gewidmeter Schrift (Altes u. Neues, 3. Heft, S. 181 ff.), besonders aber den schönen und warmen Worten, mit denen er 1884 die Enthüllung der Gedenktafel an Strauß' Geburtshaus begleitete (Altes u. Neues, N. F., S. 225 ff.).

Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 02645 1545

Digitized by Google